Alt-Nürnberg.

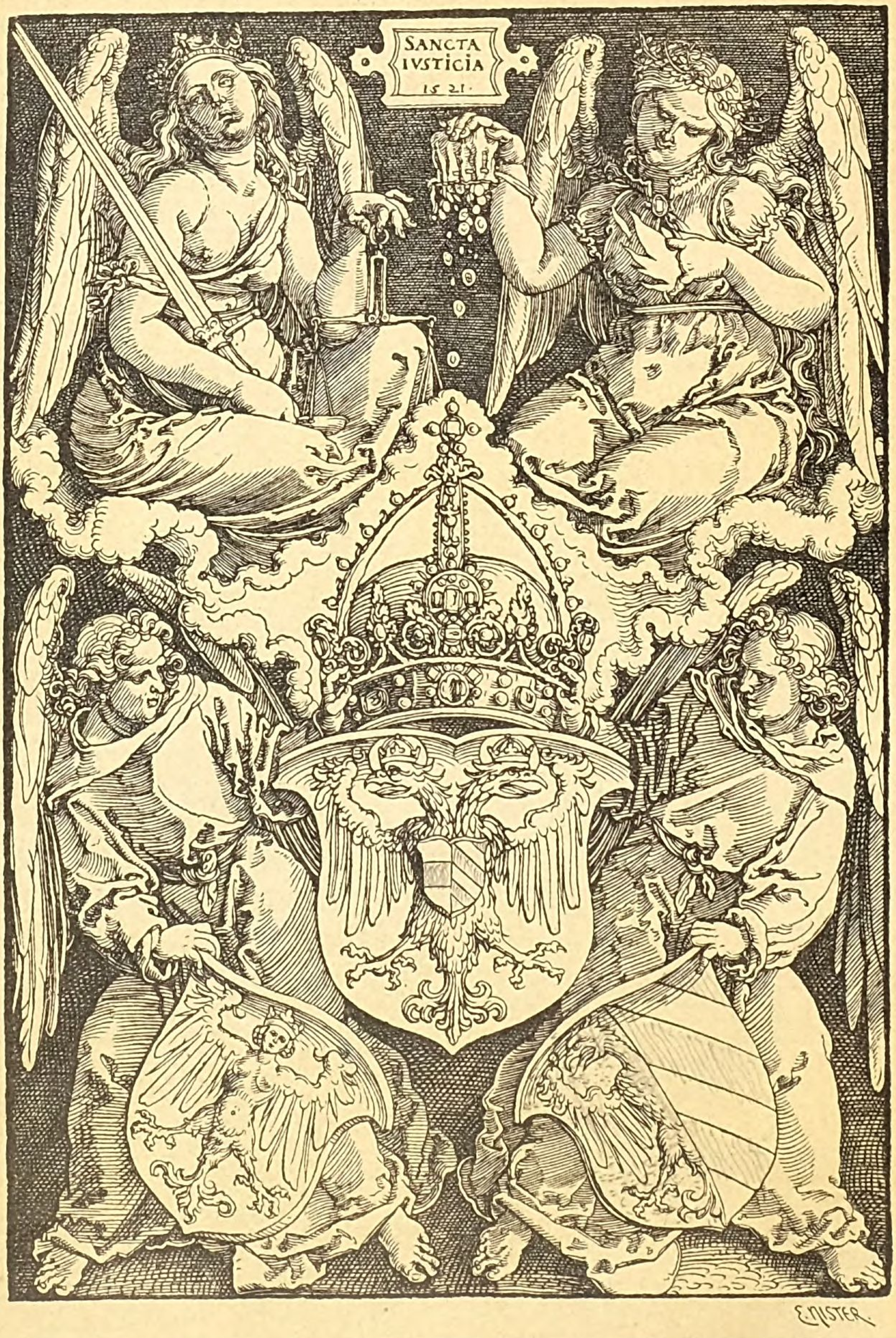
Geschichte einer deutschen Stadt
im Zusammenhang
der deutschen Reichs- und Volksgeschichte

von

Ludwig Rösel.

Mit einem Titelbild und einem hist. Plan der Stadt.

Nürnberg 1895.
Friedr. Korn'sche Buchhandlung.


SANCTA
IVSTICIA
1521
E.NISTER

Alt-Nürnberg.

Geschichte einer deutschen Stadt

im Zusammenhang

der deutschen Reichs- und Volksgeschichte

von

Ludwig Rösel.

Mit einem Titelbild und einem hist. Plan der Stadt.

Nürnberg 1895.
Friedr. Korn'sche Buchhandlung.

Inhalt.

Das Titelbild ist eine Reproduktion des von Albrecht Dürer gezeichneten Titelbildes zur „Nürnberger Reformation". Ausgabe 1521.

Die Beifügung des historischen Planes nach dem Entwurf von M. Bach erfolgt mit gütiger Erlaubnis des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg, welchem das Eigentumsrecht zusteht.

Erstes Kapitel.

Nürnbergs Anfänge unter den Saliern.

Wer in unseren Tagen zur Gewinnung einer Rundsicht über das Gebiet von Nürnberg den Aussichtsturm des Schmaußenbucks besteigt und seinen Blick vorerst südwärts richtet, gewahrt unter sich ein weites, schier endlos scheinend wogendes Meer ragender Baumwipfel. Wendet er sich ost- und nordwärts, so sieht er, wie links und rechts von der Pegnitz durch den wie ein Teppich hingebreiteten Wiesengrund auf zwei durch den Fluß getrennten, stattliche Ortschaften verbindenden Eisensträngen der Dampf Menschen und Güter rastlos hin und her bewegt, an den Halden der aus dem Flußthale sich erhebenden Höhen lagern Fruchtfelder und Hopfengärten in anmutigem Wechsel; das Gebiet des Waldes aber ist bis auf vereinzelte Strecken zurückgedrängt auf die Kuppen und Gipfel der Hügel und Berge. Das Ganze ist ein lieblich heiteres Bild, geschaffen durch menschlichen Fleiß im Bunde mit einer wenn auch nicht verschwenderisch üppigen, doch immerhin freundlichen Natur, welche die ihr gewidmete Pflege dankbar belohnt. Wendet der Beschauer sich nun schließlich nach Westen, so sieht er, wie jenseits der rauchumhüllten, nach allen Seiten hin sich streckenden und reckenden Stadt, in welcher neben den altersgrauen Türmen Hunderte von Fabrikschornsteinen emporragen, ein mächtig weites Blachfeld ausgebreitet, vollständig übersäet mit menschlichen Wohn- und Arbeitsstätten. Fast nichts mehr erinnert an die ursprüngliche Natur; Gott Vulkan hat hier sein Reich aufgerichtet, und sein Mitregent ist der sohlenbeschwingte Merkur: in wenigen Minuten hat so das Auge gleichsam den ganzen Gang menschheitlicher Kulturentwicklung durchmessen.

Doch unsere Aufgabe ist es ja nicht, die Gegenwart, sondern die Vergangenheit zu schildern. Alles geschichtliche Darstellen aber ist im Grunde nichts anderes als Vergegenwärtigung und Veranschaulichung der Vergangenheit; und so wollen wir denn auf dem Grunde der geschichtlichen Zeugnisse für einen Augenblick uns im Geiste um tausend Jahre zurückversetzen. Welch ein anderes Bild tritt da unserem inneren Auge entgegen. Nicht blos südwärts, sondern auch nach den anderen Himmelsrichtungen sehen wir ringsumher nichts als Wald,

welcher hüben und drüben sich dicht bis an die Ufer der in mächtigeren Wogen als jetzt einherflutenden Paginza drängt. Keine Lichtung blinkt uns aus dem Urwalddunkel entgegen, kein Herdrauch steigt in die Lüfte, nichts weist hin auf menschliche Gegenwart und Thätigkeit, und die lautlose Stille unterbricht nichts als die scharfe, kreischende Stimme eines über den schweigsamen Baumwipfeln einsam kreisenden Raubvogels.

Allerdings, wenn wir unseren alten Chronisten und deren Nachschreibern und Nachdichtern Glauben schenken dürften, so stand vor tausend Jahren auf demselben Erdenfleck, wo die beglaubigte Geschichte eine noch nicht von Menschen kultivierte Landstrecke sieht, bereits ein blühendes Gemeinwesen. Eine lange Ahnenreihe war schon im Mittelalter der höchste Ruhmestitel. Um aus Hunderten von Beispielen nur ein paar zu erwähnen: Kaiser Maximilian I., der doch schon von dem Geisteshauch einer neuen Zeit berührt war, verlangte allen Ernstes von der theologischen Fakultät seiner Wiener Universität ein Gutachten darüber, ob die Habsburger von Noah abstammen, und Kurfürst Maximilian I. von Bayern, in seinen Ansprüchen hinsichtlich alter Herkunft bescheidener als der Habsburger, quälte seinen Historiographen Markus Welser auf's Blut, weil er durchaus einen verwandtschaftlichen Zusammenhang des Hauses Wittelsbach mit dem Karls des Großen hergestellt wissen wollte.

Was nun die Genealogen und Stammbaumdichter der Dynastengeschlechter mit viel Fleiß und noch mehr Phantasie zu vollbringen trachteten, das erstrebten in ihrer Weise und für ihre Zwecke die alten Chronisten unserer Städte. Mit selbstherrlichem Belieben schalteten sie über die Zeiträume und gingen mit den Jahrhunderten um, als wären es Jahre oder Wochen. So läßt Sigmund Meisterlin, der Vater der nürnbergischen Geschichte, Trier schon zu den Zeiten des Erzvaters Abraham bestehen, und die Gründung Augsburgs setzt er noch vor Trojas Zerstörung. Der mit Recht gepriesene Vater der bayerischen Geschichte Hans Thurmair von Abensberg, genannt Aventinus, ein Sohn der sonst mehr durch ihren Hopfenbau als durch den Reichtum an heimischen Geistesgrößen berühmten Hollertau, welcher ein halbes Jahrhundert später wirkte als unser Meisterlin und der in der Geschichte der näheren Jahrhunderte sich bereits einer lobenswerten Kritik befleißigte, nennt noch Norix, den ältesten Sohn des Herkules, als Erbauer der Stadt Nürnberg. Ja noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bezeichnete der gelehrte Geistliche J. P. Röder, Rektor bei Egydien und zuletzt Pfarrer von Skt. Leonhard, in seiner Darstellung der nürnbergischen Geschichte unsere Stadt als das bergium des alexandrinischen Geographen Ptolomäus (um 160

n. Chr.), läßt sie unter den Kriegszügen der Imperatoren Trajan, Hadrian, Septim. Severus viele Leiden ausstehen und sich zu Attilas Zeiten durch Zuzug von Flüchtlingen vergrößern u. s. w. Wenn nun ein Vertreter des gelehrten Elements in unserer Stadt, als welcher doch der Rektor und Pfarrer Röder angesehen werden muß, sich noch vor 150 Jahren solchen ausschweifenden Phantasien hinzugeben erlaubt, so darf man es den bürgerlichen Chronisten des 15. und 16. Jahrhunderts gewiß nicht allzu sehr verargen, wenn sie in ihrem patriotischen Eifer das Alter ihrer Vaterstadt möglichst hoch hinauf zu setzen suchten. Das Mindeste aber, was die Chronisten jener Jahrhunderte dem Felsenglauben ihrer Zeitgenossen zumuten durften, war die Aufstellung, daß irgend ein römischer Feldherr zu der jeweiligen Stadt den Grund gelegt habe. Man sah einen besonderen Vorzug darin, irgend ein Mal zu besitzen, welches die Römer als Zeichen ihrer Herrschaft hingesetzt. Es kann also nicht auffallen, daß auch die Nürnberger Chronisten diesen Weg einschlugen, um die Ehren ihrer Vaterstadt zu vermehren.

Die über Nürnberg durch die Blätter der Chroniken laufende Geschichtsfabel lautet bei den einen dahin, daß im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung Tiberius, der ältere Stiefsohn des Kaisers Augustus, an Stelle des heutigen Nürnberg ein Lager aufgeschlagen und Befestigungen errichtet habe, während bei den anderen diese Rolle dem Drusus, dem jüngeren Stiefsohn des Augustus, zugeteilt wird. Römischem Ursprung wurde auch das mutmaßlich älteste Baudenkmal unserer Stadt, der fünfeckige Turm auf der Veste, zugeschrieben. Nichts aber an diesem erinnert an römische Bauweise, und das Bauwerk wird nach dem Urteil der Sachverständigen wohl erst dem 11. Jahrhundert entstammen. Es sind auch sonst nicht die geringsten Spuren in Nürnberg und in dessen Umgebung entdeckt worden, welche auf die einstmalige Anwesenheit römischer Legionen oder gar auf römische Ansiedlungen schließen lassen könnten.

Daß in den Zeiten der Völkerwanderung der aus der Mitte ausgedehnter Waldungen sich emporhebende Burgberg von Abteilungen der auf der Wanderung begriffenen Völkerschaften besetzt, vorübergehend befestigt, von anderen nachfolgenden angegriffen, erobert und wieder verloren worden sei, bis er schließlich von den deutschen Kaisern in dauernden Besitz genommen wurde, ist auch nichts weiter als Mutmaßung. Ebenso luftiger Art und ohne Untergrund ist die Aufstellung des Humanisten Conrad Celtis, daß Flüchtlinge aus dem Donauthal, vor dem Ansturm hunnischer Reiterschwärme sich rettend, hier Zuflucht gesucht und gefunden, sich an den Ufern der Paginza niedergelassen, hauptsächlich Schmiedewerkstätten errichtet und den

Stamm der künftigen Einwohnerschaft Nürnbergs gebildet haben. Und mit demselben Recht mag geglaubt oder bezweifelt werden, daß von herumschweifenden Slaven die Felshöhe, auf welcher sich später die Reichsveste erhob, als Unterschlupf und Standort benutzt worden sei.

Nicht zu verwundern ist schließlich, daß auch die gewaltigste Gestalt des deutschen Mittelalters, Kaiser Karl der Große, in den Ueberlieferungen der Nürnberger Stadtchroniken eine Stelle fand. Nach denselben hat dieser Herrscher, als ihn sein großes Vorhaben, Rhein und Donau durch einen Kanal von der Rednitz zur Altmühl zu verbinden, wiederholt in diese Gegend führte, in den mächtig weiten Waldungen öfters der Jagd obgelegen und an der Stelle des Jagdgezelts, in welchem er einst der Ruhe pflegte, zum Andenken jene Kapelle in Form eines Zeltes errichtet, welche heute noch in dem Weiler Altenfurth zwischen Nürnberg und Feucht zu sehen ist. Auch für die dem hl. Martin geweihte Kapelle bei der Egydienkirche wurde Karl der Große als Gründer genannt.

Die Zerstreuung all dieser Geschichtsnebel, welche über den frühen Jahrhunderten lagerten, haben nun nicht etwa die Freunde Nürnbergs vollbracht, sondern vielmehr diejenigen, welche als seine Feinde angesehen wurden. Jene markgräflich brandenburg-ansbachischen und kgl. preußischen Staatspublizisten und Hofhistoriographen, welche daran gingen, die von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert sich forterbenden gelehrten Grillen und ungelehrten Phantasien mit der Fackel einer rücksichtslosen, zuweilen recht boshaften Kritik zu beleuchten, haben sich um Nürnbergs Geschichte ein großes Verdienst erworben. Dieses Verdienst soll ihnen darum nicht geschmälert werden, daß sie blos zu Gefallen ihrer Brotherren und nicht etwa aus brennendem Eifer für geschichtliche Wahrheit, sondern aus Gehässigkeit gegen die auf ihre politische Unabhängigkeit stolze Reichsstadt jene kritischen Beleuchtungen vorgenommen haben.

An dem Aufschwung der Wissenschaften in Deutschland, seitdem dieses nach dem Zusammenbruch der napoleonischen Weltherrschaft in dem „deutschen Bund" wieder einen notdürftigen Zusammenschluß gefunden, hat auch die Geschichtswissenschaft ihren vollen Anteil genommen. Die zwei großartigen Unternehmungen: das von dem deutschen Patrioten Freiherrn vom Stein, dem großen Reformminister in Preußens trübster Zeit, angeregte Riesenwerk der monumenta historica Germaniae, sowie die weitschichtigen Arbeiten der durch König Maximilian II. von Bayern gestifteten Münchener historischen Kommission sind allein schon vollgiltige Beweise dafür. Rastloser Forschungseifer und Begeisterung für die Wissenschaft, getragen von

warmer Liebe zum deutschen Vaterland, setzten ein Heer von Gelehrten in Bewegung, welche in allen Kulturstaaten des Abendlands die in den Archiven begrabenen Schätze durchwühlten und an's Tageslicht förderten. Durch den achtungswerten Eifer der Geschichtsfreunde entstand ein Netz von Geschichtsvereinen, welches nunmehr alle Gauen Deutschlands überspannt. Von all diesen Bemühungen zog auch die Geschichte des deutschen Städtewesens überhaupt, sowie die der einzelnen Städte, welche in den späteren Jahrhunderten des Mittelalters einen so hochwichtigen Bestandteil unseres Nationallebens bildeten, einen nicht geringen Nutzen. Über die Entstehung und Ausbildung der städtischen Verfassungen, über die Entwickelung der städtischen Freiheit, über die Beziehungen der Kaiser zum Städtewesen im allgemeinen, wie zu den einzelnen Städten insbesondere, verbreitete sich ein ganz neues Licht. Auch unserer Stadt hat es niemals an Männern gefehlt, welche sich der Erforschung der Geschichte Nürnbergs mit Hingebung widmeten und in den letzten Jahrzehnten haben G. W. K. Lochner, K. Hegel, E. Mummenhoff und andere die Kenntnisse über Nürnbergs Vergangenheit vielfach vertieft und erweitert. Aber die Ergebnisse dieser neueren Forschungen haben im ganzen bestätigt, daß die spöttischen Zweifel jener oben berührten, der Stadt feindlich gesinnten Schriftsteller über das Alter der Stadt wohl berechtigt waren.

Seit dem Tage, da die Leiche Karls des Großen in der Gruft des Doms zu Aachen zur ewigen Ruhe bestattet wurde, bis zu der Zeit, wo Nürnbergs Name zum erstenmale auftaucht, hatten sich gewaltige Veränderungen vollzogen, von denen wenigstens die wichtigsten hier kurz berührt werden müssen. Nach wiederholten Teilungen unter den Erben und Nachkommen des großen Frankenkaisers und dem allmählichen Auseinanderbröckeln der Gesamtmonarchie gestalteten sich die durch ein unvergleichliches Herrschergenie zusammengezwungenen Völkerschaften zu bestimmten Nationalitäten. Die beständig auseinanderstrebenden deutschen Stämme fanden in dem deutschen Königtum des Sachsenherzogs Heinrich I. (919—936) endlich ein sie vereinigendes Band. Im Süden und Westen, an Donau und Rhein waren nach der Christianisierung der deutschen Stämme zumeist auf den Trümmern römischer Waffenplätze zahlreiche Bischofssitze entstanden. Um diese, sowie um die weithin zerstreuten Königspfalzen wuchsen Gemeinden empor, welche nach der Erlangung von Marktrechten sich zu befestigten Städten entwickelten. König Heinrich I., dieses ebenso einfach schlicht als groß geartete Gesamtoberhaupt der deutschen Stämme, indem er sich vorsah gegen die verwüstenden Einfälle der ungarischen Horden, bereitete nun auch im Norden, wo, abgesehen von einzelnen Küstenplätzen, fast noch Alles in zerstreuten, jedem Überfall

offenen Einzelnhöfen wohnte, die Bildung von Stadtgemeinden vor. Er traf Veranstaltung, daß zusammenhängende Wohnplätze ummauert und daß in diesen Bergeplätzen, „Burgen", Speicher für die Aufbewahrung der Ernte angelegt wurden. Für die Verteidigung der so geschaffenen festen Zufluchtstätten traf er die zweckmäßigsten Einrichtungen.

Als dieser erste deutsche König aus der sächsischen Familie der Liudolfinger sein ruhmvolles und ersprießliches Dasein geschlossen, kam die Herrschaft über das nun wohlbegründete und wehrfähig gemachte Reich an seinen hochstrebenden Sohn Otto I (936—973). Zu Forchheim in der alten fränkischen Königspfalz wurde von den sächsischen und fränkischen Großen seine Wahl beschlossen, zu Aachen wurde sie unter Beteiligung aller Fürsten vollzogen. An Ottos I. des Großen Namen knüpft sich vor allem jenes welthistorische Ereignis: die Wiederaufnahme von Karls des Großen Kaisertum, die Errichtung des heiligen römischen Reichs deutscher Nation. Neben die geistliche Weltherrschaft des römischen Papstes stellte sich die weltliche Universalmonarchie des römisch-deutschen Kaisers. Erstere aber war eine lebendige, weltumspannende, weltbezwingende Macht, deren Wirksamkeit gleich fühlbar war im vornehmsten Schloß wie in der letzten Hütte, während die letztere eigentlich nichts anderes war und blieb als ein Phantom, ein großartiger — Traum. Wie unausdenkbar viel Geistes- und Willenskraft, Gut und Blut wurde aber für diesen berauschenden Traum der Erneuerung und Nachfolgerschaft des römischen Imperatorentums und der Vorherrschaft der deutschen Nation unter den Völkern des Erdkreises geopfert, vergeudet! Für ihn überstiegen von Geschlecht zu Geschlecht tausend und abertausend deutsche Männer die Alpen, um in der Blüte des Lebens in Italiens heißer Luft hinzusiechen, für ihn fand nach zahllosen Kämpfen, in welchen Siege mit Niederlagen, Triumphe mit Demütigungen beständig wechselten, das heldenhafteste der deutschen Herrschergeschlechter, die Hohenstaufen, seinen entsetzlich tragischen Untergang. Um dieses Traumes willen wurde die Ausbildung einer deutschen Verfassung unterlassen, wurde das Reichsgut verschleudert, wurde das deutsche Fürstentum gestärkt.

Der Gang unserer ganzen nationalen Entwicklung wurde durch die Kämpfe für dieses Herrschaftsideal bestimmt, und nicht die geringste der Wirkungen, welche daraus hervorgingen, war die, daß das alte deutsche Bauern-Kriegervolk sich allmählich in ein nach der Entwicklung aller Menschenkräfte strebendes, städtebauendes Kulturvolk umwandelte. Das Herrschaftsverhältnis zu Italien, die von Otto dem Großen angeknüpften diplomatischen und Familienbeziehungen zu dem oströmischen Reiche, dessen Hauptstadt Byzanz einen Schatz altererbter, wenn auch überreifer angefaulter Kultur in sich trug, bahnten den Handelsverkehr

an. Die Bodenkultur hebt sich unter Mitwirkung der Klöster, das Gewerbewesen fängt an sich zu entfalten, es erheben sich Pfalzen*, Dome und Klöster, welche die Bauwerke der karolingischen Zeit weit übertreffen, die Ausschmückung der Kirchen fördert die Entwicklung der Künste. Die mörderische Niederlage der Ungarn auf dem Lechfeld, welche diese grausame Landplage für immer aus unseren Grenzen verscheucht, zeigt die Waffenmacht des Reichs; im Kreise der Nationen genießt Deutschland ein Ansehen so groß, wie es ihm später nur selten wieder zu teil wird.

Ein großes Unglück für das neue, auf dem innigen Bunde zwischen Krone und Klerus ruhende, nun zu so großem Ansehen gelangte Reich war, daß es Otto II. (973—983), dem Sohne des Neugründers, nicht beschieden war, eine längere Reihe von Jahren der Herrschaft vorzustehen. Nur zehn Jahre lang führte er die Regierung des Reichs, und erst 28 Jahre alt war der thatkräftige Mann voll hohen Schwungs, als er in der Blüte des Lebens in's Grab sank. In der nämlichen Zeit, da Dänen und Slaven die Nordmarken durchbrachen, die mit so viel Blut und Arbeit gewonnenen Grenzlande überfluteten und alles zu vernichten drohten, was bisher unter seinen Vorfahren für Christianisierung und Germanisierung dieser Länder geschehen war, erlitt er selbst gegen Griechen und Araber eine furchtbare Niederlage in Calabrien, aus welcher er mit Not das nackte Leben rettete, um bald darauf, gebrochen durch alle diese schweren Verhängnisse, zu sterben; ein vergeblich warnendes Beispiel für künftige Kaiser, welche sich mit lombardischen Demokraten oder apulischen Baronen herumschlugen, während in der deutschen Heimat alles drunter und drüber ging.

Und noch ein größeres Unglück war, daß der zum Nachfolger Ottos II. noch bei dessen Lebzeiten gewählte, zu Aachen als König gekrönte Sohn des Verstorbenen, Otto III. (983—1002) beim Tode des Vaters ein dreijähriges Kind war. Nach harten Kämpfen unter den Großen des Reichs um die Vormundschaft leitete die Königsmutter, die Griechin Theophano, mit Kraft und Verstand die Verwaltung des Reichs; nach ihrem Hintritt besorgte dies eine andere Frau, die Großmutter Adelheid, bis in seinem 15. Lebensjahr der Jüngling nach der Väter Sitte mit dem Schwert umgürtet und zum König ausgerufen ward. Ein unreifer Jüngling, trat er nun selbst an die Spitze der Reichsverwaltung, erfüllt von unklaren, überspannt phantastischen und mystischen Ideen über seinen kaiserlichen Beruf,

* Pfalz, althochdeutsch pfálanza aus palatium, die Wohnung des Kaisers Augustus auf dem palatinus in Rom, kaiserliche oder königliche Residenz.

beherrscht von dem Gedanken, Rom zum Mittelpunkt des Reichs und zum ständigen Sitz des Kaisers zu machen, zuletzt mehr Büßer und Beter als König und doch zu gleicher Zeit bestrebt, sich mit dem eiteln Pomp der byzantinischen Kaiser zu umgeben, so daß sein früher Tod, der ihn schon in seinem 22. Lebensjahre hinraffte, für das von ihm hintangesetzte und vernachlässigte Deutschland nichts weniger als ein Unglück war.

Im Innern zerrüttet, nach außen von Feinden umlagert war das Reich, zu dessen Leitung nun der Herzog von Bayern, als König und Kaiser Heinrich II. (1002—1024) genannt, als Urenkel König Heinrichs I. gewählt ward. In den früheren Geschichtsdarstellungen, sowie in der landläufigen Volksüberlieferung erscheint derselbe als ein mönchisch gesinnter, weltabgekehrter Betbruder, der kein größeres Vergnügen kannte, als mit seiner geistlichen Umgebung über die Geheimnisse des christlichen Glaubens lateinisch zu disputieren. Diese Auffassung wurde wohl hauptsächlich durch den überschwenglichen Eifer, mit welchem Heinrich seinen Lieblingswunsch, in Bamberg einen neuen Bischofsitz zu gründen, betrieb, hervorgerufen und gefördert. Nach den Zeugnissen der von den sagenhaften Auswüchsen gereinigten Geschichte aber erscheint er uns vielmehr als ein praktischer, unermüdlich thätiger, nüchtern denkender Politiker und tüchtiger Kriegsmann, der es sich sauer genug werden ließ, das durch inneren Streit der Großen zerrüttete Reich wieder in leidliche Ordnung zu bringen. Allerdings verfolgte auch er mit Eifer die römische Kaiseridee und er klammerte durch drei Heereszüge über die Alpen Italien, in welchem durch Arduin von Ivrea aufs neue ein nationales Königtum erstanden war, wieder mit blutigen Ketten an das Reich, aber diese Kaiseridee war ihm von seinen Vorgängern überkommen. Allerdings stützte auch er sich mit Vorliebe auf die Bischöfe und förderte dadurch die ungemessenen Herrschaftsgelüste der hohen Geistlichkeit, aber seine drei nächsten Vorgänger auf dem Thron hatten in noch größerem Maße als er in den Bischöfen die wahren Stützen und Leuchten des Reichs erkannt. Allerdings gelang es ihm nicht, der Polen und Wenden völlig Herr zu werden und es soll ihm nicht selten an der durchgreifenden zielbewußten Energie gefehlt haben, aber sein Arm wurde nur zu oft gelähmt durch die Aufsässigkeit der Großen, zumal in der eigenen Familie. Durch die Kraftvergeudung für die Eroberung der Weltherrschaft war das deutsche Königtum im Innern nicht mehr stark genug, zu befehlen, sondern mußte durch freien Vertrag mit den Großen sein Dasein notdürftig aufrecht erhalten.

Für Nürnberg hat Heinrichs II. Name gerade durch die Stiftung des Bamberger Bistums eine besondere Bedeutung; denn

man darf wohl mit gutem Grunde annehmen, daß sie nicht wenig zur Entstehung Nürnbergs beigetragen hat. Wie schwer war es vormals dem Kaiser Otto I., den Widerstand des Bischofs von Halberstadt zu überwinden und mitten in der slavischen Welt das Erzbistum Magdeburg zu gründen. Noch schwerer ist es dem frommen Kaiser Heinrich II. geworden, seinen Lieblingsplan zur Ausführung zu bringen, zumal er das neue Stift so reich mit Landgebiet ausstatten wollte, daß es hinter keinem der alten reichen Bistümer zurückstehe und sein Plan überhaupt ohne Verkleinerung der Sprengel von Würzburg und Eichstätt nicht durchführbar war. Die beiden Bischöfe von Würzburg und Eichstätt widersetzten sich deshalb auch mit aller Kraft der Minderung ihres Machtgebiets, so daß Heinrich auf der Synode zu Frankfurt (1007) vor den versammelten Reichsprälaten sich auf die Knie niederwarf, um deren Beistand zu seinem frommen Vorhaben zu erflehen. Der Würzburger gab endlich nach, aber der Eichstätter, ein ungeschlachter Hinterwäldler namens Megingaud, beharrte auf seinem Widerstand bis zu seinem Tod, und Heinrich konnte erst mit dessen Nachfolger zu einer Verständigung gelangen. Im Jahre 1015 wurde der nördlich der Pegnitz gelegene Teil des Bistums Eichstätt an Bamberg abgetreten, so daß die Grenze der beiden Sprengel mitten durch das künftige N ü r n b e r g ging. Den Hauptbestandteil des Bistums bildete das von Slaven besetzte Gebiet am oberen Main, der jetzt noch katholische Teil des heutigen Kreises Oberfranken. Für diese Landschaft war die Gründung des Bistums ein wohlthätiges Ereignis. Wie von dem Würzburger Stift aus am mittleren Main eine bessere Bodenkultur ausging, so hat das Bistum Bamberg um die Bebauung des Landes am oberen Main und in den Thalgeländen seiner Nebenflüsse sich ein gleiches Verdienst erworben. Wald und Wildnis verschwanden allmählich und machten jenem lieblich heiteren Landschaftsbild Platz, welches jetzt jeden naturfrohen Wanderer entzückt. Zugeteilt wurden dem neuen Bistum ferner das Königsgut F ü r t h, schon in karolingischer Zeit ein königlicher Meierhof, und die alte Königspfalz F o r c h h e i m, wo schon so mancher Reichs- und Fürstentag abgehalten worden war, sowie die Königsgüter H e r z o g e n a u r a c h und L a n g e n z e n n. Die altberühmte prächtige Königspfalz S a l z an der Saale mit zahlreichen dazu gehörigen Dörfern und vielen weit ausgedehnten Waldungen hatte der Kaiserjüngling Otto III. mit maßloser Freigebigkeit im Jahre 1000 an das Würzburger Bistum verschenkt. In ganz Ostfranken bot sich dem nach kein passender Königssitz dem Reichsoberhaupt zum zeitweiligen Aufenthalt mehr dar, wenn es auf freiem, unbelehntem Reichsboden einen Hof- oder Reichstag abhalten wollte. M u ß t e da

nicht, wenn es galt, durch Franken und den Nordgau vom Rhein zur Donau zu gelangen, jene an der Grenze Ostfrankens inmitten der Waldungen an der Pegnitz sich erhebende Felshöhe die Aufmerksamkeit auf sich lenken als ein wohlgeeigneter Platz für eine Königsstätte?

Im raschen Fluge haben wir zwei Jahrhunderte bis zur Zeit, da Heinrich II. in seinem Bamberger Dom eingesargt wurde, an uns vorüberziehen lassen. Die von Klostergeistlichen verfaßten Annalen dieses Zeitraums wissen von manchem Ereignis zu melden, welches sich in der Gegend von Nürnberg zugetragen hat, ohne daß sie ein einzigesmal diesen Namen erwähnen. Sie erzählen uns von den verschiedenen Reichs- und Fürstentagen, welche zu Forchheim abgehalten worden, und erwähnen die Hofmark Fürth, wo im Jahre 907 der letzte Karolinger deutschen Stammes, Ludwig das Kind, damals 14 Jahre alt, mit ansehnlichem Gefolge sich längere Zeit aufhielt. Wir erfahren dann aus dem Jahre 954 von einer Tagfahrt zu Langenzenn, welche von Kaiser Otto I. veranstaltet war. Sohn und Schwiegersohn, die Herzoge Ludolf von Schwaben und Konrad von Lothringen, verbündet mit dem Erzbischof von Mainz, hatten eine Empörung gegen Otto I. angezettelt. Der hochsinnige Kaiser gedachte da die Sache in Güte zu schlichten, was ihm zwar mit dem Lothringer, nicht aber mit dem eigenen Sohne gelang. Dieser zog von dem Tage mit den Seinen weg nach Regensburg, wohin ihm Otto folgte. Auf dem Marsche dahin bestürmte letzterer vergeblich die Burg Roßstall (damals Horsedal) und zog, um nicht nutzlos Zeit zu verlieren, ebenfalls weiter an die Donau. Ein halbes Jahrhundert später (1003) wird dann der Ort Hersbruck (haderichesbrucca), an der Eingangspforte des oberen Pegnitzthales, erwähnt, in dessen Nähe Kaiser Heinrich II. auf seinem Zuge gegen den Markgrafen Hezilo eine Schlappe erlitt. Aus dem Jahre 1015 endlich wird die oben schon erwähnte bambergisch-eichstättische Sprengelabgrenzung gemeldet, welche der Pegnitz entlang mitten durch das künftige Nürnberg ging. Außerdem begegnen wir in den Urkunden aus jener Zeit den Ortschaften Windsheim, Iphofen, Ottensoos, Schnaittach, Sendelbach, Erlangen, Herzogenaurach, Schwabach, Gründlach u. a. m. Von Nürnberg aber ist keine Rede.

Nach Heinrichs II. Hingang wurde von den Großen des Reichs Konrad von Franken zum König der Deutschen erwählt. Ueber die Wahlhandlung in der Rheinebene zwischen Mainz und Worms besitzen wir von Ludwig Uhland in dem Hohelied der Freundestreue, in seinem dramatischen Gedicht „Herzog Ernst von Schwaben“ eine

herrliche Schilderung voll poetischen Duftes. Mit Konrad II. begann die Reihe der deutschen Kaiser aus dem rheinfränkischen Geschlecht der Salier, welche ein Jahrhundert hindurch (1024—1125) an der Spitze Deutschlands standen. Ein schicksalvolles Jahrhundert, welches unter Konrad II. und Heinrich III. das deutsche Reich auf einer Machthöhe sah, wie sie nur noch einmal unter Friedrich Barbarossa erreicht wurde, welches dann unter Heinrich IV. den Beginn des welthistorischen Kampfes zwischen Kaiser und Papst in sich schloß, sowie einen blutigen Bürgerkrieg, dessen wildes Getümmel den Norden wie den Süden Deutschlands Jahrzehnte lang durchtobte. Ein Jahrhundert, in welchem wir endlich aber auch sehen, wie die Bürgerschaften der langsam heranwachsenden Städte an der Seite des hartbedrängten Kaisers, unbekümmert um den päpstlichen Bannstrahl, ihre jugendfrische Kraft einsetzen in dem Kampfe gegen Bischöfe und Fürsten, gegen geistliche und weltliche Aristokratie.

Auf Konrads II. Königsritt durch die deutschen Gauen geschah es, daß er auf dem Wege von Regensburg nach Bamberg in Mögeldorf übernachtete. Wäre damals schon für den König ein Quartier in Nürnberg vorhanden gewesen, so würde er seinen Ritt wohl noch eine Stunde lang fortgesetzt und seine Rast in Nürnberg statt in dem Weiler Mögeldorf gehalten haben. Sollte jedoch vielleicht nicht gerade jene Reise von Bayern nach und durch Franken Anstoß gegeben haben zur Errichtung der Reichsburg von Nürnberg? Jedenfalls sind die eigentlichen Anfänge der Stadt im ersten Drittel des elften Jahrhunderts zu suchen; denn 25 Jahre nach Konrad II. Königsritt taucht Nürnbergs Name urplötzlich aus dem bisherigen Dunkel hervor. Vom Jahre 1050 melden die Zeitjahrbücher, daß Konrads Sohn und Nachfolger Heinrich III. (1039 bis 1056) in Nürnberg einen Reichstag abgehalten habe, um mit den Fürsten die nötigen Maßregeln zu einem Feldzug gegen die Ungarn zu beraten. Und aus demselben Jahre stammt die erste bekannt gewordene Urkunde, welche als Ort der Ausstellung Nürnberg nennt und damit das Bestehen des Ortes bezeugt. Diese Urkunde betrifft die Freilassung einer Leibeigenen und ist aus dem castrum Noremberc ausgestellt.

War es überhaupt schon für die am äußersten Saum von Ostfranken aufkeimende Niederlassung von Bedeutung, daß zu jener Zeit das thatkräftige Geschlecht der fränkischen Salier das Reichsszepter trug, so war es noch besonders förderlich für dieselbe, daß Heinrich III. den Markt von Fürth hieher verlegte. Allerdings hatte diese kaiserliche Huldverweisung keinen langen Bestand. Der Bamberger Bischof Günther, welcher ehemals Dompropst zu Goslar gewesen und beim

Hofe wohl angesehen war, verstand es, die Vormünder Heinrichs IV. zur Rücknahme dieser Anordnung zu bestimmen, so daß im Jahre 1062 durch königlichen Erlaß Markt, Zoll- und Münzstätte zu Gunsten des Bamberger Domkapitels wieder nach Fürth zurückverlegt wurden. Für die „freie Hofmark“ Fürth scheint diese Maßregel von keinem besonderen Vorteil gewesen zu sein, denn sie blieb noch Jahrhunderte lang ein unbedeutender Weiler und wird noch am Anfang unseres Jahrhunderts amtlich ein „Flecken“ genannt, während Nürnberg überraschend schnell zu Bedeutung heranwuchs. Zu diesem schnellen Wachstum trug nicht wenig bei, daß die Niederlassung um das Jahr 1070 ein vielbesuchter Wallfahrtsort wurde, zu welchem die Gläubigen von nah und fern herbeiströmten.

Es war die dämmerhafte, sagenumschleierte Gestalt des heiligen Sebald, welcher die Verehrung der herbeiströmenden Pilger galt. Was die Legende über den Nürnberger Stadtheiligen erzählt, klingt so wunderbar, daß diese Verehrung in einer Zeit, in der das Unglaublichste gerade für das Erbaulichste galt, leicht erklärlich ist. Skt. Sebald war nach der Legende ein mit allen möglichen guten Eigenschaften ausgerüsteter dänischer Königssohn, welcher zu seiner Vervollkommnung in den Wissenschaften nach Paris ging, dort die Liebe und Hand der Tochter des Königs Dagobert gewann, in der Hochzeitsnacht seiner Angetrauten einen erbaulichen Vortrag über den himmelweiten Vorzug der Gottesminne vor der irdischen Liebe hielt, und dann alsbald fortzog in die Wildnisse des Waldes, um als Einsiedler lange Jahre unter Fasten und Gebet dem Herrn zu dienen. Später pilgert er zum Papst nach Rom; auf dem Rückweg aus Welschland kommt er an die Donau; da er keine Fähre findet, wirft er seinen Mantel ins Wasser und wandert auf ihm über den reißenden Strom an's andere Ufer. Dann kommt er weiterpilgernd in die Wälder um Nürnberg, lehrt allen denen, welche das Heil suchen und thut manchfache Wunder, von denen das Heizen mit Eiszapfen wohl nicht das kleinste ist. Da diese originelle Heizmethode des Nürnberger Heiligen keine Zweifel bei den glaubensstarken Menschen jener Zeit erregte, so wird dies wohl auch hinsichtlich der vielen anderen Wunderthaten Skt. Sebalds, welche er nach seinem Tode noch von seinem Sarge aus fortsetzte, der Fall gewesen sein. Als der Gottesmann fühlte, daß sein letztes Stündlein herannahe, gebot er seiner Umgebung, daß man seinen Leichnam auf einen mit zwei ungezähmten Stieren bespannten Wagen lege und ihn dort zur Erde bestatte, wo das Gespann stehen bleibe. Die Ochsen blieben denn auch ihrer Naturanlage gemäß am Berge stehen, und so kam es, daß am Fuße des Burgbergs die Gebeine des Heiligen in der

St. Peterskapelle, welche später der Sebalduskirche Platz machte, die ewige Ruhe fanden. Die Peterskapelle war eine Filiale der Mutterkirche zu Poppenreuth, was später auch die Sebalduskirche war und bis ins 14. Jahrhundert hinein blieb.

Mit ebenso gutem Grund als für die Entstehung Nürnbergs der Ausgangspunkt in der Anlage der königlichen Pfalz zu suchen ist, kann der Anstoß zur ersten Entwicklung des werdenden Gemeinwesens in den Wallfahrten zum Grabe des wunderthätigen Heiligen erblickt werden. In der Besatzung der Bergveste war der Keimkern der Einwohnerschaft vorhanden, und in dem kaiserlichen Oberbeamten, ob er Burgvogt, Kastellan oder Präfekt hieß, war der Leiter oder Vorsteher der unter dem Schutze der Burg sich bildenden Ansiedelung von selbst gegeben. In der Umgebung der Wallfahrtstätte werden die durch die Menschenansammlung herbeigelockten, feilhaltenden Verkäufer ihren anfänglich vorübergehenden Aufenthalt allmählich in einen ständigen verwandelt haben, und so bildete sich in den von der Peterskapelle die Anhöhe hinauf und von der Burg herab, sowie nach beiden Seiten links und rechts entstehenden, jedenfalls noch äußerst dürftigen Wohnstätten, der Krystallisationskern der künftigen Stadt.

Die Gelegenheit zu lohnendem Erwerb, welche die Kolonie bot, muß eine bedeutende Anziehungskraft ausgeübt und einen raschen Zuzug aus den Weilern und Ortschaften der Nähe und Ferne bewirkt haben, denn schon ein halbes Jahrhundert, nachdem ihr Name zum erstenmal aufgetaucht, wird sie urkundlich (im Jahre 1105) eine „Stadt" (oppidum) genannt. Die Namen der zunächst unterhalb der Burg entstandenen Häuserzeilen, die beiden Schmied- und Krämersgassen, sowie die neben der Burg ostwärts sich hinziehenden Söldnersgassen weisen deutlich auf die Erwerbszweige der hier hausenden Einwohnerschaft hin. Dort ist es das Handwerk, welches Waffen und anderes Rüstzeug fertigt und der Kleinhandel, welcher die notwendigsten Bedarfsartikel liefert, hier ist es das Kriegsvolk selbst, welches fast hart neben der Burg Behausung nimmt.

Die Frage nach dem Ursprung oder der Zusammensetzung der Urbevölkerung Nürnbergs erledigt sich im Großen und Ganzen durch den Hinweis auf die Thatsache, daß in unserer Gegend fränkisches und bayerisches Gebiet mit der von Slaven besiedelten Landschaft zusammenstießen. So mag denn Franken und der Nordgau sowohl als das Slavenland seinen Bruchteil geliefert haben, das weichere, schmiegsamere slavische Element aber von den anderen härter gearteten Bestandteilen bald aufgesaugt worden sein. Der Nürnberger mag sich wegen dieser Gemischtheit der uranfänglichen Bevölkerungselemente mit berühmteren Beispielen trösten: ist doch selbst die Welt-

Hofe wohl angesehen war, verstand es, die Vormünder Heinrichs IV. zur Rücknahme dieser Anordnung zu bestimmen, so daß im Jahre 1062 durch königlichen Erlaß Markt, Zoll- und Münzstätte zu Gunsten des Bamberger Domkapitels wieder nach Fürth zurückverlegt wurden. Für die „freie Hofmark" Fürth scheint diese Maßregel von keinem besonderen Vorteil gewesen zu sein, denn sie blieb noch Jahrhunderte lang ein unbedeutender Weiler und wird noch am Anfang unseres Jahrhunderts amtlich ein „Flecken" genannt, während Nürnberg überraschend schnell zu Bedeutung heranwuchs. Zu diesem schnellen Wachstum trug nicht wenig bei, daß die Niederlassung um das Jahr 1070 ein vielbesuchter Wallfahrtsort wurde, zu welchem die Gläubigen von nah und fern herbeiströmten.

Es war die dämmerhafte, sagenumschleierte Gestalt des heiligen Sebald, welcher die Verehrung der herbeiströmenden Pilger galt. Was die Legende über den Nürnberger Stadtheiligen erzählt, klingt so wunderbar, daß diese Verehrung in einer Zeit, in der das Unglaublichste gerade für das Erbaulichste galt, leicht erklärlich ist. Sft. Sebald war nach der Legende ein mit allen möglichen guten Eigenschaften ausgerüsteter dänischer Königssohn, welcher zu seiner Vervollkommnung in den Wissenschaften nach Paris ging, dort die Liebe und Hand der Tochter des Königs Dagobert gewann, in der Hochzeitsnacht seiner Angetrauten einen erbaulichen Vortrag über den himmelweiten Vorzug der Gottesminne vor der irdischen Liebe hielt, und dann alsbald fortzog in die Wildnisse des Waldes, um als Einsiedler lange Jahre unter Fasten und Gebet dem Herrn zu dienen. Später pilgert er zum Papst nach Rom; auf dem Rückweg aus Welschland kommt er an die Donau; da er keine Fähre findet, wirft er seinen Mantel ins Wasser und wandert auf ihm über den reißenden Strom an's andere Ufer. Dann kommt er weiterpilgernd in die Wälder um Nürnberg, lehrt allen denen, welche das Heil suchen und thut manchfache Wunder, von denen das Heizen mit Eiszapfen wohl nicht das kleinste ist. Da diese originelle Heizmethode des Nürnberger Heiligen keine Zweifel bei den glaubensstarken Menschen jener Zeit erregte, so wird dies wohl auch hinsichtlich der vielen anderen Wunderthaten Sft. Sebalds, welche er nach seinem Tode noch von seinem Sarge aus fortsetzte, der Fall gewesen sein. Als der Gottesmann fühlte, daß sein letztes Stündlein herannahe, gebot er seiner Umgebung, daß man seinen Leichnam auf einen mit zwei ungezähmten Stieren bespannten Wagen lege und ihn dort zur Erde bestatte, wo das Gespann stehen bleibe. Die Ochsen blieben denn auch ihrer Naturanlage gemäß am Berge stehen, und so kam es, daß am Fuße des Burgbergs die Gebeine des Heiligen in der

Sft. Peterskapelle, welche später der Sebalduskirche Platz machte, die ewige Ruhe fanden. Die Peterskapelle war eine Filiale der Mutterkirche zu Poppenreuth, was später auch die Sebalduskirche war und bis ins 14. Jahrhundert hinein blieb.

Mit ebenso gutem Grund als für die Entstehung Nürnbergs der Ausgangspunkt in der Anlage der königlichen Pfalz zu suchen ist, kann der Anstoß zur ersten Entwicklung des werdenden Gemeinwesens in den Wallfahrten zum Grabe des wunderthätigen Heiligen erblickt werden. In der Besatzung der Bergveste war der Keimkern der Einwohnerschaft vorhanden, und in dem kaiserlichen Oberbeamten, ob er Burgvogt, Kastellan oder Präfekt hieß, war der Leiter oder Vorsteher der unter dem Schutze der Burg sich bildenden Ansiedelung von selbst gegeben. In der Umgebung der Wallfahrtstätte werden die durch die Menschenansammlung herbeigelockten, feilhaltenden Verkäufer ihren anfänglich vorübergehenden Aufenthalt allmählich in einen ständigen verwandelt haben, und so bildete sich in den von der Peterskapelle die Anhöhe hinauf und von der Burg herab, sowie nach beiden Seiten links und rechts entstehenden, jedenfalls noch äußerst dürftigen Wohnstätten, der Krystallisationskern der künftigen Stadt.

Die Gelegenheit zu lohnendem Erwerb, welche die Kolonie bot, muß eine bedeutende Anziehungskraft ausgeübt und einen raschen Zuzug aus den Weilern und Ortschaften der Nähe und Ferne bewirkt haben, denn schon ein halbes Jahrhundert, nachdem ihr Name zum erstenmal aufgetaucht, wird sie urkundlich (im Jahre 1105) eine „Stadt" (oppidum) genannt. Die Namen der zunächst unterhalb der Burg entstandenen Häuserzeilen, die beiden Schmied- und Krämersgassen, sowie die neben der Burg ostwärts sich hinziehenden Söldnersgassen weisen deutlich auf die Erwerbszweige der hier hausenden Einwohnerschaft hin. Dort ist es das Handwerk, welches Waffen und anderes Rüstzeug fertigt und der Kleinhandel, welcher die notwendigsten Bedarfsartikel liefert, hier ist es das Kriegsvolk selbst, welches fast hart neben der Burg Behausung nimmt.

Die Frage nach dem Ursprung oder der Zusammensetzung der Urbevölkerung Nürnbergs erledigt sich im Großen und Ganzen durch den Hinweis auf die Thatsache, daß in unserer Gegend fränkisches und bayerisches Gebiet mit der von Slaven besiedelten Landschaft zusammenstießen. So mag denn Franken und der Nordgau sowohl als das Slavenland seinen Bruchteil geliefert haben, das weichere, schmiegsamere slavische Element aber von den anderen härter gearteten Bestandteilen bald aufgesaugt worden sein. Der Nürnberger mag sich wegen dieser Gemischtheit der uranfänglichen Bevölkerungselemente mit berühmteren Beispielen trösten: ist doch selbst die Welt-

stadt Rom durch zusammengelaufenes Volk, das sich auf den Grenzen der Sabiner, Latiner und Etrusker auf einigen Hügeln am Tiber niederließ, gegründet worden.

Zweifellos ist die Nürnberger Mundart nach ihren Hauptbestandteilen ein Abzweig des nordgauischen, speziell des sulzbach-oberpfälzischen Idioms, während das nürnbergische Naturell weit weniger dem schwerflüssigen bayerischen, als dem leichtbeweglichen fränkischen sich nähert. Müßig wäre ein weiteres Eingehen auf die mutmaßliche Mischung der Urelemente der Nürnberger Einwohnerschaft; denn so viel ist sicher: der genius loci, wenn es erlaubt ist, denselben anzurufen, hat sich im Laufe der Zeit so überwältigend urkräftig erwiesen, daß unter seinem Einfluß jene verschiedenen hier zusammenfließenden Elemente zu einem gleichartigen Ganzen zusammenschmolzen, welches als Nürnbergertum in Sitten und Gebräuchen, in Art und Unart, sowie in der Sprachweise sich als besonderes, eigenartiges, scharf ausgeprägtes Wesen darstellt.

Noch müßiger wäre eine eingehende Beschäftigung mit der Deutung des Namens der Stadt, welche in den ältesten Urkunden Norembere, Nourenberg, Nuorinperc, Niurenberg, Nurenberch, Nurmberc, Nurenberc, Nurenberg genannt wird. Namensdeutung war von je ein beliebter, eifrig betriebener Gelehrten- und Laiensport, und so ist denn auch auf die Erklärung unseres Stadtnamens schon sehr viel spintisierender Scharfsinn verwendet worden, ohne daß jedoch einer der verschiedenen Erklärungsversuche allgemeine Anerkennung gefunden hätte. Die bisherigen Deutungsversuche haben ebensowohl römischen als slavischen oder germanischen Ursprung in Anspruch genommen. So empfehlen die Anhänger der römischen Herkunftstheorie uns „Neroberg“. Die Verfechter slavischen Ursprungs weisen auf das slavische Wort: Na horje „auf dem Berg“ oder auf Nuoro, eine (unbekannte) slavische Gottheit. Wieder andere bringen: „Norikerberg“ (mons Noricorum) von den angeblich durch die Hunnen vertriebenen Norikern; „Nuoriberg“ nach der von den Markomannen abgesplitterten Völkerschaft der Narisker; „Nordenberg“, „Nordberg“, „Norberg“ vom Nordgau; auch „Nierenberg“ (von der Form der Niere), „Nur ein Berg“, „Norberg“ von dem altdeutschen nore Fels, Berg u. s. w. kommen zum Vorschein. In neuester Zeit hat Mummenhoff in seiner Schrift „Altnürnberg“ auf das alte, in einer Urkunde König Adolfs von Nassau 1294 gebrauchte Wort „Nurung“ (Rodung), alte Form nure, hingewiesen, wonach Nurenberg gerodeter, abgeholzter Berg bedeuten würde. Ein allerneuester Deutungsversuch macht den Burgberg zu einem einstmaligen Tummelplatz von Wildschweinen, indem er auf das altdeutsche Wort „norke“, „wühlen“, von den Wildschweinen

hinweist, wonach der Name Nürnberg also so viel als Wühlberg bedeuten würde, wobei man fast an die berühmte Familie der „Wühlhuber" denken könnte. Der alte unverfälschte Nürnberger, eine Gattung, die immer seltener wird, nennt seine Stadt Nernberg, mit einer leichten Anstreifung an Nörnberg.

Zum Unheil Deutschlands und zum Unsegen seines gleichnamigen Sohnes starb Kaiser Heinrich III., da er kaum 39 Jahre alt war (1056), während der Knabe erst sechs Jahre hinter sich hatte. Der Kaiser hatte die Großen des Reichs schon im Jahre 1053 vermocht, den dreijährigen Knaben als künftigen König der Deutschen anzuerkennen. Jetzt, da der Kaiser tot, wurde die Wahl bestätigt und die Krönung in der Kaiserstadt Aachen in aller Form vollzogen. Mit unbezwinglicher Thatkraft hatte Heinrich III. geherrscht; so viel Feinde auch gegen ihn sich erhoben, er warf sie nieder. Einverstanden mit den vom Kloster Cluny ausgehenden Bestrebungen auf Erneuerung der Kirche und Reform des verlotterten Papsttums war er zu beherrschendem Einfluß in Sachen der Kirche gelangt; die weitgebietende Stellung, die er errungen, schien ihm die Oberhoheit über die abendländische Christenheit zu sichern. Aber aller Glanz dieser Stellung beruhte ausschließlich auf seiner gewaltigen Persönlichkeit; er gab weder Gesetze noch schuf er dauernde Institutionen zum Ausbau des Reiches. So mußte es denn kommen, wie es kam.

„Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist" heißt es in der Schrift. Ebenso gut kann man, wenigstens in Bezug auf Heinrich IV. sagen: Wehe dem Kind, welches König sein muß über ein Land. Ohne Halt an der schwachen, wankelmütigen Regentin-Mutter (Agnes von Poitou), hin- und hergeworfen zwischen den zwei geistlichen Vormündern, den Erzbischöfen von Köln und Bremen, zuerst unter dem überstrengen Zwang des asketisch finsteren Anno von Köln, dann gehätschelt und umschmeichelt von dem grundsatzlosen Adalbert von Bremen, schließlich umringt von einem Schwarm junger, unbändiger, genußtoller Adeliger, aus den Händen der Pfaffen gekommen in die Hände der Junker, so ward Heinrich IV. mit 15 Jahren Gebieter des Reichs. Dem Knaben, entbehrend der Haltung und Würde, welche dem Herrscher ziemt, wurde deshalb auch jenes Maß von Achtung und Ehrerbietung versagt, welche er gemäß seiner Stellung beanspruchen mußte. Hatte er sich bald nach Beginn seiner Herrschaft der Sachsen zu erwehren, so stand ihm später eine ununterbrochene Reihe furchtbarster Kämpfe bevor, fortdauernd bis an's Ende seiner Tage, in welchen er aus dem sittlich verwilderten Jüngling sich allmählich zum tüchtigen Mann, klarsichtigen Staatslenker und unverzagten Krieger herausbildete.

Der schwerste Kampf, den er zu bestehen hatte, war der, welchen Papst Gregor VII. entzündete: der Streit um den Vorrang der geistlichen vor der weltlichen Macht. Bereitwillige Bundesgenossen fand der Papst bei den Fürsten des Reiches; denn neben Bann und Interdikt gehörte zu dem päpstlichen Kriegsapparat besonders die Verleitung zu Treubruch und Verrath. Schrieb sich ja der Statthalter Christi das Recht und die Macht zu, Eide zu binden und zu lösen. Ein Schelmenstück besonderer Art in dem Ränkespiel, dessen Hauptziel die völlige Vernichtung von Heinrichs IV. Ansehen war, um schließlich dessen Absetzung herbeizuführen, war der Fall Regenger (1073). Dieser Mann aus Heinrichs Umgebung wurde, mutmaßlich von Herzog Rudolf von Schwaben, bestochen, um über seinen Herrn die abscheulichsten Dinge auszusagen. Er beteuerte, der König habe ihn und noch einige andere Leute aufgefordert, die beiden Herzöge Rudolf von Schwaben und Berthold von Kärnthen, sowie noch einige andere in Würzburg versammelte Fürsten zu ermorden. Der Streich verfehlte auch nicht seinen Zweck. Die Fürsten verließen alsbald das Hoflager, kündigten dem König den Gehorsam und veranlaßten die Berufung eines Tages in Mainz, um dort über Regengers Anklage und über den deutschen Thron zu entscheiden. Heinrich sah vor sich den Untergang; unentmutigt aber eilte er gegen Mainz, um dort das ganze Gewebe, das ihn verderben sollte, zu zerreißen. Da geschah es, daß die Bürgerschaft von Worms, als ihr Bischof den Einzug des Königs verweigerte, sich einmütig erhob, den Bischof zur Flucht zwang und den bedrängten König mit Jubel und mit dem Gelöbnis, ihm mit den Waffen beizustehen, in ihre Mauern aufnahm. Die Bewegung setzte sich in den Städten den Rhein entlang bis hinab nach Köln wie ein Flugfeuer fort und Heinrich gewann durch dieses vollkräftige Eintreten der Bürgerschaften wieder festen Boden unter den Füßen.

Wir erwähnen hier diese Begebenheit, weil Heinrich bei Beginn dieser Episode zum erstenmale in Nürnberg als König weilte. Und noch öfter nahm er dann während seines stürmevollen Lebens seinen Aufenthalt auf der Grenzburg von Franken. Zuerst wieder 1074, wo er die Gesandten des Papstes Gregor VII. empfing, und dann 1077, nachdem er, um sich gegen die inneren Feinde Luft zu machen, den berühmten Bußgang nach Canossa gemacht hatte. Ein anderer Mann tritt uns jetzt entgegen, abgestreift ist der Übermut der Jugend, aber auch das Hin- und Herwanken, und fest entschlossen faßt er sein Ziel ins Auge. In jenen Tagen, welche er auf der Reichsburg von Nürnberg zugebracht, scheinen seine Pläne und Entschlüsse zur Reife gekommen zu sein. Seine Gegner hoben den Schwabenherzog Rudolf als Gegenkönig auf den Schild und dieser fand hauptsächlich bei den

Sachsen seine Stütze. Aber für Heinrich erklärten sich die größeren Städte, vor allem die am Rhein, trotz dem von neuem durch den Papst über den König verhängten Bannfluch, und boten Waffen und Mannschaften. Und treu blieben ihm auch trotz aller Drangsale die Städte im Donaugebiet: Ulm, die alte Königspfalz, Regensburg und Augsburg. Die Bürger von Würzburg vertrieben ihren Bischof und schlossen vor dem heranrückenden Gegenkönig Rudolf die Thore. Und in unverbrüchlicher Treue und Anhänglichkeit verharrte auch Nürnberg, die junge Königspfalz, welche auch noch hinlänglich Gelegenheit erhielt, diese Treue mit der That zu erweisen.

Die schwerste Bitternis war für Heinrich IV., welcher 1097 neuerdings noch einmal längere Zeit in Nürnberg geweilt, noch vorbehalten. Ungeduldig, zur Herrschaft zu kommen, trat sein Sohn, der nachherige Kaiser Heinrich V., ihm in offener Empörung entgegen. Am Rhein standen sich die Heere von Vater und Sohn gegenüber, ohne daß es zum Kampfe kam. Der junge Heinrich eilte von da nach Ostfranken, da ihm vor allem daran lag, auf die dortigen Besitzungen die Hand zu legen, und zog in Würzburg ein, das ihm keinen Widerstand leistete. Von da zog er gegen Nürnberg, wo er aber dem hartnäckigsten Widerstand begegnete. Die Burg wurde von dem Burgvogt Gottfried und von Konrad, dem Grafen des Radenzgaues, die Stadt von den Bürgern auf's tapferste verteidigt. Heinrich IV., welcher mittlerweile auch nach Würzburg heraufgezogen war und dort weitere Heereskräfte zu sammeln suchte, hoffte der bedrängten Stadt Entsatz senden zu können. Wie es scheint, wollte oder konnte der von ihm um Hilfe angegangene Bischof von Bamberg diesen Beistand nicht leisten und so befahl, nachdem die Belagerung schon zwei Monate gedauert, der Kaiser den Belagerten, sich zu ergeben. Daß bei dieser Gelegenheit eine Anzahl der hölzernen Wohnhäuser zerstört wurden, ist wohl anzunehmen; wenn aber die Chronisten erzählen, die Stadt sei vollständig eingeäschert worden und die Bewohner hätten sich nach verschiedenen Orten, Koburg, Bamberg, Augsburg, Regensburg, Neumarkt zerstreut, so ist dies nichts anderes als Erfindung oder Übertreibung, so gut wie die Erzählung, daß durch Verrat der Juden der Ort in des jungen Heinrich Hände geliefert worden sei, denn die Juden werden urkundlich erst im Jahre 1288 in Nürnberg erwähnt.

Daß der Platz als wichtiger strategischer Punkt angesehen ward, ist aus der ausdauernden Mühe ersichtlich, die sich der junge Heinrich für dessen Gewinnung gegeben hat. Übrigens war der Umfang Nürnbergs damals noch sehr gering. Östlich und südöstlich erstreckte sich der Ort bis an den Egydienberg und die alte Ledergasse (jetzt

Tucherstraße) und westlich bis an die außerhalb der Stadtumfassung liegende Rosenwiese, auf welcher in späterer Zeit der „Neubau“ (jetzt Maxplatz) erstand. Längs des Flusses zogen sich Grasplätze hin, darunter vielleicht auch Nutzgärten, so daß die eigentliche Stadt noch an keiner Stelle unmittelbar von der Pegnitz bespült wurde.

Die Tage Heinrichs IV. waren gezählt. Bevor er aber aus dem Leben schied, ward ihm noch eine Fülle von Schmach zu teil. Durch schmählichen Verrat des Sohnes Gefangener, vor den zu Ingelheim versammelten Fürsten unter dem thronenden Vorsitz des Sohnes nicht blos zu der Erklärung genötigt, daß er „freiwillig“ auf die Krone und deren Güter verzichte, sondern auch vor dem päpstlichen Legaten zur Ablegung des Sündenbekenntnisses gezwungen, ohne daß er doch Absolution empfangen hätte, — so moralisch vernichtet ward ihm die Pfalz Ingelheim als Aufenthaltsort angewiesen. Von da entfloh er; noch einmal sammelten die Freunde ein Heer für ihn, welches die Scharen des jungen Königs schlug. Da machte der plötzliche Tod des alten Kaisers (in Lüttich 7. August 1106) diesen unglückseligen Wirren ein Ende. Die Priesterschaft verweigerte dem Gebannten die Ruhe in geweihter Gruft; die Bürgerschaften der Städte aber bewahrten Treue auch seinem Andenken.

Im Jahre 1108 betrat Heinrich V. wieder Nürnberg, um für einige Zeit Aufenthalt zu nehmen; von weiteren Besuchen ist nichts bekannt. Die Züge von rücksichtsloser Härte und Herrschsucht in dem Charakterbild dieses Herrschers müssen abstoßend wirken. Auch sollte man denken, daß er, der gerade bei den Städten so mannhaften Widerstand gefunden, diesen seine Ungunst angedeihen lassen und daß diese hinwiederum ihm ihren Widerwillen zeigen würden. Aber Heinrich V. war ein Regent klarsten Verstandes, welcher die Bedeutung der heranblühenden Städte wohl zu schätzen wußte und die Städtebürger hingegen hatten auch schon lange erkannt, daß nur der Kaiser ihr wahrer Hort sein kann gegen die Eingriffe der Fürsten und Bischöfe in die städtische Entwicklung. Und so kam es, daß gerade diesem schlechten Sohn, aber großen Kaiser, dem letzten aus dem Geschlechte der Salier, das Verdienst zuerkannt werden muß, Namhaftes für das Gedeihen der Städte geleistet zu haben. Der Freiheitsbrief, welchen er der seinem Vater so treu anhänglichen Stadt Speyer erteilte, war ein leuchtendes Beispiel und ein Bahnzeiger für die kommende Zeit. Das Privileg ward mit goldenen Buchstaben am Portal des Domes angebracht und verkündete zwei große Grundsätze oder Grundrechte: 1) daß die Bürger von Speyer blos innerhalb ihrer Mauern Recht zu nehmen brauchen, womit die Trennung der Stadt von dem unfreien Land

und das Recht der Bürger auf ein ausschließliches Stadtrecht ausgesprochen war, und 2) daß kein Höriger, der Jahr und Tag in der Stadt gesessen hat, von seinem Herrn zurückgefordert werden darf. Der Grundsatz: die Stadtluft macht frei, war der Lebenskeim der Städte im Mittelalter.

Heinrich V. starb am 23. Mai 1125 in Utrecht. Mit ihm erlosch das Geschlecht der Salier, welches dem Reich vier bedeutende Herrscher gegeben hat und als deren Schöpfung und Lieblingssitz Nürnberg anzusehen ist.

Zweites Kapitel.

Nürnberg unter den Hohenstaufen.

In innigem Anschluß an den vierten und fünften Heinrich und ohne Wank teilnehmend an deren Kämpfen war das schwäbische Geschlecht der Staufer, bekannter unter dem Namen der Hohenstaufen, in die Höhe gekommen. Der ältere Friedrich von Stauf empfing von Heinrich IV. zum Lohn das Herzogtum Schwaben und die Hand der Kaisertochter Agnes. Deren Söhne Friedrich und Konrad wurden von dem Oheim Heinrich V. zum Erben aller seiner Besitzungen gemacht, wozu Nürnberg gerechnet wurde. Kurz vor seinem Tode vertraute der Kaiser dem älteren der staufischen Brüder, Friedrich, die Reichsinsignien an, womit er deutlich seinen Wunsch zu erkennen gab, daß dieser, sein hochbegabter Neffe, zu seinem Nachfolger erwählt werden möge. Dieser wohlberechtigte Wunsch des Sterbenden ging aber nicht in Erfüllung. Die päpstliche Partei in der Wählerschaft unter Führung des ränkevollen Mainzer Erzbischofs Adalbert und unter eifriger Betreibung der päpstlichen Legaten gewann die Oberhand und wählte den Herzog Lothar von Sachsen zum König (1128 bis 1138). Dieser ließ es sich zunächst angelegen sein, seine Stellung im Reich zu verstärken. Zu diesem Zwecke suchte er sich das uralte Geschlecht der Welfen in der Person Herzog Heinrichs von Bayern zu verbinden und versprach die Hand seiner Tochter Gertrud dem Sohne des Bayernherzogs, welcher nachmals Heinrich der Stolze genannt wurde. Dann ging er daran, die durch das salische Erbe so sehr vergrößerte Macht der staufischen Nebenbuhler zu brechen. Unter der großen salischen Erbschaft befanden sich auch Besitzungen, darunter Burg und Stadt Nürnberg, welche als Reichsgut angesehen werden konnten, während dieselben von den Hohenstaufen als salisches Hausgut, zu dessen Herausgabe sie nicht verpflichtet seien, in Anspruch genommen wurden. Eine Fürstenversammlung zu Regensburg sprach auf Lothars Antrieb die fraglichen Besitzungen den Hohenstaufen ab und dem Reiche zu. Die Staufen aber trotzten diesem Spruche und gingen daran, ihr Erbe mit dem Schwerte zu schützen. Sie setzten Schwaben in Verteidigungsstand und verstärkten die Besatzung der Burg von Nürnberg, dessen Einwohnerschaft treu zu den Hohenstaufen hielt.

Die Verteidigung von Nürnberg, um dessen Gewinnung es Lothar vor allem zu thun war und das nun einer zweiten Belagerung entgegensah, leitete Konrad, welchem die Erbgüter in Franken zugeteilt waren. Im Juni 1127 rückte Lothar, vereint mit den Scharen der Herzoge von Bayern und Böhmen, vor Nürnberg und umzingelte den Platz von allen Seiten. Die Verteidiger aber leisteten tapfersten und hartnäckigen Widerstand auch in Konrads zeitweiliger Abwesenheit, als dieser weitere Streitkräfte zum Entsatz herbeiholte. Zehn Wochen lang bedrängten die Heerhaufen des Königs den Platz, und die Böhmen, weder Freund noch Feind schonend, hausten weit herum in der Gegend so gräßlich, daß Lothar in ehrenhafter Weise sich entschloß, diese räuberischen Horden zu entlassen. Mittlerweile rückte Konrad mit den von ihm gesammelten Streitern zum Entsatz heran und der durch den Abzug der Böhmen geschwächte König hielt es für das klügste, die Belagerung aufzugeben. Ohne einen Kampf zu wagen zog Lothar, gewiß nicht zur Erhöhung seines Ansehens im Reich, von dannen, Würzburg zu, wohin ihm Konrad folgte. Das von seinen Bedrängern befreite Nürnberg verblieb im Besitz der Hohenstaufen; Lothar aber ließ sich dadurch nicht abhalten, seinen Schwiegersohn, den jungen Bayernherzog, außer mit Greding auch mit Nürnberg zu belehnen.

Die siegreiche Verteidigung Nürnbergs steigerte den Mut und den Unternehmungsgeist der staufischen Brüder und verführte sie zur Überschätzung ihrer Kräfte. Konrad veranstaltete vor Würzburgs Mauern, innerhalb deren Lothar sich aufhielt, diesem zum Spott und Hohn ein glänzendes Turnier, machte einen mißlungenen Versuch, sich Bambergs zu bemächtigen, warf sich schließlich zum Gegenkönig auf und zog über die Alpen, um sich zum Herrn von Italien zu machen, was ihm aber ebenfalls nicht gelang. Sein Bruder Friedrich suchte sich mit Mühe in Schwaben und am Rhein zu halten. Aber Speyer, wie Nürnberg ein Hauptpunkt staufischer Macht, welches schon einmal einer Belagerung durch Lothar siegreich widerstanden, sah sich endlich, da Friedrich keinen Entsatz bringen konnte, nach einer zweiten Belagerung gezwungen, um Neujahr 1130 dem König die Thore zu öffnen. Nürnberg ergab sich ebenfalls noch in demselben Jahre nach vorausgegangenen Unterhandlungen und blieb dann bis zum Ausgang Lothars (1138) eine bayerische Stadt. Augsburg, von wo aus Lothar seine erste Romfahrt antrat (1132), fiel gänzlicher Zerstörung anheim, nachdem durch einen Streit der staufisch gesinnten Bürger mit den königlichen Dienstmannen ein blutiger Aufruhr entstanden und vom König niedergetreten war. Und endlich fiel auch Ulm, das Hauptbollwerk der Hohenstaufen, trotz tapferster Verteidigung

in die Hände des Herzogs Heinrich von Bayern. Es wurde bis auf die Kirchen vollständig niedergebrannt, um später durch die Hohenstaufen um so herrlicher wiederzuerstehen.

Mit dem Fall der schwäbischen Donaustadt war die Niederlage der staufischen Brüder besiegelt. Auf dem glänzenden Reichstage zu Bamberg 1135 warf sich Herzog Friedrich öffentlich dem Kaiser zu Füßen und bat demütig um dessen Gnade. Großmütig gewährte ihm der Kaiser volle Verzeihung und ließ ihm sein Herzogtum, sowie auch die salische Erbschaft, soweit nicht bereits darüber verfügt war. Bald darauf erfolgte auch die Aussöhnung mit Konrad. Folgend dem Hilferuf des Papstes Innocenz II., der von den mit dem Gegenpapste Anaklet verbündeten Normannen hart bedrängt war, überstieg der alte Kaiser noch einmal die Alpen und zwar diesesmal mit starker Heeresmacht. Heimkehrend als Sieger, starb er in dem Lechthaldorf Breitenwang unweit von Hohenschwangau 3. Dezember 1137.

Sterbend hatte Lothar die Reichsinsignien seinem Eidam, Heinrich dem Stolzen, übergeben und wohl konnte er hoffen, daß dem Erben seiner weit ausgedehnten Besitzungen in Sachsen durch die Wahl der Fürsten das Reichsszepter zufallen würde. Durch Lothar, welcher am Anfang seiner Regierung im Reich zuerst selbst eine Stütze bei den Welfen gesucht, war das welfische Haus zu großartigster Bedeutung gelangt. Zu dem mächtigen Herzogtum Bayern, dem uralten welfischen Besitz in Schwaben, den von dem Schwiegervater ererbten großen Besitzungen in Sachsen und der Anwartschaft auf das Herzogtum dieses Landes hatte Heinrich in der Markgrafschaft Tuscien auch noch das erste Lehen Italiens erhalten. So konnte er mit Recht von sich rühmen, daß seine Macht von der Ostsee bis an das mittelländische Meer reiche. Aber gerade dieser übergroße Machtbesitz mochte bei den weltlichen und geistlichen Wählern die Besorgnis erregen, in vollständige Abhängigkeit zu geraten, wenn dem Träger solcher Machtfülle auch noch die Krone des Reiches zufiele. Und zudem war Heinrich der Stolze, wie schon der ihm gewordene Beiname andeutet, hochfahrenden Wesens und durchaus nicht als besonders ergebener Freund der Kirche bekannt. So kam es denn, daß Wunsch und Hoffnung Lothars auf die Nachfolgerschaft seines Eidams ebensowenig in Erfüllung ging, als vordem die Erwartungen Kaiser Heinrichs V. auf die Nachfolgerschaft seines Neffen, Friedrich von Schwaben, sich verwirklicht hatten. Nicht der Welfe Heinrich, sondern der Hohenstaufe Konrad wurde zum König der Deutschen gewählt (22. Februar 1138). Um dem Welfen zuvorzukommen, ward die auf Herkommen beruhende Reichsverfassung durch die Art der Wahlhandlung schmählich verletzt. Wieder war es ein Erzbischof, welcher

die Wahl und damit das Geschick des Reiches lenkte und zwar Aribo, der geriebene Kirchenfürst von Trier, welcher von dem Hohenstaufen Konrad größere Lenkbarkeit und Fügsamkeit erwarten mochte, als von dem stolzen Welfen. Heinrich der Stolze, wahrscheinlich durch trügerische Versprechungen gewonnen, verzichtete auf den Widerstand gegen die dem geheiligten Herkommen hohnsprechende Königswahl und lieferte die Reichsinsignien, welche auf der Burg zu Nürnberg aufbewahrt gewesen, an König Konrad III. aus.

Nürnberg, welches der neue König sofort wieder zu seinen und des Reiches Handen genommen, ward und blieb fortan sein Lieblingssitz. Diese Vorliebe des ersten deutschen Königs aus dem Hause der Hohenstaufen für Nürnberg zeigte sich deutlich darin, daß er nicht blos fast jedes Jahr längeren Aufenthalt da nahm, daß er zu wiederholtenmalen Hoftag da hielt und von da ausritt in seine Feldzüge gegen Sachsen, Böhmen und Polen, sondern daß er auch seinem Sohne Heinrich, welchem er während seiner durch die Teilnahme am zweiten Kreuzzuge verursachten längeren Abwesenheit die Reichsverweserschaft übertragen hatte, die Burg von Nürnberg als Residenz bestimmte. Zugleich trug er nicht wenig zur Vergrößerung und Verschönerung seines Lieblingsaufenthalts bei. Auf den Wunsch seiner Gemahlin, der Königin Gertrud, errichtete er auf der Stelle, wo die Sft. Martinskapelle stand, zu Ehren des hl. Egydius ein Benediktiner- oder Schottenkloster, dessen erster Abt Deocharus, der Beichtvater der Königin, wurde. Die Chronisten erzählen, daß Konrad unterhalb des von ihm gestifteten Klosters, welches noch außerhalb der damaligen Stadtumfassung lag, schöne Lusthäuser aus Backsteinen erbaut und um den Paniersberg herum Ziergärten angelegt habe. In seine Regierungszeit fällt auch die zweite größere Erweiterung der Stadt, bei welcher zum ersten Male das Gelände des südlichen Pegnitzufers in den Stadtbezirk einbezogen wurde.

So vorteilhaft nun Konrads III. Herrschaft für Nürnberg und dessen Entwicklung sein mochte, so unfruchtbar erwies sich seine Regierung für das Reich, wohl hauptsächlich durch die Mängel seiner Persönlichkeit. Die Geschichte seiner Regierungszeit ist ein wüstes Durcheinander von Kampf und Streit. Staufen und Welfen, Babenberger und Zähringer stunden wider einander und befehdeten sich ohne Unterlaß. Konrad war eben nichts weniger als ein über den Parteien stehendes Oberhaupt, welches mit gerechtem Sinn und fester Hand die vielfachen Zwiste der Fürstenhäuser, hinter welchen das allgemeine Interesse des Reiches vollständig verschwand, zu schlichten vermocht hätte. An Bewußtsein seiner hohen Stellung fehlte es ihm ja nicht und er prunkte mit der kaiserlichen Würde, obgleich er, nach-

dem er vom Papst nicht zum Kaiser gekrönt war, nach den Ansichten jener Zeit den kaiserlichen Titel zu führen gar nicht befugt war. Er war von stattlicher Erscheinung, tapfer, milde und leutselig, aber sein schwankendes, unzuverlässiges, fremden Einflüssen zugängliches Wesen that seinem Ansehen unendlichen Abbruch. Dazu kam noch das schreckliche Mißgeschick, das ihn, als den einen Führer des zweiten Kreuzzuges, traf.

Das von den Helden des ersten Kreuzzugs gegründete Königreich Jerusalem war nach kaum halbhundertjährigem Bestand in ärgster Bedrängnis. Edessa, das Bollwerk der christlichen Herrschaft in Syrien, war in die Hände der Moslems gefallen. Der Hilferuf aus Palästina entzündete die berühmte Beredsamkeit des frommen Abtes Bernhard von Clairvaux zur lodernden Flamme, welche das Feuer der Begeisterung für einen neuen Kreuzzug durch alle Gauen Frankreichs fortpflanzte. Ehe der heilige Mann seine Kreuzpredigt nach Deutschland weiter trug, trat in den Rheinlanden als Kreuzprediger ein fanatischer Mönch namens Radulf auf, welcher die Massen vor allem gegen die Juden aufhetzte, so daß über dieselben eine bis nach Franken und Bayern sich verbreitende Verfolgung ausbrach, fast ebenso greuelvoll wie die, welche den Auszug der ersten Kreuzfahrer im Jahre 1107 geschändet. In ihrer Verzweiflung wandten sich die Verfolgten an König Konrad, der auch sofort bereitwilligst ihnen Nürnberg und andere sichere Orte als Zufluchtstätten anwies. Dem schmachvollen Treiben jenes Mönchs ein Ende zu machen, und hauptsächlich wohl auch, um den deutschen König Konrad zur Annahme des Kreuzes zu bewegen, begab sich Bernhard von Clairvaux nach Deutschland, und es gelang ihm das eine wie das andere. Obgleich die verworrenen Verhältnisse im Reich dem König seine Unabkömmlichkeit grell genug vor Augen führten und sein eigentlicher Wunsch mehr dahin ging, nach Rom zu ziehen und sich die Kaiserkrone zu holen, so konnte er doch der flammenden Beredsamkeit des französischen Abts nicht widerstehen und nahm zu Speyer das Kreuz.

Im April 1147 hielt König Konrad zu Nürnberg einen Hoftag ab und traf die nötigen Anordnungen für die Zeit seiner Abwesenheit. Im Mai sammelten sich in und um Regensburg die deutschen Kreuzfahrer mit einem gewaltigen Troß und nun wälzte sich gleich der Flut einer Völkerwanderung eine Million Menschen längs der Donau hinab und durch die Balkanländer, um dann in den Waldschluchten und Wüsteneien Kleinasiens durch die verräterische Treulosigkeit der Griechen, die Pfeile der Türken und durch Hunger bis auf einen kleinen Rest elendiglich zu grunde zu gehen. Nicht besser als dem König Konrad erging es dem anderen Führer, König Ludwig VII.

von Frankreich, der mit seinen Scharen dem deutschen Auszug auf dem Fuße nachgefolgt war. Die beiden Könige schämten sich ob des furchtbaren Mißerfolgs und zögerten auf dem Rückweg noch lange mit der Heimkehr in ihr Land.

Vor seinem Ausgang mußte Konrad noch erleben, daß der Welfe, Heinrich der Löwe, sich erhob, um Bayern als sein Herzogtum wiederzugewinnen. Um diese Angelegenheit zu erledigen und vielfältige andere Streitigkeiten zu begleichen, sowie um mit den Fürsten über die längst geplante Romfahrt zu beraten, beschied der seit langem schon kränkelnde König einen Reichstag auf Lichtmeß 1152 nach Bamberg, wo er aber schon nach 14 Tagen verschied. Auf fränkischer Erde, wo er im Leben am liebsten geweilt, ist er auch bestattet worden; auf den dringenden Wunsch der Bamberger wurde die Königsleiche neben dem Grabe Kaiser Heinrichs II. beigesetzt.

Konrad III. hinterließ blos einen achtjährigen Knaben, nachdem sein älterer Sohn Heinrich, welcher in des Vaters Abwesenheit als titulierter Reichsverweser zu Nürnberg residiert hatte, schon im 13. Lebensjahre gestorben war, und es ward immer als eine rühmenswerte That Konrads angesehen, daß er, das Reichsinteresse obenansetzend, vor seinem Abscheiden nicht den eigenen Sohn, sondern seinen Neffen, Friedrich von Schwaben, den Fürsten als seinen Nachfolger empfahl. Dieser Wunsch ging denn auch in Erfüllung; Friedrich, der als Friedrich Barbarossa in der Geschichte lebt, ward einhellig zum deutschen König gekürt.

Gedenken wir der Glanzperiode der deutschen Kaiserzeit, so kommt uns unwillkürlich vor allen anderen die Gestalt Friedrich Barbarossas in den Sinn. Dichtung und Sage haben seinen Namen mit romantischem Schimmer umwoben und kein anderer deutscher Kaiser hat sich so tief wie er dem Volksbewußtsein eingeprägt. Starker Wille, beharrlicher Sinn und eine feste Hand, gerade die Eigenschaften, welche seinem Oheim und Vorgänger zu des Reiches Schaden so sehr abgingen, ihm waren sie in vollem Maße eigen. Hochfliegenden Geistes und erfüllt von dem Gedanken der Weltmonarchie ging sein Trachten vor allem nach Erlangung der Kaiserkrone. Schon im zweiten Jahre seines Königtums zog er an der Spitze einer starken Heeresmacht über die Alpen mit dem festen Entschluß, die Reichshoheit, welche in den aufstrebenden Städten Ober- und Mittelitaliens zu leerem Schatten herabgesunken war, wieder aufzurichten und sich in Rom die Kaiserkrone zu holen. Zu staunenswerter Blüte waren die Städte der Lombardei gelangt, nachdem der eingesessene Adel mit den Kaufleuten und Handwerkern zu Bürgergemeinden zusammengewachsen war, welche, erfüllt von jugendfrischer Thatkraft

und republikanischem Gemeinsinn, zum großen Teil nicht gesonnen waren, die Botmäßigkeit einer transalpinischen Gewaltherrschaft sich wieder aufbürden zu lassen, wie sie Friedrich, in seiner Vorstellung der rechtmäßige Nachfolger der römischen Imperatoren, im Sinne hatte. Für die Bestrebungen dieser demokratischen Stadtgemeinden fehlte dem in den starr aristokratischen Anschauungen der deutschen Heimat aufgewachsenen Hohenstaufen jedes Verständnis, mit erbarmungsloser Energie strafte, bekämpfte und zertrat er den Widerstand der seinem Machtspruch nicht gefügigen Städte; die mächtigste derselben aber, Mailand, mußte er unbezwungen hinter sich lassen, als er sich südwärts gegen Rom wandte, um den anderen Zweck seiner Romfahrt zu erreichen. Dort fand er trotz seines hocharistokratischen Sinnes es nicht unter seiner Würde, für die geistliche Gewalt Schergendienste zu verrichten, um des Papstes guten Willen zu gewinnen. Arnold von Brescia, der unerschrockene Reformprediger, makellose Bürger und Vorkämpfer der städtischen Freiheit, der in des Hohenstaufen Gewalt gefallen war, mußte für die Freundschaft zwischen Papst und Kaiser als Märtyrer der Freiheit den Flammentod sterben. Die Kaiserkrone war der Lohn, erworben aber ward sie mit einer weiteren Demütigung für den angeborenen Stolz des neuen Kaisers, welcher mit innerem Widerstreben sich zu dem Stallknechtsdienst bequemen mußte, dem Nachfolger Petri den Steigbügel zu halten.

Der erste Hoftag, welchen Friedrich Barbarossa zu Nürnberg abhielt, fand im Jahre 1156 statt. Es wurde da eine zweite Heerfahrt nach Italien beschlossen, welche vor allem ein Rachezug gegen das widerspenstige Mailand sein sollte. Ehe aber der Kaiser diesen Zug (1158) antrat, suchte er sich die ausgiebige Hilfe Heinrichs des Löwen zu sichern und traf zu diesem Zwecke ein verhängnisvolles Abkommen über das Herzogtum Bayern, welches von Heinrich noch immer beansprucht wurde. Dieser wurde auf's neue mit Bayern belehnt und der bisherige Lehensträger, der mit den Hohenstaufen blutsverwandte Babenberger dadurch beschwichtigt und entschädigt, daß zu seinen gunsten der östliche Teil des Herzogtums Bayern abgesplittert und dieses neue Herzogtum mit ganz besonderen, der Reichseinheit schädlichen Vorrechten ausgestattet wurde. Daß die Rechnung Kaiser Friedrichs auf den dauernden Dank des in Macht und Ansehen so sehr gehobenen Heinrichs des Löwen nicht richtig war, sollte die Zukunft lehren.

Fünfmal zog Friedrich I. im Laufe von zwei Jahrzehnten über die Alpen. Wohl gelang es ihm, das mächtige Mailand nicht blos zu bezwingen, sondern auch buchstäblich zu vernichten, aber unbezwing-

lich und unzerstörbar war der republikanische Geist der Bürgerschaften in den lombardischen Städten, und als dann der Papst mit der Demokratie der Städte sich zu gemeinsamem Widerstand gegen die fremde Zwingherrschaft verband, als einmal vor Rom der Todeshauch der Pest, ein andermal bei Legnagno die Waffengewalt der lombardischen Städterepubliken das deutsche Heer völlig aufrieb, da mußte sich dem Kaiser nach all den furchtbaren vergeblichen Opfern endlich die Überzeugung aufdrängen, daß er trotz der eigenen zähen Thatkraft und trotz der Tapferkeit seiner deutschen Krieger nicht im stande sei, die ihm gegenüberstehenden Mächte auf die Dauer zu überwinden. Die Frucht dieser Erkenntnis und seiner Selbstüberwindung war der Friedensschluß mit dem Papst zu Venedig (1177) und das Abkommen mit den italienischen Städten zu Konstanz (1183), durch welches diesen das Recht der Selbstverwaltung in ausgedehntem Maße feierlich zuerkannt wurde. In die Zeit zwischen diesen beiden Friedensschlüssen fällt die große Abrechnung mit Heinrich dem Löwen, welcher in des Kaisers größter Bedrängnis diesem den Lehensdienst verweigert und dadurch dessen furchtbare Niederlage bei Legnagno mit verursacht hatte. Seiner Lehen verlustig, geächtet und verbannt mußte der Welfe auf Jahre den vaterländischen Boden meiden. Das altbayerische Heldenstück des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach in der Veroneser Klause und dessen ausdauernde Treue fand in der Belehnung mit dem bayerischen Herzogtum den schönsten Lohn.

Es ist hier in flüchtigem Umriß nur ein Teil von Friedrich Barbarossas thatenreichem Leben oberflächlich berührt worden, aber dieses Wenige wird hinreichen, um es leicht erklärlich zu finden, daß sein Andenken von Geschlecht zu Geschlecht sich in dem Bewußtsein des deutschen Volkes fortpflanzte und daß in den Zeiten des Verfalls des Reichs die Erinnerung an den Kaiser Rotbart immer wieder lebendig wurde. Derselbe war jedoch nicht etwa ein volksfreundlicher Kaiser, wie in späterer Zeit Rudolf von Habsburg oder Ludwig der Bayer, auch suchte er nicht, wie vormals die Salier, seinen Stützpunkt in den Bürgerschaften der Reichsstädte, sondern ausschließlich in dem hohen und in dem aus dem Stand der Ministerialen hervorgegangenen niederen Adel. Es fehlte ihm, dem geschwornen Feind und Bekämpfer der italienischen Städtefreiheit, durchaus das teilnehmende Verständnis für die Bedeutung des emporsteigenden Bürgertums, weshalb sich dasselbe auch in Deutschland einer unmittelbaren Förderung durch ihn sich nicht zu erfreuen hatte. Wohl aber erfuhren unsere Städte insoferne eine mittelbare und zwar sehr wirksame Förderung durch ihn, als er schon am Beginne seiner Regierung mit Kraft und Strenge für die Ordnung im Reich und gegen deren

Störer einschritt, die Raubburgen brach und die unberechtigten Zölle am Rhein und Main aufhob.

In Nürnberg hat Kaiser Friedrich außer dem obenerwähnten Hoftag von 1156 noch verschiedene Reichs- oder Hoftage abgehalten. Im Jahre 1163 erteilte er von hier aus den Bambergern und Ambergern dieselben Zollfreiheiten, welche die Nürnberger Kaufleute bereits im ganzen Reich genossen. Im Jahre 1166, kurz vor seiner vierten Heerfahrt nach Italien, von welcher er das Jahr darauf als Flüchtling heimkehrte, nachdem eine Seuche auf grauenhafte Weise sein Heer und dessen Führer dahingerafft, hielt er zu Nürnberg Gericht über den Erzbischof Konrad von Salzburg. Dieser, des Kaisers eigener leiblicher Oheim, war in dem erbitterten Streit zwischen den beiden großen Gewalten unerschütterlich auf der Seite Papst Alexanders III., Friedrichs großem Feinde, geblieben und hat über den Kaiser sowohl als über den von diesem aufgestellten Gegenpapst den Bann verhängt. In den Jahren 1170 und 1174 beschäftigte sich der Kaiser in Nürnberg mit der Schlichtung der böhmischen Händel; im Jahre 1181 hielt er wieder einen Reichstag in Nürnberg ab, und auch in den zwei nächsten Jahren soll er hier längere Zeit geweilt haben.

Zum letztenmale waltete Friedrich Barbarossa in Nürnberg dann im Jahre 1188, bevor er sich an die Spitze des dritten Kreuzzuges stellte. Ins Abendland war die Schreckenskunde von der Einnahme Jerusalems durch den Sultan Saladin gedrungen und hatte, von Land zu Land sich weiter verbreitend, aller Orten das Feuer der Begeisterung für die Wiedergewinnung der heiligen Stätten aufs neue entflammt. Auch der in Jahrzehnte langen Kämpfen ergraute Kaiser ward von der allgemeinen leidenschaftlichen Erregung der Gemüter ergriffen und nahm das Kreuz. Der kriegserfahrene Held versäumte nichts, was zu einem glücklichen Ausgange des wohlvorbereiteten Zuges dienen konnte. Auf der Burg zu Nürnberg empfing er den Gesandten des griechischen Kaisers, welcher zur Verproviantierung der deutschen Kreuzfahrer sich anheischig machte, sowie den Boten des Sultans von Ikonium, welcher dem Zug allen Vorschub zu leisten versprechen ließ. Dann traf er noch die nötigen Anordnungen für den Frieden im Reich, dessen Verwesung sein Sohn, der nachherige Kaiser Heinrich VI. übernahm. Nachdem er bereits im deutschen Norden eine Menge von Raubburgen gebrochen und Heinrich den Löwen gezwungen hatte, noch einmal „ins Elend" (in die Fremde) zu gehen, erließ er, um den Fehden und sonstiger Ungebühr zu wehren, um Weihnachten 1188 von „seiner Burg" zu Nürnberg (castrum nostrum nennt er dieselbe) ein strenges Gesetz

über den Landfrieden. Es gilt als ziemlich sicher, daß Friedrich Barbarossa, welcher die in Verfall geratenen Pfalzen Karls des Großen zu Ingelheim und Nimwegen wieder im alten Glanz hergestellt und zu Lautern im Westrich, das sich als Kaiserslautern heute noch mit Stolz die Barbarossastadt nennt, mit königlicher Pracht eine Pfalz errichtet hatte, auch die Reichsburg zu Nürnberg erweitert und zu ihrer jetzigen Gestalt ausgebaut habe. Ebenso wird ihm die Errichtung der Doppelkapelle des sogenannten „Heidenturms“ zugeschrieben, wozu er die vier schlanken Säulen der oberen Kapelle aus Italien beschafft haben soll. Die verschiedenen vom Kaiser Friedrich zu Nürnberg abgehaltenen Reichs- und Hoftage lassen wohl auch annehmen, daß Nürnberg bereits die nötigen Räumlichkeiten zur Aufnahme der Fremden dargeboten habe, ohne daß wir über die Entwicklung der Stadt und ihre inneren Verhältnisse in jener Zeit nähere Kunde besitzen.

Im Monat Mai 1189 brach von Regensburg das wohl ausgerüstete Kreuzheer auf; Deutschland aber sollte seinen Kaiser nicht mehr sehen; die Fluten des Flusses Saleph in Cilicien wurden sein Grab (10. Juni 1190).

Sein Sohn und Nachfolger Heinrich VI. (1190—1197) war zugleich der Erbe jenes hochfliegenden, auf die Erringung der Weltherrschaft gerichteten Geistes und jenes Dranges in die Ferne, welcher alle Kaiser des staufischen Stammes kennzeichnet. Allerdings unterließ Heinrich nichts, um zunächst seine Stellung in Deutschland zu befestigen und es gelang ihm auch, den alten ruhelosen Heinrich den Löwen zu einem Vergleich zu zwingen. Dann aber eilte auch er nach Italien, um die Kaiserkrone zu gewinnen und sich in den Besitz des Königreichs Sizilien zu setzen, auf welches ihm durch seine Heirat mit der normannischen Königstochter Konstanze der Anspruch zustand, sowie den großen Plan einer engeren dauernden Verbindung oder Verschmelzung Italiens mit dem deutschen Reich in's Werk zu setzen. Hatte der Vater, Friedrich Barbarossa, um die Kaiserkrönung zu erlangen, sein Andenken dadurch befleckt, daß er Arnold von Brescia dem päpstlichen Scheiterhaufen überlieferte, so besudelte der Sohn, Heinrich VI., der Kaiserkrone wegen, sein Gedächtnis durch eine noch schmachvollere That, indem er die von jeher kaisertreue Stadt Tusculum dem glühenden Hasse der Römer zur Vernichtung preisgab. Und von geradezu grauenhafter, unmenschlicher Grausamkeit, welche an Tiberius, Nero und andere hochgeborene Scheusale des Altertums erinnert, zeigte er sich gegen die Familie des ihm in Sizilien erstandenen Gegners Tankred und dessen Anhänger. Die in Sizilien geplünderten Schätze, sowie das große Lösegeld für den auf der

Rückreise aus Palästina in seine Hände gefallenen Bundesgenossen der Welfen, König Richard Löwenherz von England, lieferten gewaltige Mittel in seine Hand zur Verfolgung seiner Pläne, von welchen der merkwürdigste auf nichts weniger als auf die vollständige Umgestaltung der Reichsverfassung zielte. Er gedachte das deutsche Wahlreich verbunden mit Italien in eine hohenstaufische Erbmonarchie zu verwandeln und hatte auch die süddeutschen Fürsten bereits bedingungsweise für den großartigen Plan gewonnen. Derselbe scheiterte aber schließlich, weil das, was der Kaiser bot, den Beteiligten zu gering schien für die Aufgabe des Wahlrechts, des Palladiums der nationalen Freiheit. — Mitten in seinen wechselnden maßlosen Plänen und Entwürfen raffte den erst 32jährigen Herrscher infolge eines kalten Trunkes zu Messina der Tod weg (28. September 1197). „Er war verhaßt wegen seines strengen Regiments", bemerkt über ihn trocken der Nürnberger Stadtschreiber Müllner in seinen Nürnberger Annalen. Heinrichs VI. Zeitgenosse Papst Innocenz III. aber sagte von ihm: „Wie die Wut des Nordwinds ist er über die Erde gefahren, hinter sich ließ er das Chaos".

Für Nürnberg war Heinrichs VI. Regierung ohne Bedeutung. Allerdings hielt derselbe im Laufe der acht Jahre, in welchen er an der Spitze des Reiches stand, mehrmals Hof zu Nürnberg (1190, 1193, 1194); von einer Einwirkung durch ihn auf die Entwicklung und Geschichte der Stadt aber ist nichts bekannt.

Mit Heinrich dem Löwen, welcher zwei Jahre vor Kaiser Heinrich VI. aus dem Leben geschieden, schien auch der alte Hader zwischen den zwei Häusern der Hohenstaufen und der Welfen begraben zu sein; nach Heinrichs VI. Tode aber loderte der Streit auf's neue in hellen Flammen empor. Da in dem hereingebrochenen Chaos fürstlicher Anarchie eine unmittelbare Nachfolgerschaft des dreijährigen Söhnleins des verstorbenen Kaisers doch unthunlich schien, so wählten die süddeutschen Anhänger der Hohenstaufen mit denen im Nordosten des Reichs den letzten der fünf Söhne Friedrich Barbarossas, Philipp von Schwaben, zum König (1198—1208), während zu gleicher Zeit auf Betreiben des Kölner Erzbischofs und mit Unterstützung des englischen Königs Richard Löwenherz des letzteren Neffe, Heinrichs des Löwen Sohn Otto (1198—1212) von den meisten geistlichen und den nordwestdeutschen weltlichen Fürsten als König aufgestellt wurde. Zwischen den beiden Parteien aber und den beiden Königen stund, von Jedem als Schiedsrichter angerufen, der Papst Innocenz III., von all den Priestern, welche je die Tiara getragen, einer der gewaltigsten. Mit pfäffischer Arglist hetzte er einmal da, schürte er ein andermal dort, wie es eben der Zweck der mit allen Mitteln an-

gestrebten geistlichen Oberherrschaft über den Erdkreis zu gebieten schien. Zehn Jahre lang durchtobte der durch den Streit zwischen Welfen und Ghibellinen entzündete Bürgerkrieg die Gauen Deutschlands, endlich war Philipp, teilweise durch die verschwenderische Hand, mit welcher er das reiche Gut des staufischen Hauses und des Reichs an die besitzgierigen Vasallen verschleuderte, dann aber auch durch das Glück der Waffen auf dem Punkte angelangt, wo ihm mit der Aussöhnung des Papstes auch die Kaiserkrone gewiß schien, da traf ihn auf der Altenburg bei Bamberg der meuchlerische Mordstahl des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach und machte allen auf seine weitere Herrschaft gesetzten Hoffnungen ein grauses Ende. Entsetzen ob dieser Frevelthat durchlief die deutschen Lande, aber auch herzliches Mitleid; denn Philipp war nicht blos an geistiger Bildung den meisten seiner hochadeligen Zeitgenossen weit überlegen, ein Freund der Wissenschaften und der Dichtkunst, sondern auch ungleich den herrischen Naturen der letzten zwei Hohenstaufen, welche vor ihm regiert, ungemein leutselig, freundlich und milde. S. Gemahlin war Irene v. Byzanz.

Nürnberg, welches in dem Kampfe der beiden Könige treu zu Philipp gehalten, scheint diesem liebenswürdigsten Herrscher staufischen Stammes ein besonders erwünschter Aufenthalt gewesen zu sein. Die Jahre 1202—1204 ausgenommen, war er in jedem Jahre meistens zu längerem Aufenthalte hier, so daß man wohl sagen kann, er habe Nürnberg als seine Residenz betrachtet.

Und wie der Hohenstaufe Philipp, so hat auch dessen Nachfolger, der Welfe Otto IV., mehrmals seinen Aufenthalt in Nürnberg genommen und zwar in wichtigen Momenten seiner kurzen Herrscherlaufbahn. Angesichts der drohenden Anarchie im Reich verstanden sich nach König Philipps Ermordung auch die Herren der staufischen Partei dazu, die Wahl des Welfen anzuerkennen, zumal derselbe einer Neuwahl sich unterzogen hatte. Es war der erste und letzte Welfe, welcher den deutschen Kaiserthron einnahm. Als unterwürfiger Schützling des Papstes unternahm Otto IV. die Romfahrt, mit dem päpstlichen Bannfluch beladen kehrte er nach Deutschland zurück. Die Erfolge, welche er nach der Kaiserkrönung erzielte und die günstige Aufnahme, welche ihm in den italienischen Städten zu teil wurde, stachelten sein Selbstgefühl und steiften ihm das Bewußtsein seiner kaiserlichen Stellung gegenüber dem Papste. Die Mißstimmung zwischen Papst und Kaiser steigerte sich zum offenen Zerwürfnis; das Ende war der päpstliche Bannstrahl und die Förderung der unter den süddeutschen Fürsten erwachten Abfallgelüste durch den Papst. Das hochfahrende, rohe Wesen des Welfen nicht allein, auch seine übergroße Begünstigung der von ihm mitgebrachten sächsischen

und englischen Dienstmannen auf Kosten der Einheimischen hatte die Abneigung des Adels gegen ihn geweckt und gesteigert. Schon im Herbst 1211 trafen die Gegner Ottos in Nürnberg zusammen, erklärten offen ihren Abfall von dem gebannten Kaiser, wählten Heinrichs VI. Sohn Friedrich, König von Sizilien, zum König der Deutschen und schickten dem Gewählten Boten mit der dringenden Einladung, die Krone in Empfang zu nehmen. In der Zeit, da dies in Deutschland vorging, hatte Otto Apulien in Besitz genommen und schickte sich eben an, dem staufischen Sprößling auch Sizilien zu entreißen. Die Nachrichten aus dem Reich bestimmten ihn zur eiligen Rückkehr. Schon im März 1212 hielt er einen Reichstag in Frankfurt, und Pfingsten feierte er in Nürnberg, umgeben von einem glänzenden Kreis weltlicher Fürsten, welche er kurz vor dem Ende seiner Herrlichkeit mit guten Worten in der Treue zu ihm festzuhalten suchte. Während dieses seines letzten Aufenthalts in Nürnberg machte der Kaiser dem Deutschherrnorden, welcher während des dritten Kreuzzugs zu Nutz und Frommen bresthafter Palästinapilger entstanden, damals sich in der ersten Zeit seines Aufschwungs befand und seit 1210 in Nürnberg begütert war, mehrfache Schenkungen, darunter die Skt. Jakobskirche.

Von mancherlei Gefahren bedroht, und mit einer winzig kleinen Schar ritterlicher Begleiter, aber ausgestattet mit herzgewinnender Anmut und Schönheit und ausgerüstet mit des Papstes Segen, war mittlerweile Barbarossas jugendlicher Enkel Friedrich II. über die rauhen Gebirgspfade Rhätiens hinab an den Bodensee gelangt. Konstanz nahm ihn freudig auf in seine Mauern und wehrte den heranziehenden Kaiser Otto ab; die rheinischen Bischöfe von Straßburg, Speyer, Worms, sowie der Mainzer Erzbischof huldigten ihm. Die Ankunft des „apulischen Königskindes" glich einem Triumphzug. Früh gereift in der harten Schule des Lebens, sein Ziel scharf im Auge haltend und ohne ängstliche Bedenken in der Wahl seiner Mittel, verfolgte Friedrich mit der Kühnheit des Jünglings und mit der Ausdauer und dem Scharfblick des erfahrenen Mannes seinen Weg, der am Beginn aussah wie ein verwegenes Abenteuer. Sein Gegner, König Otto IV., war an der Seite Englands in den Kampf gegen Philipp August von Frankreich getreten, mit welchem sich der Hohenstaufe Friedrich verbündet hatte. Am 12. Juli 1214 fand die Schlacht bei Bovines in Flandern statt, in welcher das an 100000 Mann starke englisch-deutsche Heer der ungestümen Tapferkeit der französischen Ritterschaft erlag. Der deutsche Reichsadler fiel in die Hände der Feinde, Otto selbst rettete sich nur durch schnelle Flucht, lebte dann noch einige Jahre im niedersächsischen Heimatland und starb (1218) als fast Verschollener auf seiner Harzburg.

Im Juli 1215 wurde Friedrich II. in der Krönungsstadt Aachen durch einen päpstlichen Legaten gesalbt und gekrönt. Bei diesem Anlaß gab er vorschnell das Versprechen eines Kreuzzuges; vorher hatte er seinem Vormund und Beschützer Papst Innocenz III. schon ein anderes Versprechen gegeben, nämlich daß er sein ererbtes Königreich Sizilien niemals mit dem deutschen Reich, dessen Oberhaupt er durch Wahl geworden, verbinden wolle. Dieses letztere Versprechen wollte er nicht halten; jenes erstere aber konnte er in dem von Innocenz III. und dessen nächsten Nachfolgern gewünschten Zeitraum aus guten Gründen nicht ausführen. Diese Täuschung und jene Lüge wurden zur Kette und zum Fluch seines Lebens, denn aus ihnen entsprangen hauptsächlich die Zerwürfnisse und die Kämpfe mit dem Papsttum, in welchen er seine reichen Kräfte verzehrte.

Kaiser Friedrichs II. erster Aufenthalt in Deutschland dauerte acht Jahre; er blieb dann fünfzehn Jahre lang dem Reiche fern, hauptsächlich beschäftigt mit der musterhaften Organisation und der Regierung seines Königreichs Sizilien und mit den Kämpfen in Italien, um dann noch einmal auf kürzere Zeit nach Deutschland zurückzukehren. In Nürnberg hielt er schon 1216 einen Hoftag ab, ebenso weilte er in den darauffolgenden drei Jahren zu kürzerem oder längerem Aufenthalt hier. Das Jahr 1219, in welchem Friedrich wieder ein größeres Hoflager hier abhielt, ist eins der denkwürdigsten in der Geschichte Nürnbergs: am 18. November dieses Jahres erteilte er der Stadt den großen Freiheitsbrief, welcher als der Grund- und Eckstein ihrer Reichsfreiheit anzusehen ist.

Friedrichs II. Scharfblick hatte trotz seiner Jugend die Bedeutung der Städte hinlänglich erkannt. Die Stadt Palermo war der festeste Stützpunkt seiner Macht in Sizilien, seine Reise nach Deutschland ward nur durch die Treue großer Stadtgemeinden von Genua bis Verona ermöglicht, auf deutschem Reichsboden endlich bot ihm die Stadt Konstanz den ersten Anhalt für seine weiteren Unternehmungen. In Schwaben und im Elsaß ließ er viele sogenannte Pfalzdörfer mit Mauern umgeben, wodurch sie zu städtischen Gemeinden erhoben wurden; ihr Aufblühen aber förderte er durch das geringe Maß fiskalischer Ansprüche an dieselben. Dieselbe weise Einsicht bekundete er in den Motiven, mit welchen er die Erteilung des (noch im Original vorhandenen) Freiheitsbriefes an die Stadt Nürnberg begleitete: in Anbetracht, daß sie weder Weinbau noch Schiffahrt besitze und auf einem sehr unfruchtbaren Boden gelegen sei, wolle er seiner geliebten Stadt nicht blos ihre althergebrachten Rechte befestigen, sondern dieselben noch erweitern. Er erkannte also, daß die Bürger umsomehr der Freiheit bedürften, als sie zu ihrem Fortkommen ausschließlich

auf ihre Thätigkeit angewiesen waren. Von den Bestimmungen des großen Privilegs sind folgende besonders bemerkenswert:

1) Kein Bürger der Stadt soll einen anderen Schutzherrn (Vogt) haben, als den römischen König oder Kaiser, womit klar ausgedrückt wird, daß die Stadt eine königliche oder reichsfreie ist.
2) Ausschließlich vor dem königlichen Schultheiß hat der Nürnberger, welcher ein Verbrechen begangen hat, Recht zu stehen.
3) Die Steuer wird nicht von dem Einzelnen, sondern von der Gesamtgemeinde erhoben.

Neben diesen Bestimmungen, welche die politische Stellung der Stadtgemeinde kennzeichnen, erscheinen dann verschiedene Festsetzungen, welche dazu dienen sollen, das immer weiter um sich greifende Lehenwesen von den Mauern der Stadt Nürnberg abzuwehren. Es soll kein Nürnberger Bürger eines anderen Muntmann werden (sich nicht in den Schutz eines anderen begeben); niemand im römischen Reich soll einen Nürnberger vor sein Lehengericht ziehen oder zum Zweikampf nötigen; derjenige, welcher einen Nürnberger belehnt, soll sich bei Rechtshändeln an dem Zeugnis der Mitbürger begnügen lassen; von einem Nürnberger Bürger, welchem Güter als Bürgschaft oder Pfand verliehen sind, sollen beim Tode des Verpfänders weder dessen Lehensherr noch dessen Erben Anspruch erheben, bevor sie jene Pfandschaft eingelöst.

Und endlich erscheinen dann in dem Freiheitsbrief noch verschiedene Vergünstigungen, welche sich auf Verkehr und Handel beziehen: Nürnberger Münze soll auf den Messen zu Donauwörth und Nördlingen gang und gäbe sein; der Nürnberger Münzmeister mag, wenn er will, zu Nördlingen seine Münze schlagen. Während der Dauer des königlichen Hoflagers genießt jeder Nürnberger Bürger für seine Sachen Zollfreiheit. Von Regensburg bis Passau soll kein Nürnberger Bürger Zoll zahlen und in Ascha nur den gewöhnlichen Schiffszoll entrichten. Zwischen den Bürgern von Nürnberg und denen zu Speyer besteht gegenseitige Zollfreiheit und in Worms haben die Nürnberger gegen ein jährliches Ehrengeschenk (ein Pfund Pfeffer und ein Paar Handschuhe) keine Zollabgabe zu entrichten.

So fürsorglich Friedrich II. für seine, d. h. die königlichen oder Reichsstädte sich zeigte, so wenig Rücksicht nahm er auf das Gedeihen der bischöflichen Städte. Um die Wahl seines Sohnes Heinrich zum römischen König durchzusetzen, bedurfte er die Unterstützung der geistlichen Fürsten. Diesem dynastischen Interesse mußten jener unter bischöflicher Botmäßigkeit stehenden Städte Errungenschaften in Freiheit und Selbstverwaltung zum Opfer fallen. Nachdem die Wahl des achtjährigen Knaben Heinrich zum römischen König voll-

zogen war, trat Friedrich II. seine Romfahrt an. Unter der Leitung des tüchtigen Kölner Erzbischofs Engelbert sollte der königliche Knabe das Reichsregiment führen, Friedrich selbst jedoch gedachte die oberste Leitung der deutschen Angelegenheiten in der Hand zu behalten. Von Italien aus wollte er Deutschland regieren; die engste Verbindung Italiens mit Deutschland war sein Ziel; nicht im Lande seiner Ahnen, im rauhen Deutschland, sondern in seinem sonnigen Geburtsland Italien sah er seine wahre Heimat und den liebsten Schauplatz seiner Thätigkeit, und an Italien sollte auch er und sein Geschlecht zu grunde gehen.

Ohne schimpfliches Opfer konnte auch Friedrich II. nicht die Kaiserkrone erlangen. Hatte dieser Krone halber einst sein Großvater Friedrich Rotbart Arnold von Brescia geopfert; hatte sein Vater Heinrich VI. um desselben Zweckes wegen die kaisertreue Stadt Tusculum der Vernichtung preisgegeben; so hat Friedrich II., der selber noch erleben mußte, daß ihn der heilige Vater als Ausbund aller Ketzerei brandmarkte, um der Gunst des Papstes willen die furchtbarsten, grausamsten Gesetze gegen die außer Gesetz gestellten Ketzer erlassen. Zu den dem Kaiser weiter abgenötigten Zugeständnissen gehörte auch die Gewährung der Steuerfreiheit der Geistlichen und die Erneuerung des Kreuzzuggelübdes. Friedrich sah sich durch die Verhältnisse gezwungen, die Ausführung des Gelübdes von Jahr zu Jahr hinauszuschieben. Diese Verschleppung reizte den Zorn des Papstes Gregor IX., der trotz seiner achtzig Jahre von glühendem Glaubenseifer und leidenschaftlichster Energie erfüllt war, derart, daß er den Kaiser exkommunizierte. Als ein Gebannter führte Friedrich II. den wohlüberlegten Kreuzzug 1228/29 erfolgreich durch und setzte in der heil. Grabkirche die Krone des Königreichs Jerusalem sich aufs Haupt. Während Friedrichs Aufenthalt im gelobten Lande hatte der mit den italienischen Städterepubliken verbündete Papst, der in seinem blinden Haß so weit ging, gegen den Kreuzfahrer selbst das Kreuz zu predigen, seine unteritalischen Erblande mit Krieg überzogen. Der Friede von San Germano (1230) machte diesem Greuel ein Ende.

So lange die kräftige Hand und der umsichtige Blick des wackeren Erzbischofs von Köln den jungen König Heinrich unterstützten, war das deutsche Reich trotz des Kaisers Abwesenheit leidlich bestellt. Bald sollte jedoch eine schlimme Änderung eintreten. Im November 1225 fand auf der Burg von Nürnberg großer Hoftag statt, auf welchem unter großen Festlichkeiten das Beilager des 15jährigen Königs Heinrich mit der ältesten Tochter des Herzogs Leopold VII. von Österreich vollzogen werden sollte. Vergebens warteten aber die Festgenossen auf die Ankunft des Reichsverwesers Engelbert. Derselbe

war dem wüsten Treiben des rauf- und raublustigen Adels schon oft mit ernster Strenge entgegengetreten. Eben befand er sich auf der Reise zum Hoftage in Nürnberg, als er bei Schwelm auf offener Straße von seinem eigenen Neffen, dem rohen Grafen Ysenburg, der sich mit 25 adeligen Genossen zum Untergang des Reichsverwesers verschworen hatte, meuchlings niedergestoßen wurde. Mit den blutbefleckten Kleidern des Ermordeten erschienen dessen Dienstmannen Recht und Rache heischend vor dem König und den Fürsten auf der Burg zu Nürnberg. Es war am dritten Tage nach der Hochzeit, daß König Heinrich ob der Freveltat zu Gericht saß. Da entstand über die Frage, ob der Mörder sofort geächtet oder erst vor ein Reichsgericht gestellt werden sollte, ein heftiger Wortstreit, welcher in Thätlichkeiten ausartete. In dem darüber entstandenen Gedränge brach die Stiege und bei 50 Menschen, darunter 23 Ritter, büßten das Leben ein. Viele starben in den Herbergen an den erlittenen Verletzungen. Ein Jahr lang irrte der geächtete Ysenburg herum, bis er zu Lüttich ergriffen, an Köln ausgeliefert und dort aufs Rad geflochten wurde. Das war ein übler Ausgang der Hochzeitsfeier in Nürnberg und übel war auch der Ausgang des Königs Heinrich selbst.

Mit Engelbert schien dem jungen König der letzte Halt gewichen. Er ergab sich dem leichtfertigsten Lebenswandel; Spielleute, Gaukler, Possenreißer und verbuhlte Weiber waren sein Umgang; schmeichlerische Freunde kitzelten des jungen Menschen Herrschergefühl und mittlerweile durchtobten Fehden und Aufruhr das Reich. Um die Fürsten und Bischöfe für sich zu gewinnen, machte er denselben auf dem merkwürdigen Wormser Reichstage (1230) die weitgehendsten Zugeständnisse auf Kosten der Städte und der Königsgewalt, sodaß der Kaiser, um die Stütze der großen Herren in Deutschland nicht einzubüßen, es für notwendig fand, jene Zugeständnisse des Sohnes auf dem Reichstage zu Ravenna (1231) nicht blos zu bestätigen, sondern sogar zu erweitern. Die Fürsten wurden aus dem Lehensverhältnisse zur Krone gelöst, indem sie als Landesherren ihrer Territorien anerkannt wurden. Durch die Stärkung der Territorialgewalten untergrub so Friedrich II. selber das Fundament, auf dem die Kaisergewalt ruhte und bereitete die Auflösung des Reiches vor. Der Kaiser, welcher alle Ursache hatte, mit dem Gebahren und den Anordnungen des Sohnes unzufrieden zu sein, gab ihm bei der Zusammenkunft in Cividale den verdienten Verweis und nahm ihm das Versprechen seines künftigen Gehorsams ab. Aber als fruchtlos erwies sich des Vaters Verweis, als eitel des Sohnes Versprechen. Dieser schritt auf der in jugendlichem Leichtsinn betretenen Bahn weiter fort bis zur offenen Rebellion. Schon zogen die Anhänger des Sohnes gegen die des Vaters zu

Feld, da entschloß sich der Kaiser, um dem heillosen Wirrsal ein Ende zu machen, nach Deutschland zu gehen (1235). Ueber Regensburg zog er ins Herz von Deutschland, nach Nürnberg. Hier, wo König Heinrich von 1225—1229 alljährlich sich aufgehalten, zog der Kaiser ein Heer von solcher Stärke zusammen, daß Heinrich bei der offensichtlichen Erfolglosigkeit eines Widerstandes sich der Gnade des kaiserlichen Vaters unterwarf. Dieser schickte ihn als Gefangenen nach Apulien, wo er nach sieben Jahren ungebeugt und ohne Reue gestorben ist.

Zu Worms feierte der Kaiser mit selten gesehener Pracht zum dritten Male Hochzeit, diesmal mit Isabella von England, und hielt dann zu Mainz einen überaus glänzenden Reichstag ab, auf welchem er die Vorrechte der Fürsten auf Kosten der Freiheiten der Städte aufs neue bestätigte und einen allgemeinen Landfrieden verkündete. Die mittelalterige Kaiserherrlichkeit zeigte sich bei den Festen, welche der Kaiser seinen zahlreichen hohen Gästen gab, zum letztenmal in hellstem Glanz. Als sein zweiter Sohn Konrad zum König erwählt war, zog Friedrich wieder nach Italien, wo ihn neue wechselreiche Kämpfe, zuerst mit den lombardischen Städten, dann mit dem Papst erwarteten, in welchen er, wenn auch fruchtlos, alle Kräfte seines wunderbar reichen Geistes entfaltete. Nachdem der fast hundertjährige, leidenschaftliche Papst Gregor IX. ihn abermals in Bann gethan, blieben ihm zwar vorerst die deutschen Fürsten noch in Treue zugewandt, aber es dauerte nicht lange, so fielen die Bischöfe, zu deren Vorteil er die freiheitliche Entwicklung der Städte zerstört, von ihm ab; Scharen von Bettelmönchen durchzogen das Reich und predigten das Kreuz gegen den gebannten Kaiser, und während gerade die so übel behandelten Städte in der großen Mehrzahl fest am Kaiser hielten, verkauften die Fürsten ihre Treue für päpstliches Geld. Am 22. Mai 1246 wurden von den drei rheinischen Erzbischöfen, einer Anzahl von Bischöfen und einer Menge von Grafen und freien Herren zu Veitshöchheim bei Würzburg der Thüringer Landgraf Heinrich Raspe zum Gegenkönig gewählt. Dieser „Pfaffenkönig", wie ihn spottweise das Volk nannte, war derselbe, welcher seine Schwägerin, die später heiliggesprochene Landgräfin Elisabeth von Thüringen, mit ihrem Kinde auf schmachvolle Weise von der Wartburg weg ins Elend getrieben hatte. Wohl gelang es dem Thüringer, den König Konrad bei Frankfurt aufs Haupt zu schlagen, aber an den Mauern von zwei schwäbischen Städten zerschellte sein Glück. Reutlingen wie Ulm belagerte er vergebens, an den vor Ulm erhaltenen Wunden ist er kurz hernach auf der Wartburg gestorben. Wie ein Schatten huschte die Regierung Heinrich Raspes vorüber;

der zweite und letzte Reichstag, den er während seines nicht einmal ein ganzes Jahr währenden Gegenkönigtums abhielt, hatte in Nürnberg stattgefunden.

Ein anderer „Pfaffenkönig" wollte sich nicht schnell wiederfinden; lange Zeit bot der päpstliche Legat vergebens die deutsche Krone aus; von den größeren deutschen Fürsten verspürte keiner Lust, sich zum Kampfwerkzeug päpstlicher Politik gegen die Hohenstaufen machen zu lassen. Endlich ließ sich der erst zwanzigjährige Graf Wilhelm von Holland herbei, diese Rolle zu übernehmen. Derselbe besaß zwar nicht viel Witz, dafür aber destomehr Ergebenheit gegen die geistlichen Herren; persönliche Tapferkeit aber fehlte ihm nicht und sein Charakter war gutmütig und milde. Das Geld des Papstes und seine Verschleuderung von Reichsrechten und Reichsgütern verschafften ihm ziemlichen Anhang zumal unter der Reichsritterschaft; immerhin dauerte es einige Jahre, bis er im stande war, seinem staufischen Gegner Konrad ein Heer entgegenstellen zu können. Mittlerweile war Friedrich II., dieser genialste aller deutschen Kaiser, in Italien gestorben (13. Dezbr. 1250). Schweres, Furchtbares hatte er vor seinem Ausgang noch erleben müssen: sein von lange her engvertrauter Kanzler Peter della Vigna ein Verräter, sein herrlicher Lieblingssohn Enzio ein Gefangener für Lebenszeit. Ungebeugt aber von allen Schicksalsschlägen raffte er mit bewundernswerter Energie noch einmal alle Kräfte zusammen, um seinen unversöhnbaren, haßerfüllten Gegner Papst Innocenz IV. durch die Befriegung des Kirchenstaats endlich zum Nachgeben zu zwingen, da riß den Fünfzigjährigen eine ruhrartige Krankheit hinweg. Mit ihm sank auch der ebenso großartige als unheilvolle Gedanke einer kaiserlichen Universalmonarchie ins Grab. Als Sieger behauptete das Schlachtfeld der Hohepriester in Rom, dessen Sitz zum Richterstuhl geworden, vor welchem die Fürsten und Völker des Abendlands Recht nahmen.

Der Name Kaiser Friedrichs II. aber lebte noch lange fort im Gedächtnis des Volks; es verbreitete sich allmählich der Glaube, der Kaiser sei gar nicht tot, sondern lebe im Verborgenen und werde wieder kommen und die Pfaffen davonjagen. Ungefähr 40 Jahre nach seinem Tode gab sich am Niederrhein ein Abenteurer für den Kaiser aus und fand so viel Anhang im Volk, daß König Rudolf von Habsburg mit Heeresmacht wider ihn auszog. Der Schwindler wurde verbrannt; aber unter Kaiser Ludwig dem Bayer, der als ein vom Papst Gebannter gegen den „Pfaffenkönig" Karl IV. streiten mußte, ging die Sage von Friedrichs II. Wiederkehr aufs neue herum. Nach der Reformation, da Friedrich II. aus dem Volksbewußtsein entschwunden war, wandelte sich die Sage allmählich um und als

Held derselben erschien nun Friedrich Rotbart, welcher einst aus dem Todesschlummer erwachen und das zerrissene Deutschland in der alten Macht und Herrlichkeit wieder aufrichten werde.

Des Kaisers Tod konnte die Verwirrung in Deutschland nur vermehren. König Konrad, der zu Regensburg einem vom dortigen Bischof angezettelten Mordanschlag nur mit knapper Not entkommen war, hatte, da Herzog Otto der Erlauchte von Bayern ihm seine Tochter Elisabeth zur Ehe gegeben, durch diese Verwandtschaft mit dem mächtigen bayrischen Herzogshause eine bedeutende Stütze erhalten; nicht minder wertvoll für die staufische Sache aber war der thatkräftige Beistand der Bürgerschaften in den rheinischen Städten. Die Politik der Hohenstaufen gegenüber den deutschen Städten war endlich vollständig umgeschlagen. Der demokratische Geist der aufstrebenden Stadtgemeinden hatte bisher bei dem herrschenden Hause meist nur Mißtrauen und Ungunst erfahren; jetzt, da die staufische Macht und Herrlichkeit zu zerrinnen drohte, erhielten viele Städte die erheblichsten Vergünstigungen, Rechte und Freiheiten.

König Konrad, welcher mit einem Heere dem Gegenkönig Wilhelm von Holland am Rhein bei Oppenheim entgegentrat, mußte vor diesem zurückweichen. Statt aber mit seinem Nebenbuhler den Streit um die Krone in Deutschland vollends auszufechten, trachtete auch er vorerst sich die Herrschaft und das staufische Erbe in Italien zu sichern. Mittels Verpfändung staufischer Eigengüter in Schwaben und mit Unterstützung mehrerer süddeutscher Städte sammelte er ein kleines Heer, mit welchem er über die Alpen zog. Die Reichsverweserschaft hatte er seinem Schwiegervater, Herzog Otto dem Erlauchten, übergeben, welcher dem päpstlichen Bannfluch zum Trotz der staufischen Sache bis zum letzten Lebenshauch treu blieb. Dank der edlen Uneigennützigkeit, mit welcher ihm sein Stiefbruder Manfred beistund, schien Konrads Unternehmen vollständig zu glücken; Neapel, die Hauptstadt Unteritaliens, war in seine Hände gefallen; schon rüstete er sich, dem Papst, der ihn aufs neue exkommunizierte und die Krone Siziliens ausbot, mit starker Heereskraft entgegenzutreten; schon dachte er daran, wenn er, wie er hoffen konnte, den Sieg errungen, dann nach Deutschland zurückzukehren und dem Schattenkönigtum des Grafen aus Holland den Garaus zu machen, da raffte auch ihn, den 29jährigen vollkräftigen Mann die Fieberluft Unteritaliens, welcher schon so manches junge deutsche Leben zum Opfer gefallen, weg aus all seinen Plänen und Hoffnungen (20. Mai 1254).

Eine Fülle von Begebenheiten, welche hier mit flüchtigen Strichen nur teilweise skizziert sind, drängte sich in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zusammen. Nürnberg tritt aber bei all diesen Er=

eignissen niemals in den Vordergrund. Die Stadt, die Schöpfung der Salier und deren Lieblingssitz, wird in der staufischen Periode nur genannt, wenn ein Reichs- oder Hoftag da gehalten wurde. Gar manche Stadt in Schwaben und am Rhein hat in den Kämpfen der Hohenstaufen um die Behauptung ihrer Herrschaft sich Ruhm und Ehre erworben, von Nürnberg hören wir nichts dergleichen. Wohl aber hat in der letzten Hälfte der Zeit der Hohenstaufen infolge der mächtigen religiösen Strömung, von welcher die Menschen jener Zeit erfaßt waren, die Stadt eine Reihe von Anstalten und Bauwerken entstehen sehen, welche ihr eine erhöhte Bedeutung verleihen mußten.

Waren die Kreuzzüge das Produkt einer ungewöhnlich starken religiösen Bewegung, so haben dieselben selbst hinwiederum diese Erregung weiter fortgepflanzt, vertieft und verbreitert. Getragen von ihr gelangte das Papsttum auf die Höhe seiner Weltstellung. Imponierende Persönlichkeiten, ein Gregor IX. und die beiden Innocenze III. und IV. verfolgen mit rücksichtsloser Energie den Plan, die Hierarchie zur allein herrschenden und entscheidenden Macht zu gestalten. Einmal treibt der Papst Menschenmassen nach Tausenden und aber Tausenden in den Kampf wider die Sarazenen; ein andermal setzt er Heere in Bewegung zur Ausrottung der Ketzer in Südfrankreich, der Albigenser. Innocenz IV. ruft das scheußliche Institut der Inquisition ins Leben. Und wie die geistlichen Ritterorden den Adel dienstbar machen für die Zwecke der Kirche, so schaffen die Stifter der Bettelorden ganze Heerhaufen von Mönchen, welche die Mission übernehmen, das gewöhnliche Volk namentlich in den Städten für die kirchlichen Zwecke zu bearbeiten und zu gewinnen. Die vier Bettelorden der Franziskaner, Dominikaner, Augustiner und Karmeliter sind in dieser Zeit entstanden und diese sämtlichen vier Bettelorden haben in Nürnberg Niederlassungen gegründet. An Stiftern und Gutthätern konnte es in einer Zeit nicht fehlen, welcher das Anheften des Kreuzes für eine Fahrt ins heilige Land oder eine fromme Stiftung als sicherste Anwartschaft auf die himmlische Gnade galt.

Fast hundert Jahre lang war die von dem Salier König Konrad III. i. J. 1140 gestiftete Benediktinerabtei von Skt. Egydien das einzige Kloster in Nürnberg geblieben. Jetzt erstanden in rascher Folge im Laufe einiger Jahrzehnte vier neue Mannsklöster. Das erste wurde i. J. 1218 oder 1224 für reisende Augustiner gegründet. Es lag damals außerhalb der Stadt an der Stelle des Sternhofs nächst dem Neuen Thor, brannte aber bald ab und wurde dann innerhalb der Stadt in der Fröschau, an der Stelle des jetzigen Justiz-

palasts, i. J. 1255 neuerrichtet. Im Jahre 1228 wurde dann für die Franziskaner oder Barfüßer, den zahlreichsten aller Bettelorden, am südlichen Ufer der Pegnitz, an der Stelle, wo sich jetzt die Räumlichkeiten der Museumsgesellschaft und des Gewerbemuseums, sowie das Findelhaus befinden, ein Kloster mit Kirche errichtet. Grund und Boden wurde von Konrad Waldstromer geschenkt; von anderen Stiftern wird besonders Eberhard von Berg namhaft gemacht, welcher auch als Ordensbruder im Kloster gestorben ist. Für den Bettelorden, welcher an Bedeutung dem der Franziskaner am nächsten kam, für den Dominikaner- oder Predigerorden begann der Bau eines Klosters i. J. 1248 am Abhang des Burgbergs. Grund und Boden wurde von Otto Winkler geschenkt. Gegenwärtig werden in den Räumen des einstigen Klosters die Schätze des Stadtarchivs und der Stadtbibliothek aufbewahrt. In der Kirche wurde noch am Anfang unseres Jahrhunderts evangelischer Gottesdienst gehalten; an der Stelle der ehemaligen Klosterkirche steht jetzt das Schulgebäude des Port'schen Töchterinstituts. Im Jahre 1255 endlich wurde am Ende des Roßmarkts (Adlerstraße), am Kornmarkt (Josephsplatz), an der Stelle, wo jetzt die Tuchmann'schen Häuser und das königl. Postgebäude sich befinden, das Karmeliter- oder Frauenbrüderkloster mit der Salvatorkirche erbaut. Grund und Boden wurde von der Familie Pesler geschenkt. Das Kloster aber, schreiben die Chronisten, „hat keinen besonderen Zug gehabt, meist haben sich nur schlechte, gemeine Handwerksleute zu ihm gehalten." Überhaupt wurden von den unteren Volksschichten fast ausschließlich bloß die Klosterkirchen besucht. Sigmund Meisterlin, der ein Menschenalter vor der Reformation seine Chronik von Nürnberg schrieb, vergleicht die vier Bettelorden, welche sich in Nürnberg festsetzten, mit den vier Flüssen des Paradieses; wie diese den Garten Eden bewässerten, so werde Nürnberg befruchtet durch Lehre und Beispiel, die von den vier Bettelorden ausgehen; wogegen der Stadtschreiber Müllner, der ein Jahrhundert nach der Reformation seine Annalen Nürnbergs niederschrieb, in diesen Bettelorden die Heuschrecken der Offenbarung Johannes Kap. 9 sieht, „weil sie in so kurzer Zeit sich unglaublich vermehret, die ganze Welt ausgekrochen, das Papsttum aufs höchste gebracht und die heilsame Lehre, die noch übrig war, mit Menschentand erstickt und abgefressen haben."

Drittes Kapitel.

Der rheinische Städtebund. Das Zwischenreich. Der letzte Hohenstaufe.

Nach dem Tode König Konrads IV. wurde das deutsche Königtum Wilhelms von Holland von keiner Seite mehr angefochten, denn die staufische Partei war entmutigt, verfallen. Das Ansehen des frommen Schattenkönigs wurde aber darum nicht größer, und um sich einigermaßen in Geltung zu erhalten, wurden von ihm Reichsgüter und Reichsrechte in größerem Maßstabe den gierigen Händen der großen und kleinen geistlichen und weltlichen Herren ausgeliefert. Er stund noch zwei Jahre an der Spitze des völliger Auflösung entgegengehenden Reichs, dann wurde er auf einem Zuge gegen die freiheitstrotzigen Friesen, welche sich sträubten, seine Vögte in ihre Mitte aufzunehmen, von friesischen Bauern erschlagen (1256).

So kurz und unbedeutend nun auch die Regierung dieses Wilhelm von Holland war, so wird sie doch ewig denkwürdig bleiben wegen eines Vorgangs zur Zeit derselben, wie er in der Geschichte unserer Nation nicht oft wiederkehrt. In dem gewaltigen Ringkampf zwischen Kaiser und Papst war das deutsche Bürgertum zum Bewußtsein seiner Bedeutung gekommen und jetzt geschah es zum ersten Mal, daß deutsche Städtebürger, und zwar zuerst die am Rhein, aus eigenem Entschlusse zusammentraten zu gemeinsamer Selbsthilfe gegen den räuberischen Adel, und um mit eigener Kraft das zu vollführen, was eigentlich Sorge und Pflicht des Reichsregiments sein sollte. Schon im Sommer 1253 vereinigten sich die vier westfälischen Städte Münster, Soest, Dortmund und Lippstadt zum Schutz gegen das Raubwesen auf den Landstraßen. Wichtiger und folgenreicher wurde das ein Jahr später zwischen den Rheinstädten Mainz und Worms vereinbarte Bündnis. Jahre lang waren diese zwei Städte in Hader gegen einander gestanden; Worms hatte für die Hohenstaufen, Mainz für Papst und Kirche gekämpft. Da bewirkte ein hochsinniger, patriotischer Bürger von Mainz, Arnold Walpod, nicht bloß eine Verständigung zwischen den zwei hadernden Nachbarstädten, sondern eine förmliche und feierliche Verbindung zu Schutz und Trutz und gab

damit den Anstoß zur Gründung des „Rheinischen Bundes", gewöhnlich Rheinischer Städtebund genannt. Zur Schlichtung von Streitigkeiten setzten die beiden Städte ein aus ihren Bürgern gewähltes Schiedsgericht ein. Die Reichsstadt Oppenheim schloß sich unverzüglich an und bald gab es den Rhein auf- und abwärts kaum eine Stadt, welche der Verbindung nicht beigetreten wäre.

Zweck und Ziel dieser Eidgenossenschaft war zunächst auf Abschaffung der unrechtmäßigen Zölle, dann aber auch gegen die Unsicherheit auf den Landstraßen und auf die Aufrechterhaltung des Landfriedens gerichtet. Diese Ziele wurden den Städten durch die Not der Zeit aufgedrängt. Daß es aber der Bewegung auch nicht an einem gewissen idealen Schwung fehlte, beweist der Städteabschied von Worms, in welchem die Städte Reichen und Armen, Geistlichen und Laien, Christen und Juden ihren Schutz versprechen und erklären, den Bauern Vormünder sein zu wollen, wenn sie mit ihnen den Landfrieden halten wollten. Gewiß eine herzerfreuende Kundgebung in einer Zeit, wo der Bauer und der Jude rechtlos waren. Die aus der Triebkraft der Städte hervorgegangene Bewegung bewies sich so mächtig, daß bald die geistlichen Fürsten am Rhein, viele Grafen und Herren weit herum und sogar der Herzog von Bayern sich bewogen fanden, dem von den Städten gegründeten Bunde beizutreten. Das Übergewicht im Bunde aber behaupteten die Städte, welche natürlich für dessen Zwecke ein größeres Interesse haben mußten, als die Herren. Der Bund umfaßte schon im zweiten Jahre seines Bestehens mit den Städten am Rhein die bedeutenderen in Westfalen und im Elsaß, in der Wetterau und in Thüringen. Zuletzt trat Regensburg, die Freistadt an der Donau, hinzu und zu allerletzt (Oktober 1256) auch Nürnberg. Es war also schon in frühester Zeit ein charakteristisches Merkmal der nürnbergischen Politik, fürsichtig und bedächtig zu Werke zu gehen, ein Zug, welcher uns später noch oft begegnen wird.

Wie lebendig die Thätigkeit des Bundes war, zeigte sich darin, daß alljährlich vier Stadttage abgehalten wurden und wohl mochte sich manche patriotische Hoffnung an diese Regsamkeit knüpfen. Von den lombardischen Städtebünden unterschied sich der rheinische Bund grundsätzlich dadurch, daß er nicht gegen die Reichsgewalt gerichtet war, sondern daß er vielmehr die Idee der Reichseinheit vertrat und von Anfang an nichts anderes sein wollte als ein Bund unter der Autorität des Königs. Unglücklicherweise war aber König Wilhelm kein Mann, der Verstand und Kraft genug besaß, um diese Schöpfung des Bürgertums für die Wohlfahrt des Reiches zu verwerten. Immerhin erzeigte er dem Bund seine Gunst und befahl, daß der

königliche Oberrichter dem Bunde bei Bestrafung aller, welche den beschwornen Frieden nicht halten wollten, Beistand leisten solle. Als König Wilhelm unerkannt den Streichen der friesischen Bauern erlegen war, mußte es sich zeigen, ob der Bund, trotz seiner hinsichtlich der Bundesfinanzen und des Kriegswesens sehr mangelhaften Organisation, doch im stande sei, bei den kommenden Ereignissen und Verwicklungen die errungene Stellung zu behaupten, selbst Richtung gebend einzugreifen.

Sechs Wochen nach König Wilhelms Tod erklärten die Städte auf einem Tag zu Mainz, so lange das Reich erledigt sei, alle Reichsgüter mit ganzer Kraft zu schützen und sandten Boten an die wahlberechtigten Fürsten mit der dringenden Bitte, bei der Wahl sich auf einen Einzigen zu vereinigen. Zugleich gelobten sie, bei einer Doppelwahl keinem von beiden zu huldigen, noch Abgaben und Dienste zu leisten, bei einer einschichtigen aber Jeden anzuerkennen. So wohlgemeint diese Mahnung war, so fruchtlos erwies sie sich. Der einzige Bewerber um die deutsche Krone in der Reihe der deutschen Fürsten, Markgraf Otto von Brandenburg, fand nur ganz geringen Anhang. In Abwesenheit des in der Gefangenschaft des Herzogs von Braunschweig befindlichen Mainzer Erzbischofs war Wahlmacher der Erzbischof von Köln und dieser handelte im Sinn und nach dem Wink des Papstes, als er dem Richard von Cornwallis, Neffe von Richard Löwenherz und Bruder des dem Papste blind willfährigen englischen Königs Heinrich III., die deutsche Krone anbot. Ueber den Reichtum dieses englischen Prinzen gingen ganz fabelhafte Gerüchte um, seine Schätze galten für unerschöpflich. Wie verlockend mußte dies für die deutschen Fürsten sein; ihrer schmutzigen Geldgier erschien natürlich der Meistbietende auch als der Würdigste. Richard trat, der Einladung folgend, als Bewerber auf und sparte die „Handsalben" für die großen Herren in Deutschland in keiner Weise; nach glaubwürdigen Berichten hat der Engländer für die deutsche Königskrone mehr als 8 Millionen Mark aufgewendet.

Zugleich trat aber auch, unterstützt vom König von Frankreich, der Erzbischof von Trier mit einem anderen Thronkandidaten auf den Plan, nämlich mit König Alfons von Castilien, welchem Schmeichelei der Gelehrten wegen seiner Verdienste um die Wissenschaften den Zunamen „der Weise" verschafft hatte und der, da seine Mutter eine Tochter Philipps von Schwaben gewesen, sich einen Anspruch auf die deutsche Krone zuschrieb. Richard von Cornwallis wurde von der Mehrheit im Januar 1257, Alfons von Castilien von einer kleinen Minderheit drei Monate später zum römischen König deutscher Nation gewählt. Der Papst ließ sich von dem einen wie

vom andern den Hof machen und um seine Bestätigung bitten, schob aber dieselbe, um seine Oberherrlichkeit recht fühlbar zu machen, beständig hinaus.

So war denn nun eingetreten, was die Städte mit ihrer Mahnung an die Fürsten abwenden gewollt: Deutschland hatte zwei Könige und die Städte hätten jetzt ihr Wort einlösen müssen, keinem von beiden zu huldigen. Es kam aber anders. Auch bei den Städten thaten Geld und Gnadenbezeigungen ihre Schuldigkeit, nur einzelne Städte stellten Bedingungen für ihre Anerkennung, und Speyer und Worms, als staufisch gesinnt, hielten es eine Zeit lang mit Alfons; dann gaben auch sie gegen baares Geld ihren Widerstand auf. Der Städtebund war damit zerrissen, die erste politische hoffnungsvolle Schöpfung des deutschen Bürgertums an den Sonderinteressen der Einzelnen in Trümmer gegangen. Des Dichters Wort „denn aus gemeinem ist der Mensch gemacht" erhielt auch hier traurige Bestätigung.

So regierten nun dem Namen nach zwei Könige in Deutschland, dessen Boden der eine, der Castilianer, nie betreten hat. Richard dagegen fuhr einigemal den Rhein herauf bis Basel, entwickelte großes Gepränge und unterließ nicht, seine Schätze, welche ihm als reichsten Bergwerkbesitzer von England zu teil geworden, unter die begehrlichen großen und kleinen Herren in Deutschland auszustreuen. Noch mehr aber mußten die noch vorhandenen Reste des Reichsguts herhalten, denn dieses war die große Haut, aus welcher sich Jeder Riemen schneiden wollte. Die ganze Regierungsthätigkeit Richards bestund in Ausstellen von Urkunden über Schenkungen und Verleihungen. Fünfzehn Jahre lang führte Richard den Titel eines römischen Königs; als alter Herr feierte er 1269 noch einmal Hochzeit mit der wunderschönen Beatrix von Falkenstein auf der wiederhergestellten staufischen Pfalz in Kaiserslautern; zwei Jahre darauf ging er in seiner englischen Heimat, ein verfallener Mann, heim zu seinen Vätern.

*
* *

Die Zustände im Reich unter der Scheinregierung dieser Schattenkönige waren trostlos und wurden von Jahr zu Jahr trostloser. (Man nennt diese Zeit vom Tode Kaiser Friedrichs II. bis zur Erwählung Rudolfs von Habsburg das Interregnum.) Die Reichseinheit löste sich in eine Masse großer und kleiner Herrschaften auf, welche durch keinen beherrschenden gemeinsamen Mittelpunkt mehr zusammengehalten wurden. Die großen Herren, Bischöfe und Fürsten, eigneten sich

ohne Scham von Reichsgerechtsamen, Zöllen, Reichslehen u. s. w. so viel an als sie nur konnten; und wie sie die minder mächtigen Edlen ihrer Herrschaft zu unterwerfen strebten, so suchten sie auch den Städten ihre bürgerlichen Freiheiten zu mindern und zu entreißen. Und nicht besser als die großen machten es die kleinen Herren. Der romantische Schimmer, welcher das Rittertum in der Zeit der Kreuzzüge und der Hohenstaufen umgab, war verblichen. Der ideale Sinn, welcher uns in der ritterlichen Poesie jener Zeit, im Minnegesang wie in der epischen Dichtung, in dem noch nicht zum Zerrbild entarteten Frauendienst wie in dem ritterlichen Gelübde, die Schwachen zu schützen, zum Vorschein kommt, war verschwunden; alles Hohe und Edle verkehrte sich ins Rohe und Gemeine. Statt die Schwachen zu beschützen, mißhandelte man sie, an die Stelle der Pflege feiner Sitte ist das wüsteste, roheste Raubwesen getreten. Hunderte jener adeligen Raubnester, hingeklebt an die Felshöhen in der Nähe schiffbarer Flüsse oder belebter Landstraßen, eingerichtet zum Geschäfte der Wegelagerung, sind in dieser traurigen Zeit des Zwischenreichs entstanden. Von Kaiser Friedrichs II. Reichsgesetz von 1235, daß man erst die richterliche Hilfe versuchen soll, ehe man sich selbst Recht verschafft, war keine Rede mehr; alle Rücksicht auf die gemeinsame Wohlfahrt, auf die eigene ritterliche oder die nationale Ehre war vergessen. Der einzige schwache Notbehelf gegen die Ruchlosigkeit der Gewaltmenschen in jener Zeit war der geheime Schrecken vor der rächenden Gerechtigkeit der heiligen Fehme auf der roten Erde in Westfalen, dessen Wissende über das ganze Reich zerstreut wohnten.

Wohl hätte ein Weltbeobachter und Weltbetrachter in jener trüben Zeit am Reich nicht allein, sondern auch an der Nation verzweifeln müssen, wenn nicht zwischen jenem Fürsten- und Ritteradel und dem mehr und mehr in Knechtschaft hinabgedrückten Bauernstand ein Element in die Höhe gekommen wäre, welches die Bürgschaft für eine hellere Zukunft bot. Während die Fürstenschaft sich mit dem Wegschnappen von Fetzen des Reiches befaßte und der niedere Adel, aller eigentlichen Arbeit aus dem Wege gehend, der Raub- und Rauflust fröhnte, widmete sich die Bürgerschaft in den Städten emsigster Arbeit, welche in den trotz allen kaiserlichen Verboten in ihrem Bestand behaupteten Zünften eine für jene Zeitverhältnisse entsprechende Organisation empfing. Alle diejenigen, welche, dem hofrechtlichen Zwang auf dem Lande und den Brutalitäten und Quälereien der Herren entfliehend, in den Städten Zuflucht und Arbeit suchten, fanden die bereitwilligste Aufnahme. Und wie die Gewerke in frischem Aufschwung fortschritten in ihrer Entwicklung, so hatte auch der Handel, welchem durch die Kreuzzüge weite Gebiete erschlossen worden, seine

Bahnen immer weiter gezogen und bereits angefangen, fruchtbringende Reichtümer innerhalb der Städtemauern anzusammeln. Gerade in jener Zeit, da der rheinische Städtebund seinem so frühen Ende zuging, begann im deutschen Norden die Hansa, zuerst bloß eine Verbindung zwischen Lübeck und Hamburg, sich zu befestigen und sich weiter und weiter auszudehnen. Der „deutsche Kaufmann" gründete weit herum an den Gestaden der Ost- und Nordsee und in den Hinterländern Kontore und Niederlassungen und erwarb nicht bloß Schätze, er war auch Hauptträger und Verbreiter der Kultur.

Im Herzen des Reichs war am Ausgang der staufischen Periode eine Menge neuer Orte entstanden; vielen anderen, herstammend aus älterer Zeit, wurden städtische Rechte verliehen. Mittlerweile aber wurden auch bisher fremde, von slavischen Völkerschaften besetzte Gebiete in die Strömung deutschen Lebens hereingezogen. Hatte schon in Friedrich Barbarossas Zeit Heinrich der Löwe die Ostseeländer deutscher Kultur erschlossen, so eröffnete unter Friedrich II. der Deutschherrnorden, welcher schon am Beginn des Jahrhunderts Siebenbürgen mit deutschen Ansiedelungen bedeckt hatte, durch die Eroberung des Preußenlandes eine neue Periode deutscher Kolonisation. Eine Menge Städte erwächst in Preußen, in Esth-, Kur- und Livland, von denen sich viele zu bedeutenden Handelsplätzen entwickeln. Nach Schlesien werden von slavischen Fürsten deutsche Landbebauer und Kaufleute gezogen, und so wurden in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum der Norden und Osten mit Pflanz- und Pflegestätten deutscher Kultur übersät. Und mit deutschem Fleiß, mit deutscher Art und Sitte wandert auch deutsches Recht, deutsche Gerichtsverfassung mit Schöffen, ein in die besiedelten Gebiete. Das lübische Stadtrecht verbreitete sich über die Ostseeländer; das magdeburgische in Sachsen, Böhmen, Polen und Schlesien als mächtiges Förderungsmittel der Gesittung in jenen Landen. Angesichts dieses sprossenden Lebens in dem deutschen Bürgertum mußte auch der trübsinnigste Weltbeobachter sich sagen: Ist auch die Reichsgewalt zum bloßen Schemen geworden, die deutsche Volkskraft ist doch ungebrochen.

* * *

Während das Königtum in Deutschland beinahe der Vergangenheit anzugehören schien, gingen auch die Reste staufischer Herrschaft vollends in Trümmer. In dem Grafen von Provence, Karl von Anjou, hatte der Papst für den Vernichtungskampf gegen den letzten Vertreter des einst so mächtigen Kaiserhauses ein passendes Werkzeug gefunden. König Manfred, Friedrichs II. hochsinniger Sohn, starb

in der Entscheidungsschlacht von Benevent den Heldentod (26. Febr. 1260). Die Ghibellinen in Italien lagen zu Boden; an der Stelle des Deutschen herrschte der Franzose in Unteritalien wie auf der Insel Sizilien, von der aus Friedrich II. einst seinen kühnen Flug begonnen.

Noch lebte aber ein Reis vom Stamm der Hohenstaufen in Deutschland. Am Hofe des Herzogs Ludwig des Strengen wuchs König Konrads IV. gleichnamiger Sohn heran; Konradin nannten ihn die Italiener. Die italienischen Ghibellinen hofften, daß ihnen in diesem letzten Hohenstaufen ein Rächer der von ihnen erduldeten Schmach und Ungebühr erstehen werde; die immer noch zahlreichen und teilweise mächtigen Anhänger des staufischen Hauses in Deutschland lebten der Erwartung, Konradin, der Erbe ruhmvoller Ahnen, werde als römischer König das deutsche Königtum wieder zu Ehren bringen. Und unberechtigt waren diese Erwartungen, soweit es die Persönlichkeit des Jünglings angeht, gewiß nicht. Gleich seinen Vorfahren von auffallend schöner Körperbildung, ragte er, frühreif, auch durch geistige Begabung hervor. Er war im Besitz des ganzen Bildungsstoffes jener Zeit, sprach fließend lateinisch und pflegte und übte die edle Dichtkunst. Vor allem aber war in ihm schon früh das Bewußtsein der großen Aufgabe lebendig geworden, welche ihm das Schicksal infolge seiner Abkunft gestellt. Und sollte der Enkel Friedrichs II. nicht auch vollführen können, was dem Großvater, da dieser noch Jüngling war, über alle Erwartung gelang? Sollte er nicht auf italienischem Boden sich das deutsche Königtum erkämpfen können? Und forderten ihn die Verhältnisse nicht geradezu heraus, das Schicksal zu versuchen?

Das Schreckensregiment, welches Karl Anjou in den ihm nach König Manfreds Niederlage zugefallenen Landen einführte, hatte bereits einen unerträglichen Zustand geschaffen. Furchtbar mußten die wetterwendischen Italiener, welche in dem blutbesudelten Schergen des Papstes ihren Befreier und Retter vom deutschen Joch begrüßt hatten, ihren Wankelmut büßen. Eine offene Rebellion gegen Karls blut- und habgierige Tyrannei schien im Anzug. Da erschienen nacheinander immer mehr italienische Ghibellinen am Herzogshof in Bayern, überbrachten dem jungen Hohenstaufen, der sich Herzog von Schwaben und König von Sizilien nannte, kostbare Geschenke und Ergebenheitsbeteuerungen und stellten die kräftigste Unterstützung seitens Italiens in Aussicht, wenn er den Zug über die Alpen wagen wolle. Es kostete dem Jüngling keinen schweren Entschluß, dem verlockenden Rufe zu folgen, winkten doch jenseits der Alpen Ruhm, Ehre und Macht nicht bloß, sondern auch die Schätze Italiens. Zur Gewinn-

ung von Streitkräften erließ er auf den Rat des Oheims Ludwig ein schriftliches Aufgebot durch ganz Deutschland und zur Beschaffung der nötigen Geldmittel versetzte er die Überreste seiner Stammgüter an seine Oheime, die Herzoge von Bayern. Es war nicht viel, was ihm aus dem großen Schiffbruch seines Hauses geblieben war.

Im Herbst 1267 zog Konradin von Augsburg aus über den Brenner durch das Etschthal nach Italien, um sich dort sein Recht und die Krone zu erkämpfen. Da seine Mittel schon beim Betreten des italienischen Bodens knapp geworden waren, kehrte ein großer Teil der mit ihm ausgezogenen Mannschaften wieder um; darunter sein Oheim Herzog Ludwig und sein Stiefvater, der reiche Markgraf Meinhart von Görz. Mit viel Zeitaufwand und harter Mühe machte er sich weiter Bahn, doch lächelte ihm endlich die Sonne des Glücks und der Einzug des in Jugendschönheit strahlenden Hohenstaufen in Rom glich einem Triumphzug. Hoffnungsfreudig zog er dem Feinde entgegen und schon war bei dem Zusammentreffen mit demselben in der Ebene von Scurcola der Sieg sein, als ein aus dem Hinterhalt hervorbrechender Heerhaufe die aufgelösten, sorglos zerstreuten Sieger überfiel und vollständig schlug, und so den gewonnenen Sieg in die furchtbarste Niederlage verwandelte. Durch den schandbaren Verrat eines italienischen Adeligen, Frangipani, dessen Geschlecht von Konradins Vorfahren mit Wohlthaten überhäuft worden war, in die Hände Karls von Anjou geliefert, endete der letzte Hohenstaufe, dem keine andere Schuld beizumessen war, als daß er sein gutes Recht mit dem Schwerte verteidigte, sein junges Leben auf dem Marktplatz von Neapel durch Henkershand (29. Oktober 1268).

In dem Testament, welches Konradin am 24. Oktober 1266 zu Augsburg ausgefertigt, hatte er für den Fall, daß er ohne eheliche Nachkommenschaft sterben sollte, alle seine Besitzungen, Erb- wie Lehensgüter, in Deutschland wie in Italien, seinen Oheimen Ludwig und Heinrich vermacht. An demselben Tage verpfändete er auch seinem Oheim Ludwig als Entschädigung für verschiedene Ausgaben, welche dieser für ihn bestritten, die Burg Hohenstein, die Vogteien Hersbruck und Vilseck, sowie Erbendorf, Auerbach, Hahnbach und Plech. Unter diesen vom Herzog Ludwig geleisteten Vorschüssen sind auch die aufgeführt, welche durch die Erwerbung von Burg und Stadt Nürnberg durch und für Konradin erwachsen waren. Demgemäß hat also Konradin, wie einst seine Ahnen, die staufischen Brüder Friedrich und Konrad nach dem Ableben des letzten Saliers Heinrich V. Nürnberg als salisches Hausgut in Anspruch genommen hatten, jetzt nach 140 Jahren wiederum Burg und Stadt Nürnberg als staufisches Hausgut angesehen und be-

anspruchte. Die in ihrer Entwicklung seit jener Zeit weit fortgeschrittene Stadt hat aber, wie es scheint, diesem Anspruch Widerstand entgegengesetzt und Konradin hat sich mit Gewalt in den Besitz Nürnbergs gebracht. Daß dieser Widerstand von der Stadt und nicht vom Burggrafen ausging, ist deshalb anzunehmen, weil der Burggraf Friedrich von Nürnberg immer ein treuer Anhänger der staufischen Sache gewesen ist und auch Konradin, dem letzten Sprossen des staufischen Hauses, als vertrauter Freund und Ratgeber zur Seite stand. Vielmehr ist wahrscheinlich, daß der Burggraf dem jungen Hohenstaufen bei dessen Unternehmen gegen Nürnberg behilflich war. Näheres ist über den Vorgang nicht bekannt.

Das verdächtige Zwielicht über Nürnbergs Eigenschaft als reichsunmittelbare Stadt sollte aber nicht lange dauern. Die Schiedsrichter, darunter der Burggraf Friedrich, welche am 22. Oktober 1269 über die unter den zwei wittelsbachischen Brüdern vorgenommene Teilung des Konradinischen Erbes ihren Entscheid abgaben, bestimmten allerdings, daß Burg und Stadt Nürnberg im gemeinschaftlichen Besitze der beiden Herzoge sein sollen. Ob und wie weit die bayerischen Herzoge von diesem durch Schiedspruch ihnen zuerkannten Herrschaftsrechte über Nürnberg Gebrauch gemacht haben, ist nicht bekannt. Dem Ausspruch der Schiedsmänner steht jedoch, so weit er Nürnberg angeht, der Freiheitsbrief Kaiser Friedrichs II. schnurstracks entgegen, denn in ihm ist klar und deutlich ausgesprochen, daß Nürnberg unmittelbar unter den Königen und Kaisern des deutschen Reichs stehen solle, und so hat denn auch vier Jahre nach jenem Schiedspruch Rudolf von Habsburg, als er bald nach seiner Thronbesteigung das Konradinische Vermächtnis bestätigte, bei der namentlichen Aufführung der den bayerischen Herzogen vermachten Besitzungen Nürnberg nicht erwähnt. Und ebenso wenig ist unter den Belehnungen, welche zur selben Zeit dem Burggrafen Friedrich III. vom König Rudolf erteilt wurden, die kaiserliche Pfalz von Nürnberg genannt. Die Reichsburg in Nürnberg stand auch ferner unter dem Schutz der Stadt und diese blieb auch weiter bis zum Ende des heiligen römischen Reichs deutscher Nation eine unmittelbare Stadt des Reichs.

Viertes Kapitel.

Die Burggrafen von Nürnberg. Der Nürnberger Reichswald.

Gar oft werden wir auf diesen der Geschichte Nürnbergs gewidmeten Blättern über die zumeist nichts weniger als freundlichen Beziehungen zwischen der Stadt und den Burggrafen zu berichten haben. Ist schon dieser Umstand Anlaß genug, um über Natur und Entwicklung des Burggrafentums in dessen früherer Periode das Wesentlichste hier vorzubringen, so kommt noch hinzu, daß über das ursprüngliche und spätere Verhältnis der Burggrafen zu Burg und Stadt noch ganz irrige Ansichten verbreitet sind. Haben wir ja trotz mehrfacher unwidersprechlicher Aufhellung über diesen Gegenstand fast jede Woche noch Gelegenheit, zu sehen, wie nicht bloß im Überschwang pseudopatriotischer Gefühle die alte Kaiserburg in Prosa und in Versen als „Hohenzollernburg" gefeiert wird, sondern daß man sie auch in ganz nüchternen Darstellungen als „Stammburg der Hohenzollern" bezeichnet. Allem Anschein nach muß man darauf gefaßt sein, daß dies auch noch ferner geschehen wird, denn es gibt bekanntlich historische Würmer, die nicht ersterben können.

In der Zeit der Salier, welche mit Fug als die Gründer Nürnbergs angesehen werden können, erscheint der mit der Verteidigung der Burg betraute kaiserliche Beamte unter der Bezeichnung Präfekt oder Kastellan. Ihm war außer dem Befehl über die Besatzungsmannschaft der Veste auch die Verwaltung des zugehörigen Reichsguts sowie die Rechtspflege und die Polizeigewalt in der unter dem Schutze der Burg an den Abhängen des Burgbergs allmählich zur Stadt heranwachsenden Niederlassung übertragen. Im Laufe des 12. Jahrhunderts kam der Amtsname Präfekt oder Kastellan allmählich in Abgang und an seine Stelle trat der Amtstitel „Burggraf" in regelmäßigen Gebrauch. Über denselben behauptete der Bischof von Würzburg, der sich, trotzdem daß die Hohenstaufen nach Kaiser Heinrichs V. Tode das Herzogtum Ostfranken für sich beanspruchten, Herzog von Ostfranken zu titulieren beliebte, die Lehens-

hoheit zu besitzen und nannte ihn seinen Vizegrafen auch dann noch, als der Burggraf schon lange als unmittelbarer Lehensträger des Reiches galt.

Der mehrfache Wechsel der nacheinander an der Spitze des Reiches gelangenden Dynastengeschlechter und die Kämpfe, welche um den Besitz der Burg von Nürnberg geführt wurden, konnten für das Ansehen und die Bedeutung des Burggrafen nur förderlich sein. Als Kaiser Lothar 1130 den Widerstand der staufischen Brüder gebrochen, für welche bis dahin die Burg von Nürnberg tapfer behauptet worden war, konnte er erst durch Unterhandlungen mit dem Vogt der Burg in deren Besitz gelangen. Und auch König Konrad III., der Herzog von Ostfranken, mit welchem das Hohenstaufengeschlecht für länger als ein Jahrhundert in den Besitz der obersten Reichsgewalt gelangte, mußte, bevor er in die Reichsburg zu Nürnberg einreiten konnte, den Weg des Vergleichs mit dem Burggrafen beschreiten. Sind wir nun auch, wie über so viele andere innere Wandlungen und Gestaltungen jener Zeit, über den Inhalt jenes Vergleichs zwischen König und Burggraf nicht näher unterrichtet, so scheint doch gewiß, daß das Verhältnis der Burggrafen zu Kaiser und Reich und zu der Stadt, wie es uns hinfort entgegentritt und wie es der Lehensbrief König Rudolfs des Habsburgers vom Jahre 1273 ausführlich als „von alters hergebracht" darstellt, damals schon festgelegt wurde. König Konrad III. nahm Burg und Stadt für sich und das Reich in Anspruch und die Befehlshaberschaft über die Burg ging der Burggrafschaft für immer verloren. Wenn nun auch die eigentliche Burghut dem Burggrafen entzogen blieb, so wurde dagegen die Burggrafschaft als unmittelbares Reichslehen anerkannt und es verblieb dem Burggrafen eine eigene Burg, die „äußere Burg" (castellum minus oder parvum fortalicium) östlich neben der kaiserlichen Pfalz, sowie die Hut des Stadtthors bei der Veste (Vestner Thor). Zur burggräflichen Burg gehörte auch die Skt. Ottmarskapelle (die spätere Walpurgiskapelle), um welche der Friedhof der Besatzung lag.

Inhaber der Burggrafschaft waren während des 12. Jahrhunderts die Grafen von Raabs (Razza, Ragaza, Rakeze, Rachez, Retz u. s. w. an der Thaja im Herzogtum Österreich). Vom Jahre 1190 an aber erscheinen als Burggrafen die Grafen von Zollern. Friedrich, als Graf von Zollern Friedrich III., als Burggraf von Nürnberg Friedrich I., welcher öfters im Gefolge der staufischen Kaiser und Könige seiner Zeit, besonders Kaiser Heinrichs VI. und König Philipps erscheint, vermählte sich mit Sophie, der Erbtochter Konrad II., des letzten Burggrafen aus dem Hause Raabs und wurde in-

folge dessen nach seines Schwiegervaters Tod von Kaiser Heinrich VI. mit der Burggrafschaft Nürnberg belehnt. Dazu erhielt er einen großen Teil des Besitzes der i. J. 1199 ausgestorbenen Grafen von Abenberg dadurch, daß seine Schwiegermutter eine Abenbergische Erbtochter war. Seine Söhne Friedrich und Konrad nennen sich abwechselnd bald Grafen von Zollern, bald Burggrafen von Nürnberg, scheinen also die väterliche Erbschaft zunächst ungeteilt besessen zu haben. Von 1214 an nennt sich Friedrich nie mehr, von 1215 an nennt sich nur noch Konrad Burggraf von Nürnberg; somit wird um diese Zeit die Erbteilung stattgefunden haben, bei welcher Konrad als der Ältere die Burggrafschaft Nürnberg, die Graffchaft Abenberg (die alte Grafschaft des Rangaus), die Kadolzburg und die Güter im Östreichischen; Friedrich aber, als der Jüngere, die minder bedeutenden Güter des Hauses, nämlich die schwäbischen Stammlande erhalten hat. So lautet die namentlich von den preußischen Geschichtsschreibern und Stammbaumforschern vertretene Ansicht, welche auch als offiziell sanktioniert gelten kann, da sie von dem brandenburg-preußischen Königshause als vollwichtig angenommen wird.

Anders lautet die Ansicht verschiedener, namentlich fränkischer Forscher. Nach dieser hat es gar keine Grafen von Raabs als Burggrafen von Nürnberg gegeben. Wie wären, sagen sie, denn auch Grafen aus dem Östreichischen dazu gekommen, Burggrafen von Nürnberg zu werden? Sondern Burggrafen von Nürnberg waren immer die Grafen von Abenberg. Dieses Geschlecht, welches mit den Hohenlohe desselben Ursprungs ist, war in zwei Linien gezweigt. Die eine derselben, die der Grafen des alten Rangaus, starb gegen Ende des 12. Jahrhunderts aus und ihr Besitz fiel nach der natürlichen Erbordnung an die andere Linie, die der Nürnberger Burggrafen, und zwar an den Träger des Namens Friedrich. Dieser Burggraf Friedrich vom Geschlechte der Abenberger war an eine Gräfin Zollern verheiratet und daher kommt es, daß die Söhne aus dieser Ehe: Friedrich, der in Kloster Heilsbronn begraben liegt, und Konrad I. neben dem Burggrafentitel auch den Namen der Grafen von Zollern tragen. So lautet die andere Darstellung. Die Geheimnisse dieser Stammbaumfrage werden die gelehrte Forschung wahrscheinlich noch länger beschäftigen; wenn es aber den Verfechtern der letzteren Ansicht nicht gelingt, entscheidendere Beweise als bisher beizubringen, so wird die Abkunft der Zollernschen Burggrafen von Nürnberg aus dem schwäbischen Grafengeschlecht wohl auch fernerhin als ausgemacht gelten.

Die zum Lehen des Burggrafentums Nürnberg gehörigen Güter waren von äußerst geringer Bedeutung; es waren die Ortschaften Buch und Schwand, der Vorort Wöhrd und seit 1251 das Schloß

von Kreussen. Auf dieser winzigen Grundlage allein hätte die Burggrafschaft der Zollern sich wohl zu keiner territorialen Bedeutung erheben können. Die Abenbergischen Erbgüter aber boten einen wohlgeeigneten Kern, an den sich eine Anzahl von auf dem Wege privatrechtlicher Erwerbung zusammengebrachten Gütern anschließen und sich allmählich zu einem ansehnlichen Ganzen abrunden konnten. Im Jahre 1251 fiel dem Burggrafen Friedrich III. durch seine Gemahlin Elisabeth der dritte Teil der Stammgüter des ausgestorbenen herzoglichen Andechs-Meranischen Hauses mit Stadt und Schloß Bayreuth zu. Ein anderes Drittel dieser Stammgüter mit Kulmbach und der Plassenburg, welches zu gleicher Zeit die Grafen von Orlamünde geerbt, fiel dann i. J. 1338 ebenfalls an die Burggrafen.

Durch zwei Eigenschaften zeichneten sich die Hohenzollern jener Zeit vor den meisten ihrer Standesgenossen aus. Einmal hielten sie unter sich verwandtschaftlich zusammen und wir hören niemals in ihrer Familiengeschichte von Bruderkriegen und ärgerlichen Familienzwisten, welche den meisten Dynastien so verderblich waren; und dann besaßen sie einen scharf ausgeprägten wirtschaftlichen Sinn. Die schwere Kunst, zu rechter Zeit bar Geld bei der Hand zu haben, verstanden sie ganz meisterhaft und so gelang es ihnen, im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts ein Territorium zusammenzubringen, welches an Umfang und Bedeutung sich mit vielen angestammten Fürstentümern vergleichen konnte. Im Jahre 1363 wurde das Burggrafentum Nürnberg durch Kaiser Karl IV. zu Rang und Würde eines Reichsfürstentums erhoben und gegen Ende des 14. Jahrhunderts war das Ansehen des burggräflichen Hauses Hohenzollern im Reiche bereits so hoch gestiegen, daß, als die Reichsfürsten damit umgingen, an Stelle des unnützen Wenzel einen anderen römischen König zu wählen, die Hohenzollern zu jenen Familien gezählt wurden, welche auf die Wahl kommen sollten. Der Schwerpunkt dieses Hohenzollernschen Fürstentums lag naturgemäß längst in den erworbenen Territorien und nicht in dem Burggrafentum, wie es den Hohenzollern am Ende des 12. Jahrhunderts überkommen war. Dies tritt auch dadurch klar hervor, daß die Burggrafen ihren ständigen Aufenthalt nicht etwa in dem östlich der Reichsveste gelegenen, an den fünfeckigen Turm sich anlehnenden burggräflichen Schloß, dieser Vorburg der Reichsveste, zu Nürnberg nahmen, sondern in der Kadolzburg, wo sie schon seit Ausgang des 12. Jahrhunderts regelmäßig hausten, bis das i. J. 1331 käuflich erworbene Onolzbach (Ansbach) als Residenz an die Stelle der alten Abenbergischen Stammburg trat.

Dieselbe Beharrlichkeit und Stetigkeit, welche die hohenzollernschen

Burggrafen zu ihrem und zu ihres Hauses Vorteil in der Vermehrung ihres Landbesitzes an den Tag legten, bewiesen sie auch in ihrer politischen Haltung. Mit der einzigen Ausnahme des Burggrafen Konrad I., der unter Kaiser Friedrich II. für eine Zeit lang zu dem Gegenkönig Heinrich Raspe abschwenkte, zeigt sich kein Beispiel in den bewegten Zeiten der Hohenstaufen, daß sie in ihrer Treue gegen das rechtmäßige Reichsoberhaupt geschwankt hätten. Die nächste Wirkung dieser unwandelbaren Treue war, daß sie zu den verschiedenen staufischen Kaisern und Königen in das engste persönliche Verhältnis traten. Noch dem letzten Sproß des staufischen Hauses, dem unglücklichen Konradin, ist Burggraf Friedrich III. als treuer Berater zur Seite gestanden.

Das Band treuester Freundschaft und Anhänglichkeit vereinigte dann diesen Burggrafen Friedrich III. auch mit Rudolf von Habsburg. Er war der eifrigste Agent für dessen Wahl zum römischen König und blieb dann sein steter Begleiter im Frieden wie im Krieg. Konnte er auch nicht seinen Namen schreiben, so daß er denselben immer durch einen Notar zeichnen ließ, so besorgte er für Rudolf doch die wichtigsten diplomatischen Aufträge. Besser als mit der Feder wußte er mit dem Schwerte umzugehen. In der Entscheidungsschlacht am Marchfeld trug er die Sturmfahne und Rudolf konnte sich in allen Lagen auf keines anderen Fürsten Beistand so fest verlassen, als auf den Nürnberger Burggrafen. Eine der ersten Regierungshandlungen Rudolfs war denn auch die erbliche Belehnung Friedrichs III. mit dem Burggrafentum Nürnberg.

Die von König Rudolf am 25. Oktober 1273 ausgestellte Belehnungsurkunde, zu der die Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln, Pfalz, Sachsen, Brandenburg ihre ausdrückliche Zustimmung beurkundeten, führt als die „von altersher“ zur Burggrafschaft gehörigen Rechte, Nutzungen u. s. w. folgende auf: Die Würde des Burggrafentums; das burggräfliche Schloß und die Hut des Stadtthors bei der Veste; das Landgericht Nürnberg, das der Burggraf „auch statt des Königs halten mag“; das Recht, daß der burggräfliche Amtmann Beisitzer des Schultheißen am Stadtgericht sein soll; Bezug von zwei Drittel der Strafgelder; Abgabe von ein Schilling von jeder Schmiede aus beiden Stadtteilen; Grundzins und Schnitterdienst von jeder Feuerstätte in der Neustadt (Lorenzer Seite); das dritte Wild, der dritte Baum, sowie das Abfallholz aus dem Wald; das Forstmeisteramt im Walde von Skt. Sebald mit allen Zubehörungen; die Ortschaften Wöhrd, Buch und Schwand, sowie das Schloß Kreussen; zehn Pfund Heller vom Schultheißenamt und ebenso viel vom Zoll in Nürnberg. Außerdem besaßen die Burg-

grafen den Wildbann und das Geleitsrecht im Bereich des Reichswalds. Auch scheint die Mühlengerechtigkeit mit dem burggräflichen Amt verbunden gewesen zu sein, da der Verkauf mehrerer Mühlen seitens der Burggrafen im 13. und 14. Jahrhundert urkundlich nachgewiesen ist und i. J. 1427 noch vier Mühlen von der Stadt dem Burggrafen käuflich abgenommen wurden.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die den Burggrafen verbliebenen Überbleibsel grundherrlicher Rechte und noch mehr die Anteile an der Gerichtsbarkeit &c. &c. der aufstrebenden, nach voller Unabhängigkeit und Selbständigkeit ringenden Stadt immer lästiger fielen und zu unangenehmen Berührungen und endlosen Zwistigkeiten zwischen Stadt und Burggrafen führten. Die Stadt hatte ja ihre Kindheitsperiode, wo der Burgvogt alles in allem, Inhaber der Militär- und Zivilgewalt war, längst hinter sich und es bestanden auch bereits im 13. Jahrhundert für die verschiedenen Verwaltungszweige besondere königliche Amtleute. Ein Reichsschultheiß stand der Rechtspflege vor, dem Butigler (buticularius) war die Einziehung der Gefälle, die oberste Gerichtsbarkeit im Reichswald, sowie die Oberaufsicht über die Forstmeister übergeben; es bestanden ferner das Amt des Zöllners, des Münzmeisters, und das Forstmeisteramt, mit welchem die Familien der Waldstromer und der Koler belehnt waren. Die Entwicklung der Stadt zu einem kräftigen, selbstbewußten Gemeinwesen ersten Rangs brachte es dann mit sich, daß alle diese Zuständigkeiten des Reichs von ihr allmählich aufgesaugt wurden, wie sie denn schließlich auch durch Kauf in den Besitz der meisten der den Burggrafen in der Stadt zustehenden Rechte gelangt ist. An Einzelnem, wie an dem sogenannten kaiserlichen Landgericht und an Wildbann und Geleitsrecht hielten die Burggrafen aber hartnäckig fest, und wir werden im Laufe dieser Geschichte sehen, wie dieser Rest burggräflicher Gewalt zu einem unversieglichen Haderbrunnen geworden ist.

Klar und deutlich wird das Verhältnis der Stadt Nürnberg zu der Reichsburg durch das berühmte Privileg Kaiser Heinrich VII. vom Jahre 1313 gekennzeichnet. In demselben wird beurkundet: Die Burg und der Turm in ihrer Mitte soll durchaus der Stadt nicht entfrembet werden, sondern vielmehr soll der Burgvogt den Bürgern von Nürnberg sich dafür verbürgen, daß bei Abgang eines römischen Kaisers oder Königs Burg und Turm bis zur Wahl eines neuen Königs ihnen übergeben werde.

Dieses Privileg Heinrich VII. wurde auch von dessen Nachfolgern Ludwig dem Bayer und Karl IV. bestätigt mit dem Bedeuten: „Stadt und Burg sollen ein Ding sein." Der kaiserliche Amtmann und Pfleger auf der Burg soll geloben, der Stadt „damit zu warten";

und als i. J. 1365 durch Karl IV. dem Burggrafen Friedrich V. auf dessen Lebenszeit die Kaiserburg überlassen wurde, geschah dies unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der Burggraf der Stadt obiges Gelübde aufs neue leiste. Endlich übergab König Sigismund i. J. 1442 die Burg der Stadt mit der Verpflichtung, die kaiserliche Wohnung auf derselben in Stand zu halten, weil sie der Ausbesserung wohl bedürftig sei, und „damit wir und unsere Nachkommen im Reich, so wir gen Nürnberg kommen, desto geruhiger und luftiger unsere Wohnung da mögen haben.“ Außer dem Fall, daß der Kaiser oder König selbst anwesend wäre, soll Niemand sonst die Veste inne haben, als allein der Rat der Stadt Nürnberg.

Zum Schlusse dieser Mitteilungen über die Burggrafen sei noch bemerkt, daß außer der denselben i. J. 1273 belehnten „Burghut“, der custodia portae beim Vestner Thor, zum Schutze der Reichsburg noch weitere drei Burghuten bestanden. Zu denselben gehörte die den Herren von Brauneck zustehende Burghut beim Aufgang zur Burg am Himmelsthor. Nach dem Aussterben der Familie Brauneck wurden i. J. 1390 vom König Wenzel die Burggrafen mit dieser Burghut belehnt; i. J. 1427 kam dieselbe mit dem übrigen burggräflichen Besitz durch Kauf an die Stadt. Es bestand dann die unmittelbar unter dem Sinwelturm (sinwel = rund) nach der Stadt zu gelegene Burghut der Vischbecken. Wegen der Beteiligung der letzteren an dem Aufruhr i. J. 1348 wurde das Lehen von Karl IV. eingezogen und i. J. 1355 an die Hasen von Hasenburg erteilt, die es dann mit allen Gerechtsamen 1428 an die Waldstromer verkauften; diese überließen den Besitz 1431 an die Stadt. Eine weitere Burghut war dann die der Herren von Colditz, welche zwischen dem Himmelsthor und der Margarethenkapelle sich befand. Auch diese fiel 1431 durch Kauf an die Stadt.

* * *

Zu den 24 Bann- und Reichsforsten, welche noch dem späteren Mittelalter als Bestandteile des einst so unermeßlich großen, dann nach und nach verschleuderten Reichsgutes bekannt waren, gehört auch der Nürnberger Reichswald. Und zwar ist er, wenn auch nicht einer der größten, doch auch nicht einer der kleinsten dieser Reichswälder. Denn selbst jetzt noch, nachdem ein großer Teil davon als Ackerland (Fürreuten, Vorgraut) oder als Weideplätze (Espane) in Privatbesitz übergegangen, bedecken die auf beiden Seiten der Pegnitz sich ausbreitenden, nach den Hauptkirchen Skt. Sebald und Skt. Lorenz benannten zwei Forsten, welche zusammen den Nürnberger

Reichswald bilden, eine Fläche von 90,581 bayer. Tagwerk (30,780 ha). Davon fallen ungefähr zwei Drittel auf den südlichen Teil, den Lorenzer Wald. Noch in vordenklicher Zeit soll dieser Reichswald ein bedeutend größeres Gebiet umfaßt haben.

Der Nürnberger Reichswald mit seinem Holzreichtum und seinen Teichen und Steinbrüchen war schon von frühester Zeit an für Nürnberg von größter Bedeutung; er ist aber auch für die jetzige Stadt nicht bloß in wirtschaftlicher, sondern auch in manch anderer Beziehung von ganz unschätzbarem Wert. Besonders auf die gesundheitlichen Verhältnisse der Einwohnerschaft, welche das zwischen den beiden Waldhälften sich ausbreitende Häusermeer bevölkert, übt der Reichswald unleugbar den wohlthätigsten Einfluß. Wohl können die beiden Forste gleichsam als die Lungenflügel der werdenden Großstadt bezeichnet werden.

Denn das ist deutschen Waldes Kraft,
Daß er kein Siechtum leidet,
Und alles, was gebrestenhaft,
Aus Leib und Seele scheidet.

Diese Zeilen unseres Scheffel kommen uns unwillkürlich in den Sinn, wenn wir an heiteren Sonn- und Feiertagen die dem Ruß und Staub der Industriestadt entfliehenden, oft nach Tausenden zählenden Menschenscharen das Gebiet des Reichswaldes fröhlich durchschwärmen sehen.

Gestattet sich nun aber der seines Reichswalds frohe Nürnberger einem Fremden gegenüber etwa die Bemerkung, daß in diesem weiten Waldrevier außer heilspendender Waldesluft und herzerfrischendem Waldesduft auch noch landschaftliche Schönheiten zum Genusse einladen, so begegnet er gewiß meist spöttischem Lächeln. Wer mag auch ahnen, wenn er nur von der Ferne seinen Blick auf die einförmigen Linien graugrüner Fohrenwälder richtet, daß Allmutter Natur auch diesen Bereich mit landschaftlichen Reizen ausgestattet hat. Unstreitig aber ist der Nürnberger Reichswald in diesem Punkt viel besser als sein Ruf und besäße Nürnberg nur einen ganz kleinen Teil von jenen Hunderten federgewandter Literaten, mit welchen die Reichshauptstadt gesegnet ist (1823 zählt der neueste Literaturkalender auf) und von denen etwelche in dem weiten Sandgebiet der brandenburgischen Mark bereits verschiedene wahrhaft paradiesische Landschaften entdeckt haben wollen, so stünde es um den Ruf unseres Reichswaldes in Ansehung seiner landschaftlichen Reize schon längst viel besser. Allerdings gibt es, besonders im südwestlichen, aber auch im südöstlichen Teile desselben, manche Strecken, welche, bestanden mit krüppelhaften, verkümmerten, flechtenumkleideten Fohren, einen

trostlosen Anblick darbieten. Ein Gang durch solche Bezirke bereitet in der That mehr Qual als Vergnügen; und besonders im Sonnenbrand heißer Tage entflieht dem streifenden Wanderer wohl mancher stille Seufzer, wenn ihm bei jedem Schritt der lose Sand tückisch unter den Füßen entweicht. Aber hinwiederum gibt es auch gar manche Stelle, wo jedem Naturfreund das Herz aufgeht, besonders wenn er nicht mit der sehr verbreiteten fatalen Vergleichungskrankheit behaftet ist. Da ist, um von den anziehendsten Punkten nur einige anzuführen, z. B. der prächtige Erdenwinkel Gsteinach an der in engem Felsthale munter dahinrauschenden Schwarzach; der Brunner Berg mit seinem herrlichen Baumschlag; das idyllisch zu den Füßen des Moritzbergs hingebettete Dörflein Brunn; der Bergrücken zwischen Fischbach und Mosbach (Hutberg) mit seiner auffallend üppigen Vegetation; die abwechslungsreichen Partien am Schmausenbuck, dem Lieblingsziel der Nürnberger Ausflügler u. s. w. u. s. w. Und tritt der Wanderer an den Saum des Waldes und richtet seinen Blick entweder hier auf die aufragenden Zinnen der weithin sichtbaren Reichsburg oder dort auf die in bläulichem Dufte schwimmenden, sanft geschwungenen Linien des fränkischen Jura, so überkommt seine Seele wohl die Empfindung, daß in diesem Bereiche, wo schon so viel tüchtige Männer in stiller, unverdrossener Arbeit zum Ruhme ihrer Vaterstadt gestrebt und geschafft, auch für die harmlose Freude an der Natur gar manche Gelegenheit vorhanden ist.

Die Geschichte des Nürnberger Reichswalds hängt mit der Geschichte der Stadt aufs engste zusammen. Aus den Zeiten der Salier ist uns keine Nachricht und keine Urkunde aufbewahrt, welche den Reichswald angeht; aus den Zeiten der Hohenstaufen aber wissen wir, daß i. J. 1223 Kaiser Friedrich II. die beiden Brüder Heinrich und Gramlieb Stromer, die dann für ihren Zweig des Geschlechts den Namen Waldstromer behielten, mit dem obersten Forstmeisteramt belehnte und ihnen und ihren Erben befahl und gewährte, des Kaisers und des Reiches Wild auf dem Walde zu hegen, und so lange der Kaiser nicht gegenwärtig, an seiner Statt zu jagen und zu genießen.

In dem oben (S. 55) bereits erwähnten Lehenbriefe von 1273 belehnte Kaiser Rudolf von Habsburg den Burggrafen Friedrich III. und dessen Nachkommen mit dem Forstmeisteramt auf Sebalder Seite und außerdem mit dem Recht auf das dritte Wild, den dritten Baum und das Abfallholz auf der Lorenzer Seite. Im Jahre 1283 wurde Konrad Waldstromer, der Bruder von Heinrich und Gramlieb, für sich und seine Nachkommen von König Rudolf mit dem Forstmeisteramt in dem kaiserlichen Forst Lorenzer Seite mit

allen Rechten und Zugehörungen belehnt. Bei seiner letzten Anwesenheit zu Nürnberg belehnte dann König Rudolf neben den Waldstromers den Otto Koler von Weissenburg, nachher schlechtweg Forstmeister geheißen, mit dem Forstmeisteramt auf der Lorenzer Seite samt den dazu gehörigen Fürreuten und bestimmte, daß derselbe vor Niemanden als dem kaiserlichen Butigler in Nürnberg Recht zu nehmen habe.

König Rudolfs von Habsburg Nachfolger, Adolf von Nassau, der auf seinem Zuge nach Thüringen i. J. 1294 in Nürnberg war, glaubte wohl der Stadt Nürnberg eine besondere Gunst zu erweisen, indem er durch eine Verordnung die Waldrodungen um Nürnberg erleichterte. Diese Vergünstigung scheint aber zu argem Mißbrauch geführt zu haben, wie aus dem durch Kaiser Heinrich VII. i. J. 1309 von Speyer aus an Schultheiß, Bürgermeister und Bürger von Nürnberg erlassenen Befehl hervorgeht. In demselben wird verlangt, seinen und des Reiches Wald, der bei Nürnberg zu beiden Seiten der Pegnitz liegt und seit 50 Jahren her verschiedentlich verwüstet und auch zu Ackerland gemacht worden, wieder zu Wald, wie er früher gewesen, zu machen. Und bevor er nach Italien aufbrach, erließ Heinrich VII. vom Elsaß aus am 29. August 1310 in einem weiteren königlichen Mandat, gerichtet an Burkhard von Seckendorf, genannt der Hörauf, an Konrad Stromer, Otto Koler und sämtliche Förster und Zeidler des Reichswaldes die Weisung, binnen jetzt und Allerheiligen an einem angesetzten Tag vor Schultheiß und Bürgermeister in Nürnberg persönlich zu erscheinen und bei den Heiligen zu schwören, den seit 50 Jahren durch Brand und andere Unfälle ganz verheerten Wald wieder in den vorigen Stand setzen zu wollen, auch keinem Auswärtigen oder Unberechtigten Nutzen aus ihm nehmen zu lassen und nötigenfalls Rat und Beistand der Stadt anzurufen. Hier ist also der Stadtgemeinde bereits ein gewisses Aufsichtsrecht über den Wald und die darüber gesetzten Beamten zuerkannt.

Die Sorge der verschiedenen Kaiser um die Erhaltung des Waldes und das Verhältnis der Stadt zum Reichswald gelangen zu noch deutlicherem Ausdruck in einer Verordnung Kaiser Ludwigs des Bayern v. J. 1331. Darin wird in Ansehung der großen Gebrechen, welche Stadt und Bürger von Nürnberg an dem Reichswalde erlitten haben und noch leiden und damit der Wald nicht weiter verwüstet werde und vergehe, an die Amtleute, Förster und Zeidler die Weisung erteilt, jährlich dem Rate zu Nürnberg zu schwören, alles zu halten, was dieser beschließt, was dem Reiche und der Stadt gut und nützlich, und zu rügen, was dem Walde schädlich sei. Es sollen auch die Amtleute, Förster und andere

Diener ausschließlich an diejenigen Holz verkaufen und erlauben, welche von altersher ihr Recht daran haben.

Auch Ludwigs des Bayern Nachfolger, Kaiser Karl IV., hat sich in mehreren Erlassen aus den Jahren 1347, 1350, 1353 und 1354, worin seines Vorgängers Anordnungen im wesentlichen bestätigt werden, mit dem Reichswald beschäftigt. In dem Erlaß von 1350 wird besonders betont, daß die edlen Herren Burggrafen durchaus nicht, wie es ihre Pflicht sei, den Wald hegen und pflegen, sondern daß sie im Gegenteil abholzen, Vesten und bürgerliche Gebäude, sowie Weiher darin anlegen, wodurch dem Reich und der Stadt Schaden geschieht. Der Kaiser bestimmte deshalb, daß Niemand, wer es auch sei, auf dem Wald Vesten, bürgerliche Gebäue oder Weiher anlegen dürfe und daß Schultheiß und Rat zu Nürnberg solchen Leuten wehren und hindern sollten. In dem letzten Erlaß wird dann wohlweislich das Einhüten der Schafe verboten. An gut gemeinten Befehlen und Verboten haben es also die verschiedenen Kaiser gewiß nicht fehlen lassen; die Beachtung und Befolgung derselben stand jedoch mit dem guten Willen und mit dem Fleiß der kaiserlichen Kanzlei in einem schreienden Mißverhältnis.

Sehr langsam gelangte die Stadt nach und nach in den vollen Besitz des Reichswalds und wurde für denselben die einzige und ausschließliche Lehensträgerin des Reichs. Im Jahre 1372 verkauften die Koler das ihnen erblich gelehnte Forstamt des Waldes bei Nürnberg an Rat und Bürger der Stadt Nürnberg und nicht lange darauf, i. J. 1396, verkauften auch die Waldstromer das erbliche Forstamt auf dem Wald mit 200 Tagwerken Fürreuten und allen sonstigen Rechten an die Stadt um 10,000 fl. Endlich verkaufte auch i. J. 1427 der Kurfürst Friedrich von Brandenburg als Burggraf von Nürnberg an die Stadt sein Forstmeisteramt im Sebalder Wald nebst allen bisherigen Rechten sowohl im Sebalder als im Lorenzer Wald, wobei er für sich und seine Nachkommen nichts vorbehielt als den Wildbann und das Geleitsrecht. Das Wenige war aber genug, um inskünftig zu tausend Häkeleien Anlaß zu geben. Damit war nun die Stadt endlich zur ausschließlichen Verwaltung und in den alleinigen Lehensbesitz der beiden Forste gelangt und es haben auch die folgenden Kaiser dieses Reichslehen immer bestätigt.

Nach dem Beispiele Kaiser Heinrichs VII. und seiner nächsten Nachfolger hat es auch der Rat der Stadt Nürnberg nicht an wohlgemeinten Verordnungen über die Pflege des Reichswaldes fehlen lassen. Von der Waldordnung vom J. 1535 bis zum J. 1768 werden allein mehr als 68 Mandate, Edikte, Verordnungen in Sachen des Reichswaldes aufgezählt. Daß der Erfolg derselben aber eben-

falls ein sehr geringer war, beweist die „Offizielle Begutachtung über die Untersuchung des Waldzustandes“ kurz vor dem Ausgang der freien Reichsstadt (v. J. 1799), nach welcher in den 24 Forsthuten des gesamten Reichswaldes ein großer Teil vorwiegend Krüppelbestände und Ödungen aufweist und als mittelmäßig oder schlecht bezeichnet wird. Übermäßiger Hochwildstand, Frevel, Weide und übermäßige Streunutzung werden als Ursachen des schlechten Zustandes genannt.

Die alten Germanen haben, wie uns der römische Geschichtschreiber erzählt, in heiligen Hainen ihre Götter verehrt, und den Deutschen aller Zeiten und aller Stämme wird immer eine große Liebe zum Walde nachgerühmt. Keines anderen Volkes Dichter haben die geheimnisvollen Zauber des Waldes so oft und so innig besungen als die unsrigen; und wenn heutzutage Eichendorffs duftige Waldlieder aus deutschen Männerkehlen schallen, bleibt wohl nur unbewegt, wer ein ganz verhärtetes Gemüt im Busen trägt. Übel stimmt aber mit dieser romantischen waldfreundlichen Sentimentalität die rauhe Wirklichkeit, die Behandlung, welche dem deutschen Wald Jahrhunderte hindurch widerfahren ist. Es war ja ganz natürlich, daß unsere Urahnen, als sie von ihrem schweifenden Leben zur Seßhaftigkeit übergingen, in dem allerlei wildes Getier bergenden, fast undurchdringlichen Wald gewissermaßen den Feind sahen, der zu vernichten sei. Der Krieg gegen den Wald und die darin hausenden Tiere war die Vorbedingung und der Anfang der Bodenkultur. Dieser Krieg wurde aber auch dann, als es nicht mehr nötig war, teilweise bis zur unverständigen Verwüstung fortgeführt; schien doch der Reichtum an Gehölz unerschöpflich. Noch zur Zeit Kaiser Friedrich II. heißt es in dem altdeutschen Lehrgedicht ‚Freidanks Bescheidenheit‘:

„Dem reichen Wald es wenig schadet,
Ob sich ein Mann mit Holze ladet.“

Aber drei Jahrhunderte später schrieb Luther: „Es wird noch vor dem jüngsten Tag großer Mangel sein an guten Freunden, tüchtiger Münze und wildem Holze.“ Der Glaube an die Unerschöpflichkeit des Waldes war geschwunden. Die verschwenderische Art der Holzgewinnung, der Wildfraß, besonders aber die Angriffe durch die Weide und dann auch die geringe Sorge für die Wiederaufforstung hatten zusammengeholfen, den Wald herunter zu bringen; und derselbe Kaiser Ludwig der Bayer, welcher z. B. bestimmte, daß in den Reichsforsten bei Feuchtwangen niemand Vieh weiden dürfe; der das Schaftreiben in dem Frankfurter Wald verbot und der in mehreren Verordnungen seine Sorge für die Pflege des Nürnberger Waldes an den Tag legte, hat dem Konrad Waldstromer i. J. 1337 erlaubt,

1000 Schafe in den Reichswald bei Nürnberg treiben zu dürfen. Es war auch wohl meist nicht sowohl die Sorge für die Schonung des Waldes an sich, aus welcher solche kaiserliche Verordnungen hervorgingen, als vielmehr die Rücksicht auf den Wildstand, weil solcher durch das Umhertreiben der Schafe und durch die Hirtenhunde beunruhigt wurde. Denn oberstes Gebot war alles, was der Jagdlust der Großen zu gute kam.

Übrigens war gerade Nürnberg dafür berühmt, daß von da die Kunst des Aufforstens ausging. Schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts berichtet Ulman Stromer in seiner Nürnberger Chronik: „Anno domini 1368 da hub man an den walt zu seen bei Lichtenhof und darnach fil hundert morgen, die man da geseet hat.“ Anordner dieser Aufforstung war des Chronisten Bruder Peter Stromer. Ein viel mannigfaltigeres und lustigeres Aussehen muß wohl jener große Teil des Nürnberger Reichswaldes, der jetzt ausschließlich mit Föhren bestockt ist, in alten Zeiten geboten haben, als gemäß der durch die strengen Vorschriften der Forstwissenschaft und durch die Eingriffe der Forstpraxis noch nicht gestörten, natürlichen Entwicklung noch überall Laub- und Nadelhoz unter einander gemischt dem Boden entwuchs. Durch die nach den vielen Verheerungen vorgenommenen Aufforstungen hat dann allmählich der Nürnberger Reichswald jenes Aussehen erlangt, wie es uns bekannt ist. Die große Veränderung ist aber weit rückwärts zu suchen, denn schon im 16. Jahrhundert schreibt Sebastian Münster in seiner Kosmographie (gedruckt 1544): „Der große Wald bei Nürnberg, der Harzwald zu Nürnberg genannt; er grünt alleweg Sommer und Winter, und legt, dieweil er aufrecht steht, nimmer sein grünes Kleid ab.“

Auch das nasse Element im Reichswald stellte sich vormals anders und reicher gestaltet dar als gegenwärtig. Der Teiche, welche so viel zur Belebung und Verschönerung der Landschaft beitragen, gab es im weiten Revier des Reichswaldes dereinst viel mehr als jetzt. Bei den vielen und langen Fastenzeiten, welche sich die Menschen der vorreformatorischen Zeit von der strengen Frau Mutter, der Kirche, auferlegen ließen, hatten dieselben für die Stadt noch eine besondere Wichtigkeit. Verschwunden sind die Gauchsweiher, östlich von Fischbach; verschwunden ist der Wasserspiegel des großen, an Umfang den Dutzendteich überragenden Königsweihers, nördlich vom Kloster Pillenreuth, mit den sich ihm anreihenden fünf weiteren Teichen, berühmt geworden durch die Schläge, welche Markgraf Albrecht Achilles durch die Nürnberger allda empfangen; verschwunden sind ferner auch die vier Teiche, welche sich einst zwischen dem Valznerweiher und dem Glaishammer befanden. Vorhanden ist noch

der Valznerweiher, so genannt von dem reichen Bürger Herdegen Valzner, welcher nicht bloß diesen, sondern auch die anderen vier Weiher bis zum Glaishammer hier im Besitz hatte. Es ist dies derselbe Herdegen Valzner, welcher i. J. 1419 auf dem höchsten Punkte des Reichswalds, auf dem Moritzberg, vor alters der Leimberg genannt (wohl eigentlich Lehmberg von Lehm, mundartlich Leim) eine Kapelle, geweiht dem heil. Mauritius, stiftete, i. J. 1427 als Septemvir starb und in der Spitalkirche zum Heil. Geist begraben liegt. Vorhanden ist ferner noch der Dutzendteich, „Dutschatai", der mit seinem waldbekränzten Ufergelände von je ein beliebter Lustort der Nürnberger war. Das alle zwei Jahre wiederkehrende Fischen des Teiches gestaltete sich schon in früher Zeit zu einer Art Volksfest. Das Eisvergnügen im Winter, die Gelegenheit zum Kahnfahren, Waldesgrün und Waldesschatten im Sommer lockten zu allen Zeiten die Scharen der nach frischer Luft dürstenden Städter herbei.

Der Königsweiher war ein Besitztum der Vischbecken (begütert in Fischbach) und gelangte, zuerst pfandweise, dann i. J. 1353 durch Kauf in den Besitz der Stadt. Der Dutzendteich war ein Erblehen der Waldstromer, gelangte durch Erbschaft an die Mendel, dann an die Volkamer, und ward i. J. 1495 durch Kauf Eigentum der Stadtgemeinde.

Was aber dem Nürnberger Reichswald in den früheren Jahrhunderten noch eine besondere Eigentümlichkeit verlieh, das war die in seinem Bereich in ausgedehntem Maße betriebene Bienenzucht und die unter eigenem Recht lebende, durch besondere Tracht ausgezeichnete Körperschaft der Zeidler, welche sich mit derselben befaßte. Mit Fug und Recht wurde der Nürnberger Reichswald als des heiligen römischen Reiches Bienengarten bezeichnet, denn wohl in keinem anderen Gau des Reiches wurde in einem bestimmten Bezirk die Gewinnung von Honig und Wachs so eifrig und ausgedehnt betrieben als hier. Diese beiden Produkte des interessantesten und nützlichsten aller Insekten hatten in den Jahrhunderten, welche den Rohrzucker, vom Rübensaftzucker gar nicht zu reden, noch nicht kannten, und in denen das Wachs bei dem katholischen Kultus und dem, was drum und dran hängt, eine so große Rolle spielte, eine viel wichtigere Bedeutung als heutzutage. Nun waren ja allerdings die verschiedenen neuzeitlichen Genuß- und Anregungsmittel, deren Beigabe so ungeheure Mengen Versüßungsstoff verschlingt, wie der Aufguß der Kaffeebohnen u. s. w., in jenen Zeiten nicht bekannt und nicht geahnt; aber Honig war ja für das mannigfache Schleckwerk auf den Tafeln der Vornehmen der allein vorhandene süße Rohstoff; auch wurden in

Nürnberg schon in frühen Zeiten Leb- oder Honigkuchen bereitet; vor allem aber hatten unsere durstgeplagten Altvordern eine Gewohnheit, welcher verhältnismäßig große Mengen Süßstoffs zum Opfer fielen, indem sie für nötig fanden, die ebenso zweifelhafte Güte als unzweifelhafte Herbe des oft aus ganz unmöglich scheinenden Lagen stammenden und in großem Stil genossenen Traubensafts durch Beigabe von Würzen und Süßmitteln schmackhafter und einnehmbarer zu machen.

Nach der Beschaffenheit des Reichswaldes konnte darin die Haus- wie die Waldbienenzucht mit gleichem Erfolge betrieben werden. Linden, Salweiden, Erlen, Hasel- und anderes Gesträuch, sowie die Blüten der Heidekräuter lieferten den summenden Immen reichliche Beute. In hohlen Bäumen, welche, wenn sie der Äste beraubt waren, Wipfler hießen, brachten die Zeidler ihre Stöcke an; auf den Hausständen ihrer Höfe hatten sie ihre Klotzbauten und Strohstöcke. Der Hauptschauplatz der Thätigkeit der Zeidler war, wenn auch in einzelnen Forsthuten des Sebalder Waldes die Zeidlerei getrieben wurde, der Lorenzer Wald: hier war das eigentliche Gebiet des Reichsbienengartens, hier, in dem Hauptort des Lorenzer Waldes, in Feucht, war auch der Sitz des Zeidelgerichts. Über dem Eingang des einstigen Zeidelgerichtshauses ist heute noch das in Stein gehauene Bild eines Nürnberger Zeidlers in seiner eigentümlichen Tracht mit Gugelmütze und Armbrust sichtbar.

Das Zeidlerprivilegium Kaiser Karl IV. i. J. 1350, welches von späteren Kaisern wiederholt bestätigt worden, läßt uns die den Zeidlern des Nürnberger Reichswaldes nach altem Herkommen zustehenden Rechte und auferlegten Pflichten erkennen. Nach denselben sind die Zeidler allein berechtigt, im Reichswalde Bienen zu halten. Alles hier zu Bienenwohnungen (Klotzbauten), Bienenständen u. s. w. nötige Holz mußte ihnen unentgeltlich überlassen werden. Auch zu ihren eigenen Wohnstätten durften sie das Holz unentgeltlich aus dem Walde nehmen. Als Zeidler wie als Waldbeamte hatten sie das Recht, besonders solche Personen zu pfänden, welche sich an den zur Bienenweide geeigneten Bäumen und Sträuchern vergriffen. Sie waren in allen Reichsstädten von allen Zöllen befreit und brauchten bloß vor dem Zeidelmeister in Feucht Recht zu nehmen. Außerdem hatten sie als Waldbeamte noch ein gewisses Beholzungsrecht, indem sie allwöchentlich zwei Fuder Stöcke und Dürrholz zum Verkauf bringen durften.

Dagegen hatten sie die Pflicht, auf die Erhaltung des Reichswaldes Obacht zu geben und bei der Aufforstung der verwüsteten Strecken mitzuhelfen; sie mußten von ihren Gütern ein gewisses Quantum Honig, später in Geldabgabe umgewandelt, das „Honiggeld“,

erlegen und waren verpflichtet, zwischen den vier Wäldern (Thüringer- und Böhmerwald, Schwarzwald und schwäbische Alb) dem Reiche mit sechs Armbrüsten Kriegsdienste zu leisten.

Als Waldbeamte wie als Zeidler waren sie mit gewissen, dem Reiche zugehörigen Gütern, den sog. Zeidelgütern belehnt. Von den durch den ganzen Lorenzer Wald verstreuten Zeidelorten, unter welchen Fischbach, Diepersdorf, Eibach, Maiach, Ungelstetten wohl die bedeutendsten waren, gab es 27 mit 92 Zeidelgütern.

Das Jahr 1427, in welchem die Reichsstadt Nürnberg von den Burggrafen die Ruinen des verbrannten burggräflichen Schlosses mit den zur Burggrafschaft gehörigen Ortschaften und den verschiedenen burggräflichen Rechten käuflich erwarb, setzte die Stadt auch in den Besitz aller Zeidelprivilegien. Von da an führte der Rat von Nürnberg die Verwaltung des ganzen Waldgebiets. Oberrichter war der Waldamtmann; unter ihm hegte der zu Feucht seßhafte Unterrichter, der die Stelle des ehemaligen Zeidlermeisters einnahm, mit vier Beisitzern und 12 Schöffen aus der Reihe der Zeidelgutsbesitzer das Zeidelgericht, welches bis zum Ausgang der Reichsstadt bestehen blieb.

Fünftes Kapitel.

Rudolf von Habsburg. Kirchen und Klöster in Nürnberg.

Der Schattenkönig Richard von Cornwallis war schon länger als ein Jahr tot und noch hatten die Reichsfürsten sich nicht zusammengethan, dem streiterfüllten, tief zerrütteten Reich ein neues Oberhaupt zu geben. Da richtete der römische Obervormund der abendländischen Völker, Papst Gregor X., an die Kurfürsten den Befehl, eine Wahl vorzunehmen, sonst würde er selber mit den Kardinälen dem Reiche einen Herrscher setzen. Karl von Anjou, der König von Neapel, war dem Papste, seinem Lehensherrn, allgemach sehr unbequem geworden und die Bewerbung des französischen Königs, Philipp III., um die deutsche Kaiserkrone war ihm auch nichts weniger als angenehm; nichts konnte dem Papste also erwünschter sein, als daß das Reich wieder ein Oberhaupt bekäme, welches für die päpstlichen Kreuzzugspläne als Werkzeug dienen könnte.

Des Papstes Mahnung war nicht vergebens. Die rheinischen Bischöfe verständigten sich mit Ludwig, Herzog von Bayern und Pfalzgraf bei Rhein, und es kam das weitere Übereinkommen zu stande, daß fortan mit den Erzbischöfen von Mainz, Köln und Trier die Inhaber der vier Erzämter: die Häuser Pfalz, Sachsen, Brandenburg und Böhmen als Kurfürstenkollegium fungieren und durch „Willebriefe" zu den wichtigen Reichsbeschlüssen ihre Zustimmung geben sollen. Dies war nun wenigstens wieder ein kleiner Anfang zu einer Ordnung im Reich, aber auch ein deutliches Wahrzeichen von dessen Verfall. Denn maßgebend war nun eine Fürstenaristokratie unter päpstlicher Vormundschaft, mit dem Endziel der eigenen Erhöhung und Unabhängigkeit auf Kosten der Königsmacht. Ein durch großen Landbesitz mächtiger Fürst, wie Herzog Ludwig von Bayern, der zum Reichsoberhaupt wohl geeignet gewesen wäre, fand deshalb auch keine Gnade vor den Augen der Wahlfürsten, und Ludwig trat vor dieser Abneigung von seiner Bewerbung zurück. Auf die Eingebung und Betreibung des Mainzer Erzbischofs Werner fiel die Wahl auf den Grafen Rudolf von Habsburg. Als Vermittler in der Angelegenheit entfaltete eine unermüdliche Thätigkeit der mit

dem Habsburger befreundete und verwandte Burggraf Friedrich III. von Nürnberg, der dann auch dem Gewählten die Botschaft der Wahlfürsten ins Lager vor Basel überbrachte. So bahnte ein Hohenzoller dem ersten Habsburger den Weg zum Throne.

Der bereits 55jährige Graf Rudolf war damals schon eine weitbekannte, volkstümliche Persönlichkeit. Kaiser Friedrich II. hatte ihn aus der Taufe gehoben, und auf staufischer Seite kämpfte er, sobald er zu Jahren gekommen; den armen Konradin von Schwaben begleitete er auf seinem Todesritt bis Verona. Von früh auf tummelte er sich in allerlei Streit; bald kämpfte er für das eigene Interesse, bald im Dienste oder für das Interesse Anderer, ohne jemals den eigenen Vorteil aus dem Auge zu lassen. Seine Stammgüter lagen im oberen Schwaben an der Aar und der Reuß. Den überkommenen Landbesitz, den er, so lange er noch Graf war, um das doppelte vergrößert hatte, verstand er nicht bloß zu erweitern, sondern auch so musterhaft zu verwalten, daß er ein größeres Einkommen hatte, als mancher Reichsfürst. Die lange, hagere Gestalt mit den sehnigen Gliedern, das kahle Haupt mit den blitzenden Augen und der Habichtsnase, bildeten eine hervorstechende Erscheinung. Rastlosen Geistes, ebenso listig und verschlagen als kühn, einfach, anspruchslos, leutselig wie er war, konnte es ihm nicht fehlen, sich weithin warmes Zutrauen zu erwerben; wozu noch kam, daß auch die Geistlichkeit wegen seiner Achtungsbeweise gegen die Diener der Kirche ihm ihr Wohlwollen nicht versagte. Daß er Mut hatte und auch vor großen Aufgaben nicht zurückschreckte, bewies er schon dadurch, daß er, der kleine Dynast, in so schwerer Zeit die Führung des Reichszepters zu übernehmen sich getraute.

Es wäre eine arge Übertreibung, wenn man Rudolf von Habsburg einen Wiederhersteller des Reiches nennen wollte. Um ein solcher zu sein, um die ihren selbstischen Interessen fröhnenden einzelnen Stände für das allgemeine Interesse des Reiches zu ververeinigen, zu erwärmen und dienstbar zu machen, hätte er ein Herrschergenie sein müssen, wie die Jahrhunderte sie selten hervorbringen. Und woher hätte er die Kräfte nehmen sollen, um das Papsttum von seiner beherrschenden Höhe wieder herabzudrücken und die bereits fast zur vollen Selbständigkeit gelangten Fürsten wieder in ihre einstmalige Stellung zurückzudrängen? So weit die ihm zu Gebote stehenden Mittel reichten, hat Rudolf sich Mühe gegeben, das Reich wieder in eine notdürftige Ordnung zu bringen.

Was vor allem not that, war die Einschränkung der Fehden der Großen und die Herstellung des Landfriedens. Da einen allgemeinen, über das ganze Reichsgebiet sich erstreckenden Landfrieden

herzustellen, der geminderten Königsmacht nicht möglich war, so sorgte Rudolf I. wenigstens für die Verkündigung des Landfriedens in den süddeutschen Landen, in Bayern, Franken, Schwaben und am Rhein. In Ermangelung anderer Organe zur Ausführung der Friedensgebote mußte Rudolf dieselben meistens in die Hände der Fürsten legen, was auch wieder nur zur Vermehrung von deren Macht beitragen konnte. Rudolf selbst brach viele Raubritterburgen in Schwaben und noch mehr in Thüringen, wo er bei Gelegenheit seines glänzenden Hoftags zu Erfurt 29 Raubritter köpfen ließ. Es blieben aber noch genug Raubnester und Raubritter übrig und das adelige Fehdewesen und Raubrittertum wucherte wie ein unausrottbares Übel weiter.

Im Norden Deutschlands hatten die Fürstentümer sich beinahe schon vollständig dem Reiche entfremdet. Bei allen die gleiche Vergrößerungsgier, Fehden ohne Unterlaß, der Fürsten unter sich und der Großen gegen die Kleinen; ein düsteres Bild der Zerrüttung, neben welchem das Städtewesen an den Rändern der Nord- und Ostsee einen um so helleren, freundlicheren Anblick gewährte. An der Reichsgewalt, die sich nur bemerkbar machte, wenn sie Geld heischte, konnten sie keine Stütze suchen; so verließen sich denn die Bürgerschaften der großen Handelsstädte auf die eigene Kraft, schlossen unter sich Schutz- und Trutzbündnisse und schon in jener frühen Zeit entfalteten die Städte der Hansa auf den nordischen Meeren und an deren Gestaden eine staunenswerte, erfolgreiche Thätigkeit.

In Rudolfs Verhältnis zu den Großen des Reichs kam ihm wohl zu statten, daß er sechs stattliche Töchter zu vergeben hatte, durch deren Verheiratung an mächtige Fürsten er Anhalt und Stütze für seine Herrschaft sich sichern konnte. Schon an seinem Krönungstage zu Aachen feierte er die Vermählung mit den Herzögen Ludwig von Bayern und Albrecht von Sachsen. Seine beschränkten Machtverhältnisse zwangen ihn zu den größten Rücksichten gegen die geistlichen und weltlichen Fürsten. So hat er denn schon am Beginn seiner Regierung die städtefeindlichen Gesetze Kaiser Friedrich II. erneuert, obwohl seine finanziellen Bedürfnisse ihn hauptsächlich auf die Opferwilligkeit der Städte hinwiesen und er also auf deren Stimmung wohl Rücksicht zu nehmen hatte. Ueber die Geistlichkeit konnte Rudolf nicht verfügen, von den Fürsten und Grafen war in Güte nichts zu erlangen und die Anwendung von Gewalt von selbst ausgeschlossen; der niedere Adel aber war arm an barem Geld; so blieb also dem König als einziger Schöpfbrunnen die Abgabe der Städte.

Die Städte hatten Rudolfs Regierungsantritt mit Freuden begrüßt und seine Maßregeln gegen die Landfriedensbrecher als

Bürgschaft einer besseren Zukunft beifällig aufgenommen. Auch zögerte Rudolf nicht, die Freiheit der Städte von fremder Gerichtsbarkeit aufs neue zu beurkunden und den Königstädten die hergebrachten Freiheiten nicht bloß zu bestätigen, sondern teilweise auch zu erweitern. Allerdings mußten ihm alle Privilegien mit schwerem Geld bezahlt werden. Die durch die Umstände dem König aufgenötigte schwankende Haltung, indem er auch der Fürstenpolitik gegenüber den Städten ängstlich Rechnung trug, wirkte indessen schon sehr abkühlend, und als die Ansprüche Rudolfs an die Beisteuern der Städte immer größer und dringender wurden; als er 1279 allen Kaufleuten eine Steuer auferlegte, die den achten Teil des Warenwerts betrug; als er 1284 von den Königstädten eine Vermögenssteuer von $3\,^1/_3\,^0/_0$, den „dreißigsten Pfennig" verlangte, da schlug die Stimmung in den Städten bedeutend um. In verschiedenen Städten, in Colmar, Hagenau, Frankfurt, Wetzlar kam es 1285 zur offenen Empörung gegen diese Maßregel, sodaß Rudolf gegen die empörten Städte zu Felde ziehen mußte. Ein Reichsbürger unserer hochgesitteten Zeit saugt gleichsam schon mit der Muttermilch das süße Bewußtsein ein, daß Steuerzahlen die oberste Pflicht des Bürgers sei, in jenen einfältigen Zeiten aber, welche bloß die plumpe direkte Steuererhebung kannten und noch nicht die leiseste Ahnung davon hatten, welche Wunderquellen eine entwickelte Finanzkunst mittels der indirekten Abgaben erschließen kann, war der Abscheu vor jedweder Steuer, wie König Rudolf erfahren mußte, ungeheuer stark.

Der Name Rudolfs von Habsburg glänzt in der Geschichte weniger wegen seiner Verdienste um die Ordnung im Reich, als dadurch, daß er der Gründer einer habsburgischen Hausmacht war, welche im Laufe der Zeit ein weitgebietender Staat von welthistorischer Stellung geworden ist. Das Werk und der Ruhm seines Lebens war diese Gründung. Sein nüchterner, auf das Praktische und Erreichbare gerichteter Sinn erkannte gar wohl, daß seine Stellung als Reichsoberhaupt eine unsichere und abhängige sein müsse, so lange er keinen Rückhalt an einem genügenden Hausbesitz habe. Der Ruhm als Kreuzfahrer, den ihm der Papst gar zu gern gegönnt hätte, reizte ihn durchaus nicht, und selbst für die Erlangung der Kaiserwürde durch eine Romfahrt that er nicht einen einzigen ernsthaften Schritt. Nicht im heiligen Lande, sondern im Südosten des Reichs winkte ihm ein strebenswertes Ziel. Es war ein keckes Unternehmen, welches diese Gründung zur Folge hatte, und es gehörte bei der weit überlegenen Macht des zu überwindenden Gegners all der dem ersten Habsburger eigene waghalsige Mut, aber auch seine bedächtige Klugheit und sein Glück dazu, um das Gelingen herbeizuführen.

Ottokar, König von Böhmen und Mähren, wußte die allgemeine Verwirrung in der Zeit des Interregnums für die Vergrößerung seines Herrschaftsgebiets wohl zu benützen und machte sich allmählich auch zum Herrn von Österreich, Steiermark, Kärnthen und Krain, sodaß das Bereich seiner Herrschaft vom Riesengebirge bis an das adriatische Meer sich erstreckte.* Es konnte daher dem mächtigen Tschechenkönig als kein großes Wagnis erscheinen, dem König gewordenen „schwäbischen Grafen mit dem Bettelsack“, als dieser nach geschehenem Rechtspruch die Herausgabe dieser österreichischen Länder an das Reich verlangte, Trotz zu bieten und mit einem Protest gegen Rudolfs Wahl zu antworten.

Rudolf brachte mit Mühe und Not eine mäßige Streitmacht aus dem Reiche zusammen, mit der er vor Wien zog, welches, ehe Ottokar zum Entsatz herbeikam, nach fünfwöchentlichem Widerstande kapitulierte. Es kam zum Frieden und Ottokar verstand sich dazu, die österreichischen Länder herauszugeben und seine Stammländer Böhmen und Mähren, dem alten Herkommen gemäß, vom Reiche zu Lehen zu nehmen. Dies geschah im Herbst 1276. Der Friede war von kurzer Dauer; es entstand bald neuer Hader und Rudolf sah sich genötigt, nach zwei Jahren abermals ins Feld zu ziehen. Von all den Reichsfürsten, denen er so viel ängstliche Rücksicht gewidmet, stand ihm in dem schweren Kampf keiner bei als der Bischof Heinrich von Basel, der Bäckerssohn von Isny, und der treubewährte Freund Burggraf Friedrich von Nürnberg. Die Schlacht am Marchfeld, 26. August 1278, kostete dem Böhmenkönig die Krone und das Leben. Dem unmündigen Sohne Ottokars, Wenzel, überließ Rudolf das angestammte Königreich Böhmen und übergab ihm seine jüngste Tochter; Herzogtum Österreich, Steiermark, Kärnthen, Krain wurden als erledigte Reichslehen eingezogen und vier Jahre lang zu des Reichs Handen verwaltet. Nach erlangter Zustimmung der Kurfürsten wurden Rudolfs Söhne Albrecht und Rudolf mit Österreich, Steiermark und Krain belehnt; Kärnthen erhielt der Landgraf Meinhart von Tirol, dessen Tochter Rudolfs Sohn Albrecht heiratete. Dies war der Anfang der österreichischen Monarchie.

So viel Glück Rudolf im Südosten des Reiches hatte, so wenig

---

* Grillparzer läßt in seinem Drama „König Ottokars Glück und Ende“ den Böhmenkönig folgendermaßen prahlen:

„Vom Belt bis fern zum adriat'schen Golf,
Vom Inn bis zu der Weichsel kaltem Strande
Ist Niemand, der nicht Ottokar gehorcht;
Es hat die Welt seit Karl Magnus' Zeiten
Kein Reich noch wie das meinige gesehn:
Ja Karl Magnus' Krone selbst,
Sie dünkt mich nicht für dieses Haupt zu hoch.“

glückten ihm seine Pläne im Südwesten. Es gelang ihm nicht, das Königreich Burgund wieder näher ans Reich zu ziehen und es glückte ihm auch nicht, das Herzogtum Schwaben wieder herzustellen. Seine beiden jüngeren Söhne Hartmann und Rudolf, denen er Schwaben und Burgund zugedacht hatte, starben in der Blüte ihrer Jahre. Und auch sein letzter Plan schlug fehl. An dem Widerstreben der Kurfürsten, die er an einem glänzenden Hoftage zu Frankfurt versammelte, scheiterten alle Bemühungen Rudolfs, denselben die Zustimmung zur Wahl seines Sohnes Albrecht, als seinen Nachfolger im Reich, abzugewinnen. Die Macht des Herzogs Albrecht schien den Kurfürsten schon viel zu groß, als daß sie ihn zu ihrem Oberhaupt gewünscht hätten. Die Seele voll von Mißmut über das Scheitern seines Lieblingsplanes ritt der greise König weg von Frankfurt; über Germersheim begab er sich nach Speyer, wo er am 15. Juli 1291 verschied. In dem Dome daselbst, der sich über den Gräbern der salischen Kaiser wölbt, wurde er neben Philipp von Schwaben zur ewigen Ruhe bestattet.

König Rudolf ist während seiner achtzehnjährigen Regierung nicht häufig in Nürnberg gewesen. Jene lebhaften Beziehungen, wie sie die salischen und staufischen Kaiser zur Stadt Nürnberg unterhielten, die ja von ihnen ihre Stadt genannt wurde, fanden zwischen dem Habsburger und der Reichsstadt an der Pegnitz nicht statt. Derselbe entfaltete ja auch seine größte Thätigkeit weniger im Zentrum des Reichs, als im Südosten und Südwesten. Von den Nürnberger Bürgern, welche ihm näher standen, wird besonders Konrad Ebner genannt.

Der erste Reichstag, den König Rudolf abhielt, fand im November 1274 zu Nürnberg statt. Auf dieser entscheidungsschweren Tagung wurde die Angelegenheit wegen der dem Reiche entfremdeten Reichsgüter verhandelt und die Frage wegen des Böhmenkönigs Ottokar ins Rollen gebracht. Nachdem als altes Recht gewiesen wurde, daß der Pfalzgraf bei Rhein Richter sein solle, wenn der römische König über heimgefallene oder entzogene Reichsgüter und über andere dem Reich oder dessen Oberhaupt zugefügte Unbill gegen einen Reichsfürsten Klage erhebe, bestieg Ludwig, der Pfalzgraf bei Rhein und Herzog von Bayern, den Stuhl und entschied: der König soll sich setzen in den Besitz aller Reichsgüter, welche Kaiser Friedrich II. vor dem Bann besessen; ein Reichsfürst, welcher ohne zureichenden Grund nicht binnen Jahr und Tag von dem König seine Lehen erbitte, soll deren verlustig sein. Das war der Anfang von Ottokars Sturz.

Als Rudolf die Verhältnisse in den österreichischen Ländern, wo er zu diesem Zwecke mehrere Jahre geweilt, geordnet hatte, hielt er

i. J. 1281 wieder einen Reichstag in Nürnberg ab und errichtete auf demselben einen Landfrieden für Franken.

Zum letztenmale kam der König zwei Jahre vor seinem Ende nach Nürnberg, als er auf dem Wege nach Thüringen war, um dort Ordnung zu schaffen. Die Nürnberger Chronisten beschäftigen sich ganz besonders mit diesem vorübergehenden Aufenthalt König Rudolfs wegen des Vorfalls, daß auf einem damals abgehaltenen Turnier ein Sohn Herzog Ludwig des Strengen von einem Grafen tötlich verwundet wurde. Unter den beiderseitigen Gefolgsleuten entstand so arger Tumult, daß der Rat der Stadt, um einer weiteren Ausdehnung des Unfugs vorzubeugen, sich genötigt sah, die Mauern, Türme und das Rathaus besetzen und die Straßen durch Ketten absperren zu lassen. Sonst wissen die Nürnberger Chronisten aus den Aufenthalten König Rudolfs in Nürnberg allerlei Geschichten zu erzählen, welche den gesunden Menschenverstand und die Gerechtigkeitsliebe der Habsburger in helles Licht setzen und den Schatz von Anekdoten vermehren, welche Rudolf von Habsburg zum Gegenstand haben.

*
* *

Die größere Ruhe und Sicherheit, welche, seit König Rudolf das Reichszepter in die Hand genommen, wenigstens im Kern des Reichs, in den Gebieten Süddeutschlands eingetreten war, wirkte ungemein belebend und förderte besonders die Bauthätigkeit in den immer mehr emporblühenden Städten. Allerdings war von Profanbauten größerer Art noch keine Rede. Bei dem Bau der Wohnstätten der Vornehmen, der Burgen, wurde nicht Schönheit und Bequemlichkeit, sondern nur widerstandsfähige Festigkeit ins Auge gefaßt; die bürgerlichen Häuser selbst der größten und reichsten Städte waren fast durchgehends aus Holz oder Fachwerk erbaut und mit Stroh oder Schindeln gedeckt, und jene zahlreichen großartigen Rathausbauten, welche von der Kraft und dem Reichtum der Bürgerschaften ein so beredtes Zeugnis ablegen, gehören alle einer späteren Zeit an. Der Nürnberger Rat versammelte sich und amtete damals in einem bescheidenen Hause der Tuchgasse, dessen Räume zum größeren Teil als Lagerplatz, Schau- und Verkaufslokal des ansehnlichen Tuchmachergewerbes dienten. Es sind also ausschließlich Klöster und Kirchen, an welchen diese rege Bauthätigkeit vor Augen tritt. Zu vielen jener mächtigen Kirchenbauten, welche nach so vielen Jahrhunderten noch Staunen und Bewunderung erregen, wurden in König Rudolfs Zeit die Anfänge gemacht und an bereits begonnenen mit erhöhtem Eifer weitergebaut. Der Dombau von Köln war seit 1248 in Gang;

die als Prachtstück altdeutscher Baukunst in neuester Zeit wiederhergestellte Katharinenkirche in Oppenheim, die Münster von Freiburg und Straßburg, der Dom in Regensburg befanden sich im Bau. Erwin von Steinbach, der Baumeister des Straßburger Münsters, gründete i. J. 1275 unter König Rudolfs Schutz die Straßburger Bauhütte als eine der namhaftesten jener über das ganze Reich verzweigten Baubrüderschaften, welche, in und unter sich streng gegliedert, unter eigenen Gesetzen lebend, mit eigener, von gewählten Meistern geübter Gerichtsbarkeit, mit besonderen Erkennungszeichen, den Schatz von handwerksmäßigen Kenntnissen und Fertigkeiten treu bewahren, als hochgehaltene Tradition von Geschlecht zu Geschlecht weitertragen und so eines der glänzendsten Beispiele des mittelalterigen Genossenschaftsgeistes darstellen.

Auch für die Kirchenbauten in Nürnberg hat die Zeit Rudolfs von Habsburg eine hervorragende Bedeutung, denn in sie fallen die Anfänge der beiden nach den Heiligen Sebald und Lorenz genannten Hauptkirchen in ihrer jetzigen Gestalt. Leider sind über die Baugeschichte der beiden Kirchen, zumal über die erste Zeit derselben, nur äußerst dürftige Nachrichten vorhanden.

Über die Lorenzkirche berichtet aus dem Jahre 1275 eine Chronik sehr lakonisch: „es begann an der Lorenzkirche ein Bau.“ Bis zum Jahre 1240 stand nämlich an deren Stelle die in romanischem Stil aufgebaute Kapelle zum heil. Grab, die dann abgebrochen wurde, um der Kirche in ihrer jetzigen Gestalt Platz zu machen. Zwei Jahrhunderte lang, vom Ende des 13. bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts, währte der Bau, der in seinen Teilen zeigt, daß er zwei verschiedenen Bauperioden angehört. Das Schiff, dieses edle Bauwerk, trägt das Gepräge der Baukunst vom Ende des 13. Jahrhunderts; die durch das ungemein reichgeschmückte Portal ausgezeichnete Fassade mit dem prachtvollen Radfenster stammt aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts; die Erweiterung der Kirche nach Nord und Süd geschah 1403; der nördliche Turm wurde i. J. 1278, der südliche ungefähr hundert Jahre später erbaut; der jüngere östliche Teil, der Choranbau, wurde in den Jahren 1439—1477 nach den Entwürfen des Regensburger Dombaumeisters Roritzer durch Hans Bauer von Ochsenfurt vollendet. Aus der Blütezeit der Nürnberger Kunst stammen dann die meisten einzelnen Prachtstücke der Kirche, welche wesentlich dazu beitragen, dieselbe zu einem der schönsten und sehenswürdigsten Gotteshäuser in Deutschland zu machen. Die im Chor in wunderbarer Farbenpracht strahlenden Glasgemälde, von denen die schönsten, wie das Volkamer'sche Fenster, dem Veit Hirsch-

vogel zugeschrieben werden; die Meisterwerke der Stein- und Holzbildnerei: das Sakramentshäuschen von Adam Krafft und der englische Gruß von Veit Stoß, diese Perlen, nicht bloß der Nürnberger, sondern der deutschen Kunst, entstanden erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts; Adam Kraffts Meisterwerk ist erst i. J. 1500 vollendet worden. Dazu kommen noch die verschiedenen von Gliedern der Nürnberger Geschlechter gestifteten Seitenaltäre mit Gemälden von den Meistern der Nürnberger Schule, ein schöner Bronzeleuchter des Peter Vischer, Christusbilder in Stein und Holz aus verschiedenen Zeiten u. s. w. So vereinigte sich künstlerische Kraft und frommer Eifer von Generationen, um die Kirche des hl. Lorenz auszugestalten und auszuschmücken, und noch unserem Zeitalter, dem Jung-Nürnbergs, war es aufbehalten, an diesem herrlichen Bauwerk Alt-Nürnbergs mitzuarbeiten. Am 6. Januar 1865, um Mittag, zog über Nürnberg, um diese Zeit ein seltenes Ereignis, ein Gewitter mit heftigem Schneesturm. Ein Blitzstrahl fuhr in die Spitze des älteren nördlichen Turms, entzündete das Gebälk über der Glockenstube und entfachte eine gewaltige Feuersbrunst von so schauerlicher Schönheit, daß sie jedem Zuschauer unvergeßlich bleiben mußte. Beklemmende Angst erfaßte die Herzen bei der drohenden Gefahr einer völligen Zerstörung der Kirche, denn der Wasserstrahl der Spritzen erreichte nicht die Brandstelle; die vergoldeten Kupferplatten des Turmdaches verwandelten sich in flüssiges herabprasselndes Feuer und schon eine Stunde nach dem Ausbruch des Brandes stürzte die Helmstange samt Knopf und Hahn mit aller Wucht auf das Kirchendach, dessen Entzündung eine Zeit lang fast unabwendbar schien. Ein kräftiger Westwind entfachte immer wieder aufs neue die Flammen, so daß nach gewaltigen Anstrengungen der Löschmannschaften erst nachts um 10 Uhr alle weitere Gefahr beseitigt war. Noch vor Ablauf von Jahresfrist wurde der Turm in der früheren Gestalt und mit derselben goldglänzenden Bedachung wieder hergestellt; an die Stelle des hölzernen Dachgebälks aber war ein eisernes Gerippe getreten. Freiwillige Beiträge, welche sich zu dem Baufonds der Kirche gesellten, hatten die rasche Wiederherstellung möglich gemacht. — Ein erfreuliches Ereignis gab dann in neuester Zeit Anlaß zur Vermehrung der Kunstschätze der Lorenzkirche. Zum Gedächtnis der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches stiftete eine Anzahl Nürnberger Bürger ein neues, am 22. März 1881 enthülltes Kaiserfenster, welches nach den Zeichnungen des Professors Wanderer durch den Glasmaler Klaus ausgeführt wurde. So reihen sich rühmliche Kunstwerke einer hoffnungsfrohen Gegenwart an diejenigen aus Alt-Nürnbergs glänzender Vergangenheit.

Viel älter als die auf der Südseite der Pegnitz, in der „Neustadt“, gelegene Kapelle zum heil. Grab, auf deren Stelle die Lorenzkirche sich erhebt, war die am Fuße des Burgbergs gelegene Peterskapelle, welche die Gebeine des heil. Sebald in sich aufnahm und hernach der Sebalduskirche Platz machte. Der Neubau wird wohl um die Mitte des 13. Jahrhunderts seinen Anfang genommen haben. Sie wird schon während ihres Baus die „schöne Kirche“, auch „Münster“ genannt. Um größere Mittel für den Bau aufzubringen, erließ der Bischof Berthold von Bamberg unter Zusicherung eines Ablasses i. J. 1273 eine dringende Mahnung an die Gläubigen, ihr Scherflein für das Gotteshaus beizutragen. Auch diese Kirche in ihrer jetzigen Gestalt gehört einer doppelten Bauperiode an. Während die drei unteren Turmstockwerke, der Westchor, die Löffelholzsche Kapelle und das Mittelschiff noch aus der spätromanischen Periode herrühren, gehören die Nebenschiffe in den Anfang und der Ostchor in das letzte Drittel des 14. Jahrhunderts, in die Zeit der ausgebildeten Gothik. Im Jahr 1300 wurde der südliche, i. J. 1345 der nördliche Turm erbaut. Nur hundert Jahre früher als die Lorenzkirche gelangte die Sebaldkirche zur äußeren Vollendung, aber noch länger als bei der ersteren währte es, bis die letztere die herrlichste Zierde ihres Inneren erhielt. Längst hatte Martin Luther mit seinen Hammerschlägen an die Thüre der Wittenberger Schloßkirche den Anbruch einer neuen Epoche im Geistesleben der deutschen Nation angekündigt, als Peter Vischers berühmtestes Meisterwerk: das Sebaldusgrab zur Aufstellung gelangte (1519). Die Sebaldkirche wurde von jeher als die vornehmste der Nürnberger Kirchen, als die Nürnberger Hauptkirche angesehen. Darum haben auch die feierlichen Gottesdienste bei merkwürdigen Ereignissen, wozu vor allen die Anwesenheit der deutschen Kaiser gehörte, immer in ihr stattgefunden. Und wenn mit Recht gesagt wird, daß die Kirchen in jener Zeit zugleich Museen der Kunst, wie Gedächtnis- und Ruhmeshallen der Stadtgeschichte überhaupt und der vornehmeren Familien insbesondere gewesen sind, so gilt dies ganz besonders von der Sebaldkirche. Der größere Teil der farbenprächtigen Fenster, Ölbildtafeln von Wohlgemuth, Dürer u. a., Sculpturen, Altäre u. s. w. verdanken ihr Dasein dem stiftenden Wetteifer der Nürnberger Geschlechter. In der schönen Brautthüre hat die der Architektur sich unterordnende und an sie sich schmiegende Plastik der früheren Zeiten ein Prachtwerk geliefert. In dem an der Außenseite des Ostchors befindlichen großen lebenvollen Steinbildwerk der Grablegung Christi von Adam Krafft, welches der Kirchenmeister Sebastian Schreyer gestiftet, ist uns aus der Blütezeit der Nürnberger

Kunst ein herrliches Denkmal geblieben. Nicht ein plötzliches Ereignis, wie bei der Lorenzkirche vom 6. Januar 1865, sondern der dem Bau Gefahr bringende Steinfraß hat nun auch bei der Sebaldus-kirche die Gegenwart berufen, mit vereinten Kräften für deren Erhaltung und Erneuerung thatkräftig einzugreifen. Dieses mit rühmenswerter Umsicht unternommene große Werk der Wiederherstellung ist in bestem Gang und alles, was bis jetzt für diesen Zweck geschehen ist, läßt erwarten, daß es zu gutem Ende komme.

Der Kirchhof um die Sebalduskirche, welcher bis zum Jahre 1521 als Begräbnisplatz diente, war einstmals sowohl nach Süden als nach Norden von viel größerer Ausdehnung als heutzutage. Auf der nördlichen Seite wurde Markt gehalten, was im Sinne der kanonischen Vorschriften ein Unfug war. Um diesem Mißbrauch abzuhelfen, verlegte der Bischof von Bamberg 1313 die Moritz-kapelle aus dem Judenviertel hieher. Diese Kapelle war schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts auf der Stelle gestanden, welche nachher das Schuh- oder Kürschnerhaus einnahm und die gegenwärtig von dem Telegraphengebäude besetzt ist.

Die meisten Frauenklöster sind erst im Gefolge der männlichen Bettelorden entstanden. Zu den in Nürnberg bestehenden fünf Mannsklöstern gesellte sich in König Rudolfs Zeit nun auch als erstes Nonnenkloster das der nach der Regel des heil. Franziscus lebenden Clarissinnen, welche sich außerhalb der damaligen Stadtmauer, vor dem Südthor, dem nachmaligen inneren Frauenthor, ansiedelten. Die Baustelle war eine Schenkung der Brüder Eberhard und Friedrich Ebner, welche dem frommen Unternehmen auch sonst jede Förderung angedeihen ließen. Von der Klosterkirche, in welcher die berühmteste Abtissin des Klosters, Charitas Pirkheimer, begraben liegt, wurde der Chor samt dem Hauptaltar von dem Bamberger Bischof i. J. 1274 eingeweiht; die Kreuzgänge und die Kirche selbst wurden erst i. J. 1339 vollendet. In den Jahren 1452—1454 wurde ein neues Klostergebäude, Dormitorium (Schlafhaus) und Refektorium gebaut. Die Baukosten hiezu wurden durch freiwillige Beiträge des Rats und der Bürger gedeckt. Gegenwärtig dienen die Räume des ehemaligen Claraklosters als Aufbewahrungsstätten des städtischen Leihhauses.

Ein anderes Nonnenkloster außerhalb Nürnbergs, welches aber in späterer Zeit, weil der Rat von Nürnberg die Vogtei über dasselbe erhielt, zur Stadt in ein engeres Verhältnis trat, ist das zu Engelthal, in lieblichem Thalgrund zwischen Hersbruck und Altdorf gelegen. Reuerinnen, d. i. Schwestern des Ordens der heil. Maria Magdalena, welche sich später zur Regel des heil. Augustinus

verpflichteten, haben diese Niederlassung gegründet, nachdem ihnen Ulrich von Königstein ziemlich weitläufige Ländereien, verschiedene Höfe und Güter schenkweise überlassen hatte. Es wird erzählt, diese Reuerinnen hätten sich vorher in Nürnberg in frommer Gemeinschaft aufgehalten, seien aber, erschreckt von dem Bann, welchen Papst Gregor IX. über Kaiser Friedrich II. und dessen Anhänger verhängt hatte, aus dem kaisertreuen Nürnberg gewichen und hätten sich nach der Stätte begeben, welche ihnen die Freigebigkeit Ulrichs von Königstein zugewendet. Im Jahre 1244 erfolgte die bischöfliche, i. J. 1248 die päpstliche Bestätigung des Klosters, i. J. 1270 wurde die Kirche erbaut. Durch zahlreiche Zuwendungen von Gütern, Zehenten u. s. w. ist dieses Kloster eines der angesehensten und reichsten geworden und hat in gutem und in schlimmem Sinn einen gewissen Ruf erlangt.

Sechstes Kapitel.

Die Könige Adolf von Nassau und Albrecht I. von Habsburg. Kaiser Heinrich VII.

Vom Ausgang des ersten Habsburgers bis zur Wahl des ersten Wittelsbachers zum römischen König liegt ein Zwischenraum von 21 Jahren. In diesem knappen Zeitraum von zwei Jahrzehnten trugen nacheinander drei Fürsten aus drei verschiedenen Geschlechtern die Krone des Reichs; alle drei grundverschieden in ihren Zielen wie im Charakter, und jeder von ihnen einer anderen Todesart erliegend. Der erste, Adolf von Nassau, fällt kämpfend in offener Feldschlacht gegen den siegreichen Nebenbuhler; dieser, Albrecht I. von Habsburg, erliegt dem meuchlerischen Mordstahl seines Neffen; den dritten, Heinrich VII., den Luxemburger, rafft die heiße Luft Italiens weg. Gleich schmählich aber war bei allen dreien die Art und Weise, wie sie zum Thron gelangten; unrühmlich für die Gewählten, schmachvoll für die Wähler, die Kurfürsten, namentlich für die geistlichen.

Vergeblich hatte sich König Rudolfs Sohn, Herzog Albrecht von Österreich, Hoffnung auf die deutsche Krone gemacht. Die Wahlfürsten fürchteten nicht bloß seine Macht, sondern noch mehr sein herrisches, selbständiges Wesen; auch wollten sie durchaus nicht einmal den Schein der Erblichkeit aufkommen lassen. Nicht einen Fürsten, welcher selbst herrschen wollte, suchten sie, sondern einen durch den sie herrschen könnten. Dies galt besonders von den geistlichen Kurfürsten. Das Wohl des Reichs führten sie beständig im Munde, während sie nichts im Auge hatten, als ihren Privatvorteil. Einen Mann, wie sie ihn brauchten, glaubten sie nun in dem schmalbegüterten Grafen Adolf von Nassau gefunden zu haben, für dessen Erwählung sich sein Vetter, der ränkevolle Erzbischof Gebhard ins Zeug legte und die dieser auch durch Ueberlistung der anderen Wähler durchsetzte. Den Lohn hatten die geistlichen Kurfürsten sich schon vorher gesichert. Ausgiebige „Handsalben“ seitens der Thronbewerber galten schon lange als selbstverständlich; das aber, was dem Nassauer Grafen an Zugeständnissen von Gütern und Rechten auf Kosten des Reichs

durch die beiden Erzbischöfe von Köln und Mainz abgedrückt wurde, überstieg alle Grenzen der Scham. In den Augen des Volks galt darum auch er als ein „Pfaffenkönig".

Die Wahl Adolfs zum römischen König erfolgte am 5. Mai 1292. Er stand im kräftigsten Mannesalter und war bekannt als tapferer Kriegsmann. Er war besser unterrichtet, als viele seiner Standesgenossen, verstand lateinisch und sprach französisch; man sagte ihm hinreichenden Verstand, aber auch leidenschaftlichen Charakter nach. In den ersten paar Jahren seiner Regierung nahm er sich kräftig um die Reichsangelegenheiten und den öffentlichen Frieden an. Um den drückenden Fesseln, die ihm die Großen angelegt, sich zu entwinden, suchte er seinen Halt bei den kleineren Herren. Noch förderlicher zu diesem Zwecke mußte ihm die Gewinnung einer entsprechenden Hausmacht erscheinen. Diese zu erwerben, benützte er die Wirren, welche in Thüringen durch einen Erbfolgestreit unter den dortigen Landgrafen entstanden waren. In zwei Feldzügen, in welchen sein Kriegsvolk, ohne daß er dagegen einschritt, die scheußlichsten Greuel verübte, nahm er die Markgrafschaft Meißen und das Osterland — angeblich für das Reich — in Besitz.

Dies Unternehmen weckte schon das Mißtrauen der Kurfürsten. Eine andere Gelegenheit zu selbständigem Auftreten bot sich ihm durch die kriegerische Verwicklung zwischen England und Frankreich. König Eduard I. von England bot große Subsidien, die dem in seinen Mitteln arg beschränkten römischen König nur willkommen sein konnten. Da die französischen Könige vom Reichsboden im Westen fortwährend offen und auf Schleichwegen Stück um Stück an sich rissen, so mochte ein Kampf gegen Frankreich auch als von nationalem Interesse geboten erscheinen. Es kam aber nicht zum Schlagen trotz Adolfs geharnischtem Absagebrief an Philipp von Frankreich und trotz der Aufstellung eines Heeres, denn der vermittelnde Papst wollte nicht, daß dem geliebten Sohne der Kirche, dem Franzosen ein Leid geschehe, und die französischen Goldstücke erwiesen sich bei der schmutzigen Habgier der deutschen Fürsten als ein sehr kräftiges Gegenmittel gegen die englischen Sterlinge.

König Adolf hielt, nachdem er bald nach seiner Krönung, den Rhein heraufkommend, Elsaß, die Schweiz und Schwaben durchzogen, im Frühjahr 1293 einen Hoftag zu Nürnberg ab, bei welcher Gelegenheit er der Stadt ihre Privilegien bestätigte und wiederholte seinen Besuch im Herbst desselben Jahres. Es mag wohl als Beweis seiner wohlwollenden Gesinnung für die Stadt gelten, daß er ein Jahr später von Rothenburg aus in einem Erlaß vom 6. August 1294 bestimmte, daß das Land, „welches Nurung oder Fürrente genannt

werde", ausschließlich der Stadt Nürnberg gehöre. In demselben Monat kam er dann selbst noch nach Nürnberg. Am 21. August unterzeichnete er daselbst den Bundesvertrag mit dem englischen König und am 31. desselben Monats ließ er von Nürnberg aus seinen Absagebrief an den König von Frankreich ergehen, in welchem er sagt, daß er nicht länger ohne Beschämung mitansehen könne, wie der König und dessen Vorgänger Güter, Rechte, Gerichtsbarkeiten und Landstrecken u. s. w. des Reiches vorenthalten und widerrechtlich sich anmaßen und ihm deshalb ankündige, daß er gedenke, zur Abwehr so großer Verunrechtung die Kraft seiner Macht zu entfalten. Daß den großen Worten nicht die entsprechende That folgte, ist bereits oben erwähnt.

Nicht die Geschichte, wohl aber die von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzende Sage weiß von König Adolfs Beziehungen zu Nürnberg auch sonst noch Einiges zu erzählen. So schreibt die Sage dem Nassauer einen erheblichen Anteil an dem Bau der Lorenzer Kirche zu, vergißt aber zu berichten, woher dieser arme Schlucker von einem römischen König die Mittel dazu hätte haben können. Dann erzählt die Sage von dem der Schlüsselfelderschen Stiftung gehörigen Hause an der Ecke der Karolinenstraße, welches keinesfalls vor Mitte des 14. Jahrhunderts entstanden ist und in welchem vormals die Pröbste von Skt. Lorenz gewohnt haben, daß in demselben König Adolf i. J. 1293, als in dem angeblichen Eigentum der Grafen von Nassau, Herberge genommen habe. Auf Grund dieser Sage und zum Andenken an den König aus dem Nassauer Grafengeschlecht wurde in unserem Jahrhundert (1828) der an der östlichen Wand des Hauses befindliche Brunnen mit dem von Burgschmiet gefertigten Steinbild des Königs Adolf ausgestattet. Nun haben allerdings Grafen von Nassau in und um Nürnberg verschiedene Besitzungen gehabt, u. a. auch Altdorf; zu diesen hat aber dieses Gebäude, jetzt Nassauer Haus genannt, niemals gehört.

Die Würfel über König Adolfs Schicksal waren mittlerweile gefallen. Der Königsmacher, König Adolfs geistlicher Herr Vetter, der Erzbischof Gerhard von Mainz, längst erzürnt über seinen ehemaligen Schützling, weil dieser nicht folgsam genug war und ihm nicht jeden geheischten Vorteil gewährte, stellte sich an die Spitze der fürstlichen Verschwörung, welche die Absetzung des Königs zum Ziele nahm. Auf dem Kurfürstentag zu Mainz am 25. Juni 1298 legte der Erzbischof ein langes Schriftstück vor, in welchem alle die angeblichen Schandthaten des Königs genau aufgeführt waren; darauf erfolgte dessen Absetzung und die Ausrufung des Herzogs Albrecht von Oesterreich zum römischen König. War Albrecht auch nicht

Anstifter dieses von deutschen Reichsfürsten aufgeführten ehrlosen, heuchlerischen Possenspiels, so ist doch sein Einverständnis und seine Mitwirkung unzweifelhaft. Er stand schon lange mit einem Heere bereit, den, der ihm vor sechs Jahren die Krone vorweg genommen, niederzuschlagen, um sich an dessen Stelle zu setzen. Adolf war aber durchaus nicht gemeint, dem Spruche der Kurfürsten sich in stiller Ergebung zu unterwerfen. Bei Göllheim am Fuße des Donnersberges kam es am 2. Juli 1298 zwischen den zwei Nebenbuhlern und ihren Scharen zur Schlacht, in welcher der Nassauer, bis zum Tode ritterlich kämpfend, den Schwertstreichen des Feindes erlag.

* * *

Dem Sieger stand nun eigentlich nichts mehr im Wege, die Würde eines römischen Königs zu übernehmen, er hielt es aber doch für zweckmäßig, sich einer nochmaligen formgerechten Wahl zu unterziehen, die denn auch wenige Wochen nach der Schlacht bei Göllheim zu Frankfurt am 27. Juli 1298 ohne weitere Störung vollzogen wurde. Das lang und heiß ersehnte Ziel war erreicht. Den Preis zahlte Albrecht, indem er, voran den unersättlichen rheinischen Erzbischöfen, dann den übrigen Wahlfürsten in feierlichen Urkunden alles verhieß, was sie beanspruchten. Der ganze Handel war ein gemeiner Schacher.

König Albrecht I. war bereits 50 Jahre alt, als er an die Spitze des Reiches gelangte. Er war mehr gefürchtet, als geliebt, denn er machte in den von ihm schon seit 1281 verwalteten österreichischen Landen seine landesherrlichen Rechte mit Strenge geltend und hielt jede Unbotmäßigkeit, beim Adel wie in den Städten, mit harter Faust nieder. Sparsam war er, wenn er es aber für zweckdienlich hielt, Glanz zu entfalten, dann scheute er durchaus keine Kosten. Er war nicht ein bloßer Haudegen, wie sein Vorgänger, sondern besaß unbestritten ein tüchtiges Feldherrntalent. So ernst und finster er gewöhnlich drein sah, so konnte er doch fröhlich unter den Fröhlichen sein; zu seiner Familie hatte er das schönste Verhältnis; seine Treue gegen seine Gattin Elisabeth, die ihm 21 Kinder schenkte, wurde von den Zeitgenossen hoch gerühmt.

Zu der Zeit, da Albrechts Wahl zu Frankfurt vor sich ging, im Sommer 1298, durchbrauste ein Sturm das ganze Frankenland. Es war wieder eine jener furchtbaren Judenhetzen ausgebrochen, welche durch das ganze spätere Mittelalter von Zeit zu Zeit sich wiederholten. Es ging die Mär, die Juden hätten zu Rothenburg o./T.

eine Hostie in einem Mörser zerstampft, aus der sei viel Blut geflossen, das hernach noch gefunden wurde. An die Spitze des losgelassenen Pöbels stellte sich ein Adeliger, namens Rindfleisch; der zog mit seinen Scharen brennend, mordend, plündernd von Ort zu Ort. In Würzburg und anderen Orten wurden die Juden völlig ausgerottet; man erschlug sie oder verbrannte sie in Massen, indem man sie in einer Synagoge oder anderen Häusern zusammentrieb. Selbst manche Christen, die in Entrüstung über den namenlosen Greuel den Juden in ihrer Verteidigung beistanden, erlitten den Tod in den Flammen. Es wird berichtet, daß die Juden nicht bloß ihr Geld und ihre Kostbarkeiten, sondern selbst ihre Kinder ins Feuer warfen, um sie vor weiteren Qualen oder vor gewaltsamer Taufe zu retten. An hunderttausend Juden, was hoffentlich übertrieben ist, sollen damals der Wut des entmenschten Pöbels zum Opfer gefallen sein. Viele der Unglücklichen retteten sich in feste Plätze, so auch in die Burg von Nürnberg; war ihnen, den königlichen Kammerknechten, ja doch der Kaiser Schutz schuldig. Wie die Chroniken berichten, kam Rindfleisch mit seinen Scharen auch nach Nürnberg, um da dieselben Greuel wie anderswo zu verüben. Bloß die Stadt Regensburg nahm sich ihrer Juden ernsthaft an. Das Unwesen nahm erst ein Ende, als König Albrecht, auf seiner Reise zum Hoftag in Nürnberg, im Herbst nach Franken gelangte. Er nahm die Rädelsführer in Strafe und legte den Städten schwere Geldbußen auf. Selbst wenn ihm das Gerechtigkeitsgefühl gemangelt hätte, so war er doch klug genug, den Wert der Juden, die ihm Geld einbrachten, richtig zu schätzen. Die meisten seiner Zeitgenossen waren jedoch gar nicht damit einverstanden, daß der König seiner Pflicht gemäß den Juden Schutz verlieh; von manchen Christen ist er darob arg geschimpft worden.

Es galt damals bereits als feststehender Brauch, daß der neue König seinen ersten Hoftag in Nürnberg abhielt. Im November erschien Albrecht I. daselbst und blieb, beschäftigt mit den Angelegenheiten des Reichs, hier bis Ende Januar 1299. Es war ein Hoftag, so glänzend, wie er seit den besten Zeiten des deutschen Reichs nicht mehr gesehen war. Sämtliche Kurfürsten waren anwesend; man zählte vier Erzbischöfe, 20 Bischöfe, 15 weltliche Fürsten, 360 Grafen und Barone und mehr als 6000 Ritter. Da konnten die Herbergen bei ihrem damals noch geringen Umfang nicht ausreichen und viele der Gäste mußten unter Zelten Obdach suchen. Die Hofchronisten jener Zeit wissen von diesem überaus glanzreichen Hoftag über Rangstreitigkeiten (die also schon sehr alten Datums sind) zwischen den verschiedenen Erzbischöfen, Bischöfen u. s. w. mancherlei zu berichten,

sowie auch, daß die Kurfürsten insgesamt, darunter der mit der Krone geschmückte Böhmenkönig, die Pflichten ihrer Erzämter bei den Feierlichkeiten persönlich erfüllten. Die Königin Elisabeth empfing in der Sebalduskirche aus den Händen des Mainzer Erzbischofs die Krone. Zu all diesen Festlichkeiten bildete die Erscheinung der Witwe König Adolfs, welche nach Nürnberg gekommen war, um ihres in der Schlacht bei Göllheim gefangen genommenen Sohnes Rupprecht Freilassung zu erflehen, den traurigsten Gegensatz. Da dieser sich in der Hand des unerbittlichen Mainzer Erzbischofs befand, mußte sie zudem unverrichteter Dinge abziehen.

Ende November erteilte König Albrecht der Stadt Nürnberg die Bestätigung aller ihrer bisherigen Privilegien. Mit Zustimmung der Kurfürsten erteilte er dann seinen Söhnen die österreichischen Lande und erneuerte den von seinem Vater Rudolf I. i. J. 1287 zu Würzburg angesetzten allgemeinen Reichsfrieden. Albrecht trat nur in die Fußtapfen seines Vaters Rudolf, als er die Abschaffung aller seit Kaiser Friedrich II. willkürlich aufgerichteten Zölle in Anregung brachte, und wenn er auch seinem dahin zielenden Verlangen auch vorerst noch keinen Nachdruck gab, so war damit doch schon auf dem Nürnberger Hoftag zu den späteren Zerwürfnissen mit den rheinischen Erzbischöfen der Keim gelegt. Von Nürnberg aus hielt er dann seinen Umzug durch das Reich, auf welchem er den Reichsstädten zahlreiche Privilegien gab.

Albrecht hatte schon vor seiner Erwählung zum römischen König mit König Philipp IV. von Frankreich, auch der Schöne genannt, eine lebhafte Verbindung unterhalten. Dieser hatte bereits Streit gehabt mit dem Papst Bonifacius VIII., der die Gregorianische Idee der päpstlichen Weltherrschaft mit erneutem Nachdruck zu verwirklichen trachtete und die Kronen ausbot, als ob er solche, im Schrank aufbewahrt, zu freier Verfügung besäße. Albrechts Botschaft nach Rom wegen seiner Anerkennung als römischer König wurde von diesem Papst mit schnöden Worten nach Hause geschickt. So führte das beiderseitig gleiche Interesse die beiden Herrscher zusammen. Durch Verhandlungen kamen sie überein, die vorhandenen Grenzstreitigkeiten durch ein Schiedsgericht schlichten zu lassen und das Freundschaftsband durch die Verlobung von Albrechts ältestem Sohne Rudolf mit König Philipps Schwester Blanca noch enger zu knüpfen. Gegen Ende des Jahres kamen die beiden Könige zu Quatrevaux bei Vaucouleurs auf der Grenze ihrer Reiche zusammen. Der sonst so sparsame Albrecht, auf seinen Wunsch begleitet von fünf Kurfürsten, einer großen Anzahl Herren und Ritter u. s. w., entfaltete die größte

Pracht. Der französische König sollte bei dieser Gelegenheit der Kurfürsten Zustimmung gewinnen helfen, daß sein künftiger Schwager Rudolf die alleinige Herrschaft in den österreichischen Erblanden erhalte, sowie das Versprechen, denselben zum römischen König zu wählen, sobald Albrecht die Kaiserkrone erhalten haben würde. Die Bemühung war jedoch vergeblich. Der alte Ränkeschmied Erzbischof Gerhard von Mainz war schon längst erbost, daß König Albrecht seine Zusagen so mangelhaft hielt. Er habe noch mehrere Könige in der Tasche, soll er damals geäußert haben. Es war bereits eine neue Fürstenverschwörung in Sicht.

Am 14. Oktober 1300 schlossen die rheinischen Erzbischöfe zu Heimbach am Rhein mit dem Wittelsbacher, Pfalzgrafen Rudolf, ein Bündnis wider „Herzog Albrecht von Oesterreich, welcher nun König von Deutschland heißt." Dieser zeigte ihnen aber den Meister. In seiner Kriegserklärung wider die Erzbischöfe verkündete er als Zweck des Kampfes die Abschaffung der widerrechtlich eingeführten Zölle, gewann sich dadurch die ausgiebige Unterstützung der Städte und schlug die Verbündeten, einen um den anderen, in kurzer Zeit dermaßen nieder, daß sie gedemütigt gerne in die Rückgabe des Reichsguts und die Abstellung der Zölle willigten. Der entscheidende Sieg kam den Städten reichlich zu gute; ihre innere Entwicklung wurde durch den entscheidenden Erfolg und durch die Bewilligungen des Königs mächtig gefördert.

Viel weniger Energie als in dem Kampfe gegen die Bundesbrüder von Heimbach entwickelte König Albrecht gegenüber dem Papste. Dieser war mit Philipp von Frankreich aufs neue in bitteren Streit geraten, und es mußte ihm deshalb daran gelegen sein, an dem bisher noch nicht anerkannten römischen König, als dem berufenen Schirmvogt der Kirche, einen Rückhalt zu gewinnen. Die neu aufgenommenen Unterhandlungen führten nun zum Ziel. Papst Bonifacius VIII. nahm in seiner Bulle vom 30. April 1303 Albrecht als seinen und der Kirche besonderen Sohn auf und erkannte ihn als den zum Kaiser zu erhebenden römischen König an, während Albrecht in einer am 17. Juli auf der Reichsburg zu Nürnberg ausgestellten Urkunde seine Ergebenheit und Treue gegen den päpstlichen Stuhl, seine Bereitwilligkeit zum Kampfe gegen alle Feinde der Kirche beteuerte und zugleich anerkannte, daß der Papst allein die Kaiserkrone verleihe, daß die Reichsfürsten die nur von ihm übertragene Gewalt der Kaiserwahl besäßen, und daß alles, was Kaiser und Reich besitzen, aus der päpstlichen Gnade geflossen sei. Damit war die Preisgebung des mit Philipp IV. beschworenen Bündnisses verbunden.

In derselben Zeit, da so der deutsche König dem römischen Papste seine grenzenlose Unterwürfigkeit bezeugte, ließ der französische König durch ein Landesparlament den Papst, welcher in der berühmten Bulle: in unam sanctam erklärt hatte, daß „dem römischen Papste jede menschliche Kreatur unterworfen sei", in Anklagestand versetzen und gegen ihn an ein allgemeines Konzil appellieren. So wurde, was den mächtigsten deutschen Kaisern mißlungen, durch einen auf den Bürgerstand sich stützenden französischen König zu wege gebracht und gegen die Hochflut der unmäßigen Ansprüche des Papsttums für immer ein Damm aufgerichtet. Unzweifelhaft hat diese feste Haltung gegenüber dem römischen Stuhl nicht das wenigste zu dem mächtigen Aufschwung der national-französischen Monarchie beigetragen.

Die Aussichten auf die erbliche Uebertragung der deutschen Krone auf sein Haus, welche Albrecht geplant haben mochte, mußte ihm bei der Abneigung der Kurfürsten immer trüber erscheinen; um so mehr war er darauf bedacht, seine Hausmacht zu vermehren. Er nahm die thüringischen Pläne seines Vorgängers Adolf von Nassau wieder auf; allein das von dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg geführte königliche Heer erlitt bei Luckau unweit Altenburg eine entschiedene Niederlage. Und ebenso endeten seine Versuche, sich dauernd zum Herrn in Böhmen zu machen, nachdem sie schon nahe am Gelingen waren, schließlich mit völligem Mißerfolg.

Es galt nun, das gestörte Werk neu aufzunehmen und dazu neue Rüstungen zu machen. Zu diesem Zwecke weilte der König im Frühjahr 1308 im Oberland; in seiner Umgebung sein Neffe, Herzog Johann, der wegen angeblicher Vorenthaltung seines Erbteils tiefen Groll gegen den Oheim im Herzen trug. Hetzer waren genug vorhanden; an drei schwäbischen Adeligen fand der rachedürstende Jüngling Genossen zu einem Mordanschlag gegen den Gehaßten. Als Albrecht bei Rheinfelden seiner Gemahlin entgegenritt, wurde er von den Verschworenen meuchlings überfallen und fand unter ihren Streichen den Tod.

Albrechts Charakterbild hat Jahrhunderte lang unter Verdunkelung oder Verzerrung gelitten. Die geistlichen Chronisten bezichtigten ihn der Judenfreundschaft und des Hasses gegen die Kirche; Ländergier ist ein Vorwurf, der von verschiedenen Seiten gegen ihn erhoben wurde; in der Überlieferung, in Sage und Dichtung, lebt er als der furchtbare Tyrann, der die uralte Freiheit der Schweizer Bauern erdrücken wollte. Erst durch die Geschichtsforschung der neueren Zeit, welche auch die schönen Sagengebilde von Wilhelm Tell, dem Rütlischwur und so manche andere schonungslos zerstörte, ist ihm

größere Gerechtigkeit zuteil geworden. In der deutschen Reichsgeschichte und in der Reihe der deutschen Könige und Kaiser wird Albrecht I. immer einen ehrenvollen Platz behaupten, weil er nach Kräften dem Verfall der Reichsgewalt und damit des Reiches, zu wehren bemüht war.

* * *

Als Nachfolger des gemordeten Habsburgers wurde am 22. November 1308 von den auf dem Königstuhl zu Rhense versammelten Kurfürsten der Graf Heinrich von Luxemburg gewählt. Das Gold des französischen Königs Philipp IV. hatte bloß die Stimme des Kölner Erzbischofs für Karl Valois, des Königs Bruder, zu gewinnen vermocht. Gegenüber den nachdrucksvollen Anstrengungen zu gunsten des Luxemburgers seitens der Erzbischöfe Peter (Aichspalter) von Mainz und Balduin von Trier, welch letzterer ein jüngerer Bruder Heinrichs von Luxemburg war, mußten auch die anderen Bewerber aus verschiedenen Fürstenhäusern ihr Spiel verloren geben, und so wurde denn der Graf einstimmig auf den Thron erhoben. Natürlich forderten diese Anstrengungen der Kirchenfürsten auch ihren gebührenden Lohn: eine der ersten Regierungshandlungen Heinrich VII. war, daß er die Rheinzölle wiederherstellte, deren Abschaffung sein Vorgänger Albrecht mit Waffengewalt erzwungen hatte.

Heinrich VII. stand zur Zeit seiner Erwählung im schönsten Mannesalter. Durch die Lage seines Stammlandes wie durch seine Erziehung war er mehr Franzose als Deutscher; voll ritterlichen Sinnes, galt er für einen der ersten Turnierhelden seiner Zeit. Die Zeitgenossen sind seines Lobes voll; von offenem, geraden, ehrlichen Wesen, gütig und milde, von inniger Frömmigkeit und von untadelhaften Sitten, konnte er als Spiegel reiner Tugend gelten.

Auf seinem Königsritt durch die deutschen Gauen, auf dem er allenthalben den Landfrieden aufrichtete, die Huldigungen der Fürsten und der Städte entgegennahm und die Privilegien der letzteren bestätigte, kam Heinrich VII. auch nach Nürnberg. Aber nicht hier hielt er seinen ersten Hoftag, obwohl er bereits für Nürnberg ausgeschrieben war, sondern, wohl aus besonderen Gründen, zu Speyer, wo an all den Festesglanz ein ganz merkwürdiges und überaus trübes Schauspiel sich anreihte. Zum Hoftag war nämlich auch Herzog Friedrich von Österreich in Begleitung einer zahlreichen Ritterschaft erschienen; derselbe begehrte die Überführung der Leiche seines Vaters in die Kaisergruft zu Speyer. Die Forderung wurde von Heinrich gewährt; zugleich verordnete der König dieselbe Ehre für die Über-

reste Adolfs von Nassau. So sah man denn in einem Raum beisammen die zwei Königsleichen, die zwei trauernden Witwen und das neue Königspaar. Seitdem ist keine Kaiserleiche mehr in die Kaisergruft zu Speyer gesenkt worden.

Der habsburgischen Familie ward auch die Genugthuung zu teil, daß über König Albrechts Mörder die Reichsacht ausgesprochen wurde und durch die Belehnung Herzog Friedrichs mit den österreichischen Ländern wurde die Einigung mit den Habsburgern vollständig gemacht. Aber auch sonst that Heinrich, zum Teil auch auf Kosten der Städte, den Fürsten weit mehr zu Gefallen als das Reichsinteresse erlaubte, und so wurde durch ihn wieder zerstört, was Albrecht zum Vorteil des Reiches errungen hatte. Er wollte sich um jeden Preis gute Freunde machen für die Zeit seiner Abwesenheit. Denn von Anfang an war all sein Dichten und Trachten auf den Zug nach Rom, auf die Gewinnung der Kaiserkrone und auf die Wiederherstellung der Reichshoheit in Italien gerichtet. Dieser romantische Gedanke, von welchem Heinrich ganz und gar erfüllt war, drängte jede andere Rücksicht in den Hintergrund und vermochte ihn auch zur schwächlichsten Nachgiebigkeit gegen die fortwährenden Übergriffe des Königs von Frankreich. Mit dem Papst gelangte er leicht zur Verständigung, da dieser in dem romantischen deutschen König, wenn er ihm die Kaiserkrone verliehen, den Unternehmer eines neuen Kreuzzugs zu gewinnen hoffte; und Heinrichs Unternehmungsgeist konnte bloß gesteigert werden, als durch eine überaus günstige Fügung der Umstände die Macht seines Hauses ganz unerwartet zu einer bedeutenden Erhöhung gelangte.

Die dem damaligen Inhaber der böhmischen Krone, Heinrich von Kärnthen, widerstrebende adelige Landespartei bot, um den beständigen Wirren ein Ende zu machen, dem deutschen König Heinrich für dessen vierzehnjährigen Sohn Johann die Hand der siebenzehnjährigen böhmischen Prinzessin Elisabeth, der hinterlassenen Tochter Wenzels II. und damit eine Art Rechtstitel auf das Königreich Böhmen an. Wurde dieser Rechtsanspruch mit Waffengewalt zum glücklichen Vollzug gebracht, so gewann einerseits die siegende Partei den Schutz des Reichs, anderseits stieg das Haus Luxemburg durch den errungenen großen Landbesitz in die Reihe der ersten Reichsfürsten empor. Im August 1310 fand zu Speyer die glänzende Hochzeitsfeier des jungen Königspaares statt; im September sammelte sich zu Nürnberg das wohl 3000 wohlgerüstete Reiter zählende Heer, unter dessen Führern auch der Burggraf Friedrich IV. von Nürnberg, welches Böhmen den Luxemburgern gewinnen sollte und, nachdem Prag durch Verrat gefallen, auch glücklich gewann.

König Heinrich entfaltete, so lange er noch in Deutschland weilte, eine fast fieberhafte Thätigkeit; fast niemals sind in so kurzem Zeitraum so viele glänzende Hoftage, in Speyer, Frankfurt, Köln gehalten worden. Mitten im Winter, im Januar 1310, war Heinrich nach Nürnberg geeilt, um mit den böhmischen Abgesandten Rat zu halten, und daß auch Sachen von minderer Bedeutung seiner Beachtung und Sorge nicht entgingen, beweisen die oben bereits (S. 60) erwähnten zwei königlichen Erlasse aus Speyer und aus dem Elsaß in Betreff des Nürnberger Reichswaldes.

Im Herbste d. J. 1310 trat Heinrich VII. seine Romfahrt an, an welche nicht bloß er, an welche auch ein großer Teil des italienischen Volkes überschwengliche Erwartungen knüpfte. Bekannt ist Dantes, des großen Verbannten von Florenz, Aufruf, in welchem seine Dichterseele der heißen Sehnsucht seines Heimatlandes nach einem Retter glühenden Ausdruck gab. Mit unermeßlichem Jubel wurde der mit seinen Reisigen über den Mont Cenis in die Fluren Hesperiens herabgestiegene deutsche König von der Einwohnerschaft der ghibellinischen Städte begrüßt. Die staatlichen Zustände des Landes machen jene Sehnsucht und diesen Jubel leicht begreiflich. Wohl war Italien in der Kultur allen Ländern der Welt weit vorausgeeilt. Es war das eigentliche Land der Städte. Selbst unser Deutschland, in welchem das Städtewesen in späterer Zeit zu so herrlicher Blüte sich entfaltete, konnte niemals mit jenen reich entwickelten Gemeinwesen des südlichen Landes sich messen. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts erhoben sich in den ober- und mittelitalienischen Städten jene stolzen Gemeindepaläste, jene burgähnlichen Wohnstätten der vornehmen Familien, jene zahlreichen Kirchen von unvergleichlicher Schönheit, welche von der Macht und dem Reichtum der Kommunen so beredtes Zeugnis ablegen. Welches Land hätte Städte aufweisen können, wie sie Italien in Mailand, das damals 200000 Einwohner zählte, in Venedig, Florenz, Pisa, Genua u. s. w. besaß? Der europäische Verkehr hatte in Oberitalien seinen Mittelpunkt, der größte Geldmarkt Europas war hier, der auswärtige süddeutsche Handelsverkehr hatte hier seinen Brennpunkt. Aber dieses glanzvolle Bild reich entwickelten Städtelebens zeigte auch schwärzeste Schatten. Mit einer dem kälteren Norden unbekannten, ja oft unfaßbaren Leidenschaft bekämpften sich die Parteien in Stadt und Land, verjagte gewöhnlich die siegende Partei die unterliegende förmlich von Haus und Hof, befehdeten sich gegenseitig die Städte wieder untereinander.

In dieses leidenschaftliche Getriebe trat nun der deutsche König als ersehnter Friedebringer und Rechtsprecher. Wohl konnte er eine

Zeit lang seinem Vorsatz getreu, über den Parteien stehend, versöhnend und beschwichtigend wirken; aber nicht lange. Die jeglicher Leistung an das Reich längst entwöhnten Italiener sollten Geld schaffen für das deutsche Heer; die an vollständige Selbstregierung gewöhnten Städterepubliken mußten sich Reichsstatthalter vorsetzen lassen; Stadtverfassungen wurden umgestürzt; rohe Gewaltthätigkeiten der deutschen Krieger reizten die heißblütigen Südländer zur Rache. Die guelfischen Städte kehrten zum offenen Widerstand zurück; Mailand öffnete widerwillig die Thore; Brescias heldenmütiger Trotz mußte mit teuren blutigen Opfern errungen werden. Der unparteiisch waltende Herrscher sank, durch die Umstände gezwungen, zum Parteihaupt der Ghibellinen herab.

Zwar gelangte Heinrich VII. endlich am 29. Juni 1312 zur heißerstrebten Kaiserkrone; aber nicht in der geheiligten Krönungsstätte Skt. Peter konnte die feierliche Krönung erfolgen: Heinrich mußte, da ein großer Teil der ewigen Stadt von den Guelfen besetzt war, sich mit der Krönung im Lateran begnügen. Das eine Ziel blutiger Kämpfe war erreicht; weitere schwere Kämpfe aber standen bevor, denn Karl Anjous Enkel, König Robert von Neapel, der die erneuerte Ausbreitung der deutschen Herrschaft in Italien befürchten mußte, bereitete sich zum offenen Kampfe gegen den Kaiser. Der Bruch mit dem Papste war unausbleiblich; der König von Frankreich hetzte; die guelfischen Städte beharrten im trotzigen Widerstand; wochenlang hielt der Kaiser das demokratische Florenz eng umzingelt. Es war ein furchtbar heißes Ringen und mit bewunderswerter, heldenhafter Geisteskraft mühte der rechtschaffene, aber von einer überspannten Vorstellung seines Kaiserberufs beherrschte Kaiser sich ab, Herr zu werden über die sich auftürmenden Schwierigkeiten. Auf sein Geheiß berief sein Sohn und Stellvertreter Johann auf Januar 1313 einen Reichstag nach N ü r n b e r g, um die Reichshilfe zum Zug gegen Neapel zu bewirken. Schon rückten einzelne Scharen aus Deutschland heran; von Pisa aus trat Heinrich den Waffengang gegen König Robert von Neapel an; vor den festen Mauern von Siena mußte der fieberkranke, in der Sänfte getragene Kaiser umkehren; in dem kleinen Burgflecken Buonconvento am 24. August 1313 erlag er, der fünfte und letzte der deutschen Kaiser, die auf italienischer Erde dem römisch-deutschen Kaisertumswahn zum Opfer fielen, der tückischen Krankheit. Im Dome der treuen Ghibellinenstadt Pisa wurde die Kaiserleiche beigesetzt; nach mehr als 500 Jahren wurden die Überreste auf den berühmten campo santo dieser Stadt übergeführt.

Tiefste Bestürzung über den Hingang des Kaisers ergriff die weitesten Kreise; die zum Kriegszug gegen Neapel gesammelten Scharen

gingen auseinander; mit der Herrschaft Deutschlands über Italien war es für immer vorbei.

Die Reichsstadt Nürnberg hatte besonderen Grund, für Kaiser Heinrich VII. ein dankbares Gedächtnis zu bewahren. Nachdem die bisherigen Privilegien der Stadt von Heinrich schon bei seiner ersten Anwesenheit in Nürnberg bestätigt worden waren, erfuhren dieselben durch ihn zwei Monate vor seinem Tode noch eine namhafte Erweiterung.

Seit dem großen Privileg Kaiser Friedrich II., diesem Grundstein von Nürnbergs freier städtischer Entwicklung, waren zur Zeit Heinrich VII. fast hundert Jahre verflossen. Sind nun auch keine schriftlichen Zeugnisse vorhanden, welche uns über die Ausbildung des Gemeinwesens in diesem Zeitraum näher unterrichten, so läßt doch schon die im vorigen Kapitel berührte großartige Bauthätigkeit seit Mitte des 13. Jahrhunderts schließen, daß die Stadt sich der kräftigsten Entwicklung erfreute. Natürlich ist, daß mit dem fortschreitenden Gedeihen auch das Streben wuchs, aus allen Abhängigkeitsverhältnissen sich allmählich loszuschälen. Diesem Streben mußten die von Heinrich VII. am 11. und 28. Juni 1313 zu Pisa ausgestellten Urkunden bedeutenden Vorschub leisten, wenn auch anzunehmen ist, daß einzelne der darin der Stadt zugesicherten Freiheiten bereits thatsächlich in Übung waren und durch diese kaiserlichen Briefe eigentlich bloß gesetzliche Bestätigung und Bekräftigung empfingen.

Der Reichsschultheiß, als Vertreter kaiserlicher Gewalt, erscheint auch ferner als Stadtrichter, aber er ist gemäß der Urkunde vom 11. Juni fortan zugleich der Stadt verpflichtet und hat jährlich dem Rat zu geloben, daß er nach gleichem Recht Reiche und Arme richten wolle nach dem Urteil der Schöffen, war also eigentlich nur dem Namen nach kaiserlicher Beamter. Zu seinen Obliegenheiten gehörte auch der Schutz der königlichen Straßen und das Geleitsrecht auf denselben.

Das bereits in dem Freiheitsbrief Friedrich II. gewährleistete Recht, daß die Einwohner Nürnbergs vor kein fremdes Gericht gezogen werden dürfen, wird in Heinrich VII. Urkunde noch schärfer betont und zugleich für die Sicherstellung gegen willkürliche Verhaftung Bestimmung getroffen. Diese Befreiung von fremden Gerichten war die Grundveste der städtischen Freiheit.

Die Stadtverwaltung gebührt ausschließlich dem Rat, und was Bürgermeister und Schöffen in Betreff des Friedens und der Marktpolizei verordnen, das soll gelten für die Einheimischen wie für die Fremden.

In Betreff des Landgerichts, dessen Vorsitz dem Burggrafen oder dessen Stellvertreter zustand, wird verfügt, daß der Notar dieses Gerichts nur in Nürnberg seinen Wohnsitz haben darf und daß neben den Ritterbürtigen auch den ehrbaren Bürgern der Stadt das gleiche Recht als Beisitzer dieses Gerichts zukommt.

Ferner wurde bestimmt, daß die Nürnberger Bürger für sich und ihre Güter frei sein sollen von allen Weggeldern und Zöllen in allen Orten des Reichs, welche bei ihnen dieselbe Freiheit genießen.

In der Urkunde vom 26. Juni wird dann der kaiserliche Schultheiß zu Nürnberg beauftragt, zu verwehren, daß durch den Bischof von Bamberg oder dessen Amtleute jemand vor Gericht gefordert oder belästigt werde und jeden derartigen Anspruch mit Nachdruck zurückzuweisen; woraus zu folgern ist, daß der benachbarte Bamberger Bischof dahin zielende Versuche unternommen hatte.

Aus allen diesen Verordnungen Kaiser Heinrich VII. leuchtet nicht bloß das wärmste Wohlwollen für die Reichsstadt, sondern auch ein richtiges Verständnis für die Interessen derselben hervor und es ist wohl anzunehmen, daß eine nürnbergische Abordnung unter Darlegung der thatsächlichen Verhältnisse die Wünsche der Reichsstadt am kaiserlichen Hoflager vertreten hat.

Ebenso ist zu vermuten, daß auch die Juden sich Zugang beim Kaiser verschafft haben, denn zu gleicher Zeit erging an den kaiserlichen Schultheiß zu Nürnberg der Befehl, allen Juden zu Nürnberg den gleichen Schutz gegen Bedrückung zu gewähren und, ohne Rücksicht auf den Widerspruch der Nürnberger Juden, alle anderen Juden, die sich in Nürnberg niederlassen wollen, zur Wohnung und zum Bürgerrecht zuzulassen.

In die Zeit, welche in dem gegenwärtigen Kapitel behandelt ist, fällt die Errichtung eines zweiten Frauenklosters, ebenfalls auf der Lorenzer Seite, das der Dominikanerinnen zu Skt. Katharina. Es war eine Stiftung des Konrad von Neumarkt; außer dem sehr umfangreichen Areal, auf welchem Kirche und Kloster mit Garten und Weiher (Nonnenweiher) sich befanden, gehörten zu der ungemein reichen Schenkung Höfe, Güter und Zehenten in verschiedenen Orten, wie Wetzendorf, Speikern, Biberbach. Der Bau von Kirche und Kloster vollzog sich in dem Zeitraum von 1292—1300.

Siebentes Kapitel.

Kaiser Ludwig der Bayer.

Vierzehn Monate lang war nach Kaiser Heinrich VII. Hinscheiden das Reich ohne Haupt, und als es endlich zur Wahl kam, gingen aus ihr zwei Könige hervor. Als Parteien standen die Habsburger und die Luxemburger wider einander. Auf habsburgischer Seite war Herzog Friedrich, genannt der Schöne, einer der fünf Söhne König Albrechts, Bewerber; von der luxemburgischen Seite wurde, da sie nicht hoffen konnte, den erst vierzehnjährigen Sohn Kaiser Heinrich VII., den Böhmenkönig Johann, durchzubringen, der Wittelsbacher, Herzog Ludwig von Oberbayern, der sich durch seinen über Friedrich von Österreich und den mit ihm verbündeten niederbayerischen Adel bei Gammelsdorf jüngst erfochtenen Sieg einen berühmten Namen gemacht, als Gegenkandidat auf den Schild gehoben. Vor den Thoren Frankfurts, in Sachsenhausen, wurde am 19. Oktober 1314 von der Minderheit der Kurfürsten (Köln, Pfalz, Sachsen) Friedrich zum König ausgerufen; tags darauf, in der Wahlstadt Frankfurt selbst, von der Mehrheit (Mainz, Trier, Brandenburg, Böhmen) Ludwig der Bayer gewählt. Da jeder der beiden Gewählten auf seinem Rechte bestand, so mußte das Schwert entscheiden, wer Oberhaupt sein solle im Reich.

Der in Plünderungszügen und Reitergefechten ohne Entscheidung sich hinschleppende fast achtjährige Kampf der beiden mächtigsten süddeutschen Fürstengeschlechter um den Besitz der deutschen Krone endete mit dem Siege Ludwigs von Bayern. Einen schweren Schlag hatten die Habsburger schon auf einem anderen Gebiet erlitten, als Herzog Leopolds, des Bruders Friedrichs des Schönen, glänzendes Ritterheer bei Morgarten den Streitkolben und Hellebarten der Bauern und Hirten der Waldstätte erlag. Eine wertvolle Hilfe besaß Ludwig an dem ihm verbündeten Böhmenkönig Johann; von noch größerem Wert aber war für ihn die kräftige Unterstützung, welche ihm von seiten der Reichsstädte durch Geldleistungen und bewaffneten Zuzug zu teil ward. Die Entscheidung fiel endlich am 28. September 1322 in der Schlacht bei Mühldorf a. J. Obwohl der zum Entscheidungskampf herbeieilende Herzog Leopold noch nicht zur Stelle war, nahm

Friedrich der Schöne doch den Kampf an. Lang wogte der Streit zwischen den beiden fast gleich starken Heeren hin und her; endlich entschied Burggraf Friedrich von Nürnberg den Tag, indem er mit einer frischen Reiterschar die kampfesmüden Österreicher zersprengte. Herzog Friedrich fiel in die Hände des Siegers und wurde als Gefangener auf das Schloß Trausnitz in der Oberpfalz gebracht. Die Schlacht bei Mühldorf war eine der größten des späteren Mittelalters und war deshalb für Bayern von größter Bedeutung, weil eine Niederlage Ludwigs wahrscheinlich den Untergang des Hauses Wittelsbach und seines Besitzes herbeigeführt hätte.

Der Anerkennung Ludwigs im ganzen Reiche stand nun nichts mehr im Wege; die habsburgische Partei war zersprengt, das Gold, wie z. B. bei der Gewinnung des feindlichen Erzbischofs von Köln, vollendete, was das Eisen nicht fertig gebracht. Und bereits winkte dem Sieger von Mühldorf auch die Aussicht auf Vergrößerung seiner Hausmacht. Durch das Aussterben des askanischen Hauses war die Mark Brandenburg in Erledigung gekommen und Kaiser Ludwig zögerte nicht, die günstige Gelegenheit für das Interesse seines Hauses zu benützen. Auf dem Reichstage zu Nürnberg im März 1323 belehnte er seinen ältesten, damals achtjährigen Sohn Ludwig mit der Mark. Auf diesem Nürnberger Reichstage erneuerte Kaiser Ludwig auch den allgemeinen Landfrieden und schaffte zugleich, zur großen Befriedigung der Städte, verschiedene widerrechtliche Zölle ab.

Daß aber Ludwig des Alleinbesitzes der Krone nicht froh werde und daß ihm noch längere und ungleich schwerere Kämpfe als die gegen den habsburgischen Mitbewerber bestandenen, aufgebürdet würden, dafür sorgte der heil. Vater in Avignon, wo seit ein paar Jahrzehnten die römischen Päpste, preisgegeben dem Einfluß der französischen Könige, ihre Residenz aufgeschlagen hatten. Inhaber des apostolischen Stuhles war damals der Gascogner Johann XXII. Sehr klein und mager von Gestalt, häßlich, besessen von der Leidenschaft des Geizes (als er 90 Jahre alt starb, fand man bei ihm die zusammengescharrte, für jene Zeit riesige Summe von 20 Millionen in Gold und Kleinodien), von quecksilbriger Rührigkeit, kleinlichen Geistes und von unbändiger Streitsucht, war er ganz geschaffen, einem Gegner das Leben sauer zu machen. Und unserem König Ludwig that er dies in vollstem Maße. Ein Unglück für diesen und das Reich war nur, daß er nicht das Zeug in sich hatte, eine solche Gegnerschaft sieghaft zu überwinden. Hin und her schwankend zwischen kühnen Entschlüssen und schwachmütigster verzagter Seelenangst zeigt er im ganzen nichts weniger als das Bild eines Helden.

Den Anstoß zu dem neuen Streit zwischen Papst und Kaiser, der das ganze Leben König Ludwigs erfüllen und verbittern sollte und Reich und Volk in Deutschland in tiefste Bewegung und Verwirrung stürzte, gaben die italienischen Angelegenheiten. Durch den Tod Kaiser Heinrich VII. war der Thron des heil. römischen Reichs erledigt, ein anderer König war von ihm nicht anerkannt, folglich gebühre ihm, dem Papst, dem in der Person des heil. Petrus Gott selbst die Rechte des irdischen und himmlischen Imperiums zugleich verliehen hat, die Reichsverweserschaft: so lautete Papst Johann XXII. Anschauung von der päpstlichen Gewalt und darnach verfuhr er. An König Robert von Neapel, an dessen Hofe und durch dessen Gunst er in die Höhe gekommen, besaß er nach Wunsch Werkzeug und Bundesgenossen. Indem er die Reichsverwesung in Italien in Anspruch nahm, schickte er Gewaltboten mit Truppen nach Oberitalien, um jeden Widerstand zu brechen. Da die Visconti, die Gebieter in Mailand, nicht gewillt waren, sich der päpstlichen Herrschaft zu unterwerfen und sich zu schwach fühlten, dem Angriff der päpstlichen Truppen zu widerstehen, wandten sie sich um Unterstützung an König Ludwig. Der Sieger von Mühldorf zögerte nicht, dem Wunsche zu entsprechen, galt es ja doch, die Rechte des Reiches zu wahren, und sandte mit Berthold von Neuffen, den er zum Reichsvikar von Italien bestellte, Hilfsmannschaft nach Mailand. Dies brachte die Wut des alten Papstes zum vollen Ausbruch. Er eröffnete gegen „Ludwig von Bayern" ein förmliches Rechtsverfahren, indem er am 8. Oktober 1323 an die Kirchenthüren von Avignon eine Vorladung anheften ließ, in welcher Ludwig von Bayern aufgefordert wird, binnen drei Monaten die Regierung niederzulegen, sie vor päpstlicher Bestätigung nicht wieder aufzunehmen und alles, was bisher geschehen, zu widerrufen. Allen Unterthanen, ob weltlich oder geistlich, wird geboten, Ludwig den Gehorsam zu verweigern; die ihm geschworenen Eide sind aufgehoben. Die Bulle erhielten alle deutschen Bischöfe zur Verkündigung in ihren Sprengeln. Ludwig schickte Boten nach Avignon, um zunächst Fristverlängerung zu erwirken, erhob aber zugleich am 18. Oktober 1323 zu Nürnberg im Hause des Albert Ebner vor dem Bischof von Regensburg und anderen hohen und niederen Geistlichen als Zeugen feierlichen Protest gegen das „leidenschaftliche und gehässige Vorgehen" des Papstes. In einer zweiten Appellation, ausgestellt am 22. Januar in Sachsenhausen, ging er noch weiter, indem er unter schweren Vorwürfen gegen den Papst sogar dessen Rechtmäßigkeit in Frage stellte.

Die schärfere Tonart dieses Schriftstücks stammte von einer Seite, auf welcher König Ludwig den wertvollsten Beistand im Kampfe gegen die Kurie fand. Zwischen den beiden Bettelorden der

Dominikaner und Franziskaner (Minoriten, mindere Brüder) war über die Lehre von der Armut Christi heftiger Zank ausgebrochen. Die Minoriten behaupteten, Christus und die Apostel hätten kein weltliches Eigentum gehabt, folglich dürften die Bettelorden auch keines haben. Drang diese Anschauung von der apostolischen Armut durch, so stand folgerichtig das ganze stolze, auf unermeßlichen Reichtümern ruhende Gebäude der römischen Kirche in Gefahr. Papst Johann unterließ deshalb auch nicht, die Lehre als ketzerisch zu verwerfen, wodurch sich aber das Generalkapitel der Franziskaner durchaus nicht einschüchtern ließ. Für König Ludwig war dies von größter Bedeutung; denn hätte der Papst die zahlreichen Scharen der Franziskaner, welche dem Volke viel näher standen als alle anderen Mönche, für sich mobil machen können, so stand die Sache für Ludwig viel schlimmer. So aber lieferten ihm gerade die hervorragendsten Gelehrten dieses Ordens Waffen und Rüstzeug. Daß das Volk, namentlich die Bürgerschaft der Städte, so wenig erschreckt war durch die von dem Papst gegen den König geschleuderten Bannflüche, verdankte dieser großenteils der Wirksamkeit dieser Mönche.

Eine weitere Gefahr für Ludwigs Thron war Papst Johanns Plan, das römisch-deutsche Kaisertum auf die französische Nation zu übertragen. König Karl IV. von Frankreich war begierig, diese Würde sich aufzuladen, und Herzog Leopold von Österreich, erfüllt von Rachsucht gegen den Wittelsbacher, war bereit, die Wahl des französischen Königs zu fördern. Als aber dieser nicht sofortigen bewaffneten Zuzug zur Befreiung des gefangenen Bruders Friedrich zusagte, zog sich Leopold zurück und schließlich scheiterte der fein ausgesonnene Streich, als auf der Zusammenkunft der Gesandten des Papstes und des Franzosenkönigs mit den geistlichen Kurfürsten zu Rhense der Komthur des Deutschherrnordens, Berthold von Buchegg, die ganze Schmach dieses Vorhabens den deutschen Fürsten vor die Seele führte.

Diese päpstlich-französischen Umtriebe, sowie die ihm von seiten Herzog Leopolds, der ihm bei Burgau eine Niederlage beigebracht und der das bayerische Gebiet wiederholt beunruhigte und verwüstete, beständig drohenden Gefahren, brachten in Ludwig endlich den Entschluß zur Reife, mit dem gefangenen Friedrich Versöhnung und Ausgleich zu suchen. Er ritt selbst zu diesem auf die Trausnitz und schloß mit dem einstigen Jugendgespielen einen Sühnevertrag, worin Friedrich, der ohne Lösegeld freigegeben wurde, verspricht, der Krone zu entsagen, die von seinen Brüdern besetzten Reichsgüter zurückzugeben und sich mit ihm gegen jeden Feind zu verbünden. Kann irgend ein Teil des Vertrags nicht erfüllt werden, so soll er sich

wieder zur Haft stellen. Das letztere geschah auch, da weder Herzog Leopold noch die übrigen Habsburger den Vertrag genehmigen mochten. Fortan lebte Friedrich zu München mit Ludwig in Freundschaft zusammen, bis im Herbst 1325 ein neuer Vertrag zu stande kam, laut welchem Ludwig und Friedrich wie Brüder die Reichsregierung gemeinsam führen wollten. Das gefiel zwar dem Herzog Leopold, der dem Bruder vor allem den Königstitel retten wollte, nicht aber den Kurfürsten des Reichs. Im Januar 1326 ward endlich ein dritter Vertrag geschlossen, laut welchem, so lange Ludwig in Italien weile, Friedrich allein die Reichsregierung führen sollte. Bald darauf starb Leopold, der thatkräftigste der habsburgischen Brüder, und Friedrich, der den Namen eines römischen Königs führte, folgte im Tode dem Bruder wenige Jahre später nach (1330).

Die öffentlichen Zustände in den Gebieten des deutschen Reichs forderten eigentlich gebieterisch die Anwesenheit und das thatkräftige Eingreifen des Reichsoberhaupts. Grauenhaft sah es aus mit der Sicherheit auf den Landstraßen; in der Mark Brandenburg raubten die Kleinen, rauften die Großen; der Papst hetzte die wilden Horden der heidnischen Preußen und Lithauer auf das unglückliche Land, dessen meiste Dörfer in Flammen aufgingen, und auch sonst fast überall herrschte das wildeste Fehdewesen. Aber das Verlangen des Königs nach Gewinnung der Kaiserkrone und die lockenden Einladungen der italienischen Ghibellinen verdrängten jede andere Rücksicht. Mit nur wenigen hundert Reitern trat König Ludwig von Trient aus seine Romfahrt an. Geld und Krieger stellten ihm die Ghibellinenführer in Aussicht; es umgab ihn ein geistlicher Generalstab erbitterter Widersacher des entarteten Papsttums, Marsilius von Padua, Joh. von Jandun und mehrere Minoriten. Das Gerücht von dem vielen italienischen Geld lockte aus Deutschland Ritter und Reisige genug zu ihm. Aber trotz freiwilliger oder erzwungener Spenden beschwerte den König bald genug drückender Geldmangel und zwang ihn zu harten, Haß und Erbitterung erzeugenden Maßregeln. Offenen Widerstand hatte er jedoch nirgends zu überwinden und so zog er denn im Januar 1328 an der Spitze eines stattlichen Heeres ein in die ewige Stadt. Die Streitmacht, welche Ludwig mit sich führte, betrug wohl 5000 Reiter und doppelt soviel Fußtruppen, meistens Italiener; doch waren auch verschiedene deutsche Herren dabei, darunter der immer zu des Königs Dienst bereite Burggraf Friedrich von Nürnberg.

Und nun sah Rom ein merkwürdiges Schauspiel. Am 17. Januar 1328 bewegte sich durch die geschmückten Straßen ein prächtiger Zug, das Königspaar auf weißen Rossen, in weiße Gewänder gehüllt, 52 Bannerträger voran, in die Peterskirche, wo die Kaiserkrönung

stattfand. Die Salbung vollzogen zwei gebannte Bischöfe, aus den Händen des Syndikus der Stadt Rom empfing Ludwig die Kaiserkrone — als der erste und einzige mit „demokratischem Öl“ gesalbte Kaiser von Deutschland.

Noch seltsameres ereignete sich drei Monate später. Auf den 18. April berief der Kaiser ein Parlament der Erwählten des römischen Volks auf das Kapitol und sprach vor diesem das Urteil gegen Johann von Cahors, der sich Papst Johann XXII. nennt, und entsetzte ihn wegen Simonie, Ketzerei und Hochverrats seiner Würde. Es war diese kühne Handlung des Kaisers die praktische Ausführung der Lehren seines Ratgebers und Leibarztes Marsilius von Padua, der in seiner berühmten Schrift: „Der Verteidiger des Glaubens“ mit staunenswertem Scharfsinn und großer Gelehrsamkeit über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche ein den kirchlichen Ansprüchen auf päpstliche Obergewalt schnurstracks entgegengesetztes System der Befugnisse der Staatsgewalt aufgestellt und begründet hatte. Die nächste Folge des kaiserlichen Urteils über Johann XXII. war die kaiserliche Ernennung eines neuen Papstes, eines Minoritenmönchs, der den Namen Nicolaus V. annahm.

Damit war der Höhepunkt des Glücks von Kaiser Ludwigs Romfahrt erreicht; rasch ging es nun abwärts. Die außerordentliche Maßregel der Absetzung des Papstes verscheuchte viele geistliche Würdenträger aus dem kaiserlichen Lager. Der Abfall ghibellinischer Herren, das Versiegen der Geldleistungen der treuen Städte machten Ludwigs Lage unbehaglich. Eine von ihm den Römern abgeforderte Steuer verkehrte die vorherige Begeisterung in Haß und bei seinem notwendig gewordenen Abzug aus Rom verfolgten ihn die ehemaligen Hosiannahschreier mit Schimpfreden und Steinwürfen. Nicht günstiger war der weitere Verlauf; von dem Feldzug gegen Neapel war keine Rede mehr. Verachtet von den Italienern, aller Geldmittel entblößt und darum von den deutschen Söldnern verlassen, glich seine Heimkehr nach Deutschland einer Flucht. Nicht lange dauerte es, da warf sich der kaiserliche Gegenpapst, um Verzeihung flehend, den Strick um den Hals, vor die Füße Johann XXII., und auch die Stadt Rom, welcher Ludwig das Recht der Papstwahl verliehen hatte, unterwarf sich dem Papste. Das war der trübselige Ausgang von Kaiser Ludwigs glanz- und hoffnungsvoll begonnenem Römerzug.

Ehe Kaiser Ludwig den italienischen Boden verließ, vollzog er in Pavia noch eine für das Haus Wittelsbach und das Land Bayern wichtige Handlung durch den Hausvertrag vom 4. August 1329. Die drei Söhne seines älteren Bruders Rudolf erhielten nach diesem Vertrag die Pfalz am Rhein und einen großen Teil des Nordgaus, im

Gegensatz zu jener die obere Pfalz genannt, und es ward festgesetzt, daß bei Erlöschen der einen Linie deren Land an die andere komme und daß von allen bayerisch-pfälzischen Linien nie etwas verkauft, verpfändet oder verschenkt werden dürfe.

Neue Anfechtungen bereitete dem wieder in Deutschland weilenden Kaiser der unversöhnliche Papst, der Ludwig wiederholt mit den schwersten Bannflüchen belegt und ihn aller Würden und Länder verlustig erklärt hatte und nun unaufhörlich auf die Kurfürsten einwirkte, um sie zur Wahl eines anderen Reichsoberhaupts zu bestimmen. In seiner Gewissensangst und seiner Sehnsucht nach einer Aussöhnung mit dem Papst wich Ludwig von seinen früheren kühnen Anläufen so weit zurück, daß er Ende d. J. 1333 sich sogar bereit erklärte für die Lösung des Kirchenbanns zu gunsten von König Johanns von Böhmen Schwiegersohn, Herzog Heinrich von Niederbayern, auf das Reich zu verzichten. Es war ein schmachvoller Handel, zu dem sich Ludwig auf Betreiben des mit dem König von Frankreich unter einer Decke spielenden Böhmenkönigs herbeiließ. Nach dem Uebereinkommen sollte dem Franzosenkönig, mit dessen Schwester König Johanns Sohn Karl vermählt war, das ganze arelatische Reich und sämtliche romanische Bestandteile des deutschen Reichs „für seine Bemühungen um das Reich“ als Pfand überlassen, d. h. für immer preisgegeben werden. Der dunkle Handel wurde ruchbar und da waren es die rheinischen Städte, welche voll Entrüstung Boten an den Kaiser sandten, ihn zu fragen, ob es denn wahr sei, daß er auf die Krone verzichten wolle. Der Kaiser leugnete, wohl weil er sich schämte; andererseits aber gewann er durch die Zeichen von Anhänglichkeit der Städte wieder so viel Selbstvertrauen, daß er sogar an die Berufung eines allgemeinen Konzils ging, welches allerdings nicht zu stande kam, so wenig wie jener dunkle Handel, denn mittlerweile starb 90 Jahre alt der unselige Papst Johann XXII.

Der Nachfolger Johanns, gleichfalls ein Franzose, Benedikt XII., war zwar milderen Wesens, aber seine Abhängigkeit von dem König von Frankreich war so groß, daß alle, auch die demütigsten Versöhnungsversuche Ludwigs scheiterten. Auch ein Gesuch der deutschen Bischöfe um Beilegung des unseligen Zwistes war fruchtlos. Da wuchs in den Bürgerschaften der mächtig aufblühenden Städte der Zorn über das ablehnende Verhalten des Papstes; aber auch die Fürsten, namentlich die Kurfürsten, empfanden mehr und mehr die Schmach, daß der Papst allein über das Wohl des Reiches entscheiden solle und erkannten endlich in der anmaßlichen Behauptung desselben, daß von seiner Bestätigung die Giltigkeit einer Königswahl abhänge, eine Minderung ihrer eigenen Rechte. So kam es denn, daß die

Kurfürsten zu einem bedeutungsvollen Schritt sich vereinigten, indem sie am 16. Juli 1338 auf dem Königsstuhl zu Rhense feierlich bekundeten: Es sei Recht und altes Herkommen des Reichs, daß der durch die Gesamtheit oder die Mehrheit der Kurfürsten Erwählte der Billigung oder Bestätigung des apostolischen Stuhles nicht bedürfe, um die Verwaltung und den Titel eines römischen Königs zu übernehmen. Sodann verkündete Ludwig auf dem kurz darauf zu Frankfurt abgehaltenen Reichstag öffentlich: daß die kaiserliche Würde und Gewalt unmittelbar von Gott allein ist und daß der Erwählte durch die Wahl der Kurfürsten ohne weiteres König und Kaiser sei. (Im gewöhnlichen Leben hießen die römischen Könige ohnedies bereits Kaiser.) Zugleich erging ein Befehl des Kaisers an alle Geistlichen im Reich, öffentlichen Gottesdienst zu halten trotz dem päpstlichen Interdikt bei Strafe der Friedlosigkeit. Namentlich die Städte sorgten mit Nachdruck dafür, daß der kaiserliche Befehl auch ausgeführt werde.

Dieser Kriegserklärung gegen den Papst folgte unmittelbar die gegen König Philipp VI. von Frankreich. An den Reichstag zu Frankfurt reihte sich im September ein glänzender Hoftag in Koblenz, zu welchem auch König Eduard III. von England, mit welchem Ludwig ein Bündnis gegen Frankreich geschlossen hatte, erschienen war. Die glänzendsten Tage des deutschen Kaisertums schienen wiedergekehrt. 4 Herzoge, 3 Erzbischöfe, 6 Bischöfe, 37 Grafen und gegen 14000 Herren und Ritter wurden als anwesend gezählt. Ludwig verkündete noch einmal die Reichsgesetze des Frankfurter Tages und erklärte Philipp von Valois des Thrones von Frankreich verlustig.

Ludwigs Ansehen im Reich stand wieder auf glänzender Höhe. Durch die deutsche Nation ging ein frischer lebendiger Zug; das Volk fühlte, daß in Frankreich der wahre Feind des Reiches sei und daß, wenn Ludwig mit England im Bunde einen entscheidenden Schlag gegen Frankreich führe, auch des Kaisers unversöhnlicher Feind, der Papst, getroffen werde. Durch eigene Schuld, durch seinen Wankelmut verscherzte Ludwig bald wieder das neugewonnene Ansehen und versäumte die günstige Gelegenheit, die Macht des deutschen Reichs wieder zur Geltung zu bringen. Statt eines frischen, offenen Kampfes im Feld, durch den er die von dem Franzosenkönig hintertriebene Aussöhnung mit dem Papste hätte ertrotzen können und durch die er jedenfalls mehr erreicht hätte, als durch die massenhaften Streitschriften seiner gelehrten Hoftheologen, wählte er die verwerflichsten Winkelzüge. Trotz der stolzen Worte von Frankfurt und Koblenz fuhr er fort, auf verschiedenen Wegen um die Verzeihung des Papstes zu betteln. „Wie ein Säugling nach der Mutterbrust, so sehnt unsere

Seele zur Gnade Ew. Heiligkeit und der römischen Kirche zurückzukehren" schrieb er einmal. Ja er, der Bundesgenosse von England, ließ sich treuloser Weise in geheime Unterhandlungen mit dem französischen König ein, in der tölpelhaften trügerischen Hoffnung, daß dieser die ersehnte Aussöhnung mit dem Papste erwirken wolle und werde. Es waren knapp zwei Jahre seit dem Tage von Koblenz verflossen, da gab Ludwig das Bündnis mit Eduard von England, der mittlerweile zwar die Franzosen in der Seeschlacht von Sluys geschlagen, aber zu Lande, von Ludwig fast gar nicht unterstützt, nichts damit erreicht hatte, vollständig auf, forderte von Eduard das demselben verliehene Reichsvikariat wieder ab und schwur zu Vilshofen dem König Philipp Freundschaft.

Es ist nicht zu verwundern, daß, wie uns zeitgenössische Stimmen berichten, dieser Wankelmut Ludwigs, der für Feigheit angesehen wurde, große Mißstimmung, besonders in den bürgerlichen Kreisen, erregte. Eine andere, aus der Begierde nach Vergrößerung seiner Hausmacht hervorgegangene häßliche Handlung Ludwigs mußte notwendig seiner Achtung auch bei den Fürsten großen Abtrag thun. Die Gräfin von Tirol, Margaretha Maultasch, ein derb sinnliches Weib, war mit des Böhmenkönigs Sohn Johann Heinrich, einem jungen Schwächling, verheiratet und lebte mit demselben in einer nichts weniger als befriedigten Ehe. Die Tiroler Adeligen, unzufrieden mit der böhmisch-luxemburgischen Herrschaft, verschworen sich, die Böhmen zu vertreiben und Margaretha mit dem vor kurzem Witwer gewordenen Markgrafen Ludwig von Brandenburg, einem schönen ritterlichen Mann, zu verheiraten. Die Vertreibung der Böhmen gelang; Kaiser Ludwig, für den die Gewinnung des Weges nach Italien durch eigenes Land sehr erwünscht sein mußte, trennte, ohne die kirchliche Entscheidung abzuwarten, aus kaiserlicher Machtvollkommenheit die Ehe der Margaretha mit dem Luxemburger und belehnte seinen Sohn Ludwig mit der Grafschaft Tirol. Wie man über diesen kaiserlichen Gewaltstreich dachte, besagt drastisch ein Chronist: „Der Geruch des Kaisers, bisher so wohlriechend, ist in den Nasen der Fürsten stinkend geworden." Was Ludwig an Land für sein Haus gewonnen, hatte er an Achtung verloren. Die Luxemburger aber setzten, um Rache zu nehmen, alles in Bewegung und wandten sich vor allem an Benedikts XII. Nachfolger, den Papst Clemens VI., der viel energischer als sein Vorgänger und weil er zudem der Erzieher von König Johanns Sohn Karl gewesen, den Luxemburgern bereitwilligst die Hand zum Verderben Ludwigs bot.

Trotzdem daß Kaiser Ludwig wissen mußte, was der Papst gegen ihn im Schilde führe, fuhr er doch fort, sein Glück bei demselben in

weiteren Unterhandlungen zu versuchen. Der Papst aber verlangte von dem Kaiser nichts weniger als volle Entsagung aller Oberherrlichkeit in Italien, Unterlassung aller Gesetzgebung im Reich ohne Erlaubnis des apostolischen Stuhles, Aufhebung der bisher gegebenen Gesetze bis zur Bestätigung des Papstes, Entbindung aller Fürsten von ihrem geleisteten Eid u. s. w. Dem Kaiser mußte bei der Maßlosigkeit dieser Forderungen klar werden, daß er auch durch die ärgsten Demütigungen beim Papste nichts erreiche. Indem er erklärte, daß er ohne die Zustimmung der Reichsstände nicht über die päpstlichen Forderungen entscheiden könne, berief er einen Reichstag nach Frankfurt (Septbr. 1344), zu dem auch Abgeordnete der Städte geladen wurden. Gemäß einer Kundgebung der schon vorher in Köln zusammengetretenen Kurfürsten konnte Ludwig erklären, daß die päpstlichen Artikel den Rechten und Gewohnheiten des Reiches zuwider und daher unannehmbar seien. Die Städte gaben ihre Meinung durch den Mund eines Mainzer Bürgers nach gehaltener Beratung in den schönen Worten kund: Die Städte erkennen wohl, daß der Papst mit seinen Artikeln nach dem Verderben des Reiches trachte. Und da die Städte nicht anders bestehen können, außer mit dem Reich, und des Reiches Verderben auch ihr Untergang sein würde, so sind sie mit ihren schwachen Kräften bereit, sich allem gehorsam anzuschließen, was die Fürsten zur Aufrechterhaltung der Rechte, der Ehre und des Bestandes des Reiches erdenken werden.

Die Verwerfung der päpstlichen Forderungen geschah aber nicht etwa wegen der Person Ludwigs, für dessen Erhaltung in der Würde des Reichsoberhaupts keiner mehr einen Finger rühren mochte. Die Vermehrung von Ludwigs Hausmacht, zu welcher nach dem Aussterben der niederbayerischen Linie auch Niederbayern und durch den Tod von Kaiser Ludwigs Schwiegervater, Grafen Wilhelm V. von Holland, auch noch die Grafschaften Holland, Seeland und Friesland gekommen waren, sowie die Kriecherei vor dem Papste hatten die Abneigung gegen den Wittelsbacher derart gesteigert, daß die Luxemburger endlich ihre Saat reifen sahen. Das päpstlich-französisch-luxemburgische Ränkenetz war so weit gediehen, daß König Johanns Sohn, Markgraf Karl von Mähren, hoffen konnte, daß ihm die Verdrängung Ludwigs von Bayern endlich gelingen werde. Böhmisches Geld und Karls weitgehende Versprechungen gewannen fünf Kurfürsten für den unsauberen Plan. Am Gründonnerstag d. J. 1346 verkündete Clemens VI., der Stellvertreter des Gottes der allumfassenden Liebe, die Verdammungsbulle gegen den „infamen Ketzer" Ludwig von Bayern und schleuderte gegen ihn einen Schwall jener altjüdischen gräßlichen Verfluchungsformeln, wie sie nur ein

haßerfülltes Pfaffenhirn zu ersinnen vermag. „Verflucht sei sein Eingang, verflucht sein Ausgang! Es schlage ihn der Herr mit Blindheit, Blödsinn und Geistesstörung! Der Erdkreis kämpfe gegen ihn; der Erdboden öffne sich und verschlinge ihn lebendig!“ u. s. w. Da das Reich seit langem erledigt sei, so forderte der Papst die Stände des Reiches auf, für ein neues Oberhaupt zu sorgen. Und so geschah es auf des Papstes Befehl. Am 6. August 1346 erwählten unter dem scheinheiligen Vorwand, daß das Reich seit den Dekreten Papst Johann XXII. ohne rechtmäßiges Oberhaupt sei, die drei geistlichen Kurfürsten, sowie Johann von Böhmen und Rudolf von Sachsen den Markgrafen Karl von Mähren, der sich Karl IV. nannte, zum römischen König. Aber weder die Städte im Reich, die Karls Wahl mit Hohn und Spott aufnahmen, noch selbst die Mehrzahl der deutschen Fürsten wollten von dem neuen König, „dem Pfaffenkönig“, wie ihn das Volk nannte, etwas wissen. Die Krönungsstadt Aachen ließ ihn nicht ein; auf einem Städtetag zu Speyer wurde seine Wahl für unrechtmäßig und ungiltig erklärt. Die beiden Böhmen, Vater und Sohn, wandten sich nach Frankreich. Der unstäte Johann fand dann einen abenteuerlichen Tod in der von den Franzosen gegen Engländer und Fläminger erlittenen blutigen Niederlage bei Crecy. Auf der Rückreise aus Frankreich begnügte sich Karl mit der Krönung in der erzbischöflichen Stadt Bonn und schlich sich dann glücklich durch Deutschland nach Prag. In dem nun entbrannten Bürgerkrieg standen die Aussichten für Karl nichts weniger als glänzend; da machte der plötzliche Tod, welcher den Kaiser Ludwig auf der Bärenjagd unweit München traf (11. Oktbr. 1347), dem Thronstreit mit einemmal ein Ende.

Es ist viel Schatten in dem Lebensbild Ludwigs des Bayern, aber seine Persönlichkeit und sein Wirken zeigen hinwiederum auch manche versöhnende Lichtseiten. Seine Milde und Menschenfreundlichkeit gewannen ihm von vornherein die Herzen aller, die mit ihm verkehrten. Seine fortwährenden Bemühungen um den Landfrieden verdienten alle Anerkennung, und was ihm zum dauernden Ruhme gereicht, ist, daß er die Bedeutung der aufblühenden Städte mehr wie jeder andere Kaiser vor und nach ihm erkannt und gewürdigt und mehr wie jeder andere gefördert hat. Die demokratischen Bewegungen, die während seiner Regierungszeit in vielen Städten ausbrachen und die Umänderung der aristokratischen Stadtverfassungen herbeiführten, flößten ihm keinen Schrecken ein, vielmehr hat er in verschiedenen Städten, wie in Donauwörth, Lindau, Schwäbisch Hall zu gunsten der Zünfte interveniert. Jenes starr aristokratische, abgeschlossene

Wesen, welches manchen früheren Kaiser auszeichnete, war ihm fremd. Er wußte es wohl zu schätzen, daß zu seinem ersten Sieg bei Gammelsdorf die Bürgeraufgebote der bayerischen Städte das beste beitrugen und daß die Münchener Bäckerknechte in der Schlacht bei Mühldorf den Rittern an Tapferkeit nichts nachgaben. Daß bei dem wachsenden Verkehr und den mannigfaltiger sich gestaltenden bürgerlichen Verhältnissen neben der Sicherheit der Landstraßen auch sonst Ordnung und Gesetz von größter Wichtigkeit sind, erkannte er wohl und ließ daher in den Städten seines Stammlandes überall die überlieferten Satzungen aufzeichnen. Diese Stadtrechte, ein Quell des Segens, sind ein dauerndes Ruhmeszeichen seiner Regierung. Ebenso konnten die Reichsstädte immer auf sein Wohlwollen und sein Verständnis ihrer Interessen rechnen. Die Urkunden, welche die von ihm den Städten gewährten Freiheiten und Gerechtsame enthalten, zählen nach Tausenden. Allerdings hat Kaiser Ludwig auf die Anhänglichkeit der Städte, getrieben von Geldnot, diesem chronischen Übel der deutschen Kaiser, oft schwer gesündigt. Innerhalb acht Jahren kamen nicht weniger als 38 Stadtverpfändungen vor; das treue Rothenburg allein mußte sich dreimal wieder auslösen. Es ist deshalb ein um so glänzenderes Zeugnis seiner Beliebtheit, daß trotz alledem die Städte so treu zu ihm hielten und auch durch das päpstliche Interdikt in ihrer Treue sich niemals wankend machen ließen. Hat doch das zu allen Zeiten so kirchenfromme München sich nicht gefürchtet, den Männern der antipäpstlichen Opposition als Asyl zu dienen und ist auch nicht ein einzigesmal in der Treue zu seinem Herzog und Kaiser gewankt.

Unter den Städten, welchen Kaiser Ludwig seine besondere Aufmerksamkeit und ein ganz hervorragendes Wohlwollen zuwandte, steht wohl Nürnberg obenan. Allerdings entsprachen dieser von der Stadt durch Kaiser Ludwig erfahrenen Auszeichnung auch die ihr zugemuteten Leistungen. Wie sehr die Reichsstadt Nürnberg, diese so junge Knospe in dem Blütekranz deutscher Städte, zur Zeit Ludwigs von Bayern in ihrer Entwicklung vorgeschritten war, erhellt am besten aus dem Betrag der damals von ihr entrichteten Reichssteuer. Während z. B. Rothenburg 200, Nördlingen und Windsheim je 300, Augsburg 400, Frankfurt 500, Heilbronn 600, Ulm 750, Eßlingen 800 Pfund Heller zahlten, hatte Nürnberg 2000 Pfund Heller zu leisten. Zwischen dem Kaiser und der Stadt waren seit dem Beginn von Ludwigs Laufbahn die gegenseitigen Beziehungen ebenso lebhaft als freundlich; in keiner Stadt, außer in seiner Landes-

hauptstadt München, hat auch Ludwig so oft geweilt als in Nürnberg. Von den 33 Regierungsjahren Ludwigs werden 25 aufgeführt, von denen er in jedem kürzere oder längere Zeit in Nürnberg sich aufgehalten hat. Und zwar nimmt er stets Herberge bei einem Bürger der Stadt, bei Ulrich Haller, bei Heinrich Weigel auf dem Milchmarkt, oder bei Albrecht Ebner auf dem Salzmarkt, zuletzt meistens bei Konrad Groß an der Brücke, den er häufig seinen lieben Wirth nennt.

Kurz nach Kaiser Heinrich VII. Tode hatten Burggraf Friedrich IV. und die Stadt, wie zwei gleichstehende, selbständige „Mächte" (wenn dieser Ausdruck erlaubt ist) einen Vertrag abgeschlossen (3. Oktober 1313), nach welchem sie sich verpflichten, gemeinschaftlich dem künftigen König anzuhängen und wenn dies nicht möglich sein sollte, sich einander nicht zu befeinden. Nun zeigte zwar der von einem Teil der Wahlfürsten gegen Ludwig von Bayern gewählte Friedrich von Österreich in einem eigenen Schreiben der Stadt Nürnberg seine Wahl an, allein wie Nürnberg gleich den meisten Städten sich sofort an Ludwig von Bayern anschloß, so that auch der Burggraf; und wie der letztere den Wittelsbachern als treuester Anhänger immer thatkräftig zur Seite stand, so hat auch die Stadt Nürnberg bei allen Wechselfällen Ludwigs in ihrer Anhänglichkeit an denselben niemals gewankt und ihn stets nach Kräften unterstützt. Schon i. J. 1316 beteiligte sich die Stadt an dem Zuge Ludwigs gegen Herrieden. In dieser Stadt hatte Ludwig übernachtet, als er anfangs d. J. 1316 vom Rhein nach Bayern zurückkehrte. Diese Gelegenheit benutzte Kraft von Hohenlohe, ein Parteigänger der Habsburger, zu einem Mordanschlag auf Ludwig, indem er dessen Schlafstätte anzünden ließ. Ludwig entkam der Gefahr, rüstete aber und erschien am 10. März 1316 vor dem von dem Hohenlohe besetzten Herrieden, nahm und verbrannte die Stadt bis auf die Kirche, zerstörte die Burg Wartberg und übergab, nachdem er Herrieden der Bezeichnung als Stadt verlustig erklärt hatte, Ort und Veste mit allen Rechten und Einkünften an den Bischof von Eichstätt. Für ihre Teilnahme am Zug durften die Nürnberger die Gebeine des hl. Deokarus von Herrieden nach Nürnberg verbringen, wo sie als kostbare Reliquie in einem silbernen Sarg in der Lorenzkirche aufbewahrt wurden.

In dem Eingang zu einer wichtigen, der Stadt Nürnberg am 7. April 1331 ausgestellten Urkunde bemerkte Ludwig, daß er es als seine kaiserliche Pflicht ansehe, für das Wohl ihrer Bürger zu sorgen. Die vielen im Interesse der Reichsstadt von ihm ausgegangenen Verordnungen beweisen hinlänglich, daß diese Bemerkung keine leere Redensart gewesen ist. Seine verschiedenen Anordnungen zur Er-

haltung des Reichswalds sind bereits im vierten Kapitel erwähnt. Der Handel, die Lebensquelle der Reichsstadt, hatte zu Ludwigs Zeit bereits großen Aufschwung genommen und eine räumlich weite Ausdehnung erlangt. Daß Kaiser Ludwig es nicht an sich fehlen ließ, die nürnbergische Handelsthätigkeit durch seine Maßnahmen zu unterstützen, wird in einem späteren Kapitel, wo von dem Nürnberger Handel die Rede ist, dargelegt werden. Und ebenso hat Kaiser Ludwig das naturgemäße Streben der Stadt nach Erweiterung ihrer Selbständigkeit in Gericht und Verwaltung durch verschiedene Verordnungen unterstützt. Im Jahre 1320 verlieh er der Stadt das Recht, über „schädliche Leute“ zu richten, womit ihr die hohe Gerichtsbarkeit eingeräumt und die Stadt in dieser Hinsicht auf gleiche Stufe mit den Landesfürsten gestellt wurde. Und da das kaiserliche Schultheißenamt um diese Zeit von wegen dem bekannten Geldmangel dem Burggrafen verpfändet war, Ludwig aber doch die Stadt vor etwaigem Mißbrauch, der aus dieser Abhängigkeit des verpfändeten Schultheißenamts entstehen konnte, sicherstellen wollte, so verordnete er i. J. 1323, daß, wenn der Schultheiß schädliche Leute nicht richten mag, soll Albrecht von Resch den Bann haben, und sollte dieser nicht zur Stelle oder nicht fügsam sein und die Stadt einen anderen aufstellen, so soll diesem der Gerichtsbann zustehen, bis daß der Kaiser das Schultheißenamt wieder ausgelöst habe. Die Urkunde vom 7. April 1331 enthält gleichfalls verschiedene Bestimmungen, welche die Rechte des Rats hinsichtlich der Gerichtsverwaltung erweitern und die Angehörigen der Stadt Nürnberg vor fremden Gerichten, sowie vor der Verantwortung vor geistlichen Gerichten in weltlichen Sachen sicherstellen.

Das Andenken an Kaiser Ludwig den Bayer hat Anselm Feuerbach in seinem im Nürnberger Justizpalast befindlichen großen Gemälde verherrlicht, welches den Kaiser darstellt, wie er der Stadt Nürnberg Handelsfreiheiten gewährt. Ein hübscher Gedanke auch war es von dem Erbauer des Gasthofes „zum deutschen Kaiser“, daß er das Steinbild des mit der Geschichte Nürnbergs so eng verbundenen Kaisers an diesem durch seine harmonische Wirkung ausgezeichneten Gebäude anbringen ließ.

Es ist ein fröhliches Wachstum, frisches Leben und Streben, kräftiges Schaffen auf allen Gebieten, im Handel und Gewerk wie in der Gemeinde, welches zur Zeit Ludwigs des Bayern in Nürnberg zu tage tritt. Dies zeigt sich in den mancherlei Bauten und Einrichtungen zum gemeinen Besten, namentlich auch in den Anstalten

für Arme und Kranke, welche dieser Zeit ihre Entstehung verdanken. Daß in dieser kräftigen Entfaltung des städtischen Lebens die Bannbullen des Papstes irgend eine Störung verursacht hätten, wird nirgends bemerkbar.

Im Jahre 1319 wurde der städtische Bauhof, die Peunt, errichtet. — In die Jahre 1332—1340 fällt die Erbauung des Rathauses am damaligen Salzmarkt, jetzigem Rathausplatz, unter der Oberleitung des Ratsbaumeisters Philipp Groß, der ein Bruder des reichen Konrad Groß war. Bis zu der Zeit, wo dieser Bau unternommen wurde, amtierte der Rat in dem Tuchhaus im Tuchgäßchen, welches hauptsächlich als Kaufhaus und Niederlage des Tuchmachergewerks diente, und behalf sich jedenfalls sehr notdürftig mit den ihm zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten. Die kräftige Entwicklung der Stadt und das damit wachsende Selbstgefühl der Bürgerschaft mußten den Wunsch nach einem eigenen Stadthause, einem würdigen „Haus der Bürger", immer dringender machen. Das Cisterzienserkloster Heilsbronn besaß gegenüber dem Ostchor der Sebalduskirche ein lang gestrecktes Gebäude, Heilsbronner Hof, welches die Stadt i. J. 1332 käuflich erwarb. An dessen Stelle wurde das Stadthaus errichtet und i. J. 1340 bezogen. Der große Saal desselben war von derselben Ausdehnung wie er, allerdings stark verändert, im jetzigen Rathause noch vorhanden ist, gewiß ein sprechendes Zeugnis von dem Kraftgefühl der Bürgerschaft in jener frühen Zeit. — Aus dem Jahre 1340 stammt auch das städtische Kornhaus, welches nachmals in das Zeughaus der Stadt Nürnberg umgewandelt wurde.

Eine gemeindliche Ordnung der Kranken- und Armenpflege war im Mittelalter unbekannt; die Leidenden konnten ihre Hoffnung nur auf die Mildthätigkeit der Einzelnen richten. Glücklicherweise war bei aller Rauheit der Sitten der Sinn der Barmherzigkeit und Mildthätigkeit so verbreitet, daß der Mangel einer gemeindlichen Organisation weniger fühlbar war. Eine furchtbare Krankheit des Mittelalters war der Aussatz oder die Leprose, welche hornartige Hautverhärtungen erzeugte, aus welchen später scheußlicher Eiter hervorquoll. Für die an dem unheilbaren Übel Erkrankten, die Sondersiechen, wie man sie nannte, wurden eigene Siechenhäuser oder Siechkobel vor der Stadtmauer, immer in ziemlicher Entfernung von der Stadt, errichtet. Für Nürnberg bestanden deren vier, an den Hauptverkehrsstraßen gelegen, von denen der Siechkobel zu Sft. Johannes der älteste war. Der zu Sft. Jobst wurde 1308 durch Hermann von Stein, Pfarrer zu Sft. Sebald, der zu Sft. Leonhard durch den Geistlichen Hermann Schürstab errichtet.

Wie diese beiden letzteren, so stammt auch der zu Skt. Peter an der Regensburger Straße aus den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts.

In die nämlichen Jahre, in denen das Rathaus gebaut wurde, fällt auch die Errichtung des Spitales zum heil. Geist, die großartige, reich ausgestattete Stiftung des Konrad Groß, des reichsten Mannes der Stadt, darum gewöhnlich der reiche Groß genannt. Es waren zwei aneinander stoßende, dem Groß gehörige, an die Pegnitz stoßende Wiesen, auf denen Groß allein aus eigenen Mitteln die nötigen Baulichkeiten mit Kapelle und Kirchhof errichten ließ. Zunächst bestimmt als Siechenhaus für Arme, Kranke und Pilger sowie für arme Wöchnerinnen, ward es durch den Stifter bald in eine Versorgungsanstalt für alte gebrechliche Bürger und Bürgerinnen umgewandelt, was es bis zum heutigen Tage geblieben ist. Mit dem Spital war auch eine Schule unter einem Schulmeister für zwölf arme Schüler verbunden. Konrad Groß, welcher i. J. 1356 zu Bamberg starb, liegt in der von ihm gestifteten Spitalkirche begraben.

Eine andere Stiftung von Konrad Groß, welcher den später nach der Familie Ploben benannten Plobenhof bewohnte, worin er auch den Kaiser Ludwig beherbergte, ist das Frauenkloster Pillenreuth, zu Maria Schiedung genannt. Die Ehre des Stifternamens überließ Groß seinem kaiserlichen Gastfreund Ludwig von Bayern, welcher auch unterm 30. April 1345 die Stiftungsurkunde ausstellte. Die Ausstattung des Klosters aber mit den Dörfern Herpersdorf und Worzeldorf, dem Hof Pillenreuth (ursprünglich Wildenreuth), Wäldern, Wiesen, Zehenten u. s. w. besorgte der reiche Konrad Groß. Wie der nächst dem Kloster Pillenreuth gelegene Königsweiher verschwunden ist, so ist auch von dem ehemaligen Kloster, in welches Markgraf Albrecht Alcibiades die Brandfackel warf, fast nichts mehr vorhanden. Nur wenige Mauerreste erinnern an die Stiftung des Kaisers Ludwig und „seines lieben Wirtes“ Konrad Groß.

Achtes Kapitel.

Der Aufstand in Nürnberg im Jahre 1348.

Als Karl IV. die Nachricht von Ludwigs d. B. plötzlichem Tod empfing, war er eben im Begriff, in die Oberpfalz einzufallen. Ohne Widerstand öffnete ihm die Freistadt Regensburg die Thore und auch der Rat von Nürnberg, wo er am 2. November anlangte, verweigerte so wenig wie die durch große Versprechungen gewonnenen Burggrafen Johann und Albrecht Anerkennung und Huldigung. So mochte ihm denn der kühle Empfang, den der größere Teil der Bürger dem „Pfaffenkaiser“ zuteil werden ließ, wenig Kummer schaffen. Mit seinen Gnadenerweisen war er nichts weniger als karg. Nicht nur, daß er sofort nach seinem Einzug durch Urkunde vom 2. November 1347 alle die Rechte und Vergünstigungen, welche seine Vorgänger im Reich, die Kaiser Heinrich VII. und Ludwig d. B., darunter die ewige Zusammengehörigkeit von Burg und Stadt, ohne Einschränkung bestätigte; er fügte denselben auch noch andere von wesentlichem Wert bei. So verlieh er der Stadt die gleiche Zollfreiheit, wie seine Residenzstadt Prag und die anderen Städte seiner Erbländer Böhmen, Mähren, Polen, Luxemburg genossen; er sicherte seiner Stadt Nürnberg Unantastbarkeit und Schadlosigkeit in den Kriegen zu, die nicht von Reichswegen von Fürsten, Herren und anderen Leuten unter sich geführt werden; er erteilte den Nürnbergern die Gnade, daß sie mit ihrer Person zu keinem Dienst verpflichtet sein sollen, von dem sie nicht über Nacht wieder heimkommen; er erweiterte die Gerichtsbefugnisse der Stadt, indem er unter Hinweis auf die durch die Amtleute und Richter der Herzoge von Bayern verübten Kränkungen bei einer Strafe von 20 Pfund Gold verordnete, daß die Bürger von Nürnberg, sowie deren Hintersassen von Niemandem, als dem Schultheißen zu Nürnberg belangt werden sollten. Dadurch ist die große Zahl der Hübner der Gerichtsbarkeit des Schultheißen, oder eigentlich dem Gericht der Stadt unterstellt worden, denn die vollständige Übertragung auf die Stadt war doch nur noch eine Frage der Zeit. Das Reichsschultheißenamt, welches durch Kaiser Ludwig d. B. dem Burggrafen verpfändet gewesen, befand sich seit 1339 im Pfandbesitz des reichen Bürgers Konrad

Groß, der auch dem Rate der Stadt angehörte, d. i. „Burger vom Rat“ war, und dem auch der Zoll und die Münze zur Hälfte verpfändet war. Nachdem Groß bewiesen, daß ihm und seinen Erben das Reichsschultheißenamt mit dem Banne zu Nürnberg um 3000 Pfund Heller verpfändet sei, wurde er durch Karl IV. in seinem Pfandbesitz bestätigt. Auch die Hegung des Reichswalds vergaß Karl nicht und befahl, daß die zu Nürnberg gesessenen Juden, des Reichs Kammerknechte, von der jährlichen Steuer 200 Pfund Heller geben sollen, damit die Bürger dafür Brennholz kaufen mögen für die Burg.

Von Nürnberg aus zog Karl IV. an den Rhein und ins Elsaß, indem er überall mit freigebiger Hand seine Urkunden ausstreute, die alten Rechte bestätigte, neue verlieh und mit Pfandverschreibungen und Geldversprechungen nicht kargte. So kann man also wohl sagen, das Karl IV. das Reich nicht erkämpft, nicht sich unterworfen, sondern es erkauft habe. Doch sollte sein Thron nicht unbestritten bleiben. Während er, Geld und Gnaden spendend, im Reiche umherzog, begann die noch immer zahlreiche und mächtige bayerische Partei ihm Widerstand zu bereiten. Kaiser Ludwig hatte sechs Söhne hinterlassen, von denen drei noch minderjährig waren. Da keiner von ihnen das Zeug in sich fühlte, mit eigener Person vor dem Riß zu stehen, galt es, irgend einen anderen als Gegenkönig aufzustellen. Zuerst wurde König Eduard III. von England, der Sieger von Crecy, für diese Rolle gewonnen; hernach der Markgraf Friedrich von Meißen, ein Schwiegersohn Kaiser Ludwigs. Den Engländer verstand Karl IV. mit diplomatischen Künsten zur schließlichen Ablehnung zu bestimmen, bei dem Markgrafen bewirkte er dasselbe Resultat mit einem Daranwand von 10000 Mark, die jedenfalls einen reelleren Wert darstellten, als der zweifelhafte Kaisertitel. Einen der achtungswertesten Fürsten seiner Zeit, den Herzog Albrecht II. von Österreich, zog Karl dadurch auf seine Seite, daß er dessen Sohne seine Tochter verlobte.

Zu gleicher Zeit bot sich dem schlauen, in seinen Mitteln unbedenklichen Luxemburger eine äußerst günstige Gelegenheit zur Bedrängung der Wittelsbacher. In der der bayerischen Herrschaft längst überdrüssigen Mark Brandenburg verbreitete sich das Gerücht, Waldemar, der vor 30 Jahren verstorbene und feierlich zur ewigen Ruhe bestattete letzte Markgraf von Brandenburg aus dem Hause der Askanier, lebe noch, zurückgekehrt von einer Pilgerfahrt; sein Leichenbegängnis sei eine absichtliche Täuschung gewesen und er sei jetzt gekommen, die Mark von der Herrschaft der Fremden zu befreien. Der Abenteurer fand Glauben und Anhang im Land, die benachbarten Fürsten, in der Hoffnung, für sich Vorteil zu ziehen, beeilten sich,

den „falschen Waldemar“ als den richtigen anzuerkennen und auch Karl IV. zögerte nicht, denselben feierlich als den rechtmäßigen Markgrafen zu erklären. Über die Person des Schwindlers und den Anstifter der Gaukelei herrscht heute noch Dunkel.

Diesem Schachzug Karl IV. begegnete der in ärgste Bedrängnis geratene Markgraf Ludwig mit der Aufstellung eines neuen Gegenkönigs. Diesesmal ließ sich zu dieser Rolle Graf Günther von Schwarzburg verwenden, ein tapferer Haudegen, der aber außer ein paar Dörfern nichts besaß als sein gutes Schwert. Wohl gelang es dem von vier Kurfürsten gewählten Gegenkönig, eine nicht zu verachtende Streitmacht aufzustellen; aber Karl IV. verstand es, seinen Gegner matt zu setzen, ohne das Glück der Waffen ernstlich zu versuchen. Seine Gattin, die französische Prinzessin Blanca war gestorben; da warb er mit Erfolg um die Tochter des Pfalzgrafen Rudolf, die ihm einen guten Teil der Oberpfalz als Mitgift zubrachte, zog damit die pfälzischen Vettern von den bayerischen Wittelsbachern ab und zersprengte so die Verbindung seiner Gegner. Bei der schlechten Aussicht auf günstigen Erfolg riethen nun dem (angeblich vergiftet) totkrank zu Eltville darniederliegenden Günther seine eigenen Wähler, sich mit Karl IV. zu vertragen. Dieser sicherte dem Gegner eine Summe von 20000 Mark zu und übernahm die Schulden, welche Günther als König gemacht hatte. Günthers Tod erfolgte wenige Wochen später, am 14. Juni 1349. Bald darauf kam auch Ausgleich und Vertrag zwischen Karl IV. und dem Markgrafen Ludwig zu stande und damit war endlich der Thronstreit zu Ende.

In die Zeit nun, da das Gegenkönigtum des Markgrafen Friedrich von Meißen in der Schwebe war, also ehe Karl IV. zur unbestrittenen Herrschaft im Reich gelangt war, fällt der Aufstand zu Nürnberg. Derselbe ist aber nicht etwa, wie man nach manchen Nürnberger Chronikschreibern glauben könnte, ein vereinzeltes, isoliertes Ereignis, sondern er hängt einesteils mit den oben kurz dargestellten Wirren im Reich, anderenteils mit der sozialpolitischen Gährung, welche in jenen Jahrzehnten in fast allen deutschen Städten zum Vorschein kommt, aufs engste zusammen.

Die deutschen Städte hatten um die Mitte des 14. Jahrhunderts bereits eine hohe Stufe von Macht und Unabhängigkeit erreicht. Handel und Gewerbe schufen Reichtümer und diese erweckten Kraft und Selbstgefühl in den Bürgerschaften. Geschützt durch ihre Mauern, streitbar und waffentüchtig, brauchten sie vor den Zugriffen großer und kleiner Herren keine Furcht zu haben, und auch die Kaiser, gemindert und geschwächt in ihrer Macht, konnten gar nicht daran

denken, etwa die städtefeindlichen Edikte Kaiser Friedrich II. zu erneuern und die Städte in ihrer inneren Entwicklung zu stören. Aber wie die Städte als solche nach außen, unter und gegenüber den anderen Bestandteilen und Kräften des Reichskörpers emporgekommen waren, so mußten nach den naturnotwendigen Gesetzen der Entwicklung auch innerhalb der Städte die einzelnen Schichten der Bevölkerung auf eine ihren Fähigkeiten und Mitteln entsprechende Stufe emporsteigen.

Die Spitze der Gemeinde bildeten in den größeren Reichsstädten, in welchen der Betrieb der Landwirtschaft hinter Handel und Gewerbe zurückgetreten war, die alteingesessenen Grundbesitzer, welche wie die vom Lande zugezogenen, von ihren auswärtigen Ländereien lebenden Gutsbesitzer sich großenteils dem Großhandel zuwandten, und neben ihnen die kaiserlichen Beamten (Ministeriale), welche, nachdem die von ihnen in des Kaisers Namen geleiteten Verwaltungszweige nach und nach an die Stadt übergegangen waren, in den Dienst der Stadt traten. Jene altfreien Grundbesitzer waren der Kern der Gemeinde, sie besetzten das Schöffengericht und bildeten den Rat; ja sie waren eigentlich allein die „Bürger“ (burgenses) und konnten sich bis zu der Zeit, da die Zunftunruhen ausbrachen, als die „Bürgerschaft“ schlechthin betrachten. Aus ihnen entwickelte sich das Patriziat, dessen Zugehörige sich vermöge ihrer Geburt als ausschließlich zur Leitung, d. h. Beherrschung der Gemeinde berechtigt ansahen. Die Bezeichnung jener altfreien Familien mit dem Namen „Patriziat“ ist aber erst später, gegen Ende des 15. Jahrhunderts, in der Zeit der Renaissance, aufgekommen; bis dahin hießen sie, als den Zünften Anteil am Stadtregiment eingeräumt werden mußte und die Handwerker also auch „Bürger“ wurden, die „Geschlechter.“

Es kam aber die Zeit, da den Geschlechtern die ausschließliche Herrschaft in der Gemeinde bestritten wurde. Längst schon hatten die Handwerker in der freimachenden Luft der Städte die vom Land mit hereingebrachten Fesseln der Hörigkeit abgestreift; ihre Zünfte hatten trotz aller kaiserlichen Verbote fast überall feste Wurzeln gefaßt; mit der zunehmenden Kunstfertigkeit der einzelnen Gewerke und durch die gewinnvollere Verwertung ihrer Erzeugnisse, welche der größere Luxus der „Herren“ möglich gemacht hatte, mußte auch ihr Wohlstand steigen; ihre Arme waren bei Abwehr der Feinde so wertvoll, als die der vornehmsten Bürger und war ihr Beitrag zu dem städtischen „Ungeld“ etwa weniger wichtig, als der der Kaufleute? Und war es bei so gestalteten Umständen nicht natürlich, daß die Handwerker nach größerer Geltung in der Gemeinde strebten und ihren Anteil am Stadtregiment beanspruchten?

Lange schon grollte es dumpf in vielen oberdeutschen Städten. Bereits im 13. und anfangs des 14. Jahrhunderts war es da und dort zum Streit gekommen und es hatte gewöhnlich nur eines geringfügigen Anlasses bedurft, um den offenen Kampf zu entzünden. Zum vollen Ausbruch der Kämpfe kam es zu der Zeit, da Ludwig von Bayern und Friedrich von Österreich um die Herrschaft im Reich mit einander im Streite lagen. Auf der Seite des bürgerfreundlichen Wittelsbachers standen durchweg die unteren Volksschichten, auf der Seite des Habsburgers der größere Teil der Ritterschaft und in vielen Städten die bevorrechteten Geschlechter. In den vierziger Jahren des 14. Jahrhunderts erhoben sich in Speyer, Schwäb. Hall, Winterthur, Konstanz, Ulm, Donauwörth, Kempten, Schaffhausen, Lindau, Biberach u. s. w. die Handwerker gegen das ausschließliche Geschlechterregiment. Der Ausgang des Kampfes und die nachherige Gestaltung der Stadtverfassung war verschieden, je nach dem größeren oder geringeren Widerstand der Geschlechter und nach ihrer Haltung während des Kampfes und nach demselben. In einigen Städten wurden die Geschlechter vollständig vertrieben, in einigen wanderten sie freiwillig aus, um teilweise wieder zurückzukehren; in wenigen Städten trat ein reines Zunftregiment an Stelle des der Geschlechter, in den meisten fand eine Teilung des Regiments zwischen Geschlechtern und Zünften statt mit kleinerem oder größerem Anteil zu gunsten der letzteren. Natürlich fehlte es in diesen Kämpfen nicht an Roheiten und Gewaltthätigkeiten; immerhin waren diese Bewegungen im ganzen von heilsamen Folgen für die Entwicklung der Städte; denn erst durch sie kam die Gestaltung des eigentlichen Bürgerstandes zum Abschlusse. Durch das Aufhören des Gegensatzes zwischen Beherrschern und Beherrschten, zwischen Geschlechtern und Zunftgenossen, durch das Zusammentreten der beiden Hauptgruppen zu einer einheitlichen Bürgerschaft und durch das wetteifernde Zusammenwirken beider entwickelte sich jenes lebenvolle Spiel der Kräfte, welchem so viele herrliche Schöpfungen und Thaten auf den verschiedensten Gebieten zu danken sind.

Ganz ähnlich war, wie in den meisten anderen Städten, in **Nürnberg** der **Anlaß** zu den Unruhen im Sommer 1348; sehr unähnlich jedoch gestaltete sich hier **Verlauf** und **Ausgang**.

Die Geschichte des Nürnberger Aufstandes ist bis in unser Jahrhundert auf Grund der Darstellungen des Benediktiners Sigm. Meisterlin und des Ratschreibers Joh. Müllner immer wieder und wieder nacherzählt worden. Meisterlin, der sich durch eine Chronik von Augsburg einen Namen gemacht hatte, schrieb i. J. 1488 auf Veranlassung der beiden Losunger Rupert Haller und Nikolaus Kreß

auch eine Chronik von Nürnberg. Joh. Müllner verfaßte die Nürnberger Annalen im Auftrage Eines Ehrbaren Rats von Nürnberg in den Jahren 1600—1623. Da die geschichtliche Darstellung dieser zwei Nürnberger Geschichtsschreiber eine offizielle ist, die amtlichen Geschichtschreiber aristokratischer Republiken aber, wenn es sich um die Vorfahren ihrer Herren, Gönner und Auftraggeber handelt, vor den Hofhistoriographen im Punkte der unbestechlichen Wahrheitsliebe gewöhnlich wenig oder nichts voraus haben, so ist ihnen gegenüber ein gewisses Mißtrauen von selbst geboten, zumal in dem vorliegenden Falle von diesen beiden Gewährsmännern der eine erst fast anderthalb, der andere dritthalb Jahrhunderte nach dem von ihnen geschilderten Ereignis gelebt hat. Bei Meisterlin kommt noch hinzu, daß er mit seinen Geschichte schreibenden Zeitgenossen die Untugend vollständiger Gleichgiltigkeit gegen die strenge historische Wahrheit gemein hat und daß, wo ihm die Kenntnis von Thatsachen fehlt, er keck seine eigenen phantasievoll ausgeschmückten Erfindungen zum besten gibt. Von der Art, wie solche Erfindungen als angebliche Geschichten Glauben finden und durch Jahrhunderte sich fortpflanzen, haben die anmutigen Erzählungen des Aegidius Tschudi vom Wilhelm Tell, vom Schwur auf dem Rütli u. s. w. ein bezeichnendes Beispiel geliefert. Erst in neuerer Zeit haben die hergebrachten sagenhaften Erzählungen durch G. W. K. Lochner sowie durch K. Hegel und D. Kerler (in den Städtechroniken) eine kritische Läuterung erfahren.

Auch in Nürnberg befand sich das Stadtregiment im ausschließlichen Besitz der Geschlechter, von welchen um die Mitte des 14. Jahrhunderts mehr als 40 namhaft gemacht werden. Wenn es gerechtfertigt erscheint, daß der aus der Mitte der Geschlechter gebildete Rat ungeachtet des so äußerst freundlichen Verhältnisses, das zwischen der Stadt und dem verstorbenen Kaiser Ludwig geherrscht hatte, keinen Anstand nahm, dem mit Privilegien so freigebigen Karl IV. sofort zu huldigen, so war es ihm gewiß auch nicht zu verargen, daß er nicht seine Stellung änderte, als die bayerische Partei ernstliche Anstrengungen machte, einen Gegenkönig aufzustellen. Mit dieser Haltung des Rats scheint aber nicht bloß der größte Teil der Handwerker, sondern auch ein kleiner Teil der Geschlechter in schroffstem Widerspruch gestanden zu sein und seinen Unmut laut genug geäußert zu haben. Wenigstens erzählt Müllner (allerdings ohne anzugeben, woher er es weiß), daß der Rat zur Beschwichtigung der Unzufriedenen die Rechtmäßigkeit der Wahl Karl IV. dargelegt und auf die schlimmen Folgen von Zerwürfnissen, wie sie zur Zeit Kaiser Heinrich IV. vorgekommen, warnend aufmerksam gemacht habe. Die Warnungen des Rats haben aber, wie die Folge zeigte, ihre Wirkung verfehlt.

Wie tief der langjährige Kampf zwischen Papst und Kaiser und die damit verbundenen kirchlichen Maßregeln in Nürnberg die Geister erregt haben, zeigt ein Vorfall, der aus dem Jahre 1332 gemeldet wird. In diesem Jahr zog der Pfarrer von Skt. Sebald, Hermann von Stein, der damals das Amt des „Ketzermeisters“ hatte, 90 Personen wegen ketzerischer Umtriebe in Untersuchung. Die Angeklagten, Männer und Weiber, waren meistens „gemeine Leute“, doch befanden sich auch etwelche von den Geschlechtern darunter, z. B. zwei Tucher, Berthold und Konrad. Diese kirchlich-oppositionelle Strömung wurde durch die Wahl Karl IV., des „Pfaffenkönigs“, eher gesteigert als gehemmt. Ob die vorhandene Aufregung von bayerischer Seite unmittelbar geschürt worden, läßt sich nicht ermitteln. Gewiß ist, daß Markgraf Ludwig von Brandenburg 14 Tage nach Ausbruch des Aufstandes und noch einmal im September in Nürnberg anwesend war und sein Einverständnis mit dem neuen Regiment bekundete. Der auf die Herstellung von Zünften und auf die Erringung der Teilnahme am Stadtregiment zielenden Bewegung der Handwerker konnte jene kirchlich-oppositionelle Stimmung und die Erbitterung gegen den „Pfaffenkaiser“ nur erwünscht sein.

Dem Aufstande gingen erwiesenermaßen Verabredungen unter den Bewegungsmännern voraus. In der nach Wiederherstellung der Geschlechterherrschaft gepflogenen Untersuchung hat sich herausgestellt, daß durch Herman, den Haubenschmied (Helmschmied) Ulrich, seinen Bruder und einen gewissen Rex, als den drei Hauptanstiftern, ein gewisser Ofenwisch zu den in die Sache eingeweihten Bürgern herumgeschickt worden sei, um sie an ihren Eid zu mahnen. Nach Müllners Erzählung wäre der Rat durch einen Bettelmönch, der auf einer Trinkstube hinter einer Thür versteckt die Beratungen der Rädelsführer behorchte, von dem beabsichtigten Anschlag in Kenntnis gesetzt worden und es sei deshalb auch an dem zum Ausbruch bestimmten Tag kein Ehrbarer auf dem Rathaus erschienen. Am Mittwoch vor Pfingsten, den 4. Juni, fand der Auflauf statt, in welchem das Rathaus von den Aufständischen besetzt wurde. Nach Müllner hätte das an dem bestimmten Tag unter der Veste zusammengelaufene Volk unter großem Tumult sich des Rathauses bemächtigt, alle Gemächer durchstürmt, die vorhandenen Schriften, Freiheitsbriefe, Bücher u. s. w. zerrissen oder verderbt und den Schatz geplündert. Die Ehrbaren, die nicht schon vorher entflohen, seien unter allerlei Verkleidungen, in Fässern, in Säcken, oder unter Mist versteckt, geflüchtet, teilweise von ratsfreundlichen Handwerkern gerettet und heimlich aus der Stadt geschafft worden. Diese Schilderung des Ratshistoriographen Müllner ist nach den kritischen Untersuchungen

des weiland Stadtarchivars Lochner als arge Übertreibung anzusehen. Es ist weder einem der flüchtenden Herren vom Rat ein Haar gekrümmt worden, noch fand eine nennenswerte Verletzung von Eigentum oder Personen statt, auch wurden keine Urkunden vernichtet. Vielleicht wollte Müllner durch diese Übertreibung der Gewaltthätigkeiten die eilige Flucht der Herren beschönigen; aber es wäre doch ein unbilliges Verlangen, daß sich alle Ratsherren so feierlich standhaft benehmen sollten, wie einstmals die Senatoren zu Rom, als die Gallier in ihren Sitzungssaal eindrangen.

An dem Aufstande haben übrigens weder alle Handwerker teilgenommen, noch haben alle Ratsverwandte aus den Geschlechtern die Flucht ergriffen. Außer den Messerschmieden haben namentlich die Metzger dem vertriebenen Rat die Treue bewahrt, wofür sie denn auch nach Wiederherstellung der alten Ordnung als Lohn für ihre Haltung die Erlaubnis zu öffentlichen maskierten Aufzügen an Fastnacht erhielten. Unter den aufständischen Handwerkern haben sich die Schmiede besonders hervorgethan; der Name ihres Führers, Rudel Geißbart, lebte in dem landläufigen Ausdruck „zu Geißbarts Zeiten" lange in der Volksüberlieferung fort. Aus den Geschlechtern ist wohl ein Dutzend Namen bekannt, die auf Seite der Aufständischen sich befanden, und mehrere, wie Albrecht Ebner, Ulrich Stromer, Hans Ortlieb, Hermann Maurer, traten auch in den neugebildeten Rat, woraus wohl mit Fug geschlossen werden kann, daß es von seiten der Leiter der Bewegung nicht auf vollständige Verdrängung der Geschlechter, sondern nach dem Vorgang vieler anderer Städte nur auf Herstellung der Zünfte und auf Beteiligung der Handwerker am Stadtregiment abgesehen war. Der Umstand, daß auch so hervorragende Familien wie die Waldstromer, die Forstmeister (Koler) und die Fischbecken, trotzdem daß ihre Reichslehen durch Karl IV. bestätigt worden waren, sich der neuen Ordnung anschlossen, erweist wohl hinlänglich, daß viele in ihrer Stellungnahme durch ihre Anhänglichkeit an das Haus Kaiser Ludwigs sich bestimmen ließen.

Der neue Rat, der in formeller Beziehung von dem alten sich in keiner Weise unterschied, die bisherigen Einrichtungen beibehielt und an Stelle des geflüchteten Konrad Groß dem Adeligen Hermann von Berg das Schultheißenamt übertrug, ließ es sich vor allem angelegen sein, Zünfte einzurichten, deren strengste Überwachung er sich aber vorbehielt. Nach außen schien das neue Regiment vorläufig wenig gefährdet. Die Burggrafen, welche, so lange der Streit zwischen Karl IV. und der bayerischen Partei unentschieden hin- und herschwankte, sich nach keiner Seite hin binden wollten, obwohl Karl IV.

durch Gunsterweisungen sich alle Mühe gab, sie auf seine Seite zu ziehen, legten dem neuen Regiment nicht das geringste in den Weg. Ja sie gingen sogar 14 Tage nach Ausbruch des Aufstandes mit der unter dem Schutze des Markgrafen Ludwig von Brandenburg stehenden Stadt eine nähere Verbindung ein. In dem Vertrag vom 18. Juni 1348 bekennt nämlich Markgraf Ludwig von Brandenburg für sich und für den Erzbischof Heinrich von Mainz, für seinen Bruder Herzog Stephan von Bayern und für seine Vettern Rudolf und Rupprecht, Pfalzgrafen bei Rhein, und für die Stadt Nürnberg, daß sie mit den Bischöfen Friedrich von Bamberg und Albrecht von Würzburg, den edlen Mannen Johann und Albrecht, Burggrafen von Nürnberg, den Grafen Rudolf von Wertheim, Gerhard von Rieneck, Ludwig und Friedrich von Öttingen und Kraft von Hohenlohe einen Bund geschlossen haben. Die Bestimmung in dem Vertrag, daß jeder Teil bei seinen Rechten und Gerichten, geistlich und weltlich bleiben solle, schloß eine förmliche Anerkennung der neuen Ordnung in Nürnberg von seiten der mächtigsten Herren der Nachbarschaft in sich, und so hätten denn die Männer, welche jetzt das Steuerruder führten, auf weitere glückliche Fahrt mit einigem Grund hoffen können, wenn die großen Herren allein die Gefahr gebildet hätten.

Die geflüchteten Ehrbaren, welche auf verschiedenen Edelsitzen, namentlich auch bei Konrad von Heideck Zuflucht gesucht hatten, unterließen nichts, um der Stadt Widersacher zu erwecken, und Konrad von Heideck besonders, welcher der Stadt abgesagt hatte und einmal eine Anzahl in seine Gefangenschaft geratener angesehener Nürnberger Bürger kurzweg aufknüpfen ließ, belästigte die Stadt aufs empfindlichste.

Die Hauptschwierigkeiten aber, mit welchen die neuen Männer zu kämpfen hatten und deren sie auch nicht Herr werden konnten, lagen im Innern. Daß die Bande der Ordnung, wenn auch nicht gesprengt, doch wenigstens sehr gelockert waren, war ja natürlich, und wenn auch die Zustände nicht so schlimm waren, wie sie von Müllner und namentlich von Meisterlin geschildert werden, der in den Gegnern der vertriebenen „tugendreichen, frommen Obrigkeit“ nichts als eine verworfene Bande von Faullenzern und Lumpen sieht, so machten die zahlreichen Ausbrüche von Roheit und die überhandnehmende Lüderlichkeit der neuen Verwaltung doch genug zu schaffen. Auch fehlte es nicht an reaktionären Elementen, welche gegen das neue Regiment wühlten und demselben zu zahlreichen Ausweisungen Veranlassung gaben. Das schlimmste aber war die finanzielle Zerrüttung des Gemeinwesens. Der vorgefundene Schatz war bald

verausgabt und die Furcht, Unzufriedenheit zu erregen, schreckte ab, Auflagen zu machen. In dieser Verlegenheit ging man daran, den Juden einige hundert Pfund abzupressen. Die Bedrängnisse von seiten des Landadels wurden immer stärker; nürnbergische Handels- und Gewerbsleute konnten sich, wenn sie nicht Leib und Leben wagen wollten, kaum vor die Stadt hinauswagen. Auch die Unordnungen in der Stadt wurden ungeachtet der verschärften Maßregeln des Rats immer größer. Und zu guterletzt sollte sich auch die Hoffnung, die man auf die Unterstützung des Markgrafen Ludwig von Brandenburg und vielleicht auch auf den mittlerweile gewählten Gegenkönig Günther von Schwarzburg gesetzt hatte, als eitles Trugbild erweisen. Die Sache ging zu Ende. Nachdem Karl IV. das Gegenkönigtum Günthers zur Seite geschoben und auch mit dem Markgrafen von Brandenburg seinen Frieden gemacht hatte, ein bewaffneter Widerstand aber unmöglich war, blieb der Stadt nichts übrig als Unterwerfung.

Im September kam Karl IV. vom Rhein herauf nach Franken; unterwegs schlossen sich seinem Zuge die geflüchteten Ehrbaren von Nürnberg an. Es heißt, Karl habe drei Tage in Mögeldorf gelagert und habe von da am 27. September, ohne dem geringsten Widerstand zu begegnen, seinen Einzug in Nürnberg gehalten. Die aus der unfreiwilligen Fremde zurückgekehrten Bürger übernahmen sofort wieder das Regiment. Dann wurde am 2. Oktober aus den Geschlechtern ein neuer Rat gewählt, welchem Karl in dem Verfahren gegen die Anhänger der zerfallenen Bewegung vollständig freie Hand ließ. Ein Teil derselben, der die Rache der Zurückgekehrten zu fürchten besonderen Anlaß hatte, mag wohl schon vorher die Stadt verlassen haben. Die Untersuchung und die Strafvollstreckungen dauerten nun bis in den Sommer des nächsten Jahres. Im ganzen wurden 133 Bürger mit ewiger Verbannung gestraft. Daß Todesurteile wegen Aufruhrs allein vollzogen worden seien, wird zwar vermutet, kann aber nicht als sicher erwiesen werden. Auffallend glimpflich war das Verfahren gegen die Aufständischen aus den Geschlechtern. Von denselben wurden nur zwei ausgewiesen; ja Hermann Maurer und Ulrich Stromer, welche dem aus dem Aufstande hervorgegangenen Rat angehört hatten, wurden sogar in den neuen Rat wieder aufgenommen, und auch die Waldstromer, die Forstmeister und Fischbecken, deren Lehen auf die Burggrafen übertragen gewesen waren, wurden durch Karl IV. wieder in deren Besitz gesetzt. Durch die Kundgebung Karls vom 4. Oktober, daß alle Erlasse, Verordnungen, Einrichtungen u. s. w. des aufständischen Rats als nichtig und ungiltig anzusehen seien, wurden die Zünfte in

Nürnberg, welche durch ein scharfes Mandat Karls vom Juli bereits besonders verboten worden waren, endgiltig wieder aufgehoben und damit die Haupterrungenschaft der Bewegung für immer beseitigt. Der Triumph der Geschlechter war ein vollständiger und ihre ausschließliche Herrschaft blieb unangefochten und unerschüttert, wenn auch zuletzt im innersten zermürbt, bis gegen den Ausgang der Reichsstadt.

Neuntes Kapitel.

Die Juden in Nürnberg und ihre Ausweisung in den Jahren 1349 und 1499.

Es ist nur ein winzig kleiner Bruchteil aus der Geschichte der Juden im Mittelalter, der sich innerhalb der Mauern Nürnbergs abspielte, aber wie der bereits erwähnte Aufstand gegen den Rat i. J. 1348 aufs engste mit den allgemeinen Verhältnissen zusammenhängt und aus diesen erst erklärlich wird, so ist dasselbe auch der Fall hinsichtlich der Schicksale der Juden in Nürnberg.

Die Geschichte der Juden im späteren Mittelalter und die Geschichte ihrer Verfolgungen ist im Grunde genommen ein und dasselbe. Im früheren Mittelalter dagegen war ihr Los ganz erträglich. Karl der Große wußte seine jüdischen Unterthanen wohl zu schätzen und sein Sohn und Nachfolger, Ludwig der Fromme, war ihr eifriger Beschützer. Ein eigener Judenmeister (magister Judaeorum) wachte über ihre Privilegien, und auch nach der Gründung des heil. römischen Reichs deutscher Nation durch Otto den Großen erfuhr ihr Los keine nachteilige Veränderung. Von Bischöfen und kaiserlichen Vögten wurden sie geradeso wie andere Bürger aufgenommen und behandelt. Der Jude hatte in dem damaligen städtearmen Deutschland den großen und den kleinen Handel fast allein in den Händen und mochte auf den zerstreuten Meierhöfen mit seinen zum Kauf angebotenen Waren und Kostbarkeiten wohl immer ein gern gesehener Gast sein. Der Name Jude war unverfänglich und fast gleichbedeutend mit Kaufmann.

Mit dem Beginn der Kreuzzüge aber trat für die Juden eine verhängnisvolle Wendung ein. Es war ein sündentilgendes, die ewige Seligkeit sicherndes Werk geworden, die nichtchristlichen Völkerschaften zu bekriegen, zu berauben, zu vernichten. Noch viel schlimmer als der Heide war aber in den Augen der damaligen, von frommer Raserei erfüllten Christen der Jude, der Nachkomme der Christusmörder. Himmelschreiend waren die Greuel, welchen die ausziehenden Kreuzfahrer und das ihnen folgende Gesindel an den Juden, namentlich in den rheinischen Städten, verübten. Es diente ja auch zur

ewigen Seligkeit, daß man zuerst in der Heimat die Juden totschlug und ihre Häuser plünderte, bevor man in Asien die Mohamedaner bekriegte. Die zwei höchsten Autoritäten der Christenheit, Papst und Kaiser, wirkten vortrefflich zusammen, um dem gegen das Volk der Juden entflammten Haß nicht etwa zu steuern, sondern ihm Dauer zu verleihen. Gemäß der Erklärung des Papstes Innocenz III., daß das ganze Volk wegen seiner Schuld gegen Gott zu immerwährender Sklaverei bestimmt sei, konnte Kaiser Friedrich II. den grundsätzlichen Anspruch erheben, daß ihm, als dem rechtmäßigen Nachfolger der römischen Imperatoren, alle Juden zugehörig seien. Theoretisch aus diesem Grundsatz und praktisch aus dem während des zweiten Kreuzzuges den Juden gewährten kaiserlichen Schutz entwickelte sich die sogenannte Kammerknechtschaft für alle Juden des Reichs. Als Kammerknechte sollten sie des Kaisers Schutz genießen, dafür aber an die Kammer eine Abgabe, das sogenannte Schutzgeld entrichten. Nun hatten zwar die Juden fast niemals Gelegenheit, wirklichen Schutz gegen mordende, plündernde Volkshaufen zu genießen, dafür war ihnen aber die Abforderung der Judensteuer um so sicherer. Der Judenschutz konnte als königliches Regal auch auf andere Herrschaften übertragen werden, was bei der steten Bedürftigkeit der kaiserlichen Kasse nicht selten geschah; die Juden wurden dann landesherrliche Kammerknechte, wodurch ihre Freizügigkeit sehr verkümmert werden mußte. Am längsten blieben unter unmittelbarem kaiserlichen Schutz die Juden in den Reichsstädten.

Im Lauf der Zeit kam der schöne Grundsatz auf, daß den Juden Vermögen wie das Leben nur precario, „bittweise“, nur auf Ruf und Widerruf gehöre und der Kaiser also befugt sei, es jederzeit zu nehmen. Eine sehr praktische und äußerst einträgliche Anwendung dieses Grundsatzes war die Beraubung der Juden von Reichswegen, welche derart geschah, daß die bei den Juden gemachten Schulden auf königlichen Befehl einfach aufgehoben, die Schuldbriefe für „tot und abgestorben“ erklärt wurden unter der Maßgabe, daß ein Teil des auf diese Weise erzielten Profits in die königliche Kasse floß. Woraus zu sehen, daß die christliche Habgier mit der jüdischen Gewinnsucht sich wohl messen konnte.

Die plötzlichen Ausbrüche der Volkswut gegen die Juden entstanden gewöhnlich durch die gräßlichen, abergläubischen Gerüchte von durchstochenen Hostien, geschlachteten Christenknaben, Brunnenvergiftung. Eine dauernde Erbitterung, ein unauslöschlicher Haß gegen sie verdankten ihren Ursprung jedoch einem anderen Umstand sehr materieller Natur. Es war der von den Juden getriebene Wucher, dessen sie beschuldigt, um dessenwillen sie aufs bitterste angefeindet wurden.

Die Beschuldigung war nicht unwahr und doch war sie ungerecht. Päpste und Konzilien hatten, gestützt auf die unrichtige Auslegung eines Bibelspruchs, Lukas 6. 35, und aller Einsicht in die Bedürfnisse des menschlichen Verkehrs entbehrend, seit dem 8. Jahrhundert wiederholt alles Zinsnehmen von geliehenem Kapital verdammt und mit strengen Kirchenstrafen belegt. Das Verbot galt zuerst bloß für die Geistlichen, später wurde es auf alle Laien ausgedehnt. Die Juden waren nicht davon betroffen, denn für deren Seelenheil hatte ja die Mutter Kirche nicht zu sorgen. Klingende Münze war in jener Zeit selten und darum sehr gesucht, und wenn auch in den größeren Handelsstädten das bare Geld sich immermehr anhäufte, so war auf dem platten Land der Mangel daran um so größer und empfindlicher. Fürsten und Herren, ja sogar Bischöfe schätzten zu Zeiten den Juden als einzigen Retter in der Not. Mit dem Aufblühen der Städte waren die Juden aus dem Großhandel verdrängt, Ausübung des Handwerks war ihnen verwehrt, da die Zünfte bloß Christen aufnahmen; so blieb ihnen zur Gewinnung des Lebensunterhalts nichts übrig als Schacher oder Wucher. Es war daher sehr natürlich, daß sie sich auf das Geschäft des Geldverleihens warfen, zumal dasselbe sehr einträglich war. Der Zinsfuß für Einheimische schwankte zwischen $21\frac{2}{3}$—$86\frac{2}{3}$ %, Fremden gegenüber war er unbeschränkt. Am drückendsten war der den kleinen Leuten abgenommene Wochenzins, der sehr unschuldig und annehmbar aussah, aber fürs Jahr ausgerechnet 200—240 % ausmachte. Damit aber nicht so große Reichtümer sich in den Händen der Juden ansammelten, geschahen von Zeit zu Zeit jene mit hoher obrigkeitlicher Genehmigung vorgenommenen erbarmungslosen Abzapfungen; es wiederholte sich mit Schrecken erregender Regelmäßigkeit jenes grausame Spiel mit dem Schwamm, den man ansaugen läßt, um ihn nachher wieder auszudrücken.

So war das Leben der Juden Jahrhunderte lang eine ununterbrochene Kette von Erpressungen und Bedrückungen, von herabwürdigenden Quälereien und Verfolgungen, von Massenabschlachtungen und Austreibungen. Was Wunder, daß in dem rechtlosen Paria das Ehrgefühl abstarb, daß er kriechend wie ein Wurm und hartherzig wie ein Stein seine Opfer rücksichtslos auspreßte. Was Wunder aber auch, daß auf der anderen Seite wieder die vorhandene Abneigung sich steigerte zu wegwerfender Verachtung oder zum grimmigen Haß, der sich forterbte von Geschlecht zu Geschlecht.

Die von den Juden bis gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts erlittenen Drangsale waren arg genug; das Schlimmste aber war ihnen als Begleitung und Folge eines der erschreckendsten Ereignisse in der Geschichte der Menschheit noch vorbehalten. Es war der

„schwarze Tod", der i. J. 1348 seinen schrecklichen Zug durch die Länder Europas begann und 25 Millionen Menschen, ein Viertel der damaligen Bevölkerung unseres Erdteils hinraffte. Viele große Städte verloren mehr als die Hälfte ihrer Einwohner, viele Landkreise wurden ganz entvölkert. Den Namen „schwarzer Tod" hatte die Krankheit, die Beulenpest, von den schwarzen Flecken und Brandwunden, die auf der Haut erschienen; in drei Tagen war der davon Befallene eine Leiche. Aus Asien an die Ostküsten des mittelländischen Meeres eingeschleppt und von da, langsam schleichend, über die einzelnen Gebiete sich ausbreitend, verschonte die schreckbare Seuche nur wenige Landstriche. Gefördert wurde deren verheerende Wirkung durch die mangelhaften sanitären Einrichtungen der Städte, durch den tiefen Stand der Heilkunde und durch den krassen Aberglauben der damaligen Menschheit. Die enggebauten Straßen der meisten Städte, welche zudem alle befestigt waren, verhinderte den freien Zugang von Luft und Licht, allenthalben wurden die Leichen in den Kirchen oder in den sie umgebenden Friedhöfen beigesetzt, an Schweinställen und Misthaufen war nirgends ein Mangel. Die ganze Kunst der Ärzte bestand in der Anwendung von Theriak und Alaun und die in dumpfer Angst erbebenden Menschenscharen kannten keine andere Ursache der Seuche, als den Zorn und die Strafe Gottes und die höllische Bosheit der Juden, welche nach dem Glauben der Massen die Brunnen vergiftet hatten. Die Richtigkeit dieser Anschuldigung konnte leicht erwiesen werden, denn in der Folter besaß man ein unfehlbares Mittel, um auch den Unschuldigen zum Geständnis jedes Verbrechens zu bringen. Wie ein Lauffeuer lief das Gerücht von der Brunnenvergiftung durch die Juden von Stadt zu Stadt, von Gau zu Gau und entflammte in fast allen Städten Deutschlands die Volkswut zu unglaublichen Scheußlichkeiten. Tausendweise wurden die Juden niedergeschlagen, ins Wasser geworfen, verbrannt. Vergebens waren die Versuche des Rats in einzelnen Städten, dem Wüten des Pöbels Einhalt zu thun, vergebens die Abmahnungen des Papstes, sowie einzelner Bischöfe, Grafen, Herren u. s. w.; ungehört verhallte die Stimme verständiger Männer. Man nimmt an, daß in jener schrecklichen Zeit der größte Teil der Juden in Deutschland vertilgt wurde. — Und auch Nürnberg sollte seinen „Judenmord" haben.

Die Anwesenheit der Juden in Nürnberg läßt sich nicht früher als i. J. 1288, wo sie zuerst urkundlich erwähnt werden, bestimmt nachweisen. Meisterlins Erzählung, daß schon um das Jahr 1100 die Stadt von Juden überfüllt gewesen sei und daß dieselben in dem

Kriege zwischen Kaiser Heinrich IV. und seinem Sohne die Stadt an letzteren durch Verrat ausgeliefert hätten, ist nichts als eine der vielen Fabeleien des erfindungsreichen Benediktiners. Und ebenso unglaubwürdig ist die weitere Erzählung, daß nach der in jenem Kriege angeblich erfolgten Zerstörung der Stadt die Juden die ersten gewesen seien, welche wieder zu bauen anfingen, wobei sie die bestgelegenen Plätze, die Gegend des jetzigen Marktes, für sich wählten. Bei dem (bereits im sechsten Kapitel erwähnten) von dem „Edlen" Rindfleisch gegen die Juden in Franken unternommenen Mordzug wurden auch die Nürnberger Juden sehr schwer betroffen; es erfolgten aber in den nächsten Jahrzehnten so viele Aufnahmen, daß nach einem urkundlichen Verzeichnis v. J. 1338 die Nürnberger Judengemeinde damals 220 steuerpflichtige Männer und Frauen zählte, welche in der Mitte der Stadt mehrere Straßen einnahmen und meist von Geldgeschäften lebten. (Würfel gibt, jedenfalls übertrieben, die damalige Gesamtzahl der Nürnberger Juden auf 2000 an.) Daß die von ihnen erworbenen Reichtümer nicht gering waren, erhellt aus den bedeutenden Leistungen, welche ihnen von dem den Juden im allgemeinen sehr günstigen Kaiser Ludwig d. B. wiederholt zugemutet wurden. Meisterlin sagt: „Es warent auch hir gar mechtig Juden und der gar vil, die gaben dem Kaiser groß gut, daß er sie ließ mit dem verfluchten wucher nit allein die burger, sondern auch die edlen schinden. Die hetten innen die schönsten flecken, da nun der markt ist." Übrigens scheint ihre räumliche Ausbreitung der anderen Bürgerschaft bereits ziemlich unbequem geworden zu sein, denn i. J. 1344 ließ sich die Stadt von Kaiser Ludwig das Versprechen geben, nicht mehr dazu helfen zu wollen, daß ferner Christenhäuser durch Kauf in die Hände der Juden kämen.

Dieser Umstand: der Sitz der Juden in der Mitte der Stadt und nicht wie anderwärts das tolle Gerücht von der Brunnenvergiftung durch die Juden, gab in Nürnberg den Anstoß zu ihrer Vertreibung. Der erste Ansturm, die Pest, war ja wie an Böhmen und Schlesien, so auch an Ostfranken glücklich vorübergegangen. Dieser traurige Anlaß zum Ausbruch der Volkswut gegen die Juden war in Nürnberg also nicht vorhanden; wohl aber haben jedenfalls die heftigen Erregungen aus der Zeit des Aufstands noch lebhaft nachgewirkt. Und als dann die Herren vom Rat die bei dem zunehmenden Geschäftsverkehr dringend gewordene Frage, wie der Stadt zu einem passenden Marktplatz zu verhelfen sei, ernstlich in Angriff nahmen, war es bei dem angesammelten Haß gegen die Juden und der noch nicht beschwichtigten allgemeinen Aufregung wohl unausbleiblich, daß zu dem sanften Druck des Stadtregiments die rohe

Gewalt der Pöbelhaufen sich zugesellte. Eine freiwillige Abtretung der von den Juden eingenommenen und von dem Rate ins Auge gefaßten Plätze seitens der Juden war nicht denkbar, folglich mußte eine gewaltsame Enteignung stattfinden, wenn man zu dem gewünschten Ziele kommen wollte.

Dazu geschahen alsbald die nötigen Schritte. Eine Abordnung des Rats begab sich an das königliche Hoflager zu Prag und erwirkte dort die Gutheißung Karl IV. zur Besitzberaubung der Juden. In der Urkunde vom 16. Novbr. 1349, gewöhnlich Marktsurkunde genannt, gestattet der König: in Berücksichtigung, daß in der Stadt Nürnberg kein großer Platz sei, wo die Leute ohne Gedränge kaufen und verkaufen mögen, alle die Häuser zwischen Fritz Hallers (ungefähr wo jetzt der schöne Brunnen) und Fritz Behaims Haus (jetzt Nr. 6 und 8 am Hauptmarkt) und die vier Judenhäuser, die mitten zwischen den zwei Straßen gegenüber von Ulrich Stromers Haus gelegen sind, abzubrechen und daraus zwei Plätze zu machen, auf welchen kein Haus mehr gebaut werden soll, ausgenommen daß man aus der Judenschul soll machen eine Kirche zu Skt. Marien Ehre und die legen auf dem großen Platz an eine solche Statt, da es den Bürgern am besten dünket. Dem Ulrich Stromer, welcher der Gesandtschaft angehörte, wies Karl ein Haus am Zottenberg (jetzt Dötschmannsplatz) zu, welches Eigentum des Isaak von Scheßlitz war. Von da bis zum Jahre 1355 folgten dann noch weitere königliche Verfügungen, durch die Karl IV. das ihm „heimgefallene“ Gut seiner Kammerknechte verschenkte und veräußerte.

Der fromme König hatte, als er den Wünschen der Nürnberger Abgeordneten entsprach, in seiner Meinung ein Gott wohlgefälliges Werk gethan, indem auf sein Geheiß an Stelle einer Synagoge ein Bau zu Ehren der hl. Gottesmutter entstand, und die Bürger von Nürnberg konnten sich freuen, daß sie endlich zu einem geräumigen Marktplatz, einem der schönsten in Deutschland, kamen; dafür mußten die Juden um so härter büßen. Der an sie ergangene Befehl, ihre Häuser zu räumen, war zugleich für den Pöbel das Signal, über die ihre Wohnhäuser Verlassenden herzufallen (5. Dezbr. 1349). Wie viel ihrer der Volkswut zum Opfer gefallen, darüber weiß die Geschichte nichts zu melden. Eine Sage, und nichts weiter ist es, meldet, daß auf einem Platz vor dem Laufer Thor die in die Hände des rasenden Pöbels gefallenen Juden verbrannt worden seien, und daß dieser seit 1856 Maxfeld benannte Platz deshalb den Namen Judenbühl erhalten habe. Eine andere Deutung geht dahin, daß man den Schutt von den abgebrochenen Judenhäusern zum Ausfüllen des damals sumpfigen Platzes verwendet habe und daß wegen der

dadurch entstandenen Hügel der Name Judenbühl entstanden sei. Ist es auch nicht erwiesen, so ist es doch wahrscheinlich, daß der Nürnberger „Judenmord“ überhaupt nicht so schlimm war als in vielen anderen Städten. Viele der Unglücklichen mögen schon vor der Entscheidung den Nürnberger Staub von den Füßen geschüttelt haben, andere mögen während des Tumults entflohen sein; auch der Umstand, daß schon nach drei Jahren die Wiederkehr der Juden nach Nürnberg erfolgte, läßt vermuten, daß die Erinnerung an ihren früheren Aufenthalt daselbst nicht gar zu abschreckend gewirkt habe.

Für den Kaiser waren die Juden eine viel zu wertvolle und ergiebige Quelle, als daß er dieselbe hätte für immer missen mögen, und da auch die Kasse der Stadt mittelbar beteiligt war, so stand von diesen zwei Seiten der Wiederkehr der Juden kein Hindernis mehr im Wege, zumal der Zweck der Gewinnung eines Marktplatzes ja vollständig erreicht war. Schon am 2. Mai 1352 schloß die Stadt unter kaiserlicher Genehmigung (denn nur mit Erlaubnis des Kaisers durfte eine Stadt Juden aufnehmen und sie schützen) mit drei Vertretern der Angehörigen der Judengemeinde einen Vertrag ab, in welchem die letzteren sich anheischig machen, sich dort niederzulassen, wo es der Bürgerschaft am besten dünkt, und auch zugeben, daß alle Briefe (Urkunden), welche sie zum Schaden der Stadt besäßen oder einmal erwerben würden, kraftlos sein sollen, wogegen die Stadt ihnen und den später aufzunehmenden Juden den Schutz der Bürgerschaft verspricht. Kurz darauf, am 26. Mai, erteilte Karl IV. der Stadt das Privileg, Juden aufzunehmen und erklärte weiter, daß er die Zinsen und Nutzungen, die ihm von den Juden zufallen würden, niemandem verpfänden, sondern bei des Kaisers Kammer behalten wolle.

Zur neuen Ansiedlung wurde den Juden die sogenannte Hofstatt im Taschenthal, die Gegend vom Heumarkt bis an die Pegnitz, angewiesen. Dort hatte ein großer Brand i. J. 1340 sämtliche (angeblich 400) Häuser zerstört und auf dieser ausgedehnten Brandstätte errichteten nun die Ansiedler ihre neuen Wohnstätten. Die noch heute sogenannte Judengasse und der obere und untere Judenhof erinnern noch jetzt an die Wohnsitze, welche die Juden Alt-Nürnbergs anderthalb Jahrhundert lang inne hatten. Auch ihre Synagoge befand sich daselbst, während ihr Begräbnisplatz außerhalb der damaligen Stadtmauer, jenseits des Lauferschlagturms, in der Gegend der Beckschlagergasse angebracht wurde.

Durch eine empörte Volksmenge wurden die Juden in Nürnberg hinfort nicht mehr bedroht, wohl aber hatten sie, so lange ihr Aufenthalt in der Stadt noch währte, über ihre beträchtlichen ordentlichen Ausgaben hinaus von den bekannten Abzapfungen im kleinen

und im großen Stil noch gar manche zu erleiden. Wir wollen uns in deren Aufzählung auf die hauptsächlichsten Operationen beschränken.

Als i. J. 1377 die Stadt auf des Kaisers Entscheid an den Burggrafen 5000 fl. zahlen mußte, weil sie vor dessen Burg eine Mauer aufgeführt hatte, mußte die Judengemeinde einen Beitrag von 800 fl. leisten; der Jude Rapp, der reichste Mann der Gemeinde, zahlte noch besonders 100 fl. und streckte der Stadt noch außerdem 2000 fl. vor. — Im Jahre 1384 war in Franken wieder einmal eine Verfolgung gegen die Juden im Gang; die Juden in Nürnberg suchten Sicherheit für sich dadurch zu erlangen, daß sie der Stadt 4000 fl. freiwillig zahlten; andere Nachrichten aber stellen diese „Freiwilligkeit" in einem ganz eigentümlichen Licht dar: sie sagen, man habe die Juden so lange gefangen gesetzt, bis sie sich mit Geld loskauften.

Das Ärgste von Erpressung und das Schamloseste von Ausplünderung aber erfuhren die Juden in Franken und Schwaben im allgemeinen und in Nürnberg im besonderen unter Kaiser Karl IV. Sohn, dem König Wenzel, in den Jahren 1385 und 1390. Schon i. J. 1383 hatte Wenzel den Versuch gemacht, die Juden in den rheinischen und schwäbischen Städten für alleinige Rechnung zu plündern; da der saubere Plan aber an dem entschiedenen Widerstand der Städte gescheitert war, so entschloß er sich zwei Jahre später, das edle Werk mit den Städten auf gemeinsame Rechnung auszuführen. Zu ihrer Unehre gingen die Städte auf den schmutzigen Handel ein, der auf dem Ulmer Städtetag im Juni 1385 zwischen den Vertretern Wenzels und den Städten ganz geschäftsmäßig in der Form eines Vertrags eingeleitet wurde. Von den Schuldforderungen der Juden sollte nach dieser Abmachung ein Viertel gestrichen werden; dabei war aber stillschweigend verstanden, daß die übrigen drei Viertel nicht etwa an die Gläubiger, die Juden, sondern an die Städte zurückbezahlt werden sollten. Dann wurde beschlossen, an einem bestimmten Tage, 16. Juni, sämtliche Juden in Haft zu nehmen und die nicht fest angesessenen zu vertreiben. Es geschah denn auch wie abgemacht. In Nürnberg wurden an dem genannten Tage die reicheren unter den Juden auf der Burg, die anderen in den Kellern des Rathauses festgesetzt und es wurde dann mit ihnen über die von ihnen an die Stadt zu überlassenden Kapitalforderungen verhandelt und abgeschlossen. Die an die Stadt überlassenen und von dieser auch innerhalb fünf Jahren vollständig eingebrachten Schuldforderungen betrugen 80896 fl. Dazu kam noch ein Schuldbrief der Stadt mit 7000 fl., welcher vernichtet wurde und eine Forderung an den Burggrafen von 8000 fl., wofür dieser, um dieser Schuld

ledig zu werden, an die Stadt sein Gericht und den Zoll versetzte. Aus dem ganzen schmutzigen Handel zog König Wenzel im ganzen bloß die verhältnismäßig geringe Summe von 40000 fl., während nach Abzug des an Wenzel gezahlten Gewinnanteils und der an die Unterhändler gewährten Provision der Stadt Nürnberg allein ein Reinertrag von 60000 fl., ungefähr 600000 Mark heutigen Geldes, weit mehr als die durchschnittliche städtische Jahreseinnahme, verblieb. Dies war der Schutz, welcher von der Stadt den Juden i. J. 1352 zugesichert worden war.

Da diese von König Wenzel in Gesellschaft mit den Städten vollzogene Finanzoperation so glücklich ausgefallen war, so unternahm Wenzel i. J. 1390 eine zweite, welche sich von der ersten dadurch unterschied, daß sie sich hauptsächlich auf die Länder Franken, Schwaben und Bayern bezog, daß diesmal die Fürsten und nicht die Städte den Hauptvorteil davon zogen, und daß auch dem König Wenzel ein viel beträchtlicherer Gewinn zufiel, als das vorige Mal. Es war im September 1390, daß auf einer Versammlung in Nürnberg dieser Streich beraten und beschlossen wurde. Ulman Stromer berichtet darüber in seiner Nürnberger Chronik: „Anno domini 1390. Da mußten die Juden ihre Schulden lassen; da waren hie zu Nürnberg der Herzog Friedrich von Bayern, der Bischof von Bamberg, von Würzburg, von Augsburg, der Burggraf von Nürnberg, die Grafen von Öttingen, von Wertheim, die böhmischen Räte des Königs und viele andere Herren und kamen alle überein gemäß der Gewalt, welche sie von dem römischen König hatten, daß unter den Städten und Herren niemand einem Juden weder Hauptgut noch Gesuch (weder Kapital noch Zinsen) zahlen und daß ihnen die Juden alle Pfänder und Schuldbriefe herausgeben sollten; und darum zahlte Herzog Friedrich von Bayern dem König 15000 fl., der Bischof von Würzburg 15000 fl., der von Öttingen von seinem Land 15000 fl., die Städte zusammen 40000 fl., wovon auf Nürnberg 4000 fl. traf, und wer den Juden hier zu Nürnberg schuldig war, der mußte den Bürgern hier (d. h. der Stadt) von jedem 100 fl. 30 fl. zahlen, sodaß die Schuld damit getilgt war.“ In der von König Wenzel am 16. September zu gunsten der Städte Nürnberg, Rothenburg, Windsheim und Weissenburg ausgestellten Urkunde bezeichnet er als Grund der getroffenen Maßregel den verderblichen Schaden, der den Fürsten, Grafen, Herren, Rittern, Knechten, Städten u. s. w. aus dem unmäßigen Wucher der Juden entstanden sei, so daß, wenn die Schuldner die Zinsen ganz und gar bezahlen sollten, sie landflüchtig werden und dem König und Reich zum Dienst unnütz werden müßten. — Also, weil die Zinsen sehr hoch und von den Schuldnern

schwer aufzubringen waren, wurden gemäß der königlichen Logik nicht bloß die Zinsen, sondern auch das Kapital mit einem Federstrich getilgt. Die Stadt Nürnberg gewann dadurch, daß i. J. 1390 die Schuldner ihrer Juden an sie 30 % von den Schulden zu zahlen hatten, etwa die Summe von 240000 Mark.

Nicht so plump wie König Wenzel, aber um so weitgreifender und einschneidender verfuhr dessen Bruder, Kaiser Sigmund mit den Juden im Reich. Um die Kosten für das Kostnitzer Konzil, auf welchem die brüchig gewordene Einheit der kathol. Kirche wieder hergestellt werden sollte, aufzubringen, quälte und brandschatzte er die Judenschaft in der Form von Extrasteuern aufs äußerste. So mußten die Juden in Nürnberg 12000 fl., einer in Windsheim 2400 fl., einer in Schwäb. Hall 2000 fl., die in Köln 12000 fl. zahlen. Dies geschah i. J. 1414. Zwei Jahre später stellte er den Juden in Nürnberg, Nördlingen, Windsheim, Weissenburg ein Privileg aus, in welchem er ihnen zuerst die schönsten Freiheiten erteilt und auch zusagt, außer ihrer gewöhnlichen Steuer keine weitere Abgabe ohne ihren Willen verlangen zu wollen, um dann in einem Nachsatz zu befehlen, daß alle Juden und Jüdinnen, welche ein eigenes Gewerbe betreiben oder eigene Einkünfte haben, in jedem der drei nächsten Jahre von all ihrer fahrenden Habe, mit Ausnahme von Kleidern, Schmuck und Hausgerät den zehnten Teil, also eine Vermögenssteuer von 10 % an die Reichskammer abliefern sollen.

Als der Habsburger Friedrich III. römischer König geworden war und i. J. 1442 aus seinem Land Österreich zum ersten Mal ins Reich herauf kam, um in Nürnberg seinen ersten Reichstag abzuhalten und sich huldigen zu lassen, mußte ihm natürlich auch „die Jüdischheit“ eine „Ehrung“ erweisen. Er erwartete von derselben nicht weniger als die ungeheuere Summe von 20000 fl. und machte dem Rat sogar die Zumutung, die Juden gefangen zu setzen, um ihnen die gewünschte Summe abzupressen. Der Rat ging auf das sonderbare Verlangen nicht ein, vermittelte jedoch und der König ging auch in seiner Forderung allmählich herunter; er begnügte sich mit 7000 fl. und befreite sie für die nächsten 8 Jahre von jeder weiteren außerordentlichen Anforderung.

So hatten die Juden außer ihren beträchtlichen ordentlichen Abgaben, wozu u. a. auch der „goldene Opferpfennig“ gehörte (eine jährliche Kopfsteuer von einem rhein. Gulden von jedem Juden ohne Unterschied des Geschlechts zu bezahlen, sobald er das zwölfte Jahr erreicht hatte), fortwährend außerordentlichen Anforderungen zu genügen. Es gehörte gleichsam zu den Reichseinrichtungen, daß man vor allem die Juden in Anspruch nahm, wenn man außerordentlicherweise Geld

brauchte; einmal galt es für das Kostnitzer Konzil, ein anderesmal für die Hussittenkriege Zwangsbeiträge zu leisten; gewiß lauter Angelegenheiten, für welche die Juden nicht das mindeste Interesse haben konnten. Außerdem gab es für sie in den Reichsstädten allerlei wiederkehrende Gelegenheiten zu besonderen Leistungen, z. B. bei des Kaisers jeweiliger Anwesenheit. So war es altes Herkommen, daß die Juden in Frankfurt wie die in Nürnberg vor der jedesmaligen Ankunft des Kaisers die ihm und seinem Gefolge bereiteten Gemächer mit Bettzeug, die Küche mit Kesseln u. s. w. zu versehen, sowie Beamten und Dienern Geldgeschenke zu verabreichen hatten. Das Bettzeug wurde dann gewöhnlich vom Kammermeister zu eigenem Nutzen behalten und verkauft.

Ehe wir nun zum letzten Abschnitt von dem zweiten Aufenthalt der Juden in Alt-Nürnberg übergehen, wollen wir das Hauptsächlichste über ihre Stellung in der Stadt und über die Einrichtung ihrer Gemeinde erwähnen.

Bei ihrer Aufnahme in Nürnberg mußte jeder eine bestimmte Summe erlegen, Bürgen stellen (gewöhnlich zwei aus ihrem Volk) und einen Treueid schwören, sowie sich verpflichten, „in allen Dingen an dem Christenrecht nach dem Stadtrecht, in Dingen aber, die ihren Glauben und jüdisch Recht betreffen, vor ihrem Judenmeister an dem Judenrecht sich zu begnügen“; das Bürgerrecht konnten Jüdinnen so gut wie Juden erwerben. Alle, die sich im Bürgerrecht niedergelassen, konnten dasselbe unverwehrt kündigen, mußten aber beim Abzug für ein volles Jahr die Steuer bezahlen. Erbe und Eigen mußten sie bei ihrem Wegzug verkaufen, aber nur an einen Bürger oder eine Bürgerin von Nürnberg. Wenn sich Kinder von zu Nürnberg ansässigen Juden verheirateten, so durften die Neuvermählten sich nur vier Wochen in Nürnberg aufhalten und mußten vor Ablauf dieser Zeit um Aufnahme nachsuchen, wenn sie in Nürnberg bleiben wollten.

In allen Städten, in welchen eine hinreichende Anzahl vorhanden war, bildeten die Juden eine eigene Gemeinde. So auch in Nürnberg. Aus ihrer Mitte wählten sie einige Rats- oder Schiedsmänner, welche über Kultus, Sitten, Gebräuche wachten und zugleich eine Art Gerichtsbarkeit in der Gemeinde ausübten, besonders über Ehe- und Erbangelegenheiten. Bestätigung der alle Pfingsten erfolgenden Wahl übte der Rat der Stadt; beständiger Vorstand des Kollegiums war der Haupt- oder Stadtrabbi, der nie entlassen werden konnte, sondern in jedem neugewählten Rat immer wieder den Vorsitz führte. (Judenmeister. Judenrat.) Die Streitangelegenheiten mußten vor dem Stadtgericht, oder, je nach dem Fall, vor dem kaiserlichen Landgericht des Burggrafentums ausgetragen werden. In zweifelhaften

Fällen wurde behufs der Ermittlung der Wahrheit dem Betreffenden der Judeneid auferlegt.

Für die Ausbildung in der jüdischen Wissenschaft, für das Studium des Talmud u. s. w. bestand in Nürnberg, zuerst am Zottenberg, später in der Neuen Gasse ein Medroschim (Gymnasium), das auch bei den auswärtigen Juden in hohem Ansehen stand. Der Rabbi der Synagoge war zugleich der oberste Lehrer dieser Anstalt.

Der Erwerb der Juden in Nürnberg war, wie allerwärts, wesentlich auf Geldgeschäfte angewiesen, auf Ausleihen des Geldes um Zins, was man Wucher oder Juden-Gesuch nannte. Eine eigentliche Kaufmannschaft war ihnen verboten; nur Vieh, Fleisch, Pferde durften sie kaufen und verkaufen. Ihr Vieh durften sie jedoch nicht auf den Bänken der Christen schlachten, sondern sie hatten ihre eigenen Fleischbänke. Auch Bier, Wein und andere Lebens- und Genußmittel, Gewürze u. s. w. zu verkaufen war ihnen untersagt.

Mit der Tracht, welche den Juden gestattet, oder vielmehr anbefohlen war, haben sich die Konzilien mehrfach beschäftigt und verschiedene Vorschriften darüber erlassen. Im 13. Jahrhundert trugen sie einen spitz zulaufenden Hut von roter Farbe, später trat an dessen Stelle ein Barett oder glatter Hut. Nach einer Anordnung des Rats von Nürnberg mußten die fremden Juden in Nürnberg Gugeln über ihren Mänteln tragen; den einheimischen war das Tragen der Gugeln verboten, um „Betrug zu verhüten.“ Im Jahre 1343 wurde ihnen befohlen, sich alle vier Wochen den Bart zu kürzen. Seit 1451 mußten sie gelbe Ringe an den Kleidern, die Frauen hellblaue Schleifen an ihren Schleiern tragen.

Ihre Badestube hatten sie anfänglich am Zottenberg, später in der Judengasse. Aber weder durften die Christen die jüdische Badestube, noch durften umgekehrt die Juden die christlichen Badestuben bei Strafe benützen.

Ein paar Mal mußten die Juden Nürnbergs Bekehrungsversuche in großem Stil über sich ergehen lassen. Als der Franziskaner Johann Capistrano aus Neapel auf seiner Kreuzzugspredigtfahrt i. J. 1452 nach Nürnberg kam und da auf dem Marktplatz mehrmals predigte, mußten auf Befehl Eines Ehrbaren Rats Juden und Jüdinnen, welchen ein besonderer Platz angewiesen war, der lateinischen Predigt des von wütendem Glaubenseifer entbrannten Franziskaners zuhören. Im Jahre 1478 unternahm dann noch ein anderer Mönch, Peter Schwarz, vom Orden der Dominikaner, das — vergebliche — Werk, die Juden von Nürnberg zu bekehren. „Der kunt gut ebereisch judisch reden und der juden püчher lesen.“ Er hielt nicht weniger als 17 Predigten auf dem Spitalkirchhof bei solchem Gedränge, daß

mehrere Menschen zu Schaden kamen, und forderte die Juden heraus, Gelehrte ihres Volkes zu stellen, um mit ihnen zu disputieren. Es kam auch zu diesem Behufe der „gelehrteste Meister von allen Juden“, Isaak von Prag, nach Nürnberg, bereit, mit dem Mönch es aufzunehmen. Zu dem Redeturnier zwischen Mönch und Rabbi scheint es aber nicht gekommen zu sein, denn das Ratsmanual von Nürnberg vermeldet, daß „die judischheit sich nicht aufs disputieren einlassen gewolt, sodaß also nicht an dem bruder, sondern an der judischheit die schuld liege.“

Während der langen Regierungszeit Kaiser Friedrich III. war den Juden der Aufenthalt in Nürnberg noch vergönnt. Man sagt diesem Habsburger ein gewisses Wohlwollen gegen die Judenschaft nach; es sind aber Nachrichten genug vorhanden, welche klärlich darthun, daß er, um sich aus seinen Schulden zu retten, die Juden mit Auferlegung von Extrasteuern durchaus nicht verschont hat. Übrigens gebot ihm der eigene Vorteil, daß die Leistungsfähigkeit der Juden für ihn nicht verloren ging. Er wird deshalb auch aus diesem Grunde die Schritte des Nürnberger Rats beim Papst in Sachen der Nürnberger Judenschaft unterstützt haben. Auf Anregung des Kardinals Nikolaus hatte nämlich die Synode zu Bamberg i. J. 1451 beschlossen, daß alle Juden in der Diözese Bamberg, zu welcher Nürnberg gehörte, fortan keinen Wucher mehr treiben, sondern arbeiten und zum Unterschiede von den Christen gelbe Abzeichen tragen sollen. — Der Rat von Nürnberg gebot sofort den Juden diese Abzeichen zu tragen und verbot auch, wohl zum Schein, den Wucher, ließ aber gleichzeitig durch Nikolaus Muffel, welcher als Gesandter der Reichsstadt und als Überbringer der Reichsinsignien den König Friedrich III. zur Kaiserkrönung nach Rom geleitete, den Papst dringlich um Rücknahme jenes Wucherverbots angehen. In dem von Muffel an den Papst übergebenen Schreiben des Rats wurde besonders betont, wenn die Aufhebung des Synodalbeschlusses nicht erfolge, das Laster des Wuchers, das man bisher nur bei den Juden getroffen, dann auch unter dem christlichen Volk einreißen werde. Maßgebend für den Rat war wohl die Erwägung, daß bei dem Mangel aller anderweitigen Kreditanstalten für die Handels- und Gewerbeleute Nürnbergs jene von der Geistlichkeit ausgegangene Maßregel äußerst schädlich wirken müsse. Der Papst willfahrte denn auch dem Gesuch und der „Wucher“ wurde auch ferner den Juden, aber nur für eine bestimmte Reihe von Jahren erlaubt. Noch i. J. 1470 verlängerte Kaiser Friedrich III. das Privilegium auf weitere sechs Jahre. Unter den von ihm für diese Vergünstigung aufgeführten Gründen kommt auch jener Umstand wieder zum Vorschein, den schon Kaiser Friedrich II. in dem großen Privileg von 1219 berührte, nämlich daß die Stadt auf einem dürren,

sandigen, unfruchtbaren Boden liege; Handel und Gewerbe könnten aber nicht ohne Wucher und Zinsen bestehen, es sei also das kleinere Übel zu wählen und den außer der christlichen Gemeinschaft stehenden Juden der Wucher zu überlassen.

Die Ansichten des Rats von Nürnberg über die Nützlichkeit der Juden müssen sich aber nicht lange nach der Bittstellung beim Papst gewaltig geändert haben, denn ehe noch der Zeitraum des letztgenannten Privilegs abgelaufen war, verlangte der Rat — dieses Mal noch vergeblich — beim Kaiser die Austreibung der Juden (1473). Ein Anlaß zu der Erneuerung dieses Verlangens 15 Jahre später wird in dem Widerstand der Nürnberger Juden gegen einige Bestimmungen des i. J. 1479 veröffentlichten neuen Nürnberger Stadtrechts (Nürnberger Reformation) gesucht. Es war darin jeder Zinswucher verboten und der Judeneid mit einem ganz besonderen Raffinement ausgebildet. Was Friedrich III. der Stadt verweigert hatte, gewährte nun derselben sein Sohn Kaiser Maximilian I. Am 21. Juli 1498 erließ Max von Freiburg i. Br. aus die Urkunde, in welcher dem Rat von Nürnberg Freiheit erteilt wird, die dortigen Juden „auf ewig" aus der Stadt zu weisen. Als Grund zu dieser außerordentlichen Maßregel wird angegeben, „daß sich ihre Anzahl sehr vermehret, daß sie die Bürgerschaft sehr beschwert und in Armut gesetzt, auch sonst lüderlich Gesindel in ihren Häusern gehegt haben, woraus Diebstahl und andere böse Händel erfolgt" u. s. w. — Die Ausführung der Maßregel erfolgte an Mitfasten 1499, nachdem man den Vertriebenen behufs Auslösung der Pfänder Verlängerung des Termins eingeräumt hatte. Der ganze liegende Besitz der Juden, sämtliche Häuser, Synagoge, Friedhof u. s. w. wurde durch den Reichsschultheißen Wolfgang von Parsberg als Reichskammergut eingezogen und dann vom Rat an die Stadt um ganze 8000 fl. abgetreten. Die Häuser wurden dann von der Stadt an einzelne Bürger verkauft und ein Teil des gewonnenen Areals zur Anlegung von Gassen verwendet.

Die Ausgetriebenen suchten in Frankfurt, Prag u. s. w., sowie in dem Nachbargebiet der Markgrafen von Ansbach und Bayreuth eine neue Heimat. Die Stadt Nürnberg war nun für drei und ein halbes Jahrhundert des schrecklichen Unglücks ledig, einige hundert Juden in seinen Mauern zu hegen, E. E. Rat von Nürnberg fühlte sich aber sogar durch den Aufenthalt von Juden in der Nachbarschaft belästigt und beunruhigt. Im Jahre 1528, also erst 30 Jahre nach der Vertreibung aus Nürnberg, ließ sich mit Erlaubnis des Markgrafen von Ansbach der erste Jude, dem bald ein zweiter folgte, in Fürth nieder. Als die Nachricht von der keimenden Judenkolonie in Fürth dem Rate von Nürnberg zukam,

erhob dieser sofort Einspruch bei dem Markgrafen von Ansbach, woran sich dieser freilich nicht kehrte, und als dann mit Bewilligung der Domprobstei Bamberg, welche die Landeshoheit über die Hofmark behauptete, weitere Niederlassungen von Juden daselbst erfolgten, wandte sich der Rat mit seinen Protesten nicht bloß nach Bamberg, sondern sogar an den Kaiser, um ein Verbot gegen die Juden zu erwirken. Die wiederholten Proteste in Ansbach, Bamberg und Wien erwiesen sich als fruchtlos; der Rat ermüdete jedoch nicht, den Verkehr seiner Bürger mit den Juden in Fürth und anderen Plätzen durch Polizeiverbote zu hemmen und zu hindern. Den Bürgern, Schutzverwandten und Unterthanen von Nürnberg wurde verboten, Fleisch in Fürth zu kaufen; zu wiederholten Malen wurde gewarnt und verboten, daß sich die Bürger der Stadt, von Gostenhof, Wöhrd, sowie die Unterthanen in des Rats Städten, Flecken u. s. w. in Geldgeschäfte mit den Juden einlassen; ja es wurde sogar i. J. 1573 von Maximilian II. ein kaiserliches Mandat erwirkt, in welchem allen Juden bei Strafe verboten wird, an die Bürger der Stadt und des Gebiets von Nürnberg gegen oder ohne Unterpfand, mit und ohne Wucher etwas zu leihen.

Von den Judenhetzen des Mittelalters sagt Gustav Freytag, daß „diese Schmach erst der Protestantismus gebändigt habe." Dieser Ausspruch des gefeierten Schriftstellers erhält durch die seltsamen Blüten und Früchte, welche am Ausgang unseres Jahrhunderts der Antisemitismus gerade im protestantischen Norden gezeitigt hat, nichts weniger als seine Bestätigung. Der Rassen- und Glaubenshaß hat eben ein anderes, ein modernes Gewand angezogen. Und auch der engherzige Geist, welcher uns aus den oben angeführten Polizeiverordnungen E. E. Rats der protestantischen Reichsstadt Nürnberg entgegenweht, zeigt, daß man auch im 16. Jahrhundert nach der Begründung des Protestantismus noch weit entfernt war von den humanen Anschauungen einer viel späteren Zeit. Von den massenhaften Judenverfolgungen des ausgehenden Mittelalters zeigen das 16. und 17. Jahrhundert allerdings keine Wiederholungen. Der wilde Geist eines dumpfen Fanatismus suchte damals andere Opfer, wie uns die Hexenverbrennungen lehren. Die stürmischen Bewegungen der Reformationszeit, die erbitterten Streitigkeiten der christlichen Glaubensparteien untereinander, der erbarmungslose Kampf der alten Kirche gegen die Anhängerschaft der neuen Lehre in vielen Ländern mußte notwendigerweise die Geister von dem einseitigen Wüten gegen die Judenschaft ablenken. Die deutsche Christenheit war viel zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, als daß sie sich auch noch mit Judenhetzen hätte abgeben können. Auch konnten die Bahnbrecher einer milderen Zeit nicht aus den Reihen der Anführer der in

Unduldsamkeit mit einander wetteifernden christlichen Glaubensparteien hervorgehen. Erst mußte durch einen dreißigjährigen Krieg in einem Ozean von Blut und Jammer ein Teil des unseligen Haders untergehen, bevor die Stimme unbefangener Geister, welche die Lehre gegenseitiger Duldung zu verkünden wagten, sich vernehmbar machen konnte.

Während dieses unseligen dreißigjährigen Kriegs sahen sich die Juden in dem offenen Markte Fürth den ärgsten Mißhandlungen durch das Kriegsvolk beider Parteien ausgesetzt. Um diesen fortwährenden Bedrängungen zu entgehen, wandten sie sich an den Rat von Nürnberg mit der Bitte, ihnen den Aufenthalt in Gostenhof zu gestatten und boten für diese Erlaubnis die ansehnliche Summe von 20000 fl. Der Rat wies jedoch trotz der verlockenden Geldsumme das Gesuch ab und beharrte auf seiner Ablehnung auch wiederholten Gesuchen gegenüber. Im Jahre 1641 brachten sie dann das Gesuch ein, daß sie wenigstens der Hauskomthur des Deutschherrnordens auf der dem Orden gehörigen „Bleiche" nächst der Stadt (jetzt Rosenau) in Schutz nehmen dürfe. Sie wurden jedoch auch damit abgewiesen und zwar mit dem schnöden Bemerken, daß sie sich ebenso gut in der Zeiten Ungemach schicken müßten wie die Stadt und ihre Bürger.

Es dauerte fast zwei Jahrhunderte seit der zweiten Vertreibung der Juden aus Nürnberg, bis wenigstens ein kleiner Anfang gemacht wurde, ihnen den Zugang in Nürnberg wieder zu eröffnen. Am 17. Juni 1693 erschien ein Mandat des Rats von Nürnberg in Sachen der Judenschaft, in welchem Folgendes angeordnet wird: Sofern die Juden Unumgängliches im Gebiet oder in der Stadt Nürnberg zu schaffen haben, sollen sie solches bei der Amtsherrschaft auf dem Lande oder beim äußersten Wachposten in der Stadt anzeigen, woselbst ihnen ein Musketier zur Begleitung auf die Wache zugeteilt wird. Nach Abmachung angezeigter Geschäfte mußten sie das Gebiet wieder verlassen. — Übrigens waren die Hudeleien, welche sich die Juden gefallen lassen mußten, wenn sie in Nürnberg verkehren wollten, noch das ganze 18. Jahrhundert hindurch arg genug. Der Einlaß in die Stadt war ihnen nur bei zwei Thoren, beim Spittler- und beim Thiergärtnerthor gestattet. Hier hatten sie eine Gebühr von 45 kr. für den Eintritt und 15 kr. für die ihnen gewidmete Begleitung zu entrichten. Für diese Begleitung waren vier alte Weiber aufgestellt, welche die Gäste auf Schritt und Tritt begleiteten und sie nicht eher verließen, als bis sie den Staub der ungastlichen Stadt wieder von den Füßen schüttelten. An Sonn- und Feiertagen, wie in der Charwoche blieb Nürnberg den Juden unbedingt verschlossen. Auf dem öffentlichen Markte durften sie sich niemals sehen lassen; Benützung eines Gewölbes oder Comptoirs zu Geschäften war ihnen

nicht gestattet, viel weniger noch durften sie eine Niederlage halten, denn darauf war die Strafe der Konfiskation ihrer Waren gesetzt. Das Übernachten in Nürnberg war nur in ganz außerordentlichen Fällen gegen eine besondere Gebühr von 1 fl. erlaubt. Jeder Wechsel, welcher ausgestellt wurde, mußte, wenn er giltig sein sollte, von einem Rechtskundigen unter Zuziehung eines Sensals gefertigt werden und durfte nur auf bestimmte bankomäßige Geldsorten lauten, wie überhaupt sämtliche in Nürnberg geltende wechselrechtliche Bestimmungen durchgängig lästige Bestimmungen für die Juden enthielten.

Alle diese Einschränkungen blieben bis zum Jahre 1800 bestehen. Am 13. April dieses Jahres wurde der „Judenleibzoll" in Nürnberg aufgehoben und dafür das „Passier- und Eintrittsgeld" eingeführt, auch wurde das „lebendige Geleite" abgeschafft. An den zwei geöffneten Thoren mußten Tagesbillete gelöst, bei der Erhebungsbehörde beglaubigt und beim Verlassen der Stadt wieder abgegeben werden. Jeder Erwachsene zahlte 7 kr. am Thor und 30 kr. bei der Erhebungsbehörde. Viehhändler zahlten nur 7 kr. Thorgeld und 6 kr. für einen geleitenden Freireiter. Kinder und solche, die in Prozeßsachen hereinkamen, hatten nur 13 kr. zu entrichten. Diese Erleichterung wurde von der israelitischen Gemeinde in Fürth mit begeistertem Jubel begrüßt. Erst i. J. 1808 wurde durch eine königlich bayrische Verordnung der „Judenzoll" in Nürnberg gänzlich aufgehoben.

Charakteristisch ist das Verhalten des Nürnberger Senats hinsichtlich der Juden i. J. 1796, als es sich um die freiwillige Unterwerfung der Reichsstadt unter die preußische Landeshoheit handelte. Unter den Bedingungen, unter welchen man sich unter den Schutz der preußischen Krone begeben wollte, figurierte vornehmlich die, daß Juden auch fernerhin in Nürnberg nicht zugelassen werden sollen. Dieselbe Bedingung stellten im gleichen Falle die Reichsstädte Windsheim und Weissenburg.

Die Pioniere der geistigen und politischen Befreiung der Juden in Deutschland im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts waren Moses Mendelssohn und sein Freund, der unsterbliche Dichter des Nathan, Gotthold Ephraim Lessing. Praktisch wurde die Frage der Befreiung in Frankreich gelöst durch die große Revolution, als i. J. 1791 von der Nationalversammlung die Juden als französische Bürger proklamiert wurden. In einem viel langsameren Zeitmaß vollzog sich die Befreiung in Deutschland. Am 13. Juni 1813 erschien eine königlich bayrische Verordnung „die Verhältnisse der jüdischen Glaubensgenossen betreffend", welche an ihrer Spitze zwar die Zusicherung völliger Gewissensfreiheit trug, ihrem Inhalt nach aber als der reinste Hohn auf die schönen Einleitungsworte erscheint. Die Haupttendenz

der Verordnung ging dahin, die Vermehrung der jüdischen Familien auf jede Weise zu verhindern, da man doch wohl ihre Ausrottung nicht förmlich befehlen konnte. Die Juden hatten, außer daß ihnen alle Lasten ihres Kultus ausschließlich zufielen, alle Staatslasten gleich den übrigen Bürgern zu tragen, während sie von allen Ämtern und den meisten Rechten ausgeschlossen waren. Daß die Verordnung in dem beabsichtigten Sinne gewirkt hat, ist augenscheinlich, denn die Zahl der Juden in Bayern war i. J. 1847 geringer als i. J. 1817.

In Deutschland bedurfte es des Sturmes von 1848, um für die Juden die Gleichheit des Rechts mit den übrigen Bürgern herbeizuführen. Die deutschen Grundrechte bestimmten, daß durch das religiöse Bekenntnis der Genuß der bürgerlichen Rechte weder bedingt noch beschränkt werden solle. Dieses Prinzip ist auch in den Gesetzen des neuen deutschen Reichs zur Geltung gebracht. In Bayern wurde, trotzdem daß aus Altbayern 400 Petitionen gegen die Judenemanzipation eingelaufen waren, am 14. Dezember 1849 von der Kammer der Abgeordneten mit 91 gegen 40 Stimmen die Emanzipation der Juden beschlossen. Dies geschah 350 Jahre nach der zweiten Vertreibung der Juden aus Nürnberg. Der erste Israelit, welcher infolge dieses Befreiungsgesetzes in Nürnberg Aufnahme als Bürger fand, war der Kaufmann Jos. Kohn aus Markt Erlbach. Nachdem das Kollegium der Gemeindebevollmächtigten am 16. Mai 1850 die Aufnahme beschlossen hatte, stimmte nach heftiger Debatte auch der Magistrat mit 9 gegen 8 Stimmen zu. Der Zuzug weiterer israelitischer Familien war vorerst noch langsam, doch konnten am 1. Februar 1859 die in der Stadt wohnenden 50 Bürger und Insassen einen Religionsverein gründen. Im Jahre 1860 wohnten bereits 150 jüdische Familien hier, welche bis 1869 zu 395 anwuchsen. Im Jahre 1862 wurde die Konstituirung einer Kultusgemeinde gestattet. Die Synagoge, deren Bau durch den Baurat Wolff aus Stuttgart auf der Stelle des ehemaligen Harsdörfer Hofes am Spitalplatz begonnen wurde, konnte am 8. September 1874 eingeweiht werden. Begünstigt durch die im deutschen Reich eingeführte Freizügigkeit ging der Zuzug der Israeliten mit reißender Schnelligkeit vor sich, so daß 1877 630, 1884 870, 1887 1040 und 1893 1250 israelitische Familien hier ihren ständigen Wohnsitz hatten. Wie diese Freizügigkeit im allgemeinen und die Anwesenheit der Juden im besonderen auf die Entwicklung des verjüngten Nürnberg gewirkt hat und wirkt, werden wir beim Rückblick im Schlußkapitel sehen.

Zehntes Kapitel.

Die Geschlechter in Nürnberg. Die Nürnberger Verfassung.

In einer entstehenden Gemeinde werden immer jene Männer, welche durch Besitz, Verstand und Thatkraft unter ihren Ortsgenossen hervorragen, auch ohne daß sie danach trachten, mit der Führung der gemeinsamen Angelegenheiten betraut werden. Noch bevor eine Verfassung sich gestaltet hat, sind sie bei Streitigkeiten die berufenen Schiedsrichter, bei feindlicher Bedrohung die Anführer, in den Beziehungen zu anderen Gemeinden u. s. w. die Sprecher und Vertreter der heranwachsenden Gemeinde. Bleiben die Söhne nicht allzuweit hinter den Verdiensten der Väter zurück, so vererben sich ihnen Vertrauen und Ansehen; durch neu bewiesene Tüchtigkeit haftet dieses Ansehen dauernd an dem Geschlecht und in nicht langer Zeit ist ein Kreis von Familien vorhanden, deren Häupter es als ihr hergebrachtes Recht ansehen, an der Spitze ihrer Gemeinde zu stehen. Mit der weiteren Entwicklung der Stadt und ihrer Verfassung kommt es dann endlich dazu, daß jene herkömmlichen Ehrenrechte zur erblichen und ausschließlichen Berechtigung werden. Auf diese Weise bildete sich in den deutschen reichsunmittelbaren Städten die Geschlechterschaft oder das Patriziat.

Die nürnbergischen Geschlechter setzten sich zusammen aus kaiserlichen Dienstmannen (den Pfalz-Ministerialen), welche in der Stadt ihr Fortkommen suchten und aus altangesessenen, durch Besitz und Tüchtigkeit hervorragenden Bürgern der Stadt, zu welchen sich dann noch Glieder des landsässigen Adels gesellten, welche ihren Aufenthalt in der Stadt nahmen. Diesen war die Aufnahme in die Bürgerschaft sehr leicht gemacht, denn zur Erwerbung des Bürgerrechts genügte die Bürgschaft von zwei Bürgern und eine unbedeutende Abgabe an den Reichsschultheiß. Und nicht minder leicht war für dieselben die Erwerbung der Ratsfähigkeit, d. h. die Zulassung in die noch nicht festgeschlossenen Reihen der Geschlechtergenossen. Erst im Laufe des 16. Jahrhunderts hat sich das Nürnberger Patriziat mehr und mehr verengert und abgeschlossen. Was diese auswärtigen

Familien zum Teil nach Nürnberg lockte, war die hier sich bietende Gelegenheit, durch den Handel emporzukommen und so erscheinen denn unter den Großhändlern Nürnbergs schon am Ende des 13. Jahrhunderts die Ebner und Behaim; einige Jahrzehnte später die Pfinzing, Groß, Praun, Tucher, und weiterhin die Paumgärtner, Kreß, Grundherr, Rummel, Muffel, Nützel, Schürstab, Imhoff. Und auch der Gewerbebetrieb blieb den nürnbergischen Geschlechtern nicht fremd. Ulman Stromer († 1407) z. B. gehörte zu den ersten Papiermüllern Deutschlands.

Von den 18 jetzt noch blühenden Patrizierfamilien der vormaligen Reichsstadt werden die Holzschuher schon 1228, die Ebner 1255, die Stromer 1258, die Grundherr 1265, die Kreß 1270, die Fürer 1274, die Behaim 1288, die Haller 1300, die Tucher und die Geuder 1303, die Volkamer 1337, die Imhoff 1340 urkundlich erwähnt, während von den seither ausgestorbenen und bekannter gewordenen Geschlechtern die Waldstromer 1223, die Pfinzing 1233, die Koler und die Vorchtel 1243, die Schopper 1267, die Groß, die Muffel und die Nützel 1276, die Schürstab 1300, die Rummel 1305, die Tetzel 1343, die Groland 1346, die Derrer 1350, die Mendel 1354, die Pirkheimer 1359 aufgeführt werden.

Die Zahl der Familien, welche die Ratsfähigkeit als ein ihnen ausschließlich zukommendes Vorrecht betrachteten, betrug i. J. 1521, wie eine in diesem Jahre von den sieben „älteren Herren“ nach vorgenommener Durchsicht aufgestellte Liste ausweist, 43. Nach Verlauf eines weiteren Jahrhunderts waren dieselben auf 28 zusammengeschmolzen. Ein mit der Ratsfähigkeit verbundener Standesvorzug war das Recht, auf dem Rathause zu tanzen und vom Rat zu Tanz geladen zu werden; und gerade zu dem Zwecke, um die hiezu berechtigten Geschlechter festzustellen, wurde 1521 das genannte Verzeichnis angefertigt. Zu den Tanzberechtigten gehörten dann noch diejenigen Bürger unter den „Ehrbaren“, welche, obwohl sie selber nicht zu dem engeren Kreis der ratsfähigen Geschlechter gehörten, doch wegen ihrer, patrizischer Abkunft sich erfreuenden, Ehefrauen oder Mütter zugelassen werden sollten.

Ein weiterer Kreis umschloß sodann die Klasse der „Ehrbaren“, welche zwischen den ratsfähigen Geschlechtern und den Handwerkern und Krämern eine Mittelstufe darstellten. Aus dieser Klasse ergänzte sich nötigenfalls das Patriziat und mit ihr pflegte dasselbe auch näheren geselligen Verkehr. Zu diesen Ehrbaren, welche in der genau abgestuften bürgerlichen Gesellschaft wieder eine Aristokratie innerhalb der gemeinen Bürgerschaft, oder das, was man später die Honoratioren

nannte, darstellten, wurden nach K. Hegels Darstellung „diejenigen gezählt, welche Kaufmannschaft oder fabrikmäßiges Gewerbe betrieben und daneben gern einen Teil ihres Vermögens in Grundbesitz, Häusern in der Stadt und Landgütern anlegten, um ihren Familien einen dauernden Vermögensstand zu sichern." Doch wurden daneben auch die Gelehrten zu den Ehrbaren gerechnet, namentlich die Doktoren und Ratskonsulenten, ferner die Ärzte und Apotheker.

Das Streben, im Rang nicht hinter dem Landadel zurückzustehen, machte sich bei den nürnbergischen Geschlechtern schon frühzeitig geltend und bereits im 15. Jahrhundert erhoben sie den Anspruch auf Rittermäßigkeit und Wappenrecht gleich dem Landadel, was jedoch dieser als Anmaßung der „Pfeffersäcke" betrachtete. Diese Mißgunst der Herren Landjunker hielt jedoch besonders die jüngeren Herren von den Geschlechtern nicht ab, an Ritterspielen ihre Freude zu haben, und das den Ritterturnieren nachgemachte große Gesellenstechen auf dem Marktplatz, 1446, welches nachmals oft beschrieben, abgebildet und i. J. 1621 durch Hans und Heinrich Kuhn auf dem Gang im zweiten Stock des Rathauses in Stuck dargestellt wurde, sieht genau aus wie eine Demonstration gegenüber den Herren Junkern vom Lande.

Die ratsfähigen oder regierenden Geschlechter zeigen selbstverständlich in den verschiedenen Jahrhunderten ein verschiedenes Antlitz und selbst der Name für den Stand wechselt. Die Geschlechter heißen später Patrizier, die „Burger vom Rat" werden später die „Herren vom Rat" und zuletzt Senatoren; die sieben „älteren Herren" nennen sich Septemvire u. s. w. Darin blieben sie sich aber in allen Jahrhunderten gleich, daß sie mit größter Zähigkeit ihre Vorrechte behaupteten, und nur der Unterschied macht sich geltend, daß sich in den letzten zwei Jahrhunderten der Reichsstadt der Ehrgeiz der Patrizier mehr auf die Geltendmachung ihrer Standesvorrechte, als auf die Erwerbung neuer Verdienste um ihre Vaterstadt richtet.

Diese Verdienste der Mitglieder des Patriziats waren in der Zeit des Wachsens und der Blüte der Stadt unleugbar sehr groß. Was wurde nur alles von ihnen als Stifter geleistet. So verdankte das Dominikanerkloster sein Entstehen den Winkler, das Barfüßerkloster, sowie das Pilgrimspital und die Kapelle zu Skt. Martha den Waldstromer, das Karmeliterkloster den Pesler, das Karthäuserkloster und die Moritzkapelle den Mendel, das Clarakloster den Ebner und den Vorchtel neben den Berg, das Pilgrimspital und die Kapelle zum heil. Kreuz den Haller. Das Heil. Geist-Spital ist eine Stiftung von Konrad Groß. Die

Kirche und den Siechkobel zu Skt. Leonhard stifteten Hermann Schürstab, den Siechkobel und die Kirche zu Skt. Peter Gabriel Tetzel. Zwei Perlen nürnbergischer Kunst in der Lorenzkirche: das Sakramentshäuschen von Adam Kraft und der englische Gruß von Veit Stoß sind ebenfalls patrizische Stiftungen, ersteres von Hans Imhoff, letzterer von Anton Tucher. Außerdem könnten noch eine Menge Seitenaltäre, Altarflügel, Glasgemälde u. s. w. aufgeführt werden, welche patrizischem Stiftungseifer ihr Entstehen verdanken. Durchsucht man die Nürnberger Wohlthätigkeitsstiftungen der früheren Jahrhunderte, so findet man gleichfalls eine Menge patrizischer Namen.

Doch noch viel größere Verdienste um ihre Vaterstadt als durch Stiftungen erwarben sich viele Mitglieder des Nürnberger Patriziats durch ihre Wirksamkeit im Rat und im Feld, als Staatsmänner und als Kriegsführer. Besonders zu der Zeit, da die Reichsstadt in vollster Blüte stand, zugleich aber auch die schwersten Krisen zu überstehen hatte, fehlte es auf dem Nürnberger Rathause nie an Männern, welche den Schwierigkeiten durchaus gewachsen waren und welche mit dem Eifer für das Gemeinwohl auch einen gewissen idealen Sinn vereinigten. Die Christoph und Hieronymus Kreß, die Peter und Berthold Volkamer, die Wilhelm und Thomas Löffelholz, Hieronymus Ebner, Hieronymus Paumgärtner, Willibald Pirkheimer, denen noch manche weitere Namen angereiht werden könnten, wären Zierden jedes Landes gewesen. In den späteren Jahrhunderten, da die Republik als Reichsstand wenig Bedeutung mehr hatte und für die staatsmännische Thätigkeit der Nürnberger Ratsherren kein Feld mehr offen war, zeichneten sich verschiedene Glieder nürnbergischer Geschlechter auf anderen Gebieten aus. Christoph Fürer, der Dichter und Präses des pegnesischen Blumenordens, der vielseitig gebildete Gg. Phil. Harsdorff, Andreas Lazarus Imhoff, der Geschichtschreiber, Jakob Wilhelm Imhoff, der Genealoge, Paul Praun, der Sammler, Christoph Peller, der Rechtsgelehrte, u. a. m. waren Männer, welche in ihrer Zeit in hoher Geltung standen.

In dem ganzen Verlauf der Geschichte der Reichsstadt Nürnberg hat keines von den ratsfähigen Geschlechtern sich über die anderen zu erheben gesucht, wie dies so häufig in den italienischen Städten der Fall war und da und dort zur Tyrannis führte. Auch trug die einfache Lebenshaltung der patrizischen Familien in den guten Zeiten der Reichsstadt nicht wenig dazu bei, um den Abstand von der übrigen Bürgerschaft nicht allzu fühlbar zu machen. Diese Einfachheit zeigte sich schon in den Wohnungsverhältnissen. In

dem Vorderhause befanden sich die Gesellschaftszimmer und die Prunksäle, welche aber nur bei besonderen Gelegenheiten, wie Hochzeiten, Kindtaufen u. s. w. für die sich versammelnde aristokratische Verwandtschaft geöffnet wurden. Besondere Zimmer für die einzelnen Familienglieder gehören erst einer späteren Zeit an. Auch die Landsitze der Nürnberger Patrizier waren von der höchsten Einfachheit.

Was den Patriziern hauptsächlich förderlich war, ihrer herrschenden Stellung Dauer zu verleihen, war die von ihnen unter sich selbst geübte strenge Mannszucht. Hierin ist das bekannteste Beispiel das Verfahren gegen den hoch angesehenen Nikol. Muffel. Es sind aber auch sonst Beispiele genug bekannt, welche zeigen, daß man auf dem Nürnberger Rathause bei Vergehen oder Verbrechen, begangen von Geschlechtergenossen, auf die durch Geburt erlangte Stellung oder auf die um die Stadt erworbenen Verdienste keinerlei Rücksicht nahm. Mußte sich doch selbst der stolze Willib. Pirkheimer einmal gefallen lassen, wegen Überhebung für einige Tage ins Loch zu spazieren. Als Verbrechen schwerster Art galt der Bruch des Amtsgeheimnisses. Vermutlich um dieses Verbrechens willen wurde der langjährige, hartnäckige Widersacher Willibald Pirkheimers, der mächtige und einflußreiche Anton Tetzel, seit 1507 vorderster Losunger, also der erste Mann der Stadt, 1514 in den Turm geworfen, wo er, ohne daß über das von ihm begangene Staatsverbrechen Näheres bekannt geworden wäre, nach vier Jahren gestorben ist.

Manche charakteristische Züge des Nürnberger Patriziats erklären sich durch das Hervorgehen der meisten Geschlechter aus der Kaufmannschaft. Sprichwörtlich geworden ist die Fürsicht und Behutsamkeit der Nürnberger Rathauspolitik; auch der egoistische Kaufmannsgeist, der nicht selten zum Vorschein kommt, hat manchen Schimpf erfahren. Andererseits ist jedoch nicht zu verkennen, daß das Stehen im großen Weltverkehr den Nürnberger Ratsherren den Blick geschärft und erweitert hat und daß die weltmännische Gewandtheit und der praktische Sinn, durch die sich manche Nürnberger Staatsmänner vor Berufsjuristen wie vor vielen Herren vom hohen und niederen Adel hervorgethan haben, nicht zum wenigsten auf den reichen Schatz von Erfahrungen, den sie im praktischen Geschäftsleben zu erwerben Gelegenheit hatten, zurückzuführen sind. Auffallend ist die Thatsache, daß die Finanzverwaltung immer die schwächste Seite des patrizischen Stadtregiments gewesen ist, trotzdem daß die Mitglieder desselben großenteils mit dem Soll und Haben vertraut gewesen sein müssen.

Es hat sich, wie aus dem Obigen zu ersehen ist, von jenen Geschlechtern, deren Namen mit der Geschichte Alt-Nürnbergs unauf-

löslich verknüpft sind, eine stattliche Zahl bis in unsere Zeit erhalten. Die meisten altnürnbergischen Geschlechter allerdings sind ausgestorben; manche wieder haben den Schicksalswechsel in der traurigsten Gestalt erfahren und sind verarmt und verkommen. Dies geschah u. a. den Nachkommen des reichen Groß und den gleichfalls sehr reichen Mendel. Dem letzten Vorchtel gab man aus Mitleid eine Schreiberstelle auf Schloß Reicheneck mit einem Wochenlohn von einem Gulden und der letzte des Schürstabschen Geschlechts starb 1749 als Pfleger im Armenalmosen. Andere dagegen, mit deren Tod ihr Geschlecht erlosch, waren so glücklich, ihr Vermögen ungeschmälert zu Gunsten von Töchtern, verwandten Familien, Stiftungen u. s. w. hinterlassen zu können. In solch günstiger Lage z. B. schied Willibald Pirkheimer aus dem Leben. Seyfried Pfinzing († 8. März 1620), der „tolle reiche“, gleichfalls der Letzte seines Stammes, der für den reichsten unter den Geschlechtern Nürnbergs galt, hinterließ außer einem Barvermögen von 100000 fl., einem reichen Schatz von Gold- und Silbergerät, Kleinodien u. s. w. und zwei prächtigen Häusern in der Stadt, noch das schöne Herrengut Heuchling. Dies alles fiel als Erbe dem ohnehin schon reichen Gabriel Scheurl, als Ehemann von Pfinzings Schwester zu, mit Ausnahme eines Kapitals von 30000 fl., welches zu dem Zwecke gestiftet wurde, damit für ewige Zeiten aus den Zinsen alljährlich am Maria Magdalenatag 100 arme alte Männer vollständig bekleidet werden sollten nach dem Muster von Wolfgang Münzers Stiftung von 1577, nach welcher jährlich am Wolfgangtag ebenfalls 100 alte Männer bekleidet werden. Die von den letzten Tetzel und Schlüsselfelder gemachten Stiftungen, welche patrizischen Familien zu gute kommen, bestehen ebenfalls heute noch.

* * *

Über den mutmaßlichen Ursprung und die früheste Entwicklung der Verfassung der deutschen Städte im Mittelalter bestehen unter den Fachgelehrten noch erhebliche Meinungsverschiedenheiten. Es wäre von nicht geringem Interesse, die verschiedenen mehr oder minder begründeten Ansichten darzulegen, welche die gelehrten Forscher über diesen Gegenstand bekundet haben; im Hinblick auf den Zweck und die vorgesteckten Grenzen dieses Werks müssen wir uns jedoch dies versagen und uns auf die Mitteilung dessen beschränken, was über die Ausbildung der Verfassung von Nürnberg bekannt oder bei dem Mangel bezüglicher Urkunden als wahrscheinlich anzunehmen ist.

Daß in den allerersten Anfängen des nürnbergischen Gemeinwesens die ganze Militär- und Zivilgewalt in der Hand des Burgvogts oder Burggrafen vereinigt war, ist bereits (S. 56) erwähnt worden. Es wird aber wohl nicht lange bis dahin gedauert haben, daß diesem alleinigen Gewaltinhaber zur Handhabung der Rechtspflege vom Kaiser der Schultheiß zur Seite gestellt wurde. Bei der ungemein raschen Entwicklung, deren das junge aufblühende Gemeinwesen sich erfreute, wird das Bedürfnis einer selbständigen, aus der Bürgerschaft hervorgegangenen Verwaltung sich schon sehr früh fühlbar gemacht haben, und wenn auch erst in einer Urkunde von 1256 neben dem Schultheißen die Gemeine erscheint, so läßt sich doch annehmen, daß schon vor dem Ende des 11. Jahrhunderts ein Bürgerausschuß oder Rat bestanden hat.

Früher jedoch, als der Rat, welcher die Gemeinde nach außen vertrat, bestand schon das Kollegium der Schöffen, welche unter dem Vorsitz des Schultheißen die Gerichtsbarkeit ausübten. Diese Schöffen, Männer, hervorragend durch Besitz und Tüchtigkeit, welche als die frühesten Vertreter der Gemeinde anzusehen sind und die anfänglich neben der Rechtspflege sich auch um die Verwaltungsangelegenheiten der Gemeinde annahmen, stellen in dem weiteren Verlauf der Verfassungsentwicklung nur noch einen Bestandteil der gesamten Gemeindevertretung dar, und so bilden endlich Schultheiß, Rat und Schöffen zusammen ein Kollegium, welches als Stadtobrigkeit die Polizei übt, Gesetze und Verordnungen erläßt und Strafen verfügt. Die weitere Entwicklung ergibt ferner, daß, wie hinsichtlich der städtischen Angelegenheiten der Burgvogt oder Burggraf längst in den Hintergrund getreten, auch der Schultheiß allmählich seine vorwiegende Stellung verliert und aus dem übergeordneten Vorstand zu einem dem Rat verpflichteten Beamten wird, welchem, wie es in Kaiser Heinrich VII. Urkunde von 1313 heißt, obliegt, nach dem Entscheid der Schöffen Recht zu sprechen, die öffentlichen und königlichen Straßen zu beschützen und für sicheres Geleite auf denselben zu sorgen.

Der Rat von Nürnberg, wie er sich im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts ausgebildet hatte, bestand aus 26 Bürgermeistern, d. h. aus 13 Konsuln (Ratmannen) und 13 Schöffen, welche sich wieder nach der Zeit ihres Eintritts in 13 ältere und 13 jüngere Bürgermeister teilten. Davon paarten sich reihum alle vier Wochen je ein älterer und ein jüngerer Bürgermeister zur Führung der laufenden Geschäfte. Die Zahl wurde wiederum ungefähr am Anfang des 14. Jahrhunderts um acht weitere Ratsherren vermehrt, welche aus den Reihen des großen Rats, d. h. der Genannten genommen

und deshalb die acht alten Genannten genannt wurden. Diese 34 Burger oder Herren vom Rat waren samt und sonders Glieder der Geschlechter und damit war der aristokratische Charakter des Stadtregiments aufs schärfste ausgeprägt. Dieses aristokratische Gepräge wurde dadurch nicht im mindesten verwischt, daß i. J. 1370 den 34 patrizischen Räten acht weitere aus dem Handwerkerstand angereiht wurden. Es ist anzunehmen, daß diese kleine Verfassungsreform in demokratischer Richtung eine Folge des Aufstandes v. J. 1349 gewesen ist. Wenn gegen diese Ansicht eingewendet werden sollte, daß die Zulassung der acht Männer vom Handwerk doch erst ein paar Jahrzehnte nach jenem Aufstande erfolgte, so dürfte zur Entkräftung dieses Einwands der Hinweis auf die Erfahrungen in unserem Jahrhundert genügen. Bekanntlich sind die hervorragenden Reformgesetze in Bayern, auf welchen zum großen Teil unsere jetzigen Staatseinrichtungen beruhen, auch später als ein Jahrzehnt nach der 1848er Bewegung und zwar erst, nachdem die dieser Bewegung folgende dynastisch-bureaukratische Reaktion ausgetobt hatte, zu stande gekommen.

Diese acht Handwerkerräte wurden aus den Gewerken der Metzger, Bäcker, Lederer, Schmiede, Schneider, Kürschner, Tuchmacher und Bierbrauer genommen. Übrigens war das ganze Zugeständnis der herrschenden Geschlechter an die Handwerker im Grunde von äußerst geringem Wert für dieselben. Denn abgesehen davon, daß die acht alten Genannten vorweg schon ein Gegengewicht gegen die acht Handwerker im Rat darstellten, war auch die Beteiligung der letzteren an den Beratungen und Geschäften des Rats fast durchweg bloß eine scheinbare. Allerdings wurde zu besonders wichtigen auswärtigen Verhandlungen des Scheines halber einer von den acht Handwerkerräten zugezogen und der angesehenste von ihnen wurde den beiden Losungern als Kollege beigegeben; aber dessen ganze Thätigkeit in der Losungstube bestand nach Chr. Scheuerls Darstellung darin, daß er eine Art Zeremonienmeister machte, indem er die Eintretenden empfing und die Abgehenden zur Thüre hinaus komplimentierte. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß diese acht Räte aus den Handwerkern im Gefühle ihrer Überflüssigkeit von den Ratsversammlungen meistens wegblieben und vorzogen, zu Hause ihres Geschäfts zu warten, statt auf dem Rathause die Statisten zu machen.

Der kleine Rat umschloß als innersten Kern den geheimen Rat, der als die eigentliche Regierungsbehörde der Republik angesehen werden kann. Diesen geheimen Rat bildeten die aus den 13 älteren Bürgermeistern ausgewählten sieben älteren Herren (Septemviri), die man kurzweg auch die Herren Älteren nannte. Von diesen sieben obersten Regenten, wie sie Scheuerl nennt, wurden alle wichtigeren

Staatsangelegenheiten beraten, bevor sie an das Gesamtkollegium gelangten. Sie waren die Hüter der Staatsgeheimnisse und vor ihnen legten die Losunger ihre Rechnungen ab. Aus diesen sieben älteren Herren wurden dann wieder die drei obersten Hauptleute (Triumviri) gewählt und aus diesen wurden wieder zwei zu Losungern (Duumviri) ernannt. Der älteste von ihnen, der „vorderste Losunger", stellt gleichsam die Spitze der ganzen Pyramide dar, er galt als der vornehmste und angesehenste Mann der Stadt. Die Losunger hatten ihren Namen von der Hauptsteuer der Stadt: der Losung. In ihren Händen lag die ganze Finanzverwaltung der Stadt, die Schatzkammer stand in ihrer Hut, alle Einnahmen und Ausgaben gingen durch ihre Hand, ihnen hatten alle Verwaltungsbeamten Rechnung abzulegen. Außerdem hatten sie die Staatssiegel, das Gerichts- oder Schultheißensiegel und das große Stadtsiegel, sowie die Privilegien- und Freiheitsbriefe der Stadt in Verwahrung. Die Losunger durften weder Handel noch Gewerbe treiben, dafür bekamen sie aber bei der Übernahme ihres Amts 1000 fl. und hatten schon im 14. Jahrhundert eine Besoldung von 200 fl., die sich natürlich mit der Verminderung des Geldwerts später erhöhte. Über den aus den acht Handwerkern im Rat ihnen gleichsam als Dekorationsstück beigeordneten dritten Losunger haben wir bereits oben berichtet. Der dritte der drei obersten Hauptleute war gewöhnlich über das Kriegs- und Bauwesen gesetzt. Allen dreien waren die Schlüssel zu den Hauptthoren, welche nur mit ihrer Erlaubnis bei Nacht geöffnet werden durften, sowie der oberste Befehl im Fall von Unruhen anvertraut.

Diesem regierenden kleinen Rat — wir gebrauchen hier K. Hegels eigene Worte (in den Städtechroniken) — stand ein größerer Rat, der von den Genannten aus der Gemeinde, doch nur in untergeordnetem Verhältnisse zur Seite, denn er war jenem zum Gehorsam verpflichtet und wurde nur in seltenen und wichtigen Fällen zusammenberufen.

Die untergeordnete Stellung dieses Rats der Genannten, welche nach heutigen Begriffen die eigentlichen Repräsentanten der Gemeinde hätten sein sollen, geht schon daraus hervor, daß seine Mitglieder nicht durch die Bürgerschaft selbst gewählt, sondern von dem kleinen regierenden Rat aufgestellt, d. h. ernannt wurden. Die Ernennung des Genannten galt für Lebenszeit, nur schweres Verbrechen oder unheilbare Krankheit konnte ihn der empfangenen Stellung verlustig machen. Doch selbst dieser Körperschaft war wieder ein Bruchteil, beiläufig ein Drittel, zuweilen auch mehr, patrizischer Mitglieder beigemischt, aus denen die acht „alten Genannten" in den kleinen Rat

genommen wurden. Der Rahmen des kleinen regierenden Rats war zu eng, um alle verheirateten Bürger patrizischer Abkunft — verheiratet oder verwitwet mußte jeder Ratsgenosse sein — aufzunehmen, und so mußte der größere Rat der Genannten für die vorläufig noch nicht zum Stadtregiment Berufenen die Gelegenheit abgeben, um eine wenn auch untergeordnete öffentliche Würde zu erlangen. Durch seine Geburt hatte jeder Patrizier, sobald er verheiratet war, das selbstverständliche Anrecht, dem größeren Rat der Genannten anzugehören, auch kam nur selten einer in den kleinen Rat, der nicht zuvor Genannter des großen Rats gewesen. Außer diesen durch Geburt berufenen Mitgliedern bestand der größere Rat, dessen Mitgliederzahl nicht fest bestimmt war, die aber beiläufig 200 betrug, nach Scheuerls Darstellung aus „Leuten eines ehrbaren Lebens und Wandels, die ihre Nahrung aus ehrlichen tapferen Gewerben und nicht aus gering geschätzten Handwerken überkommen.“ Es war das Unglück des reichsstädtischen Gemeinwesens, daß der patrizischen Finanzverwaltung jede Kontrole von seiten der Bürgergemeinde gefehlt hat; erst kurz vor dem Ausgang der freien Reichsstadt hat dieser Rat der Genannten in Steuersachen und in Fragen, welche das städtische Vermögen betreffen, ein entscheidendes Stimmrecht erhalten. Was den Genannten zu allen Zeiten immerhin ein gewisses Ansehen verleihen mußte, war, daß Testamente, Verträge, Bürgschaften u. s. w. für rechtskräftig galten, wenn sie auch nur von zweien aus ihrer Mitte besiegelt waren, während außerdem sieben bürgerliche Zeugen vonnöten waren, weshalb es stets für eine nicht geringe Ehre geschätzt wurde, zum Genannten erkiest zu werden.

Die Wahlen in den Bürgerausschuß oder den Stadtrat in der Frühperiode der Gemeinde geschahen jedenfalls durch die Gesamtheit der vollberechtigten Bürger, wozu aber nur diejenigen gehörten, die Grundbesitz in der Gemeinde hatten. Gleichberechtigt mit ihnen waren, wie bereits bemerkt, die in die Bürgerschaft aufgenommenen Ministerialen und die in die Stadt gezogenen Herren vom landsässigen Adel. Der Kreis dieser Vollbürger schloß sich im Laufe der Zeit immer enger zusammen, aus den Vollberechtigten wurden Vorberechtigte und an die Stelle der von der Gesamtheit der Vollbürger vollzogenen jährlichen Neuwahl des Bürgerausschusses trat schließlich das Selbstergänzungsrecht des aristokratischen Rats.

Bei Ausgang des 14. Jahrhunderts fand die Ratswahl am Walpurgistag statt, nachher wurde sie am Osterdienstag vorgenommen. An dem Wahltag kamen die Genannten in dem großen Rathaussaal zusammen und es wählte jeder Genannte aus den sieben älteren Herren oder den sieben älteren Bürgermeistern einen des Rats (Konsul)

und einen Schöffen. Nach diesem wählte der gesamte kleine Rat drei alte Genannte hinzu. Diese fünf Erwählte, welchen die Neuwahl des Rats oblag, wurden die Kur- oder Wahlherren genannt. Dieselben vollzogen nach abgelegtem Pflichteid in dem gegen die Außenwelt verschlossenen gewöhnlichen Sitzungssaale des kleinen Rats die Wahl der 26 Bürgermeister, aus welchen von ihnen nachher die 13 Schöffen erkiest wurden. Damit war die Thätigkeit der Wahlherren beschlossen, denn die acht Handwerker blieben im Amt und die acht alten Genannten wurden durch den neuen Rat gewählt. Der neue Rat aber war gewöhnlich unverändert der alte, wenn nicht der Tod oder das wegen Krankheit oder hohem Alter gewährte Entlassungsgesuch eine Lücke in die Reihe der bisherigen Regimentsherren gerissen hatte. Es wurde von dem, der einmal im Rat saß, für einen Schimpf angesehen, nicht wieder gewählt zu werden und es mußte einer schon etwas von Bedeutung sich haben zu schulden kommen lassen, wenn er übergangen wurde. Auch bei der Wahl der acht alten Genannten, welche der neue Rat als sein erstes Geschäft vornahm, wurden in der Regel die bisherigen Inhaber der Würde aufs neue gewählt. Ebenso blieben diejenigen, welche bisher die hohen Stellen im Rate inne gehabt hatten, die sieben älteren Herren, die obersten Hauptleute und die Losunger im Besitze ihres Amtes. Eine Änderung in der Besetzung ihrer Posten trat nur dann ein, wenn Todesfall, Verzichtleistung oder sonstige gewichtige Ursachen Veranlassung dazu gaben. So war der aristokratisch-konservative Charakter des Nürnberger Staatswesens in jeder Hinsicht und nach jeder Richtung aufs sorgfältigste gewahrt.

Das wichtigste Amt auf dem Rathause war die Kanzlei und zu den wichtigsten Persönlichkeiten auf demselben gehörten die Stadt- oder Ratschreiber. Sie waren die eigentliche Seele der Verwaltung; Chr. Scheuerl sagt, sie seien „gleichsam die Augen der Obrigkeit.“ „Die Nürnberger Kanzlei“, heißt es bei ihm, „regieren zwei oberste Kanzler, welche aller Geheimnisse des Rats mitwissend sind.“ Ursprünglich nahm man in den Städten zur Besorgung der verschiedenen Schreibereien gewöhnliche Notare und zwar Geistliche, weil nur diese allein des Schreibens kundig waren; später aber gelehrte Magister und Doktoren beider Rechte, anfangs gleichfalls Geistliche, seit dem 15. Jahrhundert aber auch weltliche Meister oder Doktoren. Diese Notare waren ursprünglich nicht in ständigem Dienste der Stadt und deshalb auch keine städtische Beamte. Mit der steigenden Wichtigkeit des Verkehrs und der Vervielfachung der städtischen Angelegenheiten wurde es notwendig, geschäftsgewandte, zuverlässige Schreiber zu haben. Man nahm sie schon seit dem 13. Jahrhundert auf längere

Zeit an und dadurch erst wurden die in den Dienst der Stadt aufgenommenen Notare städtische Beamte, und nun erst später erhielten sie den Titel: Städtischer Notar oder Stadtschreiber, notarius civitatis, scribax civitatis, notarius civium, scribax senatus, auch Kanzler oder Staatsschreiber. In unserer hinsichtlich der Titel anspruchsvolleren Zeit würden sie mindestens Kanzleidirektoren heißen.

Von diesen Rats- oder Stadtschreibern der Nürnberger Ratskanzlei waren seit dem 15. Jahrhundert regelmäßig zwei im Amt; ihnen waren zuerst vier, dann 1480 fünf Schreiber untergeordnet, deren Amt aber gleichfalls gelehrte Bildung voraussetzte. Es konnten nur ausgezeichnete Persönlichkeiten für das Amt des obersten Ratschreibers gebraucht werden und wir sehen auch in der Blütezeit des deutschen Städtewesens gar manche hervorragende Persönlichkeiten auf diesem Posten: Männer, welche nicht nur wegen der Ausübung ihres Amtes, sondern auch durch ihre wissenschaftliche Thätigkeit, namentlich durch die Pflege der Geschichtschreibung ihrer Stadt sich große Verdienste erworben haben. Wir nennen hier nur den Ratschreiber Peter Eschenloer in Breslau, einen gebornen Nürnberger, der als der beste Chronist des 15. Jahrhunderts gilt; den Ratschreiber Christoph Lehmann in Speyer (1570—1638); Konrad Peutinger, den berühmten Humanisten und Ratschreiber in Augsburg im 16. Jahrhundert, sowie den ebenfalls in jener Zeit dort als Ratschreiber amtirenden Philologen Gg. Fröhlich, welcher vorher in Nürnberg eine Zeit lang des kränkelnden Lazarus Spengler Stelle versehen hatte. Hinsichtlich der Ratschreiber in Nürnberg selbst wollen wir nur auf Lazarus Spengler und Joh. Müllner hinweisen, von welchen noch an anderer Stelle die Rede sein wird.

Die Stadtschreiber waren lange Zeit nicht nur die einzigen Vorsteher der Kanzlei, sondern auch die einzigen gelehrten Ratgeber der Herren vom Rat gewesen. In vielen Städten indeß wurden teilweise schon im 14. Jahrhundert die Rechtsangelegenheiten von den übrigen Kanzleigeschäften getrennt und zu dem Ende eigene juristisch gebildete Beamte angestellt, welche man „Ratgeben", Syndiken, auch Konsulenten oder Stadtadvokaten nannte. In Nürnberg waren deren noch im 15. Jahrhundert zwei oder drei angestellt; im Laufe der Zeit jedoch, als die Geschäfte beim Rat und die Beziehungen der Stadt immer vielseitiger wurden, als das deutsche Recht dem römischen weichen mußte und als die Herren vom Rat immer weniger Geschmack daran fanden, als Vertreter der Republik selber persönlich auswärts thätig zu sein, vermehrte sich allmählich die Zahl auf zwölf und sechzehn. Diese Rechtsräte der deutschen Reichsstädte waren immer mehr gelehrte Ratgeber als bevollmächtigte

Vertreter, sie wurden aber doch, besonders in den späteren Zeiten, vielfach im diplomatischen Dienste verwendet. Daß gerade der Rat von Nürnberg stets darauf bedacht war, auch für diese Stellen die auserlesensten Kräfte zu gewinnen, läßt sich nicht anders erwarten und es hat auch seit Gregor Heimburg, der um die Mitte des 15. Jahrhunderts Syndikus der Stadt Nürnberg war und dem wir noch an anderer Stelle begegnen werden, unter den Nürnberger Ratskonsulenten niemals an ausgezeichneten Männern gefehlt.

Indem wir den vorstehenden Mitteilungen über die Verfassung und den Rat von Nürnberg eine kurzgefaßte Darstellung des wesentlichsten von den nürnbergischen Ämtern anreihen, tritt uns der Umstand entgegen, daß die verschiedenen Behörden sich auch in verschiedenen Zeiträumen ausgebildet haben, so daß auf schmalem Raume eine vollständige Darstellung der geschichtlichen Entwicklung derselben zu geben nicht möglich ist. Aus diesem Grunde werden die unvermeidlichen chronischen Rück- und Vorgriffe hoffentlich keinen Anstoß erregen.

Wie bereits mehrfach angedeutet, hatten ursprünglich der Burggraf und der Reichsschultheiß, beide als kaiserliche Bevollmächtigte, die ganze Gerichtsbarkeit in Nürnberg in den Händen. Den Burggrafen blieb das Landgericht, mit dem sie belehnt waren, auch dann noch, als sie i. J. 1427 ihren Besitz in und um Nürnberg an die Stadt verkauft hatten. Dasselbe war von ihnen als „kaiserliches Landgericht" i. J. 1349 nach Kadolzburg verlegt worden und kam später nach Neustadt a. A., zuletzt nach Ansbach. Es wird von diesem „kaiserlichen Landgericht" der Burggrafen in einem späteren Kapitel noch einmal die Rede sein. Um die Zeit der Verlegung dieses Landgerichts hörte auch der Beisitz des burggräflichen Amtmanns beim Blutbann oder Blutgericht auf, und es hatte bei demselben hinfort den Vorsitz der Reichsschultheiß allein.

Es bestanden bis ins 15. Jahrhundert hinein in und für Nürnberg nur zweierlei Gerichte: das Schultheißen- oder Stadtgericht, welches über Schuldsachen, Vormundschafts-, Erbschaftsangelegenheiten u. dergl. erkannte, und das Fronboten- oder Untergericht, welches über geringfügige Sachen bis zu 6 fl. entschied.

Den Vorsitz beim Stadtgericht führte der Reichsschultheiß und die Schöffen des kleinen Rats waren seine Beisitzer. Im Laufe des 15. Jahrhunderts jedoch erhielt der Schultheiß einen Stellvertreter in der Person des Stadtrichters, welchem, nachdem i. J. 1459 Kaiser Friedrich III. dem Rat den Blutbann für immer verliehen hatte, auch das Blut- und Bannrichteramt übertragen war. Dem Schultheißen blieb jedoch die Ehre, daß die gerichtlichen Urkunden

in seinem Namen ausgestellt wurden. Im Jahr 1497 wurde das Stadtgericht von dem Rat gänzlich getrennt und mit eigenen Schöffen aus den Genannten und zwei Doctores juris (später vier Ratskonsulenten) unter dem Vorsitz von zwei Ratsherren besetzt, wobei jedoch der Rat das Urteil in der Appellationsinstanz sich vorbehielt. Der Schultheiß war dadurch noch nicht von der Teilnahme ausgeschlossen; erst seit 1561 wurde auf Ratsbeschluß in den Bestallungsbriefen seines Richteramts nicht mehr erwähnt; er war im Verlauf der Dinge zum reinen Exekutivbeamten des Rates geworden. Man wählte zum Reichsschultheißen immer einen Auswärtigen vom Ritterstand, welcher gewöhnlich auf fünf Jahre mit einer Anzahl reisiger Knechte der Stadt sich zum Dienste verpflichtete, sich auch zu auswärtigen Botschaften verwenden ließ und zuweilen den Oberbefehl über die Söldner führte. Seit 1571 hörte das Schultheißenamt auch in dieser Weise auf, indem zuerst die Ausstellung der gerichtlichen Urkunden und zuletzt auch der Amtstitel auf den vordersten Losunger überging.

Das Fronboten- oder Untergericht war mit zwei Ratskonsulenten und vier Schöffen besetzt.

Das Kriminal- oder Inzichtgericht, die Kriminalabteilung des Stadtgerichts, bestand aus zwölf Schöffen und dem vorsitzenden Stadtrichter als kaiserlichen Bannrichter. Die Voruntersuchung wurde von den sechs jüngsten Schöffen, jede einzelne Untersuchung von zwei Schöffen geführt. Das Erkenntnis mußte aber in vollem Rat erlassen und dann dem Verurteilten von dem Bannrichter und von den zwei Schöffen, welche die Untersuchung geführt hatten, im Gefängnis eröffnet werden. Unmittelbar vor der durch den Bannrichter überwachten Urteilsvollstreckung wurde unter dem Vorsitz des Bannrichters das Blutgericht im großen Rathaussaale gehalten. Dieser Abschluß des Rechtsverfahrens war seit dem 18. Jahrhundert nur noch eine leere Formalität. Dessenungeachtet wurde auch bei diesem sogenannten Blutgericht die Sache wenigstens formell noch einmal verhandelt, bei den Schöffen Umfrage gehalten und sodann das abermals gefundene Urteil von den Schöffen beschworen. Erst dann wurde der Verurteilte dem Scharfrichter übergeben und das Urteil vollzogen.

Neben diesen beiden Hauptgerichten bestanden noch einige andere zu verschiedenen Zwecken: Das Fünfergericht oder das Amt der Fünfherren (Ratsdeputierte) für Injurien und geringere Vergehen. Das Rugsamt (seit 1350) für Familienstreitigkeiten, für Sachen der Markt- und Straßenpolizei und besonders zur Aburteilung der Gewerbstreitigkeiten. Für dieses Amt wählte der große Rat den Pfänder (den Vollzugsbeamten) und vier Deputierte des Rats.

Das Bauerngericht, welches gleichfalls aus Mitgliedern des großen Rats, besonders aus den jüngeren Patriziern, welche hier ihre Vorschule für den Staatsdienst durchmachten, zusammengesetzt wurde und das über die Streitigkeiten zwischen den Nürnberger Bürgern und den Bauern des Nürnberger Gebiets zu entscheiden hatte. Im Jahre 1615 wurde zur Erleichterung des Rats ein Appellationsgericht niedergesetzt, das aus einem Bürgermeister, sechs Schöffen und zwei Ratskonsulenten bestand. Zuletzt wurde 1621 noch ein Bancogericht für Handels- und Wechselsachen errichtet, an dessen Stelle im 18. Jahrhundert ein sogenanntes Mercantil-, Friedens- und Schiedsgericht trat, welches nach dem Gesetz über die Gerichtsverfassung für das Königreich Bayern von 1850 als Handelsvermittlungsamt noch heute besteht.

Für die Verwaltung der Reichsstadt bestand eine ziemlich große Anzahl von Ämtern (am Ende des 18. Jahrhunderts waren es noch 28), aus welchen wir hier folgende anführen: Das Burger- und Unburger-, Nachsteuer- und Testamentamt. Das Landsteueramt (1516). Das Zinsmeisteramt (1549). Das Zoll- und Wagamt. Das Ungeldamt. (Das Weinungeld kam 1397 auf, das Bierungeld 1546 und wurde 1566 verdoppelt.) Das Getreidaufschlagamt. Das Waizenbränhausamt. Das Unschlitt-(Inschlitt)amt seit 1575. Das Leihhausamt seit 1618. Das Bauamt in der Peunt, zu welchem auch der Weg- und Stegamtmann gehörte. Die beiden Waldämter. Das Spitalamt. Das Stadt- und das Landalmosenamt. Wobei zu bemerken, daß die zwei oder drei Dutzend oberen Stellen dieser Ämter ausschließlich in den Händen des Patriziats sich befanden, für dessen Glieder die Landpflegämter noch eine weitere Gelegenheit des Fortkommens boten. Daß das Sprüchwort: es ist kein Ämtlein, es hat sein Schlämplein, auch für die reichsstädtischen Verwaltungen gilt, bedarf wohl keiner näheren Begründung.

Elftes Kapitel.

Nürnberg unter Kaiser Karl IV.

Als Karl IV. die Stadt Nürnberg wieder dem alten Geschlechter-Rat übergeben hatte, ging er nach Böhmen zurück und entfaltete da eine für sein Stammland äußerst segenvolle Thätigkeit. Er zog aus Deutschland Gelehrte, Handwerker und Bauern herbei, schenkte Ödland und Waldungen zur Kolonisierung an deutsche Herren und ließ von Frankreich, Italien wie aus Deutschland Baumeister, Steinmetzen und andere Künstler kommen. Aus dem schmutzigen Prag machte er eine schöne Stadt, von deren großartigen Bauwerken heute noch manche an das Wirken des Luxemburgers erinnern. Was ihm vor allem dauernden Ruhm verlieh, war die Gründung einer Universität in Prag, der ersten im mittleren und nördlichen Europa, welche nach seiner Absicht für Deutschland werden sollte, was Bologna für Italien, was Paris für Frankreich war. Er mochte hoffen, mit Hilfe dieser Pflanzstätte der Wissenschaft der staatlichen Verbindung zwischen Deutschen und Slaven eine größere Festigkeit zu verleihen und die Tschechen in den Kulturkreis des Abendlands hereinzuziehen. Was Karl noch sonst für Herstellung geordneter Rechtszustände und für Hebung von Gewerbe und Handel in dem unter seinem Vater in ärgste Zerrüttung gefallenen Lande that, erwarb ihm mit Grund den Namen eines Vaters des Böhmerlands.

Nicht wenig kam seinem Bemühen für die Hebung seines Stammlandes die von ihm erworbene Bildung und Lebenserfahrung zu statten. Als ein siebenjähriger Knabe war er nach Paris gekommen; in den acht Jahren, die er dort am französischen Hofe zubrachte, nahm er die ganze Bildung seiner Zeit und ein gutes Stück theologischer Gelehrsamkeit in sich auf. Er schrieb und sprach gleich fertig fünf Sprachen, lateinisch, deutsch, böhmisch, italienisch und französisch. Als siebenzehnjähriger Jüngling zur Verwaltung Böhmens berufen, die er an der Stelle seines herumabenteuernden Vaters übernahm, lernte er bald die reichen Naturschätze der böhmischen Bergwerke nutzbar zu machen. Mit einer in jener Zeit seltenen Finanzkunst und ausgeprägtem wirtschaftlichen Sinn verband er eine reiche Übung in allen politischen Schlichen und eine an Schamlosigkeit

grenzende Unbedenklichkeit in der Wahl seiner Mittel. Dies alles, sowie die ausgedehnte Hausmacht, mußte ihm, auch abgesehen von der erlangten Würde eines römischen Königs, unter den Fürsten seiner Zeit eine überlegene Stellung verschaffen. Ein hervorstechender Zug seines Wesens war noch seine übertriebene abergläubische Frömmelei; es gab keinen eifrigeren Reliquienjäger als ihn, und wenn es galt, für die von ihm gesammelten heiligen Knochen die kostbarsten edelsteingeschmückten Gehäuse in Gold oder Silber anzuschaffen, vergaß er alle Grundsätze der gewohnten Sparsamkeit. Dies sind die Hauptcharakterzüge Karl IV., welcher als 31jähriger, ausgereifter Mann an die Spitze des deutschen Reichs gelangte und der auch auf die Entwicklung der Stadt Nürnberg einen sehr großen Einfluß ausgeübt hat.

Nicht etwa getrieben von den idealen Vorstellungen früherer Kaiser, wie der Hohenstaufen und seines eigenen Großvaters, von der erhabenen weltumfassenden Würde des Kaisertums und nichts weniger als begierig, die deutsche Oberherrschaft in Italien wieder herzustellen, sondern in der praktischen Erwägung, daß die Erwerbung der Kaiserkrone nützlich sei für die Erhöhung seines Ansehens im Reich, begann Karl IV. im Dezember 1354 seine Romfahrt. Auch unternahm er dieselbe nicht an der Spitze glänzender Ritterscharen, sondern wie ein „zur Messe reisender Kaufmann.“ Aber was er erstrebte, erreichte er. Die Kaiserkrone ward ihm in Rom von den Kardinälen aufgesetzt, welche von dem noch in Avignon weilenden Papste beauftragt waren; in einzelnen Städten, in Mailand, Florenz, Pisa empfing er Geld, an anderen Orten heilige Gebeine. Er dachte weder an die Rache heischenden Manen seines Großvaters Heinrich VII., noch rührten ihn die schmeichlerischen beschwörenden Deklamationen Petrarcas, noch mischte er sich in die Streitigkeiten der Guelfen und Ghibellinen. Im Juli 1355 war er, der Kaiser, bereits wieder in Augsburg. Nur wenige Monate verweilte Kaiser Karl in seinem Böhmen, dann zog er wieder hinaus ins Reich zu dem nach Nürnberg berufenen Reichstag, auf welchem eine große Haupt- und Staatsaktion vollzogen werden sollte.

Am 10. Januar 1356 verkündigte Karl allda in feierlichster Weise, sitzend auf dem Thron, angethan mit dem kaiserlichen Ornat, auf dem Haupte die Kaiserkrone, vor den versammelten Kurfürsten, Fürsten, Grafen, Baronen und Boten der Städte des Reichs die von ihm „aus kaiserlicher Machtvollkommenheit“ erlassenen Gesetze.

Die von Karl zu Nürnberg verkündeten Gesetze und die in einer späteren Reichsversammlung am Weihnachtstag desselben Jahres daran gereihten Zusätze bilden zusammen jenes Reichsgrundgesetz, welches

unter dem Namen goldene Bulle bekannt ist und welches als Grundlage der Reichsgesetzgebung seine Geltung bewahrt hat bis zum Ende des heil. römischen Reichs deutscher Nation. Der Hauptinhalt betrifft die Wahl und die Krönung des römischen Königs, sowie den Rang und die Rechte der Kurfürsten. Im Grunde genommen verkündete Karl wenig neues; die goldene Bulle ist eigentlich nichts als die Anerkennung und Bestätigung der bisher geltenden Reichsgrundgesetze. Es war aber schon von großem Wert, daß dieselben zum ersten Male seit Bestehen des deutschen Reiches schriftlich zusammengefaßt wurden und ebenso war es von wesentlicher Bedeutung — indem damit die Einmischung des Papstes abgeschnitten wurde —, daß in Übereinstimmung mit den Beschlüssen des Kurvereins zu Rhense (1338) festgesetzt wurde: die Abstimmung der Kurfürsten allein genüge schon zur Giltigkeit der Wahl eines römischen Königs. Zugleich aber wurde durch alle die den Kurfürsten gewährleisteten Vorrechte: Unteilbarkeit und Erblichkeit der Territorien, Berg- und Münzregal, Freiheit von der königlichen Gerichtsbarkeit u. s. w. die Entwicklung der Landeshoheit in den Kurfürstentümern vollendet und die deutsche Kleinstaaterei gesetzlich garantiert.

In dem berühmten Reichsgesetz fehlten auch nicht wohlgemeinte Verordnungen über den Mißbrauch des Münzwesens und die eigenmächtige Errichtung von Zollstätten, welche aber mit den meisten anderen Reichsgesetzen das Schicksal teilten, daß sie selten befolgt wurden; und ebenso fand in demselben die fast unter allen Kaisern wiederkehrende Verordnung über den Landfrieden ihren Platz, deren geringer Wert damit hinlänglich gekennzeichnet ist, daß Fehden auch künftig erlaubt blieben, wenn sie nur drei Tage vor ihrem Beginn angesagt wurden. Um so ernsthafter wurden die der goldenen Bulle einverleibten, mit grausam pedantischer Umständlichkeit abgefaßten Vorschriften über das Zeremoniell bei der Krönung des römischen Königs und dergl. befolgt bis an das Ende des heil. römischen Reichs deutscher Nation.

Ungeteilten Beifall konnte Karls Reichsgesetz nur bei den so sehr bevorzugten Kurfürsten finden. Der Papst grollte wegen Beseitigung seines Einflusses auf die Königswahl; die in den engen Kreis der mit den sieben Leuchtern der Offenbarung Johannis verglichenen sieben Wahlfürsten nicht zugelassenen Fürstengeschlechter, wie die Habsburger, blickten mit neidischem Verdruß auf die bevorzugten Standesgenossen; der niedere Adel war unzufrieden mit der, wenn auch geringen, Einschränkung des Fehderechts; besonders gekränkt aber fühlten sich die Städte. Die in dem Landfrieden enthaltenen Verbote aller Genossenschaften der Einzelnen, d. h. der Zünfte,

sowie der Städteverbindungen ohne kaiserliche oder landesherrliche Genehmigung, am meisten aber das Verbot des Pfahlbürgertums, laut welchem nur diejenigen als Bürger der Stadt gelten sollten, die dort Haus und Hof besitzen, während von den Städten bisher viele Adelige vom Lande, ja ganze Ortschaften in ihr Pfahlbürgerrecht aufgenommen wurden, was zur Erhöhung der städtischen Wehrhaftigkeit nicht wenig beitrug, mußte den Lebensnerv der Städte aufs empfindlichste treffen. Wenn nun auch Karl IV. diese den Städten abträglichen Gesetze zu verschiedenen Malen zurückgenommen oder gemildert hat, so hatten die Städte zu dem bei ihnen gegen Karls zweideutige, charakterlose Politik erwachten Mißtrauen Veranlassung genug. Die Folgezeit hat auch gelehrt, daß Karl trotz all der Gunst, die er einzelnen Städten, wie z. B. der Stadt Nürnberg, zuwendete, im ganzen nicht die mindeste Neigung zu einer folgerechten, städtefreundlichen Politik hatte.

Eine nebensächliche Bedeutung, selbst für Nürnberg, hatte die Bestimmung der goldenen Bulle, daß der erste Hof- oder Reichstag immer in Nürnberg abgehalten werden solle. Dieses schon seit langem bestehende Herkommen kam schon im nächsten Jahrhundert außer Übung, während Frankfurt Krönungsstadt blieb bis zum Ende des heil. römischen Reichs. Als das Haus, in welchem die Beratungen über die goldene Bulle stattgefunden haben, wird das (gegenwärtig dem Herrn Buchdruckereibesitzer Sebald gehörige) Haus „zum goldenen Schild“ Nr. 23 in der Schildgasse bezeichnet.

Die goldene Bulle war und blieb die bemerkenswerteste Handlung Karl IV. in seiner Stellung als deutscher Kaiser. Eine anerkennenswerte That deutscher Reichspolitik leistete er noch, indem er es dahin brachte, daß das dem deutschen Reich so verderbliche enge Verhältnis zwischen der französischen Krone und dem päpstlichen Stuhl sich auflöste und so die Rückkehr des Papstes von Avignon nach Rom herbeiführte. Damit hing Karls zweite Romfahrt zusammen (1369). Getrieben von Angst vor der immer weiter sich ausbreitenden Macht der Visconti in Mailand drängte der Papst den Kaiser, persönlich in Italien dem Übergreifen der Visconti zu wehren. Wohl gab Karl dem Drängen des Papstes nach, aber es fiel ihm nicht ein, mit den Visconti ernstlich Krieg zu führen oder sie zu stürzen. Er ließ sich in gewohnter Manier von denselben mit Geld abfinden, nahm auch von verschiedenen Stadtgemeinden so viel edles Metall als möglich und ließ schließlich Italien in derselben Anarchie zurück, in der er es angetroffen.

Den größten Teil seiner umfassenden Thätigkeit widmete Karl den Interessen seines Hauses, der Verwaltung Böhmens, der Ver-

größerung seiner Hausmacht und den Bemühungen, die Herrschaft im Reiche seinem Hause zu sichern. Kaiser Maximilians geflügeltes Wort: Karl sei Böhmens Vater und des heil. römischen Reichs Stiefvater gewesen, bezeichnet sein Treiben ganz richtig.

In dem Streben nach Vergrößerung seiner Hausmacht kam seiner Schlauheit die Unfähigkeit seiner Gegner, sowie das Glück gleichermaßen zu Hilfe. Seine Hoffnung, die Oberpfalz zu erben, wurde zwar durch den kinderlosen Tod seiner zweiten Gemahlin, Anna von der Pfalz, vereitelt, aber er wußte durch Benutzung der Geldnot der pfälzischen Wittelsbacher dennoch sich in den Besitz eines großen Teils der Oberpfalz zu setzen, so daß die böhmische Herrschaft bis vor die Thore Nürnbergs und bis in die Nähe Regensburgs reichte. Durch seine dritte Gemahlin, Anna von Schweidnitz, kam ein weiterer Teil von Schlesien in seine Hand; den durch unaufhörlichen Bruderzwist geschwächten bayerischen Wittelsbachern wußte er die Mark Brandenburg abzulisten; durch Ausbeutung der Geldverlegenheiten kleiner Herren in der Oberpfalz, in Franken, Voigtland, Meißen, gelang es ihm, eine große Menge einzelner Besitzungen in seine Gewalt zu bringen. So umfaßte schließlich seine Hausmacht neben Böhmen und Mähren auch die beiden Lausitze, Schlesien, die Mark Brandenburg, einen beträchtlichen Teil der Oberpfalz, sowie eine große Anzahl zerstreuter einzelner Herrschaften. In der That, die Katzentritte des Böhmen hatten es noch weiter gebracht als die Reiterstiefel Ludwigs des Bayern.

Zur Krönung des stolzen Gebäudes luxemburgischer Hausmacht, welches Karl aufzurichten so glücklich war, bedurfte es jetzt nur noch, daß es ihm gelinge, seinem Sohne Wenzel die Nachfolge auf dem Kaiserthrone zu sichern. Für die Erfüllung dieses Lieblingswunsches setzte er nun alles in Bewegung, scheute er weder die schmutzigsten noch die gewaltthätigsten Mittel. In der goldenen Bulle, seiner höchsteigenen Schöpfung, war die Vererbung der Krone ausdrücklich verboten, es sollte nicht erlaubt sein, zu Lebzeiten eines Königs seinen Nachfolger zu wählen und bei Erledigung des Thrones sollte keine andere Rücksicht obwalten, als nach bestem Wissen und Gewissen den tauglichsten Mann zu küren. Über alle diese klaren, von ihm selbst getroffenen Bestimmungen setzte sich Karl weg, als er daran ging, die Kurfürsten zu der Wahl seines i. J. 1376 dreizehnjährigen ältesten Sohnes Wenzel zu bewegen. Da es dem Kaiser an guten Gründen fehlte, um den Widerstand der Kurfürsten zu überwinden, so mußte wieder das allmächtige Geld als unfehlbares Mittel dienen, um die Gewissensbedenken der hohen Wahlherren zu beschwichtigen. Die versprochenen großen Summen, welche Karl dazu benötigte,

sollten wieder die Städte liefern, welche er schon vor drei Jahren, als er 500 000 Goldgulden brauchte, um die Mark Brandenburg von den Wittelsbachern abzulösen, aufs furchtbarste geschröpft hatte. 200 000 Goldgulden hatten ihm die schwäbischen Reichsstädte allein liefern müssen; mehrere Reichsstädte, Dinkelsbühl, Donauwörth, Bopfingen wurden von ihm zu gleicher Zeit gegen hohe Summen an Herzog Otto von Bayern verpfändet.

Aus diesen schlimmen Erfahrungen konnten die Städte leicht schließen, was sie von den Griffen des Kaisers noch zu erwarten hätten. Der Gedanke, daß es höchste Zeit sei, sich vor weiteren Erpressungen und Verpfändungen von Seiten des obersten Schutzherrn zu schützen, mußte sich ihnen von selbst aufdrängen und so traten am 4. Juli 1376 vierzehn schwäbische Reichsstädte, Ulm an ihrer Spitze, zu einem Schutzbündnisse zusammen. Die verbundenen Städte sandten Boten an den Kaiser nach Nürnberg, welche als Bedingung ihrer Huldigung verlangten, daß Wenzel verspreche, ihre Rechte und Freiheiten zu achten, sie nicht zu verpfänden und ihren Bund anzuerkennen. Die Antwort des Kaisers war der Befehl sofortiger Auflösung des Bundes und die Verpfändung der Stadt Weil und der Vogteirechte in einigen anderen Städten um die Summe von 40 000 fl. an den Grafen von Württemberg, Eberhard den Greiner, dessen Anerkennung Wenzels damit gesichert werden sollte. Infolge dessen trat Stadt Weil alsbald dem Bunde bei, dem Beispiele folgten Kaufbeuren und Kempten und der so verstärkte Städtebund weigerte sich dann offen, dem neuen römischen König Huldigung zu leisten. Die Warnung des schmiegsamen Rats von Nürnberg war bei den hartköpfigen Schwaben vergeblich gewesen.

Darauf verhängte Karl die Reichsacht über die widersetzlichen Städte und bot zu ihrer Züchtigung eine ansehnliche Heeresmacht auf, zu welcher auch Nürnberg einen Auszug von sechzig Gleven stellte. Der Kaiser sollte jedoch nichts weniger als Lorbeeren ernten; seine Belagerung von Ulm war fruchtlos, mit Hohn und Spott zog er ab und überließ die weitere Kriegführung den Herzogen von Bayern und dem Grafen von Württemberg. Doch auch den Fürsten und dem Adel wuchsen keine Lorbeeren in dem Kampf gegen die Städte. Nachdem bei Albeck und bei Kaufbeuren der Herzog von Bayern und der Graf von Teck durch die schwäbischen Eidgenossen Niederlagen erlitten, erfuhren auch Graf Eberhard von Württemberg und sein Sohn Ulrich, der Sohn an der Achalm, der Vater in der Schlacht bei Reutlingen die vollgiltigsten und blutigsten Beweise von der Kraft und Tapferkeit der Bürger. Der große Sieg von Reutlingen am 2. Mai 1377 führte eine Wendung der Dinge herbei.

Kaiser Karl kam zur Erkenntnis von der überlegenen Macht der Städte, welche bei der Verteidigung ihrer Mauern damals zuerst von der neuen Erfindung des Schießpulvers Gebrauch machten* und traf Anstalt, wieder in Frieden mit den Städten zu kommen. Auf einem Tag zu Rothenburg kam die Sühne zu stande. Die Reichsacht über die verbündeten Städte wurde aufgehoben und ihnen wieder einmal die Versicherung erteilt, daß sie weder durch Verkauf noch durch Verpfändung dem Reiche entfremdet werden sollten. Auch wurde ihnen die Abwehr jeder Beeinträchtigung mit gewaffneter Hand gestattet und ihre Verbindung nicht weiter beanstandet. Damit war der durch Karls hinterhaltige, egoistische Schaukelpolitik entfachte zwölfjährige Bürgerkrieg einstweilen unterbrochen. Als Denkmal jener Zeit ist der Ulmer Münster zu betrachten, dessen Grundstein i. J. 1377 gelegt wurde; die Ulmer Bürger gedachten ihn größer als alle bisherigen Kirchen im Reich zu bauen.

Wenzel, der fünfzehnjährige Kaisersohn, war mittlerweile (6. Juni 1376) durch einstimmige Wahl der Kurfürsten, nachdem diese in der vorgeschriebenen Messe den heil. Geist um Erleuchtung angefleht, römischer König geworden. Nach Berichten der Chronisten hatte Karl jedem einzelnen Glied des kürfürstlichen Gremiums 100000 fl. versprochen; soweit es Karl nicht möglich war, aus eigenen Mitteln die Barschaft beizubringen, wurde Reichsgut in Anspruch genommen. In Widerspruch mit den Beschlüssen des Kurvereins zu Rhense, sowie mit der von ihm selbst verkündeten goldenen Bulle hatte Karl auch die Genehmigung des Papstes zur Wahl Wenzels eingeholt. Das Flehen des Kaisers fand auch Erhörung, zumal es von einem bedeutenden Darlehen an den Papst begleitet war.

Nachdem Karl so seinem geliebten Wenzel die Nachfolge auf dem deutschen Kaiserthron gesichert, nahm er noch die Verteilung der von ihm ererbten oder erworbenen Länder vor. Sein ältester Sohn Wenzel erhielt Böhmen, Schlesien und die Oberpfalz, Sigmund erhielt die Mark Brandenburg, Johann, der jüngste, wurde mit der Niederlausitz nebst Jauer, Schweidnitz und Görlitz bedacht. Den beiden Söhnen seines verstorbenen Bruders Johann Heinrich, Jobst und Procopius, überließ Karl die Markgrafschaft Mähren, das Stammland Luxemburg blieb bei Karl IV. anderem Bruder Wenzel.

Diese Zersplitterung der durch Glück, Geld und List zusammengebrachten Ländermasse geschah i. J. 1377. Am Ende dieses Jahres unternahm Karl nochmals eine Fahrt in das Land seiner Jugend, nach Frankreich. Auf der Rückreise besuchte er im August 1378 als

* Im Jahre 1376 wurden in Nürnberg die ersten Geschütze gegossen.

kränkelnder Mann noch einmal das ihm so lieb gewordene Nürnberg und starb wenige Monate später, 29. November 1378, in seinem Schlosse Hradschin zu Prag.

Die drei Jahrzehnte, welche Karl IV. Reichsregierung umfaßte, waren für Nürnbergs Entwicklung von größter Bedeutung und es bleibt wohl außer Frage, daß das so äußerst wohlwollende Verhältnis des Kaisers zu der „fürnemsten und bestgelegenen Stadt des Reichs", wie er Nürnberg nannte, sehr viel zu deren Wachsen und Gedeihen beigetragen hat. Das gute Einvernehmen zwischen dem Kaiser und der Reichsstadt aber wurde jedenfalls durch den konservativen Charakter des ungemischt patrizischen Stadtregiments nicht wenig gefördert. Immerhin ist das, was in diesen dreißig Jahren für die Entwicklung des nürnbergischen Gemeinwesens geleistet wurde, zumeist der triebkräftigen Selbstthätigkeit des Rats und der Bürgerschaft zuzuschreiben.

Mit der Beseitigung der Judenhäuser und aller der vielen mit denselben zusammenhängenden, auf engem Raum zusammengedrängten Kräme, Bänke u. s. w. und der dadurch bewirkten Herstellung eines geräumigen Marktplatzes mitten im Herzen der Stadt war für die bessere Gestaltung der Verkehrsverhältnisse und für die Verschönerung der Stadt schon sehr viel gethan.

Eine weitere Maßregel in großem Stil, welche zu gleicher Zeit in Angriff genommen wurde, war die bereits vor dem Aufstand von 1348 begonnene zweite Stadterweiterung oder Hinausrückung der Ringmauer.

Diese umspannte im ersten Jahrhundert der geschichtlich nachgewiesenen Existenz Nürnbergs im Anschluß an die Reichsveste bloß den Südabhang des Burgbergs. Sind auch von dieser ersten Ummauerung keine Reste mehr vorhanden, so läßt sich doch nach den Nachrichten der Chroniken annehmen, daß dieselbe von der Burg über den Paniersberg die Tetzelgasse hinab bis zur Dielinggasse (Theresienstraße) sich zog, von da die Kapelle des heil. Sebald in sich schließend nach dem Weinmarkt sich wandte und dann durch die Zisselgasse (Albrecht Dürer-Straße) bis zum Thiergärtner-Thor ging.

Die erste Erweiterung der Stadt und eine neue Ummauerung begann, als unter den Hohenstaufen, um die Mitte des 12. Jahrhunderts, das Gelände des linken Pegnitzufers in das Weichbild einbezogen wurde. Bis in das 14. Jahrhundert hinein währten die Arbeiten an der neuen Befestigung, an dem Bau der Türme und Mauern, deren Richtung noch heute sich deutlich erkennen läßt.

Von der Burg weg zog sich die Mauer ostwärts zum Fröschturm, der in alter Zeit wahrscheinlich auch ein Thor war (an Stelle des nachherigen Maxthors); von da längs des noch erhaltenen Schießgrabens (Grübelsstraße) zur ehemaligen Schmelzhütte (der Rotschmiede) „auf dem Sand“, wo am Ausgang der vorderen Lederersttraße (Tucherstraße) ein weiteres Thor, das Lederertthörlein, stand. Von hier wendete sich die Mauer westwärts, wahrscheinlich die hintere Lederergasse (jetzt Neue Gasse) noch einschließend zum Molerthor, welches dort sich befand, wo das Heugäßchen und die Neue Gasse in den Spitalplatz einmünden. Von da nahm die Mauer die Richtung über den Spitalplatz, zog sich, auf Bögen ruhend, über die zwei Flußarme dem Katharinenkloster zu, welches aber noch außerhalb der Mauer verblieb. Die Mauer war bei den Übergängen über die Pegnitz durch starke Türme geschützt. Die Brücke über den nördlichen Flußarm (Spitalbrücke) war von zwei Türmen, dem einen beim Harsdorffer Hof (jetzt Synagoge), dem anderen jenseits bei der Heuwage flankiert. Von den beiden Schutztürmen der anderen (Schuld- oder Katharinen-) Brücke steht jetzt noch der eine am Westende der Schütt, Männerschuldturm oder Männer-Eisen genannt, während jenseits der Pegnitz auf dem Bergauer Platz sich der Weiber-Schuldturm, auch Weiber-Eisen genannt, sich erhob. (Abgetragen i. J. 1812.) Auf dieser Mauerstrecke wurden i. J. 1499 Wohnungen für die Stadtknechte gebaut, weshalb ein in der Verlängerung des Nonnengäßchens dahinführendes Gäßchen Stadtknechtsgäßchen hieß. Auch der „Stadtknechtkeller“ erinnert an diese Einrichtung.

Die weitere Führung längs dem Nonnen- und Totengäßlein, bezeichnet der Katharinengraben (jetzt Peter Vischer-Straße), sowie der Lorenzer Schießgraben (hinter dem Theater). In der Nähe des (1499 abgebrochenen) alten inneren Frauenthors ist der Eingang zu dem auf 26 Pfeilern ruhenden, unter der Königstraße bis unter das Hallgebäude sich hinziehenden Herrenkeller, zu welchem der alte Stadtgraben benützt wurde. Auf dem Graben wurde i. J. 1499 das „neue Kornhaus“ (auch die neue Wage, Hall genannt) gebaut.

Die Mauer setzte sich hier fort durch das Muckenthal (jetzt Frauengäßchen) hinter den Zeughäusern bis an die Färbergasse. Diese Zeughäuser waren ursprünglich (5) Kornhäuser bei Skt. Peter, Skt. Paul, Skt. Hieronymus, Skt. Jakob, Skt. Elisabeth genannt und wurden erst im Laufe des 16. Jahrhunderts in Zeughäuser umgewandelt. Zwischen dem hinteren Zeughaus und dem weißen oder inneren Spittlerturm führt das Färberbrücklein über den Graben, der in seiner ersten Hälfte Nadlersgraben, in der anderen Ochsengraben hieß.

Von dem Weißen Turm, dessen Vorthor mit seinen beiden Rundtürmchen als merkwürdiges Denkmal alter Bauart noch erhalten ist, zog die Mauer am Klettengraben längs der Mühlgasse dem Unschlitthause zu. Auf dem Graben wurde 1469/71 ein Stadtbrauhaus aufgeführt, welches 1481 bis auf den Grund niederbrannte, dann wieder aufgebaut wurde, um i. J. 1506 abermals ein Raub der Flammen zu werden. Im Jahre 1671 wurde dann, nachdem die dort befindlichen Gebäude des Hornstadels und der Roßmühle abgebrochen waren, weiter oben das städtische Waizenbräuhaus errichtet.

Beim Unschlitthaus führte nun die Mauer in großen Bogen über die Pegnitz, welche hier die Stadt verließ. Der Henkersteg mit dem jenseitigen gewaltigen Wasserturm, der den Ausfluß der Pegnitz zu beschirmen hatte, die alten Schwibbögen mit des Henkers Behausung, in Verbindung mit der übrigen charakteristischen Umgebung, stellen eins der reizendsten Stücke von Alt-Nürnberg dar, welches den Eingeborenen stets anheimeln, dem Fremden aber immer unvergeßlich bleiben wird.

Vor dem Wasserturm wendete sich dann die Mauer nordwärts über die Weintraubengasse und Irrergasse zur Lammsgasse oder hinteren Füll, welcher Name auf den aufgefüllten Stadtgraben hinweist, und weiter hinauf hinter der Zisselgasse zum Tiergärtnerthor, wo sich die Mauer an die Befestigungen der Burg anschloß.

Während an dieser zweiten Ummauerung noch manches zu ergänzen war, waren außerhalb derselben rund herum allmählich viele neue Stadtteile entstanden, welche allerdings noch einen entschieden vorstädtischen, teilweise einen ausgeprägt ländlichen Charakter trugen und auch als minder berechtigte Vorstadt angesehen und behandelt wurden. Höfe, Äcker, Wiesen, Nutz- und Ziergärten und Häuser wechselten mit einander ab. Der Treibberg hatte jedenfalls seinen Namen daher, daß der Hirte der Reichsstadt das Vieh dahin zu treiben hatte.

An die Höfe und Gärten der reicheren Bürger reihten sich die Häuser und Häuserzeilen der Handwerker. Die östlichen Teile dieses außerhalb der Ringmauern befindlichen Gebiets trugen vorherrschend einen aristokratischen Charakter; besonders die nordöstliche Ecke jenseits des inneren Lauferthors war mit den Höfen der Geschlechter, der Haller, Holzschuher, Tucher, Volkamer u. a. besetzt. In dem westlichen Vorstadtbezirk dagegen hatte vorwiegend der kleine Gewerbestand seine Stätte aufgeschlagen. Indes waren auch im Osten verschiedene Straßen, wie die Münzgasse, die Schmausen- und Fischergasse ausschließlich von Handwerkern bewohnt. Von Klöstern und Kirchen befanden sich noch die Frauenklöster zu Skt. Clara und Skt. Katha-

rina, die Jakobskirche, sowie auch das Haus des Deutsch=Herrenordens mit dem Elisabethspital außerhalb des Mauerrings. Das ausgedehnte Gebiet der vielen neuen, allmählich entstandenen Ansiedelungen wurde nach und nach von der dritten und letzten in Angriff genommenen Ringmauer umfaßt, bewahrte aber noch auf lange Zeit hinaus, auch in bürgerlicher Hinsicht, seine vorstädtische Eigenschaft. Neu aufgenommene Bürger geringeren Vermögens wurden zuerst nur in diesen Vorstädten zugelassen und die Übersiedlung in die innere Altstadt ihnen erst nach Umfluß einiger Jahre ihres vorstädtischen Aufenthalts gestattet.

Die Arbeiten an der neuen Ringmauer, an den Thoren, den zahlreichen Türmen, Gräben und Schanzen gingen bald rascher, bald langsamer vor sich, wurden in Zeiten der Kriegsgefahr, wie im Hussittenkrieg und in den Markgrafenkriegen mit Aufbietung aller Kräfte beschleunigt, kamen aber erst i. J. 1552 zu völligem Abschluß.

Fast gleichzeitig mit den großen Arbeiten an der Erweiterung der Stadt begannen mehrere neue Unternehmungen zu ihrer Verschönerung und Ausschmückung.

Bei seinem ersten Nürnberger Aufenthalt nach der Rückkehr von seiner ersten Romfahrt beschloß Karl IV. in Übereinstimmung mit seiner „Markturkunde“ von 1349, daß mit der darin in Aussicht genommenen Erbauung einer Kapelle zu Ehren von Unserer lieben Frau auf dem Marktplatze auf dem Grunde der abgebrochenen Synagoge nunmehr begonnen werden solle. Die Grundsteinlegung geschah in seiner Anwesenheit am 7. August 1355. An genügender Ausstattung der auf seine Veranlassung entstehenden Frauenkirche ließ es der fromme Kaiser nicht fehlen. Er stiftete zur Abwartung des Gottesdienstes drei Pfründen für einen Vikar und zwei Priester und hinterlegte bei dem Schultheiß von Nürnberg 1000 Gulden zum Ankauf von Eigengeld; die Zahl der Priester wurde später um sieben vermehrt und der Vikar zum Propst ernannt. Außer einigen kostbaren Ornaten schenkte der Kaiser „viel köstlich gefaßtes Heiligtum“ d. h. Reliquien, darunter war ein Span des heil. Kreuzes, ein Stück von Unserer Frauen Gürtel, „den sie selber gewirkt und getragen hat“, 2 Dornen von der Krone Christi, Skt. Peters Zahn, von Skt. Antoni „ein ganz Gorgelbein“, vom Rock Skt. Barbara u. s. w.

Der Bau der Frauenkirche wurde in den Jahren 1355—61 ausgeführt. Baumeister waren die Brüder Georg und Fritz Rupprecht; die überreiche Ausstattung der Fassade mit Bildwerken wird dem Bildhauer und Steinmetzen Seb. Schonhover zugeschrieben.

In dasselbe Jahr 1361, da die Frauenkirche vollendet wurde, fiel auch die Geburt von Karl IV. erstgeborenem Sohn Wenzel, der

am 26. Februar zu Nürnberg das Licht der Welt erblickte. Die Stadt mochte es sich zur ganz besonderen Ehre schätzen, daß er die Kaiserin, seine dritte Gemahlin Anna von Jauer, hier ihr Wochenbett abhalten ließ und auf diese Weise Nürnberg zur Geburtsstadt seines Erstgeborenen machte. Die Taufe des luxemburgischen Stammhalters wurde mit großartigen Feierlichkeiten vorgenommen, an welcher Fürsten, Ritter, Bischöfe und Prälaten aus allen Teilen des Reichs teilnahmen. Zur besonderen Erhöhung der Feierlichkeit hatte der Kaiser die Reichskleinodien nach Nürnberg bringen und in der neuen Frauenkirche aufbewahren lassen, von deren sog. Umgang herab er, angethan mit dem kaiserlichen Ornat und das Schwert Kaiser Karl des Großen in der Hand, die „Heiligtümer" dem herbeigeströmten Volke zeigte.

Dasselbe Jahr 1361, in welches die Vollendung der Frauenkirche fiel, war ein sehr wichtiges in der Baugeschichte der Kirche von Skt. Sebald. Aus Mangel an Mitteln war um die Mitte des Jahrhunderts der Bau ins Stocken geraten. Da nahm der Bamberger Diözesanbischof sich mit Nachdruck der Sache an, indem er vorerst i. J. 1358 die Verwendung gewisser Kirchengefälle für den Bau genehmigte und sodann i. J. 1362 an das wirksamste Mittel jener kirchenfrommen Zeit, die Erteilung von Ablässen anwandte, um die Mithilfe der Gläubigen in größerem Maße herbeizuziehen. Bereitwillig zur Förderung des Baus, that eine große Zahl ausländischer Bischöfe dasselbe, sodaß es gelang, die Mittel zu einer abermaligen Erweiterung der Kirche herbeizuschaffen. Im Jahre 1361 wurde der alte Chor abgebrochen und in dem verhältnismäßig kurzen Zeitraum von 17 Jahren, im Todesjahre Kaiser Karl IV., der neue erweiterte Ostchor zur Vollendung gebracht.

In das Jahr 1363 fällt Konrad Waldstromers Stiftung eines Pilgerhauses zur Beherbergung armer Fremder mit der dazu gehörigen Marthakirche, welche in späteren Zeiten den Meistersingern zur Abhaltung ihrer Singschule diente. Ungefähr in dieselbe Zeit (1362—64) fällt auch die Entstehung des von Berthold Haller gestifteten Pilgrimspitals zum heil. Kreuz bei Skt. Johannis.

Ein weiterer Schritt zur Verschönerung der Stadt, nachdem ein würdiger Marktplatz gewonnen war, welchem nach ein paar Jahrzehnten sein schönster Schmuck, der schöne Brunnen zu teil werden sollte, geschah, als gleichfalls in den sechziger Jahren ein Anfang mit der Pflasterung der Stadt gemacht wurde; allerdings bloß ein Anfang, denn es währte wohl noch 140 Jahre, bis der größte Teil der Stadt mit Pflaster versehen war. Nürnberg war die erste Stadt im Reich, welche sich dieses Fortschritts rühmen konnte.

Man würde aber fehlgehen, wenn man sich von dem allgemeinen

Aussehen der Stadt in jener Zeit nicht eine sehr bescheidene Vorstellung machen wollte. In den schmalen, krummen, winkeligen Straßen bildeten Backöfen, Dungstätten, Schweinställe die gewöhnliche Dekoration. Bei andauerndem Regen war der Verkehr in den pflasterlosen Straßen, selbst zu Pferde, äußerst bedenklich, nur schmutzbedeckt konnte der Reiter zur Herberge gelangen. Fußgänger halfen sich durch den Morast, indem sie auf jenen „Schritt-" oder „Wegsteinen" forthüpften, die entweder mitten in der Straße oder über die tiefsten Stellen weg eine ununterbrochene Reihe bildeten. Sehr selten waren noch die Steinhäuser; die Wohnhäuser waren fast durchgehends von Fachwerk und mit Holzschlöten versehen. Glasfenster traten erst im folgenden Jahrhundert und selbst dann vorerst nur an den öffentlichen Gebäuden in Anwendung. Von den vielen Steinbrüchen im Gebiet des Reichswalds war in jener Zeit bloß der Kornberg bei Wendelstein in Angriff genommen. Den Luxus, mit Hausteinen zu bauen, konnten sich nur die Stadt für ihre Mauern und Türme, die geistlichen Körperschaften für Klöster, Kapellen und Kirchen und außerdem einzelne reiche Bürger erlauben. Auch die Brücken waren noch durchgehends von Holz. Der Fischbach lief offen, unbedeckt durch die Stadt; an seinen Ufern hantierten Weißgerber, Lederer, Färber, Metzger und waschende Weiber.

Alle diese Erscheinungen können nicht auffallen, wenn man einen vergleichenden Blick auf andere Kulturvölker damaliger Zeit wirft. So z. B. schlief i. J. 1234 der König von England zum ersten Mal auf einem Strohsack, anstatt auf bloßen Brettern; i. J. 1246 waren die Häuser Londons größtenteils noch mit Stroh bedeckt und i. J. 1300 hatte man noch keinen Ofen, sondern man wärmte sich an der Glutpfanne.

Auf dem Wege zur vollen Selbständigkeit, soweit es die kaiserliche Schutzhoheit erlaubte, geschah während des in diesem Kapitel behandelten Zeitraums mancher Schritt. So z. B. gelangte das Münzmeisteramt i. J. 1369 mit kaiserlicher Genehmigung an die Stadt, da Leupold Groß wegen finanzieller Bedrängnisse genötigt war, dasselbe zu versetzen oder zu verkaufen. Im Jahre 1372 verkauften die Witwen der Brüder Otto und Franz Koler oder Forstmeister alle ihre Rechte auf das Forstamt an den Rat.

Der Nürnberger Handel machte in der Zeit Karl IV. gewaltige Fortschritte, worüber an anderer Stelle gehandelt werden wird.

Die Regierungszeit Kaiser Karl IV. hat für Nürnberg auch noch dadurch eine besondere Bedeutung, daß während derselben die Zerwürfnisse zwischen Stadt und Burggrafen ihren Anfang nahmen. Und daran trug Karls übergeschäftige, skrupellose Art und Weise

nicht die kleinste Schuld. Er bestreute seinen Weg mit Diplomen, von denen nur zu oft das dem Einen ausgestellte dem einem Anderen ausgefertigten förmlich widersprach, wobei es dann den Betreffenden überlassen blieb, wie sie mit einander zurecht kommen mochten. So hatte Karl in den am 7. April 1355 zu Gunsten der Stadt Nürnberg ausgestellten 15 Urkunden u. a. alle neuen Zölle, Geleite, Mauten u. s. w. für abgethan und alle Briefe, die von Kaiser und Reich irgend Jemandem dagegen gegeben werden würden, für kraftlos erklärt. Nichtsdestoweniger verlieh er diesem Nürnberger Privilegium schnurstracks entgegen am 8. März 1357 an die Burggrafen Johann und Albrecht das Geleitsrecht zu Farnbach, wodurch der Nürnberger Handelszug wesentlich beeinträchtigt wurde, indem damit die Frankfurter Straße verlegt und dem Nürnberger Handel eine neue Abgabe aufgebürdet wurde. Dieser Streit wurde dadurch erledigt, daß Karl auf erhobene Beschwerde der Nürnberger das den Burggrafen gewährte Recht wieder aufhob.

Ein neuer Streit erhob sich wenige Jahre später, i. J. 1362. Diesesmal aber war der Burggraf der Beschwerdeführer, weil er sich durch Vorenthaltung verschiedener, ihm seitens der Stadt schuldiger Leistungen beeinträchtigt glaubte. Der damalige Burggraf Friedrich V. konnte mit Grund auf einen Erfolg seiner Beschwerden rechnen, denn einmal stand seiner Klage verbrieftes Recht zur Seite und dann war er durch die Verlobung seiner Tochter Elisabeth mit dem nur wenige Wochen alten Wenzel in ein verwandtschaftliches Verhältnis mit dem ihm auch sonst wohlgewogenen Kaiser getreten.

Der Burggraf klagte gegen die Stadt zunächst wegen des Schultheißenamts, an dessen Besetzung und Erträgnissen ihm ein gewisser Anteil zustand, und über die Entziehung des Zolls; sodann wegen Verletzung der Burgfreiheit (des Asylrechts auf der Burgfreiung); wegen Verbauung seiner (des Burggrafen) Veste; wegen Vorenthaltung der Gebühren und Frohnen der Schmiede- und Hofstätten Lorenzer Seite; wegen Beeinträchtigung seines Waldrechts und endlich wegen des ihm angeblich zustehenden Rechts der Besetzung der Reichsburg.

Der Kaiser ernannte eine aus mehreren Reichsfürsten und Nürnberger Bürgern zusammengesetzte Kommission, welche am 19. März 1362 folgenden Schiedspruch that: Dem Burggrafen bleiben ungeschmälert seine Gefälle in der Stadt und seine Rechte am Wald, nur solle er denselben nicht beschädigen. Wegen des Schultheißenamts und des Zolls verglich sich der Burggraf mit den Erben des Konrad Groß als Pfandinhaber beider Ämter, die auch den Ansprüchen des Burggrafen Genüge leisteten. Die Punkte hinsichtlich der Reichsburg aber wurden in der Schiedsverhandlung mit Stillschweigen übergangen;

der Kaiser, scheint es, wollte dem befreundeten Burggrafen nicht wehe thun, und wollte doch auch nicht den klaren Buchstaben der Privilegien der Kaiser Heinrich VII. und Ludwig des Bayern geradewegs umstoßen.

Die zweideutige Politik Karl IV. zeigte sich dann wieder in seiner Urkunde vom 24. Dezember 1365, in welcher er dem Burggrafen Friedrich V. seine und des Reiches kaiserliche Burg zu Nürnberg auf Lebenszeit verleiht. Diese Verleihung widersprach sowohl den altverbrieften Rechten der Reichsstadt als der eigenen Urkunde v. J. 1347 und kam auch gar nicht zur Ausführung, indem der Kaiser in einer allgemein gehaltenen neuen Urkunde vom 16. Juli 1366 alle Briefe widerruft und aufhebt, welche vergeßlicher Weise und in Verletzung der von den früheren römischen Königen und Kaisern der Stadt erteilten Freiheiten gegeben worden sind. Man sieht: die Fruchtbarkeit der kaiserlichen Kanzlei in Prag war schon lange zur Gemeinschädlichkeit ausgewachsen.

Und noch einmal hatte Karl IV. vor seinem Ausgang einen Streit zwischen Stadt und Burggrafen zu entscheiden. Diesesmal aber betraf derselbe nicht burggräfliche Ansprüche an die Stadt oder an die Reichsburg, sondern eine Kränkung, welche die Stadt dem Burggrafen auf seinem eigenen Territorium angeblich zugefügt hatte.

In dem Zeitraum von bloß 7 Wochen, melden die Chronisten, in den Monaten November und Dezember (über den Jahrgang 1367, 1372 oder 1375 schwanken die Nachrichten) ließ der Rat von Nürnberg in des Burggrafen Abwesenheit vor dessen Veste eine Mauer aufführen, um ihm den Weg zur Stadt zu versperren. Diese Maßregel wurde vom Rat mit dem Umstande gerechtfertigt, daß des Burggrafen Leute häufig in die Stadt herabgekommen wären und allerhand Unfug angestellt hätten, weshalb man sich dagegen hätte schützen müssen. Falkenstein, ein brandenburgisch inspirierter Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, schreibt im Lakaienstil über diesen Vorfall: „Nun kann man sich leicht denken, was der Herr Burggraf, als er nach Hause gekommen und diesen Spektakel gesehen, dazu gesagt hat. Kein Bürger in der Stadt leidet es nicht, wenn ihm sein Nachbar nur seine Hühnersteig verbauet oder eine Öffnung in die Wand macht, wodurch man ihm in seinen Hof sehen kann. Und hier erkühnen sich Leute bürgerlichen Standes einem Reichsfürsten einen solchen Affront wider alle gesetzlichen Verordnungen zu tuhn."

Der Burggraf klagte ob dieses Anschlags beim Kaiser. Der Chronist Ulman Stromer weiß über den Verlauf des Streites Folgendes zu erzählen: Auf einem Tag zu Frankfurt, wo alle

Kurfürsten zugegen gewesen, habe der Burggraf gegen die Bürger Klage geführt, sie hätten ihm seine Burg ummauert und auf das Seine eine Mauer gemacht. Da habe Kaiser Karl an die Kurfürsten die Frage gestellt, ob er, der Kaiser, Gewalt habe, auf des Reiches Boden zu bauen. Das sei von den Kurfürsten bejaht worden, worauf der Kaiser entschied: nun so wäre der Bau auf sein Geheiß geschehen und die Mauer solle stehen bleiben. Da sei der Burggraf vom Rechten abgewichen und habe den Ausspruch nicht hören wollen und gedachte mit der Stadt darüber zu kriegen. Da habe der Kaiser einen neuen Tag wegen der Mauer angesetzt und den Krieg dadurch verhindert, daß er in seinem Urteil vom 28. Oktober 1376 der Stadt eine Zahlung von 5000 fl. an den Burggrafen auferlegte; die Mauer solle stehen bleiben, dürfe aber nicht erhöhet werden, auch soll das Thor abgenommen werden und nur dann wieder angehängt und geschlossen werden dürfen, wenn der Burggraf oder seine Erben offene (lichte) Feinde der Stadt würden. — Die Sühnungssumme von 5000 fl. mußten die Juden, teils durch Darlehen, teils durch Steuer, für die Stadt aufbringen.

Jeder solche Streit trug den Keim zu einem neuen in sich. Die Luft war vor dem Ende Karl IV. gewitterschwül im deutschen Reich. Des Kaisers falschzüngige Politik hatte die Spannung zwischen Adel und Bürgertum eher vermehrt, als vermindert. Die Sühne auf dem Tag zu Rothenburg nach dem glorreichen Sieg der Reutlinger war eigentlich nichts als ein Waffenstillstand in dem schweren Kampf, welcher zwischen dem mächtig aufstrebenden Bürgertum und dem über diesen Aufschwung ergrimmten hohen und niederen Adel ausgebrochen war. Verschiedene Thatsachen lassen schließen, daß das Stadtregiment von Nürnberg sich schon lange der drohenden Gefahr bewußt war und daß nicht bloß das überhand nehmende Plackerwesen zu den von ihm getroffenen Sicherheitsmaßregeln Veranlassung gegeben hat.

Die Städte schlossen sich allerwärts enge aneinander. Zu den fränkischen Reichsstädten Windsheim, Weissenburg, Rothenburg war Nürnberg schon seit 1360 in ein engeres Verhältnis getreten; Nürnberg war gleichsam der Vorort für diese Nachbarstädte, wie es Frankfurt für Friedberg, Wetzlar und Gelnhausen war und Karl IV. war mit dem Zusammenschluß der vier fränkischen Reichsstädte schon deshalb wohl zufrieden, weil er hoffte, sie dadurch vor dem Eintritt in den schwäbischen Städtebund abzuhalten.

Dann ließ sich die Stadt von den Nürnberger Bürgern, welche in der Umgebung feste Häuser besaßen, das Öffnungsrecht verschreiben, gemäß welchem die Stadt jederzeit das Recht hatte, bewaffnete

Mannschaft hineinzulegen. Schon i. J. 1363 hatte auf diese Weise Leupold Groß die Öffnung seines Steinhauses zu Lauf am Holz dem Rate verschrieben; i. J. 1370 verschrieb sich Leupolds Bruder, Konrad Groß wegen Glaishammers. Diesem Beispiele folgten in demselben Jahre die Ehinger wegen Kraftshofs, die Schopper wegen ihres Hauses zu Dürrenhof, und ebenso Konrad Hayden wegen seines Steinhauses zu Malmsbach.

Die Zeit war nicht fern, wo es sich zeigte, daß diese Sicherheitsmaßregeln nicht überflüssig waren.

Zwölftes Kapitel.

König Wenzel. Der große Städtekrieg. König Ruprecht.

Als Kaiser Karl IV. bei den Kurfürsten um die Wahl seines fünfzehnjährigen Sohnes Wenzel zum römischen König sich bemühte, wurde ihm das Bedenken über die allzu große Jugend seines Erben nicht vorenthalten. Diesem Einwand begegnete Karl mit der Bemerkung: Junge Fürsten seien schon vermöge ihrer Erziehung früher reif an Geist, als andere Sterbliche. Von dieser angeblichen Geistesreife Proben abzulegen, hätte Wenzel, als er jetzt nach seines Vaters Tod mit siebenzehn Jahren als König von Böhmen und als römischer König zur Regierung kam, Gelegenheit vollauf gehabt. Leider bot sich seinen Zeitgenossen gar keine Gelegenheit, von solchen Probeleistungen etwas zu gewahren. Es fehlte dem jungen König weder an natürlichem Verstand noch an Kenntnissen; was ihm aber vollständig abging, war die Festigkeit und Stetigkeit des Willens. Mühsam Schwierigkeiten überwinden war seine Sache durchaus nicht, der Geschäfte ward er bald überdrüssig und dann überließ er sich zur Qual seiner Umgebung den brutalsten Launen und Leidenschaften. Das Waidwerk und der Trunk war in solchen Zeiten seine ausschließliche Beschäftigung. Auch ein gereifter, zielbewußter, willensstarker Mann hätte Mühe und Not gehabt, der Verwirrung im Reich nur einigermaßen zu steuern, die Spaltung in der Kirche beizulegen und den französischen Übergriffen zu wehren; und jetzt war vor diese Riesenaufgabe ein — Wenzel gestellt!

Siegreich waren die schwäbischen Städte aus dem ersten Kriege gegen die Grafen von Württemberg und die anderen fürstlichen Gegner hervorgegangen. Diesen Erfolgen hatten sie zu verdanken, daß ihr Verbündnis von Kaiser Karl als zu Recht bestehend anerkannt worden war. Wenzel setzte die charakterlose Schaukelpolitik seines Vaters den Städten gegenüber fort. Schon im ersten Jahre seiner Regierung verpfändete er die beiden schwäbischen Landvogteien, d. h. die reichsstädtischen Einkünfte derselben, für 40000 fl. an den Herzog Leopold von Österreich und bewirkte dadurch, daß die Städte, um sich gegen

diesen Fürsten zu schützen, die bayerischen Herzoge, die pfälzischen Wittelsbacher und den Markgrafen von Baden in ihr Bündnis aufnahmen. Auch Augsburg, die einzige bis jetzt noch zurückgebliebene Stadt in Schwaben, trat bei und ebenso Regensburg, das sich gegen die Übergriffe des Königs wie der bayerischen Herzoge zu wehren hatte. Nürnberg, treu seiner allerwegen „fürsichtigen" Politik, blieb einstweilen noch abseits. Eine Folge dieser Verstärkung des Bundes war, daß die beabsichtigte Verpfändung an Herzog Leopold unterblieb.

Dieses mächtige Anschwellen der städtischen Macht erregte Haß und Neid in den weiten Kreisen des niederen Adels, der sich nun auch in verschiedenen Gauen in Ritterbündnisse zusammenschloß. Noch i. J. 1379 stifteten Grafen und Herren am Rhein und in der Wetterau den Löwenbund; in Hessen entstand die Rittergesellschaft der Hörner; in Schwaben traten zum St. Georgsbunde die Schlegler und die Wilhelmsritter.

Für die Städte bedeuteten diese Ritterbünde an und für sich noch keine unmittelbare Gefahr, wohl aber hatten sie Grund genug, zu fürchten, daß die fürstliche Gewaltpolitik sich derselben als Kampfwerkzeug gegen sie bedienen werde. Richtiger mochte allerdings erscheinen, wenn der niedere Adel sich mit den Städten gegen das Umsichgreifen der Fürstengewalt zusammengethan hätte; dies ließ aber der eingefleischte Haß des Adels gegen das Bürgertum nicht zu.

Wessen sich die Städte vor den Ritterbündnissen zu versehen hatten, erfuhren zuerst die Frankfurter, welche einige räuberische Löwenritter gefangen genommen hatten. Der Löwenbund belagerte die Stadt und zwang sie zur Auslieferung der Gefangenen ohne Lösegeld. Jetzt erwachte auch in den rheinischen Städten die Furcht vor dem verbündeten Adel; im März 1381 vereinigten sich an einem Tage zu Speyer die Städte Mainz, Speyer, Frankfurt u. s. w. zu einem Bunde, welchem auch die schon vorher zu einem Verteidigungsbündnisse zusammengetretenen elsässischen Städte, Straßburg u. s. w. sich anschlossen. Gegen die Vereinigung mit dem schwäbischen Städtebund wehrten sich aus engherzigen Rücksichten die Geschlechter in Straßburg, das zünftische Element hatte aber so sehr die Überhand, daß diese aristokratische Opposition nichts vermochte und die Verbindung zwischen den beiden Gruppen der rheinischen und schwäbischen Städte auf Grund wohl erwogener Bestimmungen über gegenseitige Bundeshilfe zu stande kam. Hemmend für ein einmütiges und kräftiges Zusammenwirken der beiden Gruppen war der verschiedene Charakter der rheinischen und der schwäbischen Städte. Die wichtigsten Glieder des rheinischen Bundes: Mainz, Worms, Speyer, Straßburg

waren sogenannte Freistädte, welche keine regelmäßige Reichssteuer zu zahlen hatten und die vom Kaiser auch nicht verpfändet werden durften. Ihr Bund war der augenblicklichen Notwendigkeit der Verteidigung gegen die Ritterbünde und die mit diesen vereinten Fürsten entsprungen. Ihr Verhalten war voll engherziger, ängstlicher Vorsicht und zeigte nichts von dem kühnen Geist und dem freien Blick der schwäbischen Reichsstädte, welche vor allem für die Erhaltung ihrer Reichsfreiheit sorgten und kämpften.

Im Spätherbst 1381 zogen die verbündeten Städte ins Feld und schlugen sich in Schwaben wie in Franken mit den Rittergesellschaften und den Mannschaften des Augsburger Bischofs herum. Die Städter waren überall glücklich, sie verbrannten die Dörfer, verwüsteten die Felder und brachen mit Hilfe ihrer Geschütze die Burgen der Ritter. Nürnberg, das sich bei längerer Dauer des Krieges selbst bedroht glaubte, bemühte sich eifrigst, Frieden zu stiften. Seine Boten gingen zwischen den Fürsten, den Städten und dem König hin und her. Wenzel schrieb nun einen Tag nach Eger aus, zu welchem außer vielen Herren und Rittern auch die Gesandten von Nürnberg kamen. Die Verhandlungen führten aber zu keinem Resultat, da die siegreichen Städte fern geblieben. Da nahm Herzog Leopold von Österreich, der von zwei Seiten, von den bayerischen Herzogen und von den Schweizer Eidgenossen in die Enge getrieben war, die Sache in die Hand; er erneuerte zu Ehingen seinen Vertrag mit dem Städtebund und bewirkte, daß in denselben auch die Rittergesellschaften mit dem Grafen Eberhard von Württemberg an der Spitze aufgenommen wurden. Die ganze Aktion war nichts als eine scheinbare Versöhnung, ein geheuchelter Waffenstillstand, denn die Parteigegensätze zwischen Fürsten, Rittern und Städten blieben in ungeminderter Schroffheit bestehen. Eine wahrhafte Versöhnung hätte bloß das gebietende Wort eines geachteten und durchgreifenden Reichsoberhaupts herbeiführen können.

Dem König Wenzel, der bis zum Jahre 1383 sich meistens in Böhmen aufhielt, ohne sich viel um das Reich zu kümmern, mochte endlich klar geworden sein, daß durch diese zwischen Fürsten, Rittern und Städten selbständig abgeschlossenen, den Bestimmungen der goldenen Bulle schnurstracks entgegenlaufenden Bündnisse seine Autorität doch gar zu sehr zu Schaden kommen müsse. Er berief denn auf März 1383 einen Reichstag nach Nürnberg, auf dem er im Verein mit Fürsten und Herren einen zwölfjährigen Landfrieden für das ganze Reich verkündigte, das zur Handhabung desselben in vier Landfriedenskreise eingeteilt wurde. Während der Dauer dieses Landfriedens, dessen Haupt König Wenzel selber sein wollte, sollte jede

andere Verbindung untersagt sein, was nichts anderes als eine Auflösung des Städtebundes bedeutete. Eifrig gingen die Fürsten auf die Landfriedensordnung ein, die Städte aber hielten sich von dem Nürnberger Reichstag vollständig fern und ließen sich durch die königliche Maßregel in ihrer Sondervereinigung nicht im geringsten stören. Der König getraute sich nicht, mit Gewalt gegen den festen Bund der rheinischen und schwäbischen Städte aufzutreten, nachdem durch den neuestens erfolgten Beitritt Nürnbergs zu dem schwäbischen Städtebund seine letzte und wichtigste Position in Süddeutschland verloren gegangen war, und verlegte sich auf den Weg der Unterhandlungen. Deren Endergebnis war, daß in der Heidelberger Einigung vom 26. Juli 1384 die besonderen Bündnisse, namentlich die städtischen, bestehen bleiben durften, nachdem von denselben der König als das Haupt des Ganzen anerkannt war. Damit war wenigstens der Schein der königlichen Autorität gewahrt.

Ein großer Triumph des schwäbischen Städtebundes war der endlich im Juni 1384 erfolgte Beitritt Nürnbergs. Verschiedene Momente waren im Spiel, welche den Rat von Nürnberg bestimmten, von der gewaltigen Bewegung, die sich aller süddeutschen Städte bemächtigt hatte, sich nicht mit fortreißen zu lassen und in der abgesonderten Stellung so lange zu beharren. Keine andere Stadt war so ausschließlich auf Handel und Gewerbe angewiesen wie Nürnberg; die unvermeidlichen Störungen, welche jeder Krieg mit sich bringt, mußten deshalb der Stadt besonders empfindlich sein, wozu noch ihre isolierte, ganz von feindlichem Gebiet umgebene Lage kam, welche nur zur Vermehrung der allenfallsigen Kriegslast beitragen konnte. Der Rat von Nürnberg stand mit dem König auf dem freundlichsten Fuße und unterhielt zur Zeit auch mit den benachbarten Fürsten die besten Beziehungen. Ihr Reichtum und ihre kriegerische Kraft setzten die Stadt in Stand, im Notfalle sich selber zu schützen. Ein weiterer Umstand von Bedeutung war auch die ausschließlich patrizische Zusammensetzung des Rats. Während in allen Städten des schwäbischen Städtebundes das Stadtregiment, wenn nicht ausschließlich doch vorwiegend in der Hand der Zunftgenossen lag, war die Leitung der Nürnberger Politik bei den Geschlechtern verblieben, deren Vertreter bei allen Gelegenheiten eine vermittelnde Stellung zwischen Fürsten und Städten zu behaupten suchten.

Den Leitern des Städtebundes mußte aber alles daran gelegen sein, die reichste und mächtigste Stadt Süddeutschlands für den Bund zu gewinnen. Schon i. J. 1383 kamen Gesandte des Vororts Ulm nach Nürnberg, um die Stadt zum Beitritt aufzufordern. Wohl in der Absicht, durch die Stimmung in gemeiner Bürgerschaft einen

Druck auf den kleinen regierenden Rat auszuüben, stellten die Boten an denselben das Verlangen, den großen Rat zusammenzuberufen. Derselbe ließ sich jedoch aus seiner zuwartenden Stellung nicht verdrängen und wies die Zumutung zurück. Allgemach aber scheint doch die in der Bürgerschaft laut gewordene Stimmung Eindruck auf den Rat gemacht zu haben; möglich ist auch, daß der Rat sich endlich zum Beitritt entschlossen, um als thätiges Mitglied besser im Sinne des Friedens wirken zu können. Genug, am 24. Juni 1384 erklärten Ulman Stromer und drei andere Gesandte: Kunz Haller, Berthold Pfinzing und Jobst Tetzel zu Nördlingen Nürnbergs Beitritt zum schwäbischen Städtebund, jedoch unter besonderen Bedingungen. Nürnberg behielt sich für den Fall einer Verlängerung des Bundes vor, nicht länger als bis zum Jahre 1395 in demselben bleiben zu müssen; dann übernahm die Stadt, obwohl sie 2000 Pfund Reichssteuer bezahlte, doch für den Bund keine größeren Leistungen, als wenn sie bloß 500 Pfund entrichtete und bedingte sich zwei Stimmen auf den Städtetagen, wie Ulm, Augsburg, Konstanz, Eßlingen, Regensburg sie hatten. Aber auch nach dem Beitritt verfolgte Nürnberg seine zurückhaltende, bremsende Politik weiter und benützte jede Gelegenheit, das herausfordernde Auftreten der Bundesstädte zu mäßigen und den Frieden mit den Herren zu wahren.

König Wenzel hatte in den ersten sieben Jahren seiner Regierung eine mehr oder weniger städtefeindliche Politik verfolgt und seinen Halt vornehmlich bei den Reichsfürsten gesucht; allmählich aber bereitete sich eine Schwenkung derselben vor. Es blieb dem König nicht verborgen, daß in fürstlichen Kreisen der Gedanke an seine Absetzung laut geworden; wo sollte er da eine Stütze suchen, wenn nicht bei den Städten? Und dann brauchte Wenzel sehr viel Geld zur Unterstützung seines jüngeren Bruders Sigmund, welcher, schon als Knabe mit der ungarischen Erbtochter Maria verheiratet, sich nur mit Not in Ungarn behaupten konnte. Die Städte im Reich, welche sich zu dem unausbleiblichen Kriege gegen Fürsten und Ritter vorbereiteten, fanden bare Geldmittel auch äußerst wünschenswert, und so fanden sich König und Städte zu dem schönen Bunde der gemeinsamen Judenberaubung zusammen, über welche im neunten Kapitel bereits berichtet worden ist.

Bald sollte die Schwenkung in Wenzels Politik noch deutlicher hervortreten. Auf eine Dauer der veränderten Haltung konnten die Städte bei seiner bekannten Launenhaftigkeit und Charakterlosigkeit allerdings nicht rechnen.

Im Jahre 1386 erfolgte in dem großen Kampfe zwischen Herrentum und freiem Bürgertum die erste Entscheidung auf Schweizer Boden.

Am 7. Juli erlag das glänzende Ritterheer Herzog Leopolds auf dem Schlachtfeld von Sempach den Kolbenschlägen der eidgenössischen Aufgebote. Mächtig war der Eindruck dieses Ereignisses in ganz Oberdeutschland. Die Spannung und Erbitterung wuchs auf beiden Seiten. Die Neckereien und Reibereien zwischen den Städten einerseits und den Herzogen von Bayern, dem Burggrafen von Nürnberg, dem Bischof von Würzburg und dem Grafen von Württemberg andererseits unterschieden sich wenig mehr von offenem Kriegszustand. Vollständige Einigkeit aber war in dem Städtebund nicht vorhanden; eine mächtige Friedenspartei, an deren Spitze Nürnberg stand, suchte noch immer mit allen Kräften den Ausbruch des offenen Kampfes zu hintertreiben.

Im Jahre 1387 war König Wenzel zweimal in Nürnberg. Im März verhandelte er mit den Boten der schwäbischen Städte, welchen er die mündliche Versicherung gab, daß er ihren Bund niemals abthun oder widerrufen werde, wogegen diese ihm ihren Beistand gelobten, wenn Jemand versuchen wolle, ihn „vom Königreich zü drängen". Im Juli befand er sich schon wieder in Nürnberg, umgeben von einem glänzenden Kreis von Fürsten und Städteboten. Er hoffte, diesesmal auch mit den rheinischen Städten einen Bund abschließen zu können, was ihm aber wegen der Zurückhaltung der rheinischen Freistädte nicht gelang. Hatte dies schon seinen Unmut heftig erregt, so wurde er vollends fast wütend, als der Nürnberger Rat Wenzels Begehren, die Burg mit seiner böhmischen Mannschaft zu besetzen, rundweg abschlug. Schon machte er Miene, sich mit Gewalt in den Besitz der Burg zu setzen, da ritt er, übermannt von Zorn, plötzlich weg, lagerte drei Tage vor der Stadt „bei den Weihern" und begab sich dann auf den Rothenberg. In Nürnberg entstand Furcht und Sorge vor einem Gewaltstreich; man schickte sogar Kundschaft in der Richtung nach Böhmen, welche melden sollte, wenn etwa böhmisches Kriegsvolk heranrücke. Endlich ritt Jobst Tetzel, der schon oft Botschaft zu Wenzel gethan, mit mehreren anderen Bürgern auf den Rothenberg, um den König zu beschwichtigen, was auch gelang. Acht Tage nach seinem Wegritt war er schon wieder in Nürnberg; sein Zorn war mittlerweile vollständig verraucht.

Auf dem Tage zu Nürnberg im Juli war auch Erzbischof Pilgrim von Salzburg anwesend, der hier zu seiner Sicherung gegen die ihm feindlichen Herzoge von Bayern ein verhängnisvolles Bündnis mit dem schwäbischen Städtebund abschloß. Wenzel verließ Nürnberg am 13. August. Die Verhandlungen zwischen den einzelnen Bundesstädten und die eifrigen Bemühungen Nürnbergs dauerten aber fort und auch die schwäbischen Städte zeigten ihre Bereitwilligkeit, den

Frieden zu halten, indem sie auf einem Tag zu Mergentheim, 5. Novbr. 1387, in Anwesenheit von Wenzels Räten auf Betreiben der Nürnberger sich herbeiließen, die Heidelberger Einigung bis 23. April 1390 zu verlängern. Die rheinischen Städte aber verweigerten ihre Zustimmung zur Erneuerung jenes Vertrags; der Ausbruch des Krieges war nur noch eine Frage der Zeit; eine Gewaltthat der bayerischen Herzoge führte ihn plötzlich herbei.

Bei einer Zusammenkunft im Kloster Raitenhaslach nahm Herzog Stephan den Erzbischof Pilgrim von Salzburg gefangen und schleppte ihn nach Burghausen. Schon vor diesem Überfall hatten die Herzoge die durch Bayern gehenden Warenzüge überfallen; bei Altötting erbeutete Herzog Friedrich neun Nürnberger Wagen mit Kaufmannsgut; zugleich befahlen die Herzoge, alles Gut der Bundesstädte in ihren Landen in Beschlag zu nehmen und alle denselben angehörigen Personen zu ergreifen. Die Kunde von dem herzoglichen Friedensbruch meldete Regensburg durch Eilboten dem Vorort Ulm. Eine auf 15. Dezember einberufene Bundesversammlung beschloß einmütig einen bewaffneten Einfall nach Bayern und bestellte den Grafen Heinrich von Montfort zum Feldhauptmann. Die zur festgesetzten Zeit, 20. Januar 1388, in der Bundesstadt Augsburg zusammenströmenden städtischen Aufgebote verheerten in der Richtung nach dem vermeintlich bedrohten Regensburg weit und breit aufs furchtbarste das bayerische Gebiet und kehrten, da sie in ihrem Weitermarsch durch einen ungeheuren Schneefall gestört waren, beutebeladen und ohne einen Feind gesehen zu haben, Mitte Februar über Weissenburg nach Ulm zurück. In derselben Zeit unternahmen die Nürnberger unter Anführung Ulrichs von Treuchtlingen einen Zug gegen die bayerische Veste Hilpoltstein, mußten aber wegen plötzlich eingetretener furchtbarer Kälte unverrichteter Dinge wieder heimziehen.

König Wenzel hatte über den schmählichen Friedensbruch der bayerischen Herzoge sich so entrüstet, daß er dem Herzog Friedrich einen Absagebrief sandte und die an Bayern grenzenden Reichsglieder aufforderte, ihm mit aller Macht bei der Vollstreckung der Rache gegen die Friedensbrecher beizustehen. Daß er selber Hilfsvölker gesandt habe, ist nicht bekannt, auch beteiligte er sich, als der Krieg später aufs neue ausbrach, in keiner Weise an demselben. Immerhin mochte sein anscheinend kräftiges Auftreten die bayerischen Herzoge geneigt gemacht haben, auf die Friedensunterhandlungen einzugehen, welche der alte Pfalzgraf Ruprecht auf Anregung der rheinischen Städte in die Hand genommen hatte. Auch das friedensbedürftige Nürnberg arbeitete mit Nachdruck an der Wiederherstellung des Friedens. Obgleich die Rüstungen in keiner Weise unterbrochen

wurden, nahm man doch auch zum Himmel die Zuflucht. Es wurde in den Kirchen um Erhaltung des Friedens gefleht und wiederholt wurden an die Armen Spenden verteilt, um die Gnade des Himmels für Abwendung des Krieges zu gewinnen. Die Friedensverhandlungen führten jedoch zum großen Leidwesen der Nürnberger nicht zu dem gewünschten Ziel. Den Neumarkter Spruch des Pfalzgrafen Ruprecht nahmen die bayerischen Herzoge nicht an und von dem Tage zu Heidelberg, auf welchem auch die bayerischen Herzoge erschienen waren, ritten die Städteboten weg, weil sie zur Ansicht gekommen waren, daß es den bayerischen Herzogen gar nicht Ernst sei um den Frieden und ließen den Nürnberger Jobst Tetzel allein, nachdem sie ihm vorgeworfen, daß er den gemeinsamen Zwecken entgegengearbeitet hätte.

Ohne Zweifel dachten die bayerischen Herzoge im Ernst gar nicht an Frieden, sondern wollten den Krieg, denn sie setzten ihre Raub- und Gewaltthaten ungescheut fort. Ende April und anfangs Mai wurden Regensburger Bürger gefangen und ausgeraubt, den Nürnbergern nahm man dreizehn Fässer welschen Wein und reiche Kaufmannsgüter; andere Städte klagten über ähnliche Gewaltthaten. Alle diese Klagen wurden auf dem Bundestag zu Ravensburg vorgebracht und auf demselben Tag wurde auch zum Verdruß der Nürnberger, welchen damit die Aussicht auf Wiedererlangung der ihnen abgenommenen Güter verloren ging, die Fortsetzung des Krieges beschlossen.

Um Pfingsten entbrannte der Krieg in Bayern, Schwaben, Franken und am Rhein. Es war ein gegenseitiges Sengen und Brennen, Rauben und Morden, in welchem städtische Söldner und fürstliche Kriegsknechte miteinander wetteiferten. Die bayerischen Herzoge nahmen alle Kraft zusammen, um den Städtebund zu vernichten. Herzog Friedrich zog gegen Regensburg, welches während des ganzen Kriegs durchweg ein glänzendes Beispiel heldenhafter Entschlossenheit gab. Herzog Stephan legte sich zweimal vor Kaufbeuren, mußte aber vor den zum Ersatz herandringenden Bundestruppen zurückweichen. Graf Eberhard, der alte grimme Städtefeind, bedrängte Reutlingen und Eßlingen, welche darum den Bund um Hilfe anriefen. Der Mahnung folgend zog das gesamte, größtenteils aus Söldnern bestehende Bundesheer von Augsburg aus unter schrecklichen Verwüstungen zunächst nach Eßlingen, dann, an Stuttgart vorüber, nach Weil. Unweit davon liegt Döffingen. In dem am Bergabhang gelegenen weitläufigen, mit einer starken Mauer umgebenen Kirchhofe des Dorfs hatten die Bauern der Umgegend ihre Habe geflüchtet und gegen das heranziehende Heer der Städter sich in Verteidigungs-

zustand gesetzt. Es war am 23. August 1388, an einem Sonntag Morgen, als die städtischen Heerhaufen, an 4000 Mann stark, unter Anführung des Ulmer Bürgermeisters Besserer den Platz bestürmten. Da erschien plötzlich im Rücken der Angreifer, den Grafen Eberhard an der Spitze, das feindliche Heer. Die Ritter, unter ihnen Graf Ulrich von Württemberg, sprangen von den Rossen und stürmten kampfesmutig auf die Scharen der Städter ein, welche mit gleicher Tapferkeit dem heftigen Ansturm widerstanden und gar viele des Adels zu Tode brachten. Unter ihren Streichen fielen Graf Ulrich, die Grafen von Werdenberg, Löwenstein, Rechberg und mehr als ein halbes hundert Ritter und Edelknappen. Schon begannen die Reihen des fürstlichen Heeres zu wanken. Der alte Greiner, keinen Augenblick den Mut verlierend und den Tod des Sohns nicht achtend, „hoch zu Rosse, schlug und trieb das Volk, daß es sich wehren mußte", erzählt Ulman Stromer. „Sehet, wie die Städter fliehen, fechtet unerschrocken, sie sind alle unser", rief er laut den Seinen zu. Und nun wendete sich das Glück; der Kampf kam zum Stehen und zugleich traf dem Grafen Eberhard zu Hilfe ein frischer Zuzug unter den Herren von Bitsch und Rosenberg auf dem Kampfplatz ein. Mit harter Mühe erwehrten sich die bereits ermatteten Städter des frischen Ansturms; die Söldner vom Rhein und die von Nürnberg begannen zuerst zu weichen und bald verwandelte sich das Zurückweichen in allgemeine wilde Flucht, auf welcher 500 der Verfolgten erschlagen, 400 gefangen wurden. Konrad Besserer, der tapfere Bürgermeister von Ulm, starb den Heldentod. Man erzählte sich, wie u. a. auch zwei handschriftliche Chroniken in Augsburg melden, daß der Verrat des Grafen Henneberg, des Führers des Nürnberger Zuzugs, der vom Grafen Eberhard erkauft worden sei, die Niederlage der Städter verschuldet habe. Wahrscheinlich verdankt dies Gerücht seine Entstehung dem Mißtrauen, welches die Nürnberger durch ihre stark ausgeprägte Friedenspolitik hervorgerufen hatten; auch erwähnt der Zeitgenosse Ulman Stromer nichts davon.

Daß die Niederlage von Döffingen dem Kriege größeren Maßstabs wenigstens in Schwaben ein Ende machen mußte, ist selbstverständlich. Diejenigen Adeligen, welche es bisher mit den Städtern gehalten, und ihrer waren nicht wenige, unterwarfen sich dem Grafen von Württemberg, und ein besonderes Unglück war es, daß der bedeutendste Mann der Kriegspartei, welche in Ulm ihren Sitz hatte, Konrad Besserer, gefallen war. Auch mochte es als ein schlimmes Vorzeichen für den schließlichen Ausgang gelten, daß die einzige größere Feldschlacht des Kriegs von den Städtern verloren wurde. Jene weittragende, ausschlaggebende Bedeutung aber, welche vielfach

dem Tag von Döffingen beigelegt wird, hatte er nicht. Von den Gefallenen waren die Wenigsten Bürger, sondern meistens in Sold genommene Ritter und Knechte, deren Abgang leicht mit Geld wieder zu ersetzen war. Daß die Kraft und der Mut der Städter noch ungebrochen waren, zeigte auch der weitere Fortgang des Kriegs, der allerdings allmählich seinen Charakter insofern änderte, als die großen gemeinsamen Pläne und Züge unterblieben und an ihre Stelle die auf hundert Schauplätzen verzettelten kleinen Kämpfe traten. Jede Stadt, jedes fürstliche Gebiet wurde ein besonderer Kriegsschauplatz, auf welchem mit ungeschwächter Erbitterung weiter gekämpft wurde.

Von schwerem Nachteil war die Niederlage von Döffingen für Franken, welches, da nunmehr auf keinen Zuzug aus Schwaben zu rechnen war, sich selbst überlassen blieb, und insbesondere für Nürnberg, auf welchem die Hauptlast des Krieges in Franken ruhte. Ungeachtet des Widerwillens, mit dem das Nürnberger Stadtregiment in den Krieg eingetreten war, war die Stadt ihren Verpflichtungen gegen den Bund doch in vollem Maße nachgekommen. Sie hatte gleich im Beginn des Krieges die dreifache Zahl von Spießen, zu denen sie verpflichtet war, zu dem Heere, welches Kaufbeuren entsetzte, gestellt, und hatte ferner den bedrohten fränkischen Reichsstädten: Schweinfurt, Windsheim und Weissenburg Söldner geliehen. Nun kam aber die Gefahr für Franken selbst und für Nürnberg näher und näher. Windsheim wurde von dem Burggrafen von Nürnberg bedrängt, der jedoch den Nürnbergern noch nicht abgesagt hatte. Die Amtleute des Königs Wenzel in der Oberpfalz, in der unmittelbaren Nähe Nürnbergs, zeigten sich durchweg feindselig. Von den bayerischen Herzogen war nichts Gutes zu erwarten.

Schon in der ersten Woche des August richtete der Nürnberger Rat wiederholte Mahnschreiben an den Bundesrat in Ulm, daß „der ganze Haufe" der Städte herabziehen solle, sonst müßte Nürnberg seine Spieße aus Schwaben zurückfordern und auf die eigene Sicherheit denken. Der Bundesrat, der es für richtiger hielt, den begonnenen Zug gegen den Grafen von Württemberg und dessen Bundesgenossen weiter zu führen, vertröstete den Rat von Nürnberg, daß „die streifende Reise" in vierzehn Tagen vorüber sein werde. Die Gefahr war übrigens für Nürnberg lange nicht so unmittelbar dringend, wie sie der Rat der Stadt an den Tag zu legen für gut fand. Denn mit den nächsten Nachbarn, dem Bischof von Bamberg und dem Burggrafen, lebte man zur Zeit wenigstens noch in unmittelbarem Frieden, und der Herzog Stephan von Bayern richtete jetzt seine

Macht gegen den Bischof von Eichstätt, den treuen Bundesgenossen der Städte, und bedrohte vorläufig Weissenburg. Am 17. August wiederholte Nürnberg die Mahnung an Ulm und anfangs September, nachdem die Schlacht von Döffingen geschlagen war, schrieb der Rat dringend an seinen Boten Behaim in Ulm, er solle den Bundesrat auffordern, daß er ein neues Heer sammle und es herabschicke. Sie würden gerne den Krieg gegen die Fürsten anfangen, aber wenn man ihnen nicht beistehe und sie nicht ihre eigenen Mannschaften für sich behalten könnten, so sei dies nicht möglich. Vor allem aber sei notwendig, daß es zum Frieden mit den Fürsten komme, denn keine Stadt im Bunde habe so viele Kaufleute wie Nürnberg und darum keine so viel zu verlieren wie sie. Übrigens bleibe am Ende, wenn alle Land und Leute zu Grunde gerichtet seien, doch nichts anderes übrig, als Frieden zu schließen. Dieses dringende Verlangen, jetzt unmittelbar nach der ersten Niederlage den Frieden zu suchen, war gewiß recht sonderbar und hätte auch bloß erfüllt werden können, wenn man sich die schwersten Bedingungen der Fürsten auferlegen lassen wollte. Überhaupt zeigte sich in dem ganzen Verhalten des Nürnberger Rats wenig bundesgenössischer Sinn und die greinende Art und Weise, welche beständig zu Tage tritt, mußte den unleugbar großen Leistungen und Verdiensten Nürnbergs viel von ihrem Werte nehmen. Es kam gerade so heraus, als ob für Nürnberg immer eine besondere Wurst gebraten werden solle.

Der durch den Angriff Herzog Stephans von Bayern dem Bischof von Eichstätt aufgezwungene Abfall vom Städtebund scheint endlich dem Nürnberger Rat die Erkenntnis aufgedrängt zu haben, daß etwas Entscheidendes geschehen müsse. Am 6. September wurde dem Burggrafen die Fehde angesagt und schon tags darauf brach eine Schar von tausend Reisigen nebst zahlreichem Fußvolk, das auf Wagen und Karren befördert wurde, in das burggräfliche Gebiet ein. Langenzenn wurde erobert und verbrannt, ebenso die alte Veste bei Zirndorf, der Markt Bayersdorf und das vor den Thoren Nürnbergs gelegene, damals noch burggräfliche Wöhrd. Durch diese Kraftäußerung Nürnbergs wurde endlich dem bedrängten Windsheim Luft gemacht. Seit 1. August hielt der Burggraf die kleine Reichsstadt eng umschlossen, jetzt im September schloß sich den Belagerern auch Bischof Gerhard von Würzburg an, der sich bisher mit Schweinfurt beschäftigt hatte, mit welchem er am 2. September einen ehrenvollen Vergleich abschloß. Mutvoll hatte die wackere Bürgerschaft Windsheims ausgehalten, obwohl die Belagerer oft genug in die Stadt hineinschossen. Endlich, nachdem die Belagerung fast acht Wochen gedauert und ein am 24. September nochmals

versuchter Hauptsturm abermals mißlungen war, zogen die Feinde von dannen.

Die Stadt Nürnberg setzte dann den Verwüstungskrieg auf dem feindlichen Gebiet bis tief in den November hinein weiter fort. Die Veste Schönberg bei Lauf, der Markt Thuisbronn, Neuhof bei Heroldsberg, Kadolzburg, Haslach, Emskirchen und viele Dörfer wurden zerstört; schließlich wurde auch das Schloß Thuisbronn mit Sturm genommen und Königstein im Sulzbachischen heimgesucht.

Glorreich hat sich in dem ganzen Kriege Regensburg, dieser äußerste Vorposten des Städtebunds, gehalten. Unvergleichlich war der Kriegsmut der Bürgerschaft, unvergleichlich die kluge Fürsorge des Bürgermeisters Hans von Steinach und des Rats für Proviantierung. Die bayerischen Herzoge boten alles auf, um die Freistadt, die so störend und so trotzig in ihrem Gebiete lag, zu erobern. Lange hielt Herzog Friedrich die Stadt umschlossen; im Juli endlich, nachdem er nichts gegen sie auszurichten vermocht hatte, zog er wieder ab. Im September aber erfolgte ein viel schwererer Ansturm. Alle Fürsten und Ritter der umliegenden Gebiete hatten auf Betreiben der Wittelsbacher der Stadt abgesagt und beteiligten sich an dem Kampfe. Zunächst wurde die Veste Donaustauf mit großen Büchsen beschossen, der Markt auch erobert, die tapfer verteidigte Veste aber blieb unbezwungen. Dann wurde die Stadt aufs engste umzingelt und alle Zufuhr abgeschnitten, was jedoch die gut verproviantierte Stadt wenig kümmern mochte. In ihrer Bedrängnis wandte sich die Stadt um Hilfe nicht bloß an den Bund, sondern auch an Nürnberg, welches auch, jedoch wieder mit mürrischem Widerwillen, die verlangten fünfzig Spieße sandte. Ein siegreicher Ausfall, den die Belagerten am 13. November machten und in dem sie vierzig Ritter gefangen nahmen, sowie der hereinbrechende Winter brachten der Stadt endlich die Erlösung von ihren Bedrängern. Lange wurde die Erinnerung an diesen Ehrentag der Stadt Regensburg als Volksfest gefeiert.

Viel zu spät, um auf Erfolg rechnen zu können, da die Fürsten mittlerweile Zeit genug gehabt, sich zu rüsten, hatten die rheinischen Städte den Krieg begonnen. Zum Unglück für die Städte bestand fast gar keine Fühlung zwischen den beiden Gruppen der rheinischen und schwäbischen Städte; auch scheinen die rheinischen Städte die Lage gar nicht erfaßt und nicht eingesehen zu haben, daß der notwendig gewordene Kampf ein prinzipieller Kampf sei, ein Kampf zwischen Herrentum und freiem Bürgertum. Zu der nämlichen Zeit, da Regensburg sich noch so mannhaft gegen seine bayerischen Bedränger wehrte, wurde das Heer der rheinischen Städte durch den Pfalzgrafen

Ruprecht bei Alzey auseinander gesprengt (6. November 1388). Unter den 300 Gefangenen befanden sich 150 vornehme Bürger; 60 von den anderen Gefangenen, Knechte des Blutharstes („Knechte von der Freiheit“, Freibeuter) ließ der Pfalzgraf als Räuber lebendig in einem Ziegelofen verbrennen. Nicht besser erging es den Frankfurtern, die noch im Frühjahr 1389, als schon lange Friedensverhandlungen im Gange waren, gegen die Ritter von Kronenburg ins Feld rückten, aber durch den wetterauischen Adel und den Pfalzgrafen bei Eschborn aufs empfindlichste geschlagen wurden.

Es sind hier bloß die Hauptthatsachen des großen Städtekrieges erwähnt worden, da es nicht geraten scheint, alle die vielen kleinen Unternehmungen zu berühren. Ganz Süddeutschland vom Rhein bis an den Böhmerwald und bis an die Salzburger Alpen war ein großes Kriegslager geworden. Die Greuel der Verwüstung waren entsetzlich. Der Chronist Twinger von Königshofen schreibt: „Dieweil dieser Krieg währte, wurden die Lande der Bayernherzoge und ihrer Helfer und alles Schwabenland und Franken und Elsaß und der anderen Herren Städte und Lande, die des Krieges waren zu beiden Seiten, so sehr geschädigt mit Raub und mit Brand, daß mehr Leute verdarben und mehr arme Leute gemacht wurden, als vorher in vielen hundert Jahren geschehen war. Und sonderlich Schwabenland und der Herren von Württemberg Land wurden so gänzlich verheert und verbrannt, daß an manchen Orten außerhalb der Städte und Festen zehn oder zwölf Meilen weit kein Dorf noch kein Haus stand. Im Elsaß wurden gebrannt und gebrandschatzt gegen 200 Dörfer und manch Dorf ward so verwüstet, daß weder Haus noch Kirche da blieb.“

Die Erschöpfung auf beiden Seiten drängte zum Frieden. Wohl hätten die Städte, von denen, trotz ihrer Niederlagen im freien Feld, nicht eine einzige in die Hände der Feinde gefallen war, den Krieg noch lange fortsetzen können. Die Bürger selbst wurden gewöhnlich nur aufgeboten, wenn es der Verteidigung der Stadtmauern oder einem Zuge in die Nähe galt; die Züge in die Ferne wurden fast ausschließlich mit Söldnern ausgeführt. Der Verlust an Bürgern war also verhältnismäßig gering. Der Schaden, den die Städter den Fürsten und Herren und mehr noch deren armen Unterthanen zufügten, war viel größer als der, den die hinter ihren Mauern geborgenen Bürger erlitten. Aber zu einer glücklicheren Fortsetzung des Krieges wäre viel mehr Einigkeit, Entschlossenheit und Opfermut vonnöten gewesen als thatsächlich vorhanden war. Das alte deutsche Erbübel, der Sondergeist, war nicht ausschließlich bei den Nürnbergern zu finden. Diese arbeiteten jetzt mit aller Macht auf den Frieden hin; wiederholt mahnten sie beim Bundesrat, auf Mittel und

Wege zu sinnen, die zum Frieden führen, und auch dem König Wenzel, der bisher unthätig dem Kriegstreiben zugesehen, lagen sie in den Ohren. Aber auch die Fürsten ließen durch Boten den König auffordern, nach Deutschland zu kommen, um durch seine Befehle zu vollenden, was sie im Felde glücklich begonnen.

Auf Ostern 1389 berief König Wenzel einen Reichstag nach Eger, um dort zum Verräter an den Städten zu werden. Mehrere Wochen schon vor diesem Egerer Tag, am 24. März, schloß Nürnberg seinen Separatfrieden mit dem Burggrafen. Nach den Bestimmungen desselben sollen alle Gefangenen gegenseitig zurückgegeben werden und alle Schatzungen ab sein. Die von der Stadt eingenommene Veste Schönberg bei Lauf wurde an den Burggrafen zurückgestellt. Wegen der vom Burggrafen erhobenen Klage, daß die Stadt bei Beginn des Kriegs zu spät angesagt und zu früh angegriffen habe, unterwarf sich die Stadt dem Schiedspruch des Grafen von Wertheim und zahlte für ein Vergehen, welches den Fürsten, wenn sie es begangen, jedenfalls keinen Heller gekostet hätte, an den Burggrafen 8000 Gulden. Erst später schloß Nürnberg mit den Herzogen von Bayern Frieden. An Herzog Ruprecht, den Jüngsten, zahlte es 500 Gulden „wegen der übergriff, die sich in dem vergangenen Krieg verlauffen haben."

Auf dem Reichstage zu Eger ließ Wenzel die Städte, welchen er zwei Jahre vorher Wort und Handschlag gegeben, vollständig fallen und handelte ganz und gar nach dem Willen der Fürsten. Durch Urkunde vom 2. Mai gebot er den Reichsstädten in Schwaben, Elsaß, Rheinland, Wetterau, Franken und Bayern die Auflösung ihrer Bündnisse, als „wider Gott, wider den König und das heilig Reich und wider das Recht laufend." Drei Tage später verkündete er eine sechsjährige Landfriedensordnung für Rheinland, Bayern, Schwaben, Franken, Hessen, Thüringen und Meißen; zur Ausführung derselben sollten je neun Männer berufen werden, von denen je vier die Fürsten, vier die Städte stellten und der König den neunten als Obmann ernannte. Es war damit wenigstens ein beschriebenes Pergament mehr in der Welt. Die Aussöhnung zwischen den einzelnen Gliedern der beiden Parteien blieb diesen selbst überlassen. Schon am 5. Mai nahmen Nürnberg, Weissenburg und Regensburg zum Verdruß der anderen Städte den Landfrieden an; Eßlingen folgte bald nach; widerwillig zögernd und mißmutig fügten sich auch die anderen Städte; nur Konstanz und die Städte am Bodensee behielten ihren Bund, welchen auch Wenzel gegen ein Geldopfer der Städte auf 10 Jahre bestätigte. Die rheinischen, elsässischen, wetterauischen Städte verglichen sich mit dem Pfalzgrafen

auf eine demselben zu leistende Zahlung von 60000 fl. und gerieten darüber in Streit mit den schwäbischen Städten, weil sie von diesen die Tragung der Hälfte dieser Summe verlangten. Der Prozeß wurde erst i. J. 1400 bei dem königlichen Gerichte zu Prag zu Gunsten von Nürnberg und Genossen gegen die rheinischen Städte entschieden.

Es ist eines der schwersten Verhängnisse der deutschen Nation, daß die Städte aus dem großen Kampfe, dank der Unfähigkeit und Charakterlosigkeit des Reichsoberhaupts, als Besiegte hervorgingen. Das Landesfürstentum und damit die Zersplitterung Deutschlands erfuhr eine neue Stärkung, und einer der großen Augenblicke, in welchem es möglich gewesen wäre, durch Zuziehung der Städte in einer passenden Vertretung dem Reiche eine bessere Verfassung zu geben, war wieder versäumt. Niemals mehr sind die Städte zu einer so großen Vereinigung zusammengetreten; daß ihre Kraft übrigens im ganzen ungebrochen geblieben, wurde, ganz abgesehen von der staunenswerten inneren Entwicklung, durch die Städtekriege im nächsten Jahrhundert bewiesen.

Vom Tage zu Eger an kam Wenzel acht Jahre hindurch nicht mehr ins Reich und zeigte damit hinlänglich, wie wenig ihm dessen Wohl am Herzen liege. Über ihn und sein Treiben in Böhmen waren ganz schreckliche Gerüchte in Umlauf: er habe einen Geweihten des Herrn in die Moldau stürzen lassen, seine Gemahlin sei von seinen Jagdhunden zerrissen worden, er selber würde von seinem Adel in Gefangenschaft gehalten u. s. w. In der That war die Verwirrung in seinem Lande nicht kleiner als die im Reiche. In den Ostertagen 1389 fand eine entsetzliche Judenverfolgung in Prag statt, gegen 3000 Juden sollen dem blindwütigen Haß des Pöbels zum Opfer gefallen, verbrannt und erschlagen worden sein. Der König machte zwar seinem Zorn darüber in den heftigsten Scheltworten Luft, aber die den Juden geraubten Schätze ließ er an die königliche Kammer abliefern. Mit dem Erzbischof von Prag, einem fein gebildeten, aber die kirchlichen Rechte scharf wahrenden Priester, war Wenzel in Zwiespalt geraten. Bei Gelegenheit einer Verhandlung mit dessen geistlichen Räten ließ er dieselben einkerkern und foltern und einen von ihnen, Johann von Pomuk, welcher der Folter und dem Tyrannen trotzte, in die Moldau werfen. Es ist dies der nachmals unter die Heiligen der katholischen Kirche aufgenommene und zum Brückenheiligen gewordene Johann von Nepomuk.

Gegen die Günstlingwirtschaft an Wenzels Hofe bildete sich eine Verschwörung von Adeligen. Die Seele dieses Herrenbundes, dem auch Wenzels falscher Bruder Sigmund, trotz all der von Wenzel ihm gebrachten großen Opfer, näher trat, war der Vetter Jobst von Mähren. Die Barone bemächtigten sich auf dem Hradschin zu Prag der Person ihres königlichen Lehensherrn, und als Wenzels jüngster Bruder, Herzog Johann von Görlitz, zu seiner Befreiung herannahte, schleppten sie den Gefangenen weg von Burg zu Burg bis auf das Schloß Wildegg bei Linz. Diesen Frevel an der Person des römischen Königs betrachteten die deutschen Reichsfürsten als eine Kränkung des heil. römischen Reichs und bevollmächtigten den auf einer Zusammenkunft zu Nürnberg zum Reichsverweser bestellten Pfalzgrafen Ruprecht, die Befreiung des Königs zu erwirken. Gegen die Bürgschaft Johanns von Görlitz, daß Wenzel den Baronen Straflosigkeit gewähre, gewann der gefangene König die Freiheit wieder. Als Befreiter sicherte er sogar die Vornahme von Reformen in der Gerichtsverfassung zu, die aber nicht erfolgten, sodaß neuer Streit entstand. Jetzt wußte sich der arglistige Ungarnkönig Sigmund wieder ins Vertrauen des Bruders zu schleichen, ließ sich zu Wenzels Stellvertreter im Reich machen und sich und den Markgrafen Jobst von Mähren bevollmächtigen, durch einen Schiedspruch die streitigen Punkte zu erledigen. Zu Wenzels bitterem Verdruß ward ein aus ihm feindlichen Prälaten und Baronen bestehender Reichsrat ihm zur Seite gesetzt, der seine Gewalt auf jede Weise einschränkte. Es herrschten jetzt zwei Gewalten im Lande, die Verwirrung wurde immer ärger, Wenzels Zorn immer grimmiger. Seine Wut kehrte sich gegen den Markgrafen Jobst von Mähren, den Anstifter des Widerstandes; er ließ ihn nebst sechs Baronen auf dem Karlstein verhaften, um sie, nachdem er sie mit ungemessenen Scheltworten überhäuft, wieder frei zu lassen. Aus Rache für die erlittene Unbill wurden die vier Hauptgünstlinge des Königs von den verschworenen Baronen meuchlings niedergestoßen und zur Rechtfertigung der Blutthat vor dem König nachher als Hochverräter bezeichnet. Mit dieser Erklärung begnügte sich der König ohne weitere Untersuchung. So sah die böhmische Wirtschaft des königlichen Trunkenbolds aus.

Im Reich war die Hoffnung, daß Wenzel mit der Zeit ein anderer werden könne, als er bisher gewesen, längst erloschen; die zur Verachtung gesteigerte Mißstimmung gegen ihn wurde immer stärker. Alle Anforderungen an ihn, sich in Rom die Kaiserkrone zu holen, waren vergebens; ihm war es bequemer, in Böhmen zu bleiben. —

Die Kirche litt unter einem Schisma, dem zu steuern Pflicht des römischen Königs als obersten Schirmherrn der Kirche war. Als französische Gesandte nach Prag kamen, um ihm darüber Vorstellungen zu machen, ließ er ihnen sagen: wenn sie predigen wollten, sollten sie in die Kirche gehen. — Einer der vielen Vorwürfe, die dem König gemacht wurden, war der, daß aus seiner Kanzlei gegen Geld massenhaft Blanketts (Membranen) d. h. Urkunden verbreitet wurden, die, nur mit seiner Unterschrift und Siegel versehen, erst vom Empfänger beliebig auszufüllen waren. Ein noch schwererer Vorwurf traf ihn als „Entgliederer“ des Reichs, da er nach seinem Eid doch dessen Mehrer sein sollte. Die Visconti von Mailand hatten nach und nach mit allen möglichen Mitteln sich zu Herren von fast ganz Ober- und Mittelitalien gemacht. Die unter ihre Herrschaft genommenen Gebiete waren ehemals reichsunmittelbar, ihre Unterwerfung war also eine Usurpation auf Kosten des Reichs. Für ein Geschenk von 200000 Goldgulden erhob nun Wenzel den Galeazzo Visconti zum erblichen Herzog von Mailand und Fürsten des Reichs (1395). Wenn nun auch die betreffenden Gebiete schon lange als thatsächlich verloren galten, so durfte doch der Träger der deutschen Krone die gesetzliche Anerkennung eines ungesetzlichen Unternehmens nicht für schnödes Geld verkaufen, so wenig er eine so wichtige Veränderung im Besitzstand des Reichs nach der goldenen Bulle ohne förmliche Einwilligung der Kurfürsten vornehmen durfte.

Die Hände waren schon lange am Werk, welche diesen schmählichen Handel als eine der Handhaben zum Sturze Wenzels zu benützen bereit waren. Für Wenzel war nicht verborgen geblieben, welche Gesinnungen die Kurfürsten gegen ihn hegten und daß die deutsche Krone für ihn auf dem Spiele stehe. So raffte er sich denn endlich auf und kam nach acht Jahren zum ersten Male wieder ins Reich. Mitte September 1397 hielt er seinen Einzug in N ü r n b e r g. Merkwürdig war es, zu sehen, welche Kraft und Entschiedenheit er plötzlich entfaltete. Er verkündete den Landfrieden (allerdings bloß für die Oberpfalz und einen Teil von Franken und nur bis ins Jahr 1399); er stürmte Raubschlösser, ließ ihre Mauern niederreißen und die Besatzung über die Klinge springen. In jener anarchischen Zeit trieben auch in der Umgegend Nürnbergs die Placker ihr Unwesen frecher als je. Wenzel nahm selbst teil an dem Zug gegen das berüchtigte, zwischen Hohenstein und Betzenstein gelegene Raubschloß S p i e ß, welches belagert und zerstört wurde. Auch die Egloffsteinische Burg Löwenstein und das von Wiesenthauische Leupoldstein wurden damals genommen und abgebrochen. Bei seinem Abschied aus Nürnberg hinterließ Wenzel dem Nürnberger Rat die Vollmacht, den Wiederaufbau der zerstörten

Schlösser zu hindern und zu verwehren. Diese gegen das Raubrittertum bewiesene Energie war das beste Mittel, die am Hoftage zu Nürnberg zahlreich erschienenen Vertreter der Reichsstädte günstig für ihn zu stimmen, noch mehr, als die wolkenbruchartig auf die Städte sich niederlassenden königlichen Gnaden und Privilegien, bei deren Erteilung es doch immer auf die städtischen Geldtruhen abgesehen war. Und noch mehr königliche und städtefreundliche Kraft zeigte er in einer anderen Angelegenheit.

Der gewaltthätige Würzburger Bischof Gerhard von Schwarzburg war mit seinen Ständen in Händel geraten. Der Streit gelangte vor den König in Nürnberg, wo mit dem Bischof auch die Vertreter der empörten würzburgischen Landstädte erschienen waren. Da der Bischof allen Vermittlungsvorschlägen unzugänglich war, nahm Wenzel die Städte Würzburg, Karlstadt, Neustadt, Mellrichstadt, Königshofen, Fladungen, Meiningen, Seßlach, Ebern, Haßfurt und Gerolzhofen so lange er lebe in des Reiches Schutz, daß sie ihm gehorsam sein, huldigen, schwören und Jahressteuer entrichten sollen wie die anderen Reichsstädte. Setzte Wenzel diesen Weg fort, so war es um die Macht der Fürsten geschehen; darum verbreitete sich auch Schrecken und Zorn in ihren Reihen.

Nach zehnwöchentlichem Aufenthalt in Nürnberg begab sich Wenzel über Würzburg, wo er, mit unendlichem Jubel empfangen, dem Leisten und dem Stein alle Ehre erwies, nach Frankfurt. Hier traten die Kurfürsten mit zahlreichen Beschwerden vor ihn und der alte Pfalzgraf Ruprecht kanzelte ihn ab wie einen Schuljungen. Wenzel suchte durch verschiedene Maßnahmen die Kurfürsten zu beschwichtigen, verkündete auf zehn Jahre einen Landfrieden mit verstärkten, ganz vortrefflichen Artikeln und versprach überhaupt, sich zu bessern. In der Würzburger Sache verfügte er: es sollten vorläufig Bischof, Domkapitel und Städte, jeder Stand bei seinen Rechten bleiben. Ein später von den Nürnbergern unternommener Vermittlungsversuch scheiterte an dem Herrschertrotz des Bischofs; von Prag aus erklärte der charakterlose Wenzel später alle seine den bischöflichen Städten gegebenen Briefe für null und nichtig und am 11. Januar 1400 ward in der Schlacht von Bergtheim die städtische Freiheit Würzburgs für immer vernichtet.

Ehe er nach Böhmen zurückging, machte Wenzel von Frankfurt aus seinem königlichen Herrn Bruder von Frankreich, Karl VI., einen Besuch zu Rheims und stimmte dort zu, daß das zweipäpstliche Schisma dadurch gelöst werde, daß man die beiden Päpste (vergeblich) zur Abdankung zu bewegen suche. Von der Majestät des römischen Königs erweckte er bei den Franzosen jedenfalls eine ganz besondere

Vorstellung; an dem für das Galadiner festgesetzten Tage war er beschäftigt, einen Riesenrausch auszuschlafen, so daß dasselbe erst am nächsten Tage stattfinden konnte.

Wenzel war nun wieder in Böhmen und ließ das Reich gehen, wie es wollte. Den Reichsständen, die ihn nach Deutschland verlangten, soll er einmal schnöde geantwortet haben: er sei nun einmal König und wer ihn beschauen wolle, solle nach Prag kommen. Eine Kölner Reimchronik sagt: er liege in Böhmen as eyn swyn in seinem stalle. Übrigens machten ihm die luxemburgischen Familienangelegenheiten, deren nähere Betrachtung bloß Widerwillen erregen kann, hinlänglich zu schaffen.

Mittlerweile aber waren unter der Leitung des Mainzer Erzbischofs Johann von Nassau die Fürsten emsig beschäftigt, Wenzels Absetzung herbeizuführen. Fürstentage folgten sich in Forchheim, Marburg, Frankfurt. Längst wäre der entscheidende Schritt geschehen, wenn nicht die Fürsten über die Person des Nachfolgers uneinig gewesen wären und wenn nicht des Papstes Zustimmung noch gefehlt hätte. So weit war es trotz der goldenen Bulle gekommen, daß man von dem selbst nur von einem Teile der Christenheit anerkannten Papste die Entscheidung über den deutschen Thron erwartete. Endlich erfolgte die lange vorbereitete That. Am 20. August 1400 sprachen in Wenzels Abwesenheit und ohne denselben mit den gebührenden Fristen nach den üblichen Rechtsformen geladen zu haben, die vier Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln und Pfalz die Absetzung König Wenzels aus und der Kurfürst von Mainz verlas vor dem aus der Umgegend zum Königsstuhle zu Rhense herbeigekommenen Volk das Urteil mit den Entscheidungsgründen. Weil Wenzel der Kirche nicht zum Frieden geholfen, das Reich durch Erhebung des Visconti zum Herzog von Mailand und Graf von Pavia entgliedert und dafür Geld genommen, den Fehden im Reich nicht gewehrt und viele Grausamkeiten begangen u. s. w., werde er durch Urtel und Recht als Versäumer, Entgliederer und unwürdiger Handhaber des römischen Reichs von demselben römischen Reich und aller Würden, Ehren und Herrlichkeit, die dazu gehören, entsetzt. — Darauf wurde aus der Mitte der vier Kurfürsten der Kurfürst Ruprecht III. von der Pfalz als römischer König gewählt und verkündigt.

Der 48jährige Ruprecht III. von der Pfalz, sonst Herzog Klem genannt (wohl von Clemens, der Milde), der zweite Wittelsbacher, der auf den deutschen Thron gelangte, hatte seinen Wählern drei Dinge versprechen müssen: den Frieden im Reich wieder herzustellen,

den Kirchenzwiespalt zu erledigen und die verlornen Reichslande in Italien wieder zu gewinnen. Wenn Ruprecht von alledem so viel wie nichts erreichte, so war sicher nicht der Mangel an gutem Willen daran schuld, denn er war von den besten Absichten beseelt und unermüdlich thätig, sondern der Mangel an eigener Macht, die Übermacht der Verhältnisse und der böse Wille der Fürsten; mußte er doch später gegen dieselben Fürsten, die seine Wahl bewirkt, zu Felde ziehen.

Ruprecht war, da der Norden nichts nach ihm fragte und der Osten zu Wenzel hielt, darauf angewiesen, vor allem im südwestlichen Deutschland und namentlich in Franken festen Boden zu gewinnen. Keine Stadt im Reich aber konnte wegen ihrer Bedeutung an sich und wegen ihrer Lage so wichtig für ihn sein, wie Nürnberg. War Nürnberg für ihn gewonnen, so konnte er hoffen, daß die anderen Reichsstädte diesem Beispiele folgen würden. Darum sandte er, noch ehe er seinen Einzug in Frankfurt gehalten, als seine Bevollmächtigte den Burggraf Friedrich von Nürnberg, den Deutschordensmeister Konrad von Egloffstein und den Vitztum zu Amberg, Johann von Hirschhorn, nach Nürnberg, um über seine Anerkennung mit dem Rat von Nürnberg zu unterhandeln. Der Rat übereilte sich in keiner Weise und ging mit gewohnter Vorsicht zu Werke. Er stellte als Bedingungen auf: daß der König niemals und in keiner Weise die Nürnberger von dem Reiche weggebe, daß er deshalb auch ihre Reichssteuer von 2000 fl. immer zu seinen eigenen Händen nehme, die Reichsveste in der Stadt keinem anderen anvertraue als dem Rate selbst und den Bann über das Gericht zu Nürnberg nur demjenigen verleihe, welchen die Stadt ihm dazu stelle. Wer ihre Rechte antaste, der solle gleich mit einer Buße von 50 fl. an das Hofgericht gezogen werden. Außerdem ließ sich der Rat für die Stadt noch verschiedene Vorteile bestätigen: ihr eigenes Ungeld, die Hälfte von den Judengeldern, die großen Landkäufe und daß die Burgen, welche wegen Landfriedenbruchs zerstört worden, nicht mehr aufgebaut werden dürften. Die Vorsicht des Rats ging so weit, daß die Boten des Königs sich verpflichten mußten, wenn zur bestimmten Zeit die Pergamente nicht im Besitze der Stadt Nürnberg wären, persönlich einzureiten und der Stadt so lange verhaftet zu bleiben, bis sie die Pergamente beschafft hätten. Erst als die Urkunden übergeben waren und König Ruprecht bereits sich der Stadt näherte, sagte der Rat in einem Schreiben vom 21. Januar 1401 dem „alten König“ Treue und Gehorsam förmlich auf, da er seiner Sache sich selbst nicht so angenommen, wie es sich geziemt hätte und weil die Fürsten und Herren ringsherum sich für König Ruprecht erklärt hätten. Der Bürgerschaft setzte der Rat in einer Bekanntmachung die Gründe

seines Verhaltens mit freundlichen Worten auseinander: Wenzel sei mit Recht entsetzt worden, weil er in Sachen des Reichs, insbesondere in der Kirchenentzweiung laß gewesen; die Stadt aber habe ihm entsagen müssen, denn wenn er mit großem Volk herauskäme, so könne er sich nirgends halten als zu Nürnberg; er würde die Stadt dann nötigen wie er wolle, ihnen die Zufuhr wegzehren und sie in den Krieg bringen, und wenn er dann nichts mehr bei uns fände, so zöge er wieder nach Böhmen und ließe uns im Krieg stecken. Der Vorteil der Stadt gebiete also, dem neuerwählten König die Thore zu öffnen. Dies geschah denn auch am Lichtmeßtag 1401, wo König Ruprecht, mit aller Ehrerbietung aufgenommen, seinen Einzug in Nürnberg hielt und zwei Tage darauf die Huldigung vom Rat und gesamter Bürgerschaft entgegennahm. Damals kam das Sprüchwort auf: Nürnberg läßt König Ruprecht ein und schenkt König Wenzel guten Wein.

König Ruprecht zögerte nicht, trotz der geringen Mittel, über die er verfügte, an die Lösung der gegebenen Versprechungen und der sich selbst gestellten Aufgaben zu gehen. Ein Vergiftungsversuch, den der von Galeazzo Visconti erkaufte Wiener Arzt Hermann Poll gegen den König machte, mochte als übles Vorzeichen gelten. Der Anschlag wurde verraten und Poll dem Nürnberger Rat so lange in Gewahrsam gegeben, bis ihn der Graf von Leiningen auf des Königs Geheiß hinrichten ließ. Schon im August 1401, nachdem er seinen ältesten Sohn, den Pfalzgrafen Ludwig zum Reichsverweser bestellt, durch die Gewinnung Herzog Leopold III. von Österreich den Weg nach Italien sich gesichert, sowie die Geldhilfe der Florentiner sich verschafft hatte, zog Ruprecht über die Alpen, um die Visconti zur Herausgabe des Reichsguts zu zwingen. Von seinem auf 15000 Mann geschätzten Heere mußte er schon bald wegen Mangel an Sold 5000 Reiter entlassen; sein Kriegsvolk vermehrte sich dann durch deutschen und italienischen Zuzug wieder auf 30000 Mann. Der deutsche Kriegsmut, ohnedies durch Zuchtlosigkeit im Wert sehr vermindert, vermochte jedoch nichts gegen die überlegene Kriegskunst der in Viscontis Diensten stehenden Condottieri. Vor Brescia wurde König Ruprechts Heer am 21. Oktober vollständig geschlagen. Der blinde Ungestüm des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, der sich die Ehre des ersten Angriffs ausgebeten, hatte mehr geschadet, als genützt. Der Feldzug war völlig mißlungen, das Heer völlig aufgelöst, als Ruprecht Ende Oktober sich wieder in Trient einfand. Eine Rückkehr nach Deutschland ohne jeden Erfolg mußte seine Stellung aufs mißlichste gestalten. So ging er denn mitten im Winter über die schneebedeckten Berge nochmals nach Italien, um

sein Glück auf dem Wege der Unterhandlungen zu versuchen. Der Papst Bonifaz IX. machte aber die Kaiserkrönung von der Bedingung abhängig, daß Ruprecht sich nicht in den Streit um den päpstlichen Stuhl mische. Um den Preis solcher Niederträchtigkeit sich die Kaiserkrone erwerben, schien dem König schimpflich und so kehrte er, nachdem er aus Geldnot seine Kleinodien und sein silbernes Tafelgeschirr versetzt hatte, ohne Kaiserkrone, ohne Heer, ohne Geld und ohne Ruhm — ein Gegenstand des Spottes — nach Deutschland zurück.

Ruprecht traf das Reich in ärgster Verwirrung, welcher nur einigermaßen zu steuern sein Sohn und Reichsverweser durchaus nicht im stande gewesen; Ruprechts eigene oberpfälzische Lande wurden von dem Nürnberger Burggrafen Johann bedrängt. Unverdrossen und unverzagt ging Ruprecht daran, die Ordnung wieder herzustellen und dem Raubwesen zu steuern; er fand aber weniger Anerkennung und Unterstützung, als heftigen Widerstand beim Adel wie bei den Städten, am meisten bei den Fürsten und Prälaten. Ja, jener ränkevolle, ehrgeizige, gewissenlose Erzbischof von Mainz, der ihm den Weg zum Thron bereitet hatte, stellte sich selber an die Spitze eines, wenn auch nicht scheinbar, doch thatsächlich gegen den König gerichteten Bundes, weil dieser es gewagt, gegen einige mainzische Vasallen thatsächlich einzuschreiten. Es war dies der Marbacher Bund, so genannt, weil er zu Marbach am Neckar, 5. September 1405, abgeschlossen wurde. Demselben traten außer dem Anstifter, dem Mainzer Kurfürsten, dem Markgrafen von Baden und dem Grafen von Württemberg auch Straßburg und siebenzehn schwäbische Reichsstädte bei, welche dadurch zeigten, wie sehr ihnen das Bewußtsein von der Notwendigkeit einer starken Reichsgewalt, welche sie gegen Fürsten und Adel schützen könne, abhanden gekommen war. Vergebens forderte Ruprecht auf einem Reichstag zu Mainz die Auflösung des Bundes. Ruprecht sah sich von Verrat umsponnen; schon gingen Boten zwischen einzelnen Bundesgliedern und dem abgesetzten Wenzel, der sich noch immer römischer König nannte und dem das tollste zuzutrauen war, hin und her. So wußte denn, um eine weitere Annäherung des Bundes an Wenzel zu verhindern, Ruprecht sich nicht anders zu helfen, als daß er nachgab und den Reichsständen das folgenschwere Recht zugestand, ohne besondere Erlaubnis Bündnisse und Einigungen um des Friedens willen abzuschließen. Der Bund blieb bestehen und wurde sogar noch mächtiger, als 1407 auch Herzog Ludwig von Bayern und die Städte Worms, Speyer, Augsburg, Rothenburg beitraten. Der letzteren Stadt verwegener, unternehmungslustiger Bürgermeister Heinrich Topler, welcher mit Wenzel eine lebhafte Verbindung unterhielt, bereitete sich dadurch seinen Untergang. So

stand der größere Teil Südwestdeutschlands verbunden gegen Ruprecht, während der Osten und der Nordosten ihn noch gar nicht anerkannt hatten.

Und noch auf anderer Seite türmten berghohe Schwierigkeiten sich vor ihm auf. In dem unseligen Streit, den jetzt drei Priester um den Besitz der päpstlichen Tiara kämpften, glaubte Ruprecht demjenigen Papste (Gregor XII.) treu bleiben zu müssen, dessen Anerkennung ihm zu teil geworden war, während Wenzel sich auf Seite des Konzils von Pisa stellte, welches einem dritten Papste zur Existenz verholfen hatte. Die natürliche Folge war, daß sich die Kirchenversammlung für Wenzel und damit gegen Ruprecht erklärte. Schon erließ Wenzel an die Reichsstädte den Befehl, die Reichssteuer an ihn abzuliefern. Zur ergebnislosen Verhandlung über den Kirchenstreit, in welchem er fast sämtliche Reichsstände gegen sich sah, wohnte Ruprecht im Frühjahr 1410 noch einmal einer Fürstenversammlung zu Nürnberg bei.

Unerschüttert durch alle Schwierigkeiten rüstete sich der greise König zum schweren, unvermeidlich gewordenen Kampfe gegen den Mainzer Erzbischof Johann, der jetzt den Herrn in Deutschland spielen wollte, nachdem er von dem neuen Papste Alexander V. zu seinem Bevollmächtigten für Deutschland ernannt worden war. Unter den Zurüstungen zum Krieg ward er auf dem Schlosse Landskron bei Oppenheim 18. Mai 1410 vom Tode weggerafft.

Es möchte fast als ein Wunder erscheinen, daß in dem allgemeinen Darunter und Darüber, welches uns in den Jahrzehnten von Wenzels und Ruprechts Regierung entgegentritt, nicht alles zu Grunde ging. Wir sehen aber, wenigstens in den Städten und besonders in jenen, welche an den Hauptverkehrsstraßen lagen, trotz allem Wirrsal und trotz dem Plackerwesen das kräftigste Wachstum. Nicht am wenigsten läßt Nürnberg, welches im Laufe des Jahrhunderts an Wohlstand, Macht und Ansehen Dutzende von anderen Städten überflügelt hat, in der Machtentfaltung nach außen und in der inneren Entwicklung Zeichen urkräftigsten Gedeihens leicht erkennen. In die jugendfrisch aufstrebende Stadt kommt beständig frischer Zuwachs von außen, der die bereitwilligste Aufnahme findet. Die zwei Bürgen, welche der Bewerber um die Aufnahme in die Gemeinde zu stellen hat, sind leicht zu haben. Besonders aus Würzburg siedelten infolge der unaufhörlichen Kämpfe zwischen Bischof und Bürgerschaft viele Familien nach Nürnberg über.

Ein Denkmal aus jener Zeit frohen Schaffens, das heute noch zu den hervorragenden Zierden der Stadt und zu den schönsten Baudenkmälern Deutschlands gehört, ist der in den Jahren 1385—1396 vollendete „Schöne Brunnen." Das in seiner Art einzige Kunstwerk wird nach den neuesten Forschungen dem Meister Heinrich Behaim zugeschrieben, der es unter der Oberaufsicht des Stadtbaumeisters, zuerst Friedrich Pfinzing, dann Ulman Stromer, errichtete. Über den Zeitpunkt, in dem das Werk geplant und begonnen wurde, sind wir nicht unterrichtet. Wegen seiner Stellung am nordwestlichen Eck des Marktplatzes statt in der Mitte, möchte man annehmen, daß die Anfänge noch in die Zeit zurückgehen, da noch die Judenhäuser den Marktplatz bedeckten und daß man, als derselbe durch die Beseitigung jener Häuser frei war, von einer Verlegung des Brunnens abstand, um den gewonnenen freien Platz für die oftmals abgehaltenen Turniere, Gesellenstechen u. s. w. benützen zu können. Den Namen „schöner" Brunnen hatte derselbe wohl schon von Anfang an wegen der ursprünglichen Bemalung und Vergoldung, die auch in den folgenden Jahrhunderten wiederholt erneuert wurde und erst seit dem 17. Jahrhundert unterblieb. Von den zahlreichen Figuren, welche heidnische, jüdische und christliche Helden, die Kurfürsten, Karl den Großen u. s. w. darstellen, wurden die meisten im Laufe der Zeit durch den Steinfraß derart beschädigt, daß sie in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts durch Nachahmungen ersetzt werden mußten. Die wenigen noch im Original vorhandenen, sowie der ganze Aufbau der in drei Stockwerken emporstrebenden Pyramide liefern ein glänzendes Zeugnis nürnbergischer Bildner- und Steinmetzkunst des 14. Jahrhunderts.

Am Südende Alt-Nürnbergs, „am Graben", erhebt sich jetzt eine Art National-Heiligtum der Deutschen, dessen in weiten Räumen aufgestapelte Schätze zum Anziehungspunkte für die ganze gebildete Welt geworden sind. Das umfangreiche Gelände, welches jetzt von den Gebäulichkeiten des Germanischen Nationalmuseums bedeckt ist, schenkte vor einem halben Jahrtausend ein frommer Bürger Nürnbergs, um dem schweigsamsten aller Mönchsorden eine Stätte zu bereiten und die letzte der klösterlichen Anstalten Nürnbergs ins Leben zu rufen. Es geschah i. J. 1389, daß Marquard Mendel das Karthäuser-Kloster stiftete. Die Bedingungen, unter denen der Rat die Einwilligung zur Erbauung des Klosters gab, sind deshalb charakteristisch, weil sie zeigen, daß schon vor Ausgang des 14. Jahrhunderts die reichsstädtischen Verwaltungen ihr staatliches Aufsichtsrecht vollständig zu wahren und allen Ausnahmsfreiheiten und Rechten der Klostergeistlichen Schranken zu setzen wohl bedacht

waren. Der Rat bestimmte: Das Kloster, welches Maria Zell benannt wird, soll nicht mehr als zwölf Konventsbrüder aufnehmen. Niemand soll aufgenommen werden oder darin wohnen, der dem Rat zuwider. Das Kloster soll für ewige Zeiten in des Rates Schutz sein und dieser nach des Stifters Tode einen Pfleger setzen, der alles mit Wissen des Rats handelt. Im Kloster soll niemand begraben werden, außer den Ordenspersonen und den Dienstleuten, wohl aber mögen der Stifter und der Pfleger des Klosters ihr Begräbnis darin haben. Der Prior soll in weltlichen Sachen ohne des Pflegers und des Rats Bewilligung nichts thun. Des Klosters Bauersleute und Unterthanen sollen vor dem Nürnberger Rat zu Recht stehen.

Unter den erfreulichen Ereignissen in der Gemeinde während des in diesem Kapitel behandelten Zeitraums mögen folgende erwähnt werden:

Im Jahre 1396 verkauften die Waldstromer ihr erbliches Forstamt „auf dem Wald“ nebst allen Rechten an die Stadt, nachdem schon i. J. 1372 das gleiche von seiten der Koler geschehen war. Damit war der vorletzte Schritt auf dem Wege zur vollständigen Besitzerlangung des Reichswalds für die Stadt gethan.

Im Jahre 1400 wurde das später ins Zeughaus umgewandelte Kornhaus „am Graben“ vollendet.

Im Jahre 1406 erkaufte die Stadt von Friedrich Herrn zu Heideck Markt und Schloß Lichtenau um die Summe von 8093 fl. Der Ort wurde später stark befestigt und damit eine wichtige Position mitten im burggräflichen Gebiet gewonnen.

Zu den unerfreulichen gemeindlichen Vorkommnissen in König Wenzels Zeit gehört die neue Ungeldordnung v. J. 1390, welche wohl eine Wirkung des für die einzelnen Städte mit so viel Unkosten verbundenen Städtekriegs war. Da die Abneigung gegen die Steuern zu den Erbsünden des Menschengeschlechts zu gehören scheint, wurde die Maßregel von der Bürgerschaft mit nicht geringem Mißfallen aufgenommen. Gemäß dieser Ordnung mußten hinfort für Franken-, Tauber-, Neckar-, Bergstraßer Wein vom Fuder 2 fl., vom Elsasser 3 fl., vom Fuder Meth auch 3 fl., von italienischem, französischem Wein 6 fl., vom griechischen und Muskateller 8 fl. und vom Fuder Bier $^1/_2$ fl. bezahlt werden. Der innerhalb einer Stunde von Nürnberg gewachsene Wein durfte weniger bezahlen; wie viel von diesem „Nürnberger Ausbruch“ gebaut worden und welchen Geschmack er gehabt, darüber sind uns leider keine Nachrichten aufbewahrt.

Aus der Gewerbethätigkeit Nürnbergs und als kulturgeschichtliches Ereignis aus dem letzten Drittel des 14. Jahrhunderts ist besonders erwähnenswert, daß i. J. 1390 der um die Stadt so vielseitig verdiente Ulman Stromer († 1406) auf der Glaismühle, jetzigen Hadermühle, eine Papiermühle errichtete. Die erste Papiermühle in Deutschland war die von den Holbeins um die Mitte des Jahrhunderts in Ravensburg gegründete; die Stromersche war in der Zeitfolge die fünfte der in Deutschland errichteten Papiermühlen.

Dreizehntes Kapitel.

Kaiser Sigmund. Nürnberg im Hussitenkrieg. König Albrecht II.

Zur Zeit, da König Ruprecht starb, haderten um den Stuhl Petri drei Päpste miteinander und verfluchten sich gegenseitig. Nach Ruprechts Tod traten gleichzeitig auch drei gewählte Könige auf, alle drei aus dem Hause Luxemburg, von denen jeder die Last auf sich nehmen wollte, das hl. römische Reich deutscher Nation zu regieren. Es waren dies König Wenzel, dessen Anhänger behaupteten, man brauche überhaupt nicht zu wählen, da man ja in Wenzel noch einen lebendigen Herrn habe; dessen Bruder, König Sigmund von Ungarn, und der Vetter der beiden Brüder, der alte Markgraf Jobst von Mähren. Die Kurstimme von Brandenburg wurde sowohl von Sigmund, dem eigentlichen Besitzer der Mark, als von Markgraf Jobst, weil ihm die Mark verpfändet war, in Anspruch genommen. An dem vom Reichsprimas Erzbischof Johann von Mainz ausgeschriebenen Wahltag wählten Pfalz, Trier und der Burggraf von Nürnberg als Bevollmächtigter Sigmunds auf dem Kirchhof, außen am Chor der Bartholomäuskirche in Frankfurt, da der Mainzer Erzbischof die Kirchthüre verschlossen hielt, Sigmund zum römischen König. Zehn Tage später, 1. Oktober 1410, wurde, nachdem Wenzel gegen die Zusicherung des Titels: „älterer römischer König und künftiger Kaiser" die Hand zur Gegenwahl geboten, Markgraf Jobst von Mähren mit 5 Stimmen gewählt. Schon rüsteten die beiden neugewählten Könige zum Krieg, um sich nötigenfalls die Krone zu erkämpfen, da starb glücklicherweise Jobst von Mähren ohne Leibeserben. Wenzel entsagte zu Gunsten des Bruders, der alte Ränkeschmied Erzbischof Johann von Mainz wurde durch große Zugeständnisse gewonnen und so wurde denn durch eine neue Königswahl, 21. Juli 1411, die Einheit des Reichs wieder hergestellt. Das größte Verdienst um Sigmunds Wahl hatte Burggraf Friedrich III. von Nürnberg sich erworben, der damals schon dem immer geldbedürftigen Luxem-

burger mit einem namhaften Darlehen beigesprungen war. Ein Hohenzoller hatte dem ersten Habsburger die Wege bereitet; der letzte Luxemburger hatte wieder einem Hohenzoller das meiste bei seiner Wahl zu verdanken.

König Sigmund war 42 Jahre alt, als er zum deutschen Throne gelangte. Er hatte in Ungarn, nachdem er zuerst lange Zeit unendliche Drangsale erduldet, allmählich ganz hübsche Erfolge erzielt. Gegen die Türken hatte er sich in manchem Feldzug versucht, Bosnien und Serbien zur Ruhe gebracht und, was gewiß nicht leicht war, in Ungarn sich Geltung verschafft. Persönlich liebenswürdig und redegewandt, sechs Sprachen beherrschend, von unleugbarem diplomatischen Geschick und lebhafter Phantasie, je nach Bedürfnis überaus leutselig, mit schönen Worten freigebig und bürgerfreundlich oder die stolze Würde der Majestät herauskehrend, wußte er auf seine Umgebung oder Begegnung immer eine bestrickende Wirkung auszuüben. Ungemein empfänglich für große Pläne und Gedanken, aber wankelmütig und unstät, leichtfertiger Schürzenjäger, alles sittlichen Ernstes bar und ohne nachhaltige Ausdauer, machte er im Ganzen den Eindruck eines wenn auch sehr begabten, doch fahrigen, windigen Menschen. So war der Mann beschaffen, der jetzt dem veruneinigten Reiche und der zerspaltenen Kirche ein Retter sein sollte und wollte.

Der neue König verspürte jedoch durchaus keine Eile, die übernommene Rolle eines Retters im Reiche zu beginnen. Bevor er zur Krönung in Aachen nach Deutschland kam, trieb er sich erst zwei Jahre an den südlichen Grenzen seines Reiches herum. Zuerst führte er einen glücklosen Krieg mit den Venetianern, dann machte er in Oberitalien den vergeblichen Versuch, die Visconti in Mailand zu bezwingen und Italien wieder an das Reich zu ketten. Ein folgenreiches Ereignis seines Zugs ins Welschland war seine Zusammenkunft mit Papst Johann XXIII., auf welcher die Berufung einer allgemeinen Kirchenversammlung in Konstanz von den beiden Häuptern der Christenheit beschlossen ward. Erst im Frühjahr 1414 bewegte Sigmund sich langsam durch die Schweiz an den Rhein. Von den Städten ließ er sich beschenken und bewirten und die Chroniken wissen gar viel zu berichten, wie Seine königliche Gnaden auf Kosten der Städte in den öffentlichen Häusern mit den Dirnen sich erlustierte.

Von den Reichsstädten hatte Sigmund bald nach seiner Erwählung Anerkennung und Huldigung auf schriftlichem Wege gefordert, so auch von Nürnberg. Es war aber ein heilig gehaltenes Herkommen bei den Reichsstädten, daß sie dem König, nur wenn er sich in ihren Mauern aufhielt, huldigten; bestand ja, wie häufig geglaubt wurde, die Huldigung in dem freien Einzug des Königs,

da keiner eingelassen wurde, wenn er nicht die echte Urkunde seiner Wahl vorzeigen konnte. Die Städte blieben also bloß ihrer bedächtigen und mißtrauischen Politik sowie dem Herkommen treu, wenn sie sich vor Bestätigung ihrer Privilegien auf keine Huldigung einlassen wollten. Dreimal sandte der Rat von Nürnberg, nach vorheriger Beratung mit den anderen fränkischen Reichsstädten, Botschaft an den König, wodurch der Stadt nicht geringe Unkosten erwuchsen, und immer machte Sigmund Ausflüchte, ja er mutete den drei Nürnberger Gesandten zu, sie sollten ihm für ihre Stadt huldigen, dann wolle er eine vorläufige Bestätigung erteilen. Endlich ließ er sich zur Bestätigung der Privilegien bereit finden, knüpfte aber wieder eine Beschränkung daran und zuletzt scheiterten die Unterhandlungen an der übermäßigen Forderung der königlichen Kanzlei, welche für die Ausfertigung der Bestätigungsurkunde nicht weniger als 2000 fl. verlangte. Das sei nicht zu viel für eine so bedeutende Stadt wie Nürnberg, hieß es, und einer Beschwerde der Abgesandten bei Sigmund begegnete bedauerndes Achselzucken. Schließlich hatten die Nürnberger Abgeordneten die Bestätigungssumme auf 1000 fl. heruntergebracht, wozu noch 100 fl. für die Kanzleibeamten kamen. Derselbe Vorgang des Überforderns und Herabdrückens spielte sich bei den anderen Reichsstädten ab, von denen manche noch mehr zahlen mußten wie Nürnberg; Straßburg z. B. 2200 fl., nachdem man 4000 fl. verlangt hatte. Was die Städte mit Recht erbitterte, war, daß Sigmund das Zehnfache von dem forderte, was die Städte an dessen Vorgänger bezahlt hatten. Dessenungeachtet waren die Städteboten ganz entzückt von des Königs freundlichem Wesen. Das Abschreckende der Huldigung in absentia, gegen die sich die Nürnberger Abgeordneten so sehr gesträubt, wurde dadurch gemildert, daß nach dem zu Chur getroffenen Übereinkommen dem König, wenn er nach Nürnberg käme, noch einmal gehuldigt werden sollte. Übrigens kamen die Bewilligungen der Städteprivilegien allmählich in ein schnelleres Tempo, weil Sigmund zu seinem italienischen Unternehmen dringend Geld brauchte und der Beihilfe der Städte nicht entbehren konnte.

Noch zurückhaltender als die Städte benahmen sich dem neugewählten König gegenüber die Fürsten. In Speyer wartete Sigmund vergeblich auf die geladenen Reichsstände; in Koblenz, wo er vier Wochen blieb, erschienen nur wenige Reichsfürsten; da verlor er endlich die Geduld, und statt weiter nach Aachen zur Krönung zu reisen, kehrte er voll Unwillen um, entschlossen, wie es schien, ungekrönt nach Ungarn zurückzukehren. Doch machte er die Rückreise sehr gemächlich und ließ es sich in den Städten, die nach altem Reichsbrauch für ihn und sein Gefolge zu sorgen hatten, gar wohl

sein. Erst am 23. September traf er in Nürnberg ein. Hier fanden sich außer den fränkischen Herren noch viele andere Fürsten und Prälaten zusammen. Sigmunds treuer Freund, Burggraf Friedrich III., machte den Ständen begreiflich, daß mit des Königs Rückkehr nach Ungarn auch das Konzil scheitern müsse, welches allein Rettung bringen könne in der Verwirrung der geistlichen und weltlichen Angelegenheiten, und nachdem des Burggrafen Beredsamkeit gesiegt, kam auch die Krönung Sigmunds in Aachen, wohin von Nürnberg aus der Aufbruch erfolgte, zu stande.

Das mit hochgespannten Erwartungen begrüßte Konzil war bereits eröffnet, als Sigmund vor seiner Aachener Krönungsfahrt an Weihnachten 1414 in Konstanz eintraf. Es war dieses Konzil Kirchen- und Reichsversammlung zugleich; vor seinem Forum, so hoffte man, würden alle Reiche und Stände der Christenheit die Entscheidung über ihre Streitigkeiten und Beschwerden, über ihre Not- und Mißstände empfangen. Und diese Hoffnungen schienen nicht unberechtigt, vereinigte die Versammlung doch in sich die hervorragendsten Kirchenlehrer aller Nationen, alle jene ernsten Geister, welche sich berufen glaubten, den sichtbaren Verfall der Kirche aufzuhalten, dem stolzen, aber rissigen Bau durch die nötigen Reformen neue Stützen zu geben. Wohl hat das ganze Mittelalter keine glänzendere Versammlung gesehen als das Konzil zu Konstanz. Mehr als 200 Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, 100 Äbte, 300 Doktoren der Theologie, die deutschen Kur- und Reichsfürsten, zahllose Grafen, Herren und Städteboten, Gesandte aller christlichen Fürsten scharten sich um die beiden Häupter der Christenheit, den römischen König Sigmund und den Papst Johann XXIII., um mit denselben über die Nöten der Kirche und des Reichs Rat zu halten. Nürnberg hatte zu der Versammlung Peter Volkamer, Johann von Holfeld, Pfarrer von Lorenzen, und dessen Schaffer und den Magister Ulrich Deichsler abgeordnet. Neben der glanzvollen Fülle von berufenen Persönlichkeiten hatte sich in der Konzilstadt auch ein wahres Gewimmel unberufener Halbwelt eingefunden; die Menge der Abenteurer und Glücksritter, Dirnen und sonstiger Art fahrenden Volks war gar nicht zu zählen.

Es war an jedem Tag ein anziehendes Schauspiel, wenn aus allen Ländern der christlichen Welt Fürsten und Prälaten mit Pracht und Glanz in die Konzilstadt einzogen; an keinem anderen Tag aber war größeres Volksgedränge, als am 3. November 1414, an welchem ein unscheinbarer Doktor der Theologie, Johannes Hus von Prag, mit drei Begleitern in bescheidenster Weise seinen Einzug hielt. Wer hätte an diesem Tage zu ahnen vermocht, welch ungeheuere Schicksale sich diesem Einzuge anreihen würden!

An der von Kaiser Karl IV. gegründeten Prager Universität, welche allmählich einen so gewaltigen Aufschwung genommen hatte, daß man am Anfang des 15. Jahrhunderts (natürlich übertrieben) 30000 Studierende und 200 Doktoren zählte, hatten die kirchenreformatorischen Lehren des Oxforder Professors Wycliffe Eingang und in dem Prager Doktor Joh. Hus einen begeisterten Apostel gefunden. Verschiedene andere volkstümliche Prediger, welche auf die Gebrechen der Kirche hinwiesen, hatten schon länger auch die Gemüter des tschechischen Volkes zur Aufnahme jener Lehren bereitet. Zu dieser immer weitere Kreise ziehenden religiösen Bewegung gesellte sich bald eine nationale.

Nach dem Vorbild der Pariser Universität hatte Karl IV. seine Hochschule in vier Fakultäten und vier Nationen (die böhmische, bayerische, polnische, sächsische) eingeteilt. Aber während in Paris die französische Nation drei Stimmen hatte und die Gesamtheit der Fremden nur eine, war auf der böhmischen Universität das Verhältnis umgekehrt. Zudem bestand die polnische Nation auch größtenteils aus Deutschen, aus Schlesiern, Thüringern u. s. w., sodaß die Fremden, d. h. die Deutschen, ein großes Übergewicht hatten, welches sie bei Besetzung der akademischen Würden, bei der Verteilung der Pfründen u. dergl. zum Nachteil und zum Unwillen der Tschechen mehr als billig ausbeuteten. Den immer heftiger werdenden Unwillen der Tschechen benützten Hus und seine Freunde, um bei Wenzel (1409) ein Dekret auszuwirken, daß künftig bei allen Akten und Abstimmungen die böhmische Nation drei Stimmen, die Fremden aber nur eine haben sollten. Durch diese Maßregel wurden die Deutschen derart erbittert, daß sie in Masse, man zählte 20000 Magister und Studenten, Prag verließen und an anderen Universitäten Aufenthalt nahmen. Eine Folge dieses Auszugs war die Gründung der Leipziger Hochschule, welche noch in demselben Jahre stattfand. Das Deutschtum in Böhmen erlitt die heftigste Erschütterung, die nationalen Gegensätze verschärften sich mehr und mehr, und es dauerte nicht lange, daß die Hochflut der reformatorischen Ideen alle jene Dämme zerstörte, welche die kirchlichen Gewalten zum Schutze der alten Kirche aufgerichtet hatten. In der Bewegung jener stürmischen Tage sind wohl die Ursprünge des fanatischen Tschechenhasses gegen das Deutschtum zu suchen, von welchem wir heute noch täglich Gelegenheit haben, abschreckende Proben zu sehen.

Eine Weile hielten jene Dämme noch. Auf Betreiben des Prager Erzbischofs ward Hus vom Papst mit dem Banne belegt und so seinem öffentlichen Wirkungskreis entzogen. Vom Konzil erwartete man die Entscheidung auch dieses Streites. König Sigmund forderte

deshalb Hus auf, vor der Kirchenversammlung zu erscheinen und sicherte ihm seinen Schutz und freies Geleit zu, wenn er sich in Konstanz stellen wolle. Hus bedachte sich keinen Augenblick und trat in Begleitung von drei böhmischen Herren seinen — Todesweg an. Unerschrocken that er in den von ihm berührten Orten durch Anschlag an den Kirchenthüren seine Anwesenheit kund, sowie seine Bereitwilligkeit, wegen seiner Lehren öffentlich zur Rede zu stehen. Wie er selbst in Briefen in die Heimat berichtete, fand er im deutschen Land viel mehr Zustimmung als er erwartet hatte. So in Bärnau, Sulzbach, Hersbruck, Lauf und in Nürnberg, wo er am 19. Oktober 1414 eintraf. Die Sympathiebezeigungen der Nürnberger Bürgerschaft traten ganz unverhohlen hervor, und es war eine ansehnliche Versammlung von Geistlichen, Ratsherren und Bürgern, die sich in dem Losament des böhmischen Reformators einfand, um dessen Erklärung über die ihm zum Vorwurf gemachten Glaubenssätze zu vernehmen. Einzig und allein trat ihm der Pfarrer von Skt. Sebald, Magister Albertus, entgegen; von den anderen Versammelten erhielt Hus die Versicherung, daß sie das, was er vorgetragen, für gut katholisch hielten und daß sie hofften, wenn man sonst nichts gegen ihn hätte, ihn mit allen Ehren vom Konzil wieder heimkehren zu sehen; und „sind friedsam auseinander gegangen.“

Ganz anders aber als die Nürnberger dachten die Väter des Konzils. Trotz dem königlichen Geleitsbrief ward Hus wenige Wochen nach seiner Ankunft in Konstanz in den Kerker geworfen und da er sich zu dem verlangten öffentlichen Widerruf nicht erniedrigte, ohne daß König Sigmund nur einen Finger zu seinem Schutz gerührt hätte, als „offenbarer, unverbesserlicher Ketzer“ mit allem geistlichen Hokuspokus dem Märtyrertod in den Flammen übergeben (15. Juli 1415). Zehn Monate später erlitt des böhmischen Reformators Schüler und Freund, Hieronymus von Prag, dasselbe Schicksal.

Es sind ja nur ein paar Menschenleben, welche dem erhabenen Gedanken der Einheit der Kirche zum Opfer fallen, mochte der wortbrüchige König gedacht haben. — Dieser Kircheneinheit mußten nun auch die drei Päpste ein Opfer bringen: das ihrer oberpriesterlichen Würde, wenn der große Zweck des Konzils erreicht werden sollte. Auf das Drängen des Konzils verstand sich endlich der aller Laster volle und zu allen Streichen fähige Balthasar Cossa, genannt Papst Johann XXIII., dazu, unter der Bedingung, daß die beiden Gegenpäpste das Gleiche thäten. Bald jedoch empfand er Reue ob dieser heroischen Entsagung und ergriff unter dem Schutze Herzog Friedrich IV. von Österreich heimlich die Flucht. Jetzt erhob sich nicht nur das Konzil, sondern auch König Sigmund auf die Höhe

der Situation: das Konzil erklärte feierlich, daß eine allgemeine Kirchenversammlung über dem Papste stehe und der König erklärte den Herzog Friedrich in die Reichsacht, indem er gleichzeitig ein Reichsheer zu deren Vollstreckung aufbot. Es war nun der besondere Zweck der oben erwähnten Nürnberger Abordnung zum Konzil, den König zu bitten, von der Reichshilfe Nürnbergs gegen den Herzog von Österreich abzustehen, weil die Beteiligung der Stadt an dieser Sache ihrem Handel nach Österreich Schaden bringen würde. König Sigmund hat denn auch diesem charakteristischen Verlangen der Kaufmannstadt Folge gegeben.

Was nun schon lange nicht mehr in deutschen Landen gesehen wurde, geschah: ein unbotmäßiger Reichsfürst wurde zum Gehorsam gezwungen. Der stolze Herzog von Österreich kniete in feierlicher Versammlung vor Sigmund nieder, übergab seine Erbländer dem König und stellte sich selbst als Geißel, bis er Papst Johann wieder nach Konstanz gebracht hätte. Gleichzeitig sicherte sich Sigmund eine Stütze im Reich, indem er dem getreuen Hohenzoller, dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, die Kurwürde von Brandenburg übertrug. Papst Johann XXIII. ward in ebenso feierlicher als für ihn schimpflicher Weise seines Amtes entsetzt und dem Pfalzgrafen Ludwig als Gefangener überantwortet. Der zweite Gegenpapst, der neunzigjährige Gregor XII., verstand sich endlich freiwillig zur Niederlegung seiner Würde; und so blieb denn nur übrig, den dritten Papst, den in Spanien weilenden, alten, eigensinnigen Benedikt XIII. zur Entsagung zu bestimmen, dann war wenigstens die äußere Einheit der Kirche wieder hergestellt. Der Erzketzer Hus verbrannt, das Schisma beseitigt, welcher Triumph für den Schirmvogt der Kirche! Und welch glänzende Aussicht auf unsterblichen Ruhm eröffnete sich noch weiter für den phantasievollen König, der schon davon träumte, an der Spitze des geeinigten christlichen Abendlands die Türken aus Europa zu vertreiben und Jerusalem zu erobern, als er vorläufig den Plan faßte, in der Eigenschaft des weltlichen Oberhaupts der Christenheit Frieden zwischen England und Frankreich zu stiften.

Zu diesem Zweck abenteuerte König Sigmund anderthalb Jahre lang nutzlos in der Welt herum und ließ während dieser Zeit die Theologen in Konstanz einstweilen ebenso nutzlos disputieren. Für das nötige Reisegeld wurde in erster Linie wieder der Burggraf Friedrich von Nürnberg in Anspruch genommen, der ihm zu den gegen Verpfändung der Mark Brandenburg bereits vorgestreckten 150000 Dukaten weitere 250000 lieh und dafür eine vom 30. April 1415 ausgestellte Urkunde erhielt, nach welcher ihm und seinen Erben unter dem Vorbehalt der Wiedereinlösung die Mark Brandenburg

mit der Kurwürde und dem Erzkämmereramte käuflich überlassen wurde. Weitere Summen verschaffte Sigmund sich dadurch, daß er verschiedene von seinen Vorgängern im Reich den Habsburgern verpfändete Reichsstädte, wie Schaffhausen, Radolfszell u. s. w., die ihm soeben vom Herzog Friedrich von Österreich übergeben worden waren, wieder reichsfrei machte, d. h. daß er sich von diesen Städten die Pfandsumme zahlen ließ und ihnen auch für Geld die ihnen von Rechtswegen zukommende Freiheit wieder gab. Außerdem borgte er unterwegs gegen Wucherzinsen, so viel er konnte, saß aber doch mehrmals so fest, daß er sogar die vom König von England geschenkten Kleinodien versetzen mußte, um wieder flott zu werden. Nachdem er in Savoyen, Südfrankreich, an den Höfen in Paris und London, in den Niederlanden und zuletzt am Rhein sich herumgetrieben, unsinnige Summen Geldes verschwendet und doch wieder den spanischen Papst zur Abdankung bewog und noch den Frieden zwischen England und Frankreich zuwege gebracht hatte, endlich Ende Januar 1417 wieder nach Konstanz zurück.

In seiner Abwesenheit hatte die papistische Partei derart die Oberhand gewonnen, daß die von Sigmund unterstützten Bestrebungen der Deutschen: vor der Wahl eines neuen Papstes die Reform der Kirche in Angriff zu nehmen, vollständig scheiterten. Wohl wurde endlich auch der dritte und letzte der Gegenpäpste, Benedikt XIII., abgesetzt und durch die Wahl Otto Colonnas, der den Namen Martin V. annahm, das Schisma beendet; von der Reform der mit tausend Mißbräuchen behafteten Kirche war aber keine Rede mehr. Wirkungslos verhallte die ernstgemeinte Protestation der Deutschen; statt der von diesen verlangten wirklichen Reformen kam nur wertloses Scheinwerk zu Tage: die Völker waren, wie so oft, wieder einmal um ihre Hoffnung betrogen. Nichtsdestoweniger schämte sich der König Sigmund nicht, am Tage der Schließung des Konzils (21. April 1418) durch seinen Hofjuristen die Erklärung verlesen zu lassen, daß alles nach Wunsch verlaufen sei.

Ebenso wertlos war das Wenige, was in Sachen der Reichsreform geschah. Hier trifft die Hauptschuld die Fürsten, welche in ihrer Selbstsucht die gemeinsamen Interessen des Vaterlandes verrieten und in ihrer blinden Eifersucht gegen die Städte sich gegen jede Verbesserung und jede Einrichtung sperrten, bei denen sie hätten ein Opfer oder ein Zugeständnis bringen müssen. Ganz frei von Schuld waren auch die Städte nicht. Der Entwurf eines allgemeinen Landfriedens wurde hervorgeholt, um wieder begraben zu werden.

Herzog Friedrich, der sich wie ein Gefangener in Konstanz behandelt sah, war, seines Eidschwurs vergessend, heimlich entflohen und

hatte bei den treuen Bürgern und Bauern Tirols jubelnde Aufnahme gefunden. Schon rückte Friedrichs Bruder, Herzog Ernst, mit einem Heere gegen den Bodensee vor, bei den Fürsten fand König Sigmund mehr Widerstand als Unterstützung und der Papst drängte auf Aussöhnung mit den Habsburgern; da ließ sich denn der König herbei, die Reichsacht aufzuheben und dem Herzog sein Land zurückzugeben.

König Sigmund mußte sich selbst gestehen, daß es aus sei mit der Reichsreform; er kehrte dem Reich, nachdem er dessen Verwesung dem neuen Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg übertragen, den Rücken und kehrte in sein Königreich Ungarn zurück. Für das Reich aber waren trübe Zeiten in Anzug, schreckliche Tage der Schmach und des Elends, von welchen Nürnberg schon wegen seiner Lage nicht unberührt bleiben konnte.

Es dauerte nicht lange, so brach der Sturm in Böhmen los. Da die päpstlichen Bullen nichts fruchteten, gedachten die Inhaber der geistlichen und weltlichen Macht, denselben mit Feuer und Schwert zu bewältigen. Wie bitter aber sollten sie sich täuschen und wie schrecklich mußten die Völker für den frevelhaften Irrtum der Herren büßen!

Der an Hus verübte Treubruch und dessen Märtyrertod hatten den größeren Teil des böhmischen Volks in wildeste Gährung versetzt. In dem ebenso verständigen als energischen Nikolaus von Hussinetz und in dem alten kriegserfahrenen Ziska von Trocznow fanden die empörten Anhänger des der Einheit der Kirche geopferten Reformators ausgezeichnete Führer. Bald sammelten sich auf den Gütern der beiden Edelleute unzählige Hussiten aus ganz Böhmen. Ein anderer Sammelpunkt war eine Anhöhe bei dem Städtchen Austin, welche nach biblischen Erinnerungen Berg Tabor genannt und später zu einem befestigten Platze, zum Bollwerk der Hussiten gemacht wurde. Hier schlugen im Sommer 1419 vertriebene hussitische Geistliche ihre Zelte auf und begeisterten das zu Tausenden herbeiströmende Landvolk für das Kampfzeichen des Kelchs. König Wenzel hatte der hussitischen Bewegung, als einer national-böhmischen, lange wohlgefällig zugesehen; wiederholt bestürmt durch seinen Bruder, König Sigmund, wie durch den Papst und, wie immer, von einer Richtung zur anderen schwankend, schlug auch er jetzt andere Wege ein und traf strenge Maßregeln gegen das Hussitentum, wodurch die Gährung in der Hauptstadt Prag nur gesteigert wurde. Einem der sich wiederholenden öffentlichen Aufzüge traten störend und höhnend einige hussitenfeindliche Ratsherren entgegen; da stürmte das wütende Volk das Rathaus und

warf auf böhmische Manier sieben Ratsherren zu den Fenstern hinab. Die Nachricht von dieser Gewaltthat versetzte den König Wenzel in solche Wut, daß ihn ein wiederholter Schlaganfall tötete (16. August 1419).

Wenzels Tod wurde das Signal zum allgemeinen Aufstand, dessen Dämpfung für die Witwe Wenzels, da sie ohne Unterstützung ihres Schwagers Sigmund blieb, eine Unmöglichkeit war. Die Wut des hussitischen Volks richtete sich sofort gegen die Katholiken, ihre Kirchen und Klöster, von denen eine Menge in Flammen aufging. Und doch wäre eine Beruhigung des Landes noch möglich gewesen, wenn Sigmund, der rechtmäßige Erbe des Königreichs, den billigen Forderungen der gemäßigten Partei: freie Religionsübung und Freigebung der Kommunion unter beiderlei Gestalt hätte bewilligen mögen. Sigmund that aber, was die fanatischen Pfaffen wollten und zog den Weg der Gewalt dem friedlicher Verständigung vor. Er erbat vom Papst die Verkündung eines allgemeinen Kreuzzuges, welche von Martin V. mit Vergnügen ins Werk gesetzt wurde.

Auf dem nach Breslau berufenen Reichstage (Januar 1420) trug der päpstliche Legat die Kreuzzugsbulle des Oberpriesters vor, welche allen Streitern der Kirche reichen Ablaß verhieß. Zugleich forderte Sigmund alle Stände des Reichs zur Niederwerfung der Ketzerei auf. Eifrig schürten aller Orten die Geistlichen, verlockender noch als die himmlischen Schätze des Ablasses wirkte die Aussicht auf die Plünderung der böhmischen Ketzer: so zählte denn das Kreuzheer, welches im Juni 1420 gegen Prag heranzog, mehr als 100 000 Mann. Angesichts der ungeheuren Gefahr schlossen sich alle Parteien im Land zusammen; auch der Adel fiel vom König ab, galt es ja doch nicht mehr für den Kelch allein, sondern für die nationale Ehre sich zu wappnen. Und jetzt kam auch des alten Ziska geniale Kriegskunst zur vollen Geltung. Er verstand es meisterhaft, aus den Haufen von tschechischen Bauern, Knechten, Taglöhnern, Handwerksgesellen eine wohlgefügte, leicht bewegliche, todesmutige Kriegsmacht zu bilden, welche gegen die schwerfällig gerüsteten Ritter und die zuchtlosen, beutegierigen Scharen der Kreuzfahrer immer und überall weit überlegen sich zeigte. Die eisenbeschlagenen Dreschflegel der Ketzer waren weit wirksamer als die Spieße und Schwerter ihrer Feinde. Als furchtbares Kriegswerkzeug erwiesen sich die Wagenburgen. Die Kriegswagen, aneinander gereiht, untereinander verbunden und durch Bretter und Schutzdächer geschützt, bildeten ein Lager, das jeden Augenblick in eine Festung umgewandelt werden konnte. Hier bargen sich nicht bloß der Troß, Weiber und Kinder, hier stand auch das Fußvolk und richtete die Geschosse auf die Feinde und zugleich konnten

zum plötzlichen Angriff Öffnungen der Wagenburg als Ausfallpforten benützt werden.

Die Überlegenheit böhmischer Kriegskunst bewährte sich bald und König Sigmund erfuhr, was unter richtiger Führung ein für seine Freiheit kämpfendes Volk vermag. Abteilungen des Kreuzheers wurden im freien Feld überall geschlagen und auch der mit den königlichen Besatzungen des Prager Schlosses und des Wyšherad verabredete, von dem gesamten Kreuzheere unternommene allgemeine Sturm auf die Stadt Prag schlug gänzlich fehl. Das Kreuzheer war nach all diesen Mißerfolgen nicht mehr beisammen zu halten und lief auseinander. Der erste mit so glänzenden Aussichten unternommene Kreuzzug gegen das Hussitentum war vollständig gescheitert. König Sigmunds ungarische u. s. w. Mietsvölker schlugen sich unter Verübung entsetzlicher Greuel noch eine Weile erfolglos mit den Böhmen herum, dann verließ Sigmund, nachdem selbst der Wyšherad, der Stolz Karl IV., in die Hände der Empörer gefallen war, entmutigt den Schauplatz seiner Niederlagen, um in sein Königreich Ungarn zurückzukehren.

Im Lande Böhmen brodelte es indessen fort wie in einem Hexenkessel; sobald die Gefahr von außen geschwunden war, wütete der innere Parteikampf immer wieder aufs neue. Den Gemäßigten, den Kalixtinern (Kelchnern), wozu besonders die Prager Magister gehörten, standen in erbitterter Feindschaft die Radikalen, die strengen Taboriten gegenüber. Neben diesen beiden Hauptrichtungen tauchten verschiedene schwärmerische und kommunistische Sekten auf, wie die Picarden, die in paradiesischer Gewandlosigkeit wandelnden Adamiten u. s. w., deren Zügellosigkeit zur wahren Landplage wurde. Es bedurfte einer so gewaltigen Persönlichkeit wie der des alten Ziska, der mit schonungsloser Energie die ärgsten Tollköpfe dutzendweise köpfen und verbrennen ließ, um in das Chaos Zusammenhalt und Ordnung zu bringen. Es gelang auch dem alten Hussiten, auf dem Landtage zu Tschaslau die sogenannten vier Prager Artikel zur Annahme zu bringen, welche die Religionsforderungen der Böhmen in sich faßte. Diese Artikel verlangten: 1) Empfang des Abendmahls unter beiden Gestalten; 2) freie Verkündigung des Wortes Gottes durch die Priester; 3) Säcularisation der überflüssigen geistlichen Güter; 4) Bestrafung öffentlicher Sünden und Vergehen ohne Ansehen des Standes und der Person.

König Sigmund schrieb nun auf April 1421 einen Reichstag nach Nürnberg aus, um über die gegen die Hussiten zu ergreifenden Maßregeln zu beraten. Wer aber nicht kam, war er; angeblich hielt ihn die Türkennot ab, zu kommen. Jetzt nahmen, angeeifert vom

Papst und seinen Legaten, die Kurfürsten die Sache in die Hand und brachten endlich, nachdem sie weiter noch an verschiedenen anderen Orten getagt, mit 86 Reichsstädten eine Vereinigung zu stande. Es sollten zu gleicher Zeit von verschiedenen Seiten das neue Kreuzheer sowie das Heer König Sigmunds in Böhmen einfallen. Das auf 200000 Mann geschätzte Kreuzheer brach nach der Verabredung im August in Böhmen ein, stiebte aber schon bei der bloßen Nachricht von Ziskas Herannahen in wilder Flucht auseinander. Das Kreuzheer war bereits aufgelöst, als Sigmund mit einem starken ungarischen Heer von Mähren her in Böhmen einrückte. Da Ziska sich zu schwach fühlte, wich er aus, um dann im Januar 1422 bei Deutschbrod den König um so gründlicher zu schlagen. Es war eine furchtbare Niederlage, welche Sigmund erlitt und eine schauerliche Flucht durch Schnee und Eis, auf der sein von den Hussiten grausam verfolgtes Heer vernichtet wurde. So war auch der zweite Kreuzzug gescheitert.

Der Mangel an einheitlicher Leitung und die Reibereien der an dem Zuge beteiligten Fürsten waren nicht die geringste Ursache von dem schmählichen Ausgange des zweiten Kreuzzugs. Trotzdem wurde von den Fürsten die Hauptschuld dem König, seinem Zaudern und seinem späten Eintreffen auf dem Kriegsschauplatze zugemessen. Sein langes Fortbleiben vom Reiche steigerte die Erbitterung gegen ihn derart, daß das Gerücht von dem Plane seiner Absetzung in Umlauf kam. Sigmund hielt es nun für nötig, die Reichsstände zu beschwichtigen und schrieb auf Ende Mai 1422 einen Reichstag nach Regensburg aus. Trotz der Verschiebung der Tagung auf anfangs Juli war er auch da noch nicht eingetroffen. Jetzt verlegten die Fürsten eigenmächtig den Reichstag nach Nürnberg und der König, endlich in Regensburg angekommen, mußte wohl oder übel sich bequemen, den Reichsständen nachzuziehen. Schon im Februar waren die Böhmen in Niederbayern eingefallen und hatten eine Anzahl Dörfer in Flammen aufgehen lassen; ein Einbruch in die Oberpfalz stand in Aussicht, so daß die Pfalzgrafen Johann von Neumarkt und Otto von Mosbach eilig rüsteten und sogar Nürnberg sich anschickte, Hilfstruppen an die Grenze zu senden. Diese Gefahr wurde durch den Rückzug der Böhmen beseitigt; aber der einzige feste Punkt von Bedeutung, welchen die Königlichen in Böhmen noch inne hatten, Karlstein, stand in Gefahr, verloren zu gehen. Nach langem Hin- und Herreden auf dem Nürnberger Reichstag verfiel man endlich auf den Plan eines „täglichen Kriegs“, d. h. auf die Aufstellung eines Söldnerheeres, das unter einem Oberfeldherrn bis zur Niederwerfung der Hussiten im Felde bleiben sollte. Der Plan scheiterte aber an dem Widerstand

der Städte, welche, wohl mit Recht, fürchteten, daß sie den größten Teil der Kosten tragen müßten, während den Fürsten und deren Mannschaften der Sold zugefallen wäre. Es wurde nun eine Reichsmatrikel für den „täglichen Krieg“ aufgestellt und zugleich ein Aufgebot für den „Zug“ erlassen; sonderbarer Weise aber nicht bloß ein doppelter Sammelplatz, Nürnberg und Eger, sondern auch ein zweifacher Termin, 19. September und 16. Oktober bestimmt.

Am 4. September 1422 übergab der Kardinallegat nach dem Hochamt in der Sebalduskirche die vom Papst geweihte Fahne des heil. Kreuzzugs dem römischen König; Sigmund überreichte sie sogleich dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg als obersten Hauptmann des „Zugs“ sowohl als des „täglichen Kriegs.“ Unter Trompetenschall und dem Zujauchzen des Volks wurde der neue Feldhauptmann zu seiner Herberge geleitet. Auch sind auf diesem Reichstage sonst viel großartige begeisterte Reden gehalten worden, welchen aber weder die Leistungen der einzelnen Reichsstände noch die Thaten des Kreuzheeres auch nur im mindesten entsprachen. Sonderbare Proben patriotischen Eifers lieferten einzelne Fürsten und Städte, z. B. Nürnberg und Augsburg, die sich mit Geld von ihrer Pflicht loskauften. Nürnberg zahlte 3000 fl. dem römischen König, welcher dafür das Aufbringen und Halten der beiden Nürnberger Kontingente übernahm; für den immer geldbedürftigen König war dies eine willkommene Einnahmequelle. Einzelne Reichsstände erschienen gar nicht im Feld; andere, wie der Bischof von Würzburg, kehrten an der Grenze wieder um, weil es doch schon zu spät sei. So bestand das ganze Heer aus wenigen tausend Mann, sodaß Markgraf Friedrich bei dem Mangel an allem weiteren Zuzug schließlich froh sein mußte, vor der Veste Karlstein, deren Entsetzung Hauptzweck des Zugs war, mit dem Anführer der Böhmen einen Waffenstillstand abschließen zu können. Noch ehe das Jahr zu Ende ging, war auch der dritte Kreuzzug zu Ende, mit keinem anderen Ergebnis, als daß die ganze Nichtsnutzigkeit des Reichskriegswesens und die erbärmliche Selbstsucht aller Reichsglieder aufs neue vor aller Welt offenbar geworden war.

Von da an währte es fünf Jahre, bis in einem vierten Kreuzzuge der vergebliche Versuch, die böhmische Ketzerei mit Waffengewalt auszurotten, erneuert wurde. In Böhmen zerfleischten sich in diesem Zeitraum die Parteien, starb der Nationalheld Ziska, machten die Hussiten verheerende Einfälle in Mähren und Österreich. Im deutschen Reich folgten sich Fürsten- und Städtetage, es wurde unendlich viel geredet und allerlei geplant, aber es erstand kein Prophet, welcher gelehrt hätte, daß der jammernswerten Hilflosigkeit des gewaltigen

Reichskörpers nur durch Herstellung einer Finanzordnung und Umgestaltung des Reichskriegswesens ein Ende gemacht werden könne. Das Reichsoberhaupt ging im fernen Ungarn seinen Hausinteressen und fremden Angelegenheiten nach und die Fürsten im Reich befehdeten sich um Länderfetzen. Ein wüstes Bild grenzenloser Anarchie; ihr konnte auch durch einen merkwürdigen Schritt, den die Kurfürsten unternahmen, nicht gesteuert werden.

Es einigten sich nämlich am 24. Januar 1424 zu Bingen die sechs Kurfürsten zu einem Bündnis, scheinbar und angeblich, um der „bösen Ketzerei" zu wehren, in der Wirklichkeit aber, um das verlotterte Reichsregiment an sich zu ziehen. Dieser kurfürstlichen Opposition, deren treibende Kraft der Kurfürst Friedrich von Brandenburg war, suchte Sigmund durch Schutz- und Trutzbündnisse mit den Herzogen von Sachsen und Österreich entgegen zu wirken. Einen weiteren Schritt in dieser Richtung that er, indem er, die einstmaligen Wege seines Bruders Wenzel betretend, Annäherung und Halt bei den Städten suchte. Durch Abgesandte ließ er den „Ehrbaren" der Reichsstädte eröffnen, daß er selber ins Reich kommen wolle, um Recht und Frieden herzustellen, und wenn auch die Fürsten nicht dazu helfen wollten, sei er doch bereit, Gut und Leben dafür einzusetzen, wenn er sich nur auf die Städte und die Ritter vom Skt. Georgenschild verlassen könne. Durch die bitteren Erfahrungen, die sie mit König Sigmunds Bruder Wenzel gemacht hatten, waren die Städte gewitzigt und antworteten, nachdem sie mancherlei Beratungen gepflogen, ablehnend: sie seien dem König zur Hilfe wider die Hussiten verpflichtet, nicht aber gegen die Kurfürsten, „ihre Herren", die nur das Beste des Reichs und des Königs wollten. Unter solchen Umständen war ein Kampf im Reich für Sigmund aussichtslos, aber auch die Kurfürsten mochten es auf einen solchen gegen den König nicht ankommen lassen, und so wurde denn auf dem Reichstag zu Wien, Februar 1426, eine der bekannten Versöhnungskomödien zwischen dem Brandenburger und dem König aufgeführt.

Da der Wiener Tag zu schwach besucht war, um wichtige Beschlüsse zu fassen, beraumte der König einen Reichstag auf Anfang Mai in N ü r n b e r g an, auf welchem die Verhandlungen wegen des Kriegs fortgesetzt werden sollten. Der König selbst hatte sein Wegbleiben durch Krankheit entschuldigen lassen, dagegen waren Fürsten und Städteboten zahlreich erschienen. Der König hatte 6000 Gleven (zu fünf Bewaffneten) verlangt; diese Forderung nannten die Fürsten übertrieben, höchstens auf 4—5000 wollten sie sich einlassen. Die Städteboten wollten sich gar nur zu ein Viertel der Beisteuer zu den früheren Hussitenkriegen verstehen und verschanzten sich schließlich

hinter ihre Instruktionen, als sie von den Fürsten ob dieses schnöden Anerbietens zurechtgewiesen wurden. An die Besprechung oder gar Verwirklichung des einzig richtigen, vom König nahegelegten Gedankens einer Reichssteuer war vollends nicht zu denken. Obwohl nun eigentlich nichts Entscheidendes beschlossen wurde, so wahrte dieser Nürnberger Reichstag doch den Schein, als ob wirklich etwas geschehen wäre, indem er einen großen Kriegszug gegen die Ketzer in Aussicht stellte, der gleichzeitig von vier Heeren, einem süddeutschen unter Pfalzgraf Johann, einem österreichisch-ungarischen unter Herzog Albrecht von Österreich, einem norddeutschen unter Herzog Friedrich dem Streitbaren und einem polnisch-preußischen unter dem Polenkönig unternommen werden sollte; über das Wie konnte man ja ein anderesmal beraten.

Da wurden die Gemüter aus ihrer trägen Gleichgiltigkeit aufgeschreckt durch die Kunde von dem furchtbaren Unglück, von welchem ein deutsches Heer durch die Waffen der Hussiten betroffen wurde. Die Stadt Aussig an der Elbe, in welcher eine starke sächsische Besatzung lag, war von den Hussiten hart bedrängt. Um sie zu entsetzen, hatte sich aus Sachsen und Thüringen ein Heer, angeblich von 10000 Mann, gesammelt. Bei Aussig kam es zur Schlacht, welche trotz der Tapferkeit Einzelner durch die Uneinigkeit der Führer und die Zuchtlosigkeit des Heeres zur entsetzlichen Niederlage wurde. An 15000 Deutsche sollen von den Tschechen erschlagen worden sein (20. Juni 1426).

Mit der Aussiger Schlacht begann die letzte und blutigste Periode des Hussitenkriegs. In Prokop „dem Großen“, einem ehemaligen Mönch, hatten nach Ziskas Tode die Taboriter einen neuen Feldhauptmann von ungewöhnlicher Begabung gefunden, der, wenn er auch nicht selber die Waffen trug, doch die von ihm begeisterten Scharen überall zum Siege zu führen verstand. Schon beschränkten sich die Raub- und Brandzüge der Hussiten nicht mehr auf Mähren und Österreich; Schlesien und die Lausitz litten furchtbar unter ihrer Heimsuchung. Auf deutscher Seite versuchten einzelne kleinere Abteilungen ihr Waffenglück im Kampfe mit den Ketzern. So machte Pfalzgraf Johann XIII. ein paar glückliche Streifzüge über die böhmische Grenze, an welchen auch nürnbergische Reisige sich beteiligten. Einen mehr romantisch-phantastischen, als wirkungsvollen Einfall hatte die fränkische Reichsritterschaft, den Kampf gegen die Ketzer als geistliches Turnier zu organisieren, an welchem teil zu nehmen jedermänniglich eingeladen wurde; von einer wirklichen Thätigkeit der frommen Ritter ist jedoch nichts verspürt worden. Sonst zeigten sich trotz der Aussiger Schlacht und trotzdem, daß der

Papst den Ketzerhaß aufs eifrigste schürte, keine Spuren von einem Aufraffen der Volkskraft. Die Bürgerschaften sahen, wie ringsherum die Fürsten durch die Hussitennot in dem Ausfechten ihrer Fehden sich keineswegs stören ließen, und die unteren Schichten, die ohnedies teilweise mit den republikanischen Ketzern sympathisierten, zeigten vollends keine Lust, für die Glaubenseinheit sich totschlagen zu lassen.

Durch eifriges Betreiben der Kurfürsten kam endlich nach Ostern 1427 eine Reichsversammlung in Frankfurt zu stande, welche sich ernstlich mit den Vorbereitungen zu einem Kreuzzuge beschäftigte und hier zeigten auch die Städte die größte Bereitwilligkeit. In einer neuen Kriegsordnung wurden strenge Vorschriften über die Mannszucht gegeben, nähere Bestimmungen über die Leistungen der einzelnen Reichsstände aber nicht festgesetzt, sondern jedem einzelnen anheim gegeben, „nach Vermögen" sich zu beteiligen. Nur die Zahl der von den einzelnen Fürsten und Städten zu stellenden Büchsen und Geschosse ward vorgeschrieben und hier stand Nürnberg obenan, nämlich mit 1 großen, 78 kleinen Büchsen und 6 Büchsenmeistern. Von einer gemeinsamen Finanzordnung war auch dieses Mal keine Rede.

Gegen Ende Juni begannen die Bewegungen der einzelnen Kriegshaufen; die Beteiligung blieb aber hinter den berechtigten Erwartungen weit zurück. Geradezu armselig waren die Leistungen der Fürsten, auch die Städte waren nicht sämtlich vertreten und von den vielen in Aussicht gestellten norddeutschen Mannschaften waren nur die Bogenschützen der Hansastädte eingetroffen. Anfangs Juli brachen die einzelnen Abteilungen des Reichsheeres, bei welchem sich auch der Kardinallegat Heinrich, Bruder des englischen Königs Heinrich IV., befand, in Böhmen ein; die Sachsen unter dem Sohn Herzog Friedrich des Streitbaren; Franken und Thüringer unter dem Markgrafen von Brandenburg; Rheinländer, Schwaben und Bayern unter dem Erzbischof Otto von Trier. Statt, wie es der Markgraf Friedrich vor Brandenburg wollte, vereinigt nach Prag zu marschieren, legte sich die Hauptmacht vor die feste Stadt Mies. Sobald aber die Schrecken verbreitende Kunde kam, der in Wirklichkeit noch weit entfernte Prokop sei im Anzug, entstand eine allgemeine Panik und in wilder Flucht wandte sich das Heer nach Tachau (2. August 1427). Hier trat der Kardinal mit aller Kraft der Auflösung entgegen. Er entfaltete die päpstliche Fahne und übergab sie und damit die Führerschaft dem Pfalzgrafen Johann. Als jedoch auch dies wieder nur Neid und Hader erregte und der Pfalzgraf alsdann zornig die Fahne von sich warf, war nichts mehr zu retten. Jeder dachte nur noch an die eigene Sicherheit; ohne Schwertstreich, ohne Verfolgung, in

vollständiger Auflösung eilte alles, Vornehm und Gering, der Grenze zu. Das war der schmachvolle Ausgang des vierten Kreuzzugs.

Alle diese jammervollen Mißerfolge waren nicht im stande, die starre Ketzerausrottungspolitik des römischen Stuhls im mindesten zu erschüttern. Der Markgraf von Brandenburg hatte längst eingesehen, daß ein anderer Weg eingeschlagen werden müsse, aber er besaß nicht Mut genug, offen Farbe zu bekennen, eine andere Stimme von Ansehen erhob sich nicht und König Sigmund war ein gehorsamer Knecht der Kurie. Kaum war der Kardinal von England, wie er in Deutschland genannt wurde, von der großen Ausreißerei von Tachau wieder in dem sicheren Nürnberg angelangt, so berief er, der römische Kardinal, auf Mitte September einen Reichstag nach Frankfurt, beschloß mit den dort spärlich eingetroffenen Reichsständen die Verlegung des Tags auf Mitte November und bedrohte die Säumigen mit Strafe wegen Ketzerfreundschaft. Was könnte den damaligen Zustand des heil. römischen Reichs deutscher Nation besser kennzeichnen, als daß nicht das Reichsoberhaupt, nicht ein Reichsverweser, nicht das Kurfürstenkollegium, sondern ein römischer Kardinal deutsche Reichstage ausschreibt. Groß war übrigens der Eifer, den der Kardinal entfaltete, und dem gesunden Gedanken einer Reichskriegssteuer hat er zu einer (wenn auch kümmerlichen) Verwirklichung verholfen. Dieses „Hussengeld“ oder „gemeiner Pfennig“ war eine ungeschickte Mischung von Vermögens-, Einkommen-, Kopf- und Standessteuer, bei welcher der kleine Besitzer zu Gunsten des großen sehr benachteiligt war. Zum Vollzug der Anordnung war in jeder Diözese ein Sechserausschuß; diese Sechserausschüsse sandten die Eingänge an die fünf Hauptkassen in Köln, Salzburg, Breslau, Nürnberg, Erfurt; Köln mußte wieder nach Nürnberg abliefern. Zu obersten Hauptleuten wurden der Kardinal und der Markgraf von Brandenburg ernannt. Einem Zentralausschusse, bestehend aus den Bevollmächtigten der sechs Kurfürsten und dreien sämtlicher Reichsstädte, der seinen Sitz in Nürnberg hatte und hier unter des Markgrafen Vorsitz regelmäßige Versammlungen halten sollte, war die Verwendung der Steuern und die Leitung der Rüstungen übertragen. Hiemit war mit Umgehung des Reichsoberhaupts eine ganz neue Reichsorganisation, eine Art Reichsregiment geschaffen, und merkwürdig ist, daß mit Übergehung der sonstigen Fürstlichkeiten und des Adels Kurfürsten und Städte sich darin zusammenfinden. So hübsch nun das Ganze auf dem Papier sich ausnehmen mochte, so übel stand es mit der Ausführung, obwohl der oberste Hauptmann, der Markgraf von Brandenburg, der den Ausschuß häufig nach Nürnberg

zusammenrief und sich auch außerdem viel in Nürnberg aufhielt, sein Amt ganz gewissenhaft verwaltete. Versammelt und geredet wurde mehr als genug, zahlen aber wollten die wenigsten. Das bei Fürsten und Städten eingetriebene Geld wurde von diesen oft zurückgehalten unter dem Vorwand, selbst Söldner anwerben zu wollen, andere benützten es für ihre Streithändel; kurz, das Ergebnis war so lächerlich gering, daß der größte Teil durch die Unkosten der Verwaltung und die Zehrung des Markgrafen daraufging.

Mitten in die an den verschiedensten Orten gepflogenen end- und resultatlosen Verhandlungen fiel die Schreckensnachricht von einem hussitischen Einfall in die Oberpfalz. Es war einer der gewöhnlichen Brand- und Raubzüge, welchen Bärnau, Tirschenreuth, Nittenau und viele kleinere Orte zum Opfer fielen. Nur das befestigte Cham widerstand erfolgreich, worauf die Hussiten beutebeladen wieder über den Wald zurückgingen. Die Nürnberger hatten nach Weiden 25 Wagenpferde und 150 Schützen und Fußknechte geschickt. Der Einbruch (Juni 1428) hatte weithin Schrecken verbreitet; nach einem Briefe Ludwigs von Öttingen wollten die verschiedenen Hussitenhaufen bei Tachau sich vereinigen, um mit gesamter Macht Nürnberg zu belagern.

Glücklicherweise erwies sich dies als blinder Lärm; die Hussitenführer richteten ihre weiteren Züge i. J. 1428 vorläufig nach Ungarn und nach Schlesien, das sie, nachdem sie vor Neisse in blutiger Schlacht die Gegner überwunden, aufs furchtbarste verheerten und brandschatzten. Trotzdem nun alle diese Züge in die Länder der „Philister“ für die immer beutebeladen nach Hause zurückkommenden Hussiten bloß gewinnbringend waren, ließen sich die Hussitenführer von böhmischen Herren, welche nach Wiederherstellung geordneter Zustände im Vaterlande trachteten, doch bestimmen, mit König Sigmund in direkte Unterhandlungen zu treten. Aber sowohl die von Prokop in Gesellschaft des gelehrten Wycliffiten Peter Paine unternommene Reise an das königliche Hoflager in Preßburg, wie die in Anwesenheit königlicher Gesandter gepflogenen Verhandlungen des böhmischen Landtags in Prag erwiesen sich als unnütze Arbeit; der Papst beharrte bei seinem Gebot unbedingter Unterwerfung und König Sigmund blieb der Knecht des Papstes. So ging denn das Unheil seinen weiteren Gang.

Als ein Vorspiel zu dem fürchterlichen Winterdrama kann der Ende September 1429 unternommene Zug durch die Oberlausitz bis in das Herz von Sachsen angesehen werden. Der Hussitenschrecken verbreitete sich bis nach Brandenburg und Preußen. Mitte Dezember erfolgte dann der Ausmarsch der hussitischen Hauptmacht von 40000

Mann mit Prokop an der Spitze in der Richtung nach Sachsen. Infolge der Hilferufe aus den bedrohten Landschaften kam aus dem Süden mannigfache Hilfe herbeigeeilt. Nürnberg sandte ungefähr 200 Schützen. Aber obwohl im Meißener Land zwei beträchtliche Heere standen, die stärker waren als das Gesamtheer der Hussiten, kam es doch nirgends zu einem ernsthaften Widerstand. Furcht und Entsetzen lähmten Geister und Arme, lähmten die Bewohner von Stadt und Land. Die Furchtbarkeit dieses Einfalls wurde besonders dadurch gesteigert, daß sich die hussitische Streitmacht in fünf Abteilungen schied und dadurch mehrere Gebiete zu gleicher Zeit überschwemmen konnte. Altenburg wurde bis auf das Schloß verbrannt, Plauen erstürmt, Hof zerstört. Grausam und schonungslos war das Wüten der Hussitenscharen im Voigtland; die Frauen zwar wurden verschont, die Mönche aber lebendig begraben. Und nun wälzte sich die Flut unwiderstehlich gegen das Frankenland, gegen die Gebiete des Bischofs von Bamberg und die des Markgrafen, wo niemand die hussitische Heimsuchung erwartet hatte und wo deshalb gar nichts zum Widerstand vorbereitet war; alle Anstrengungen waren bisher darauf gerichtet gewesen, den Sachsen Hilfe zu bringen.

Am 13. Januar 1430 waren auf der Rückreise von Preßburg die Kurfürsten von Mainz und Brandenburg in Nürnberg eingetroffen. Es erfolgten nun dringende Ausschreiben an alle Reichsstände um eilende Hilfe; zugleich kamen aber auch von allen Seiten dringende Hilfegesuche nach Nürnberg, welches selbst bald in Gefahr kommen sollte. Das Elend der von den Böhmen heimgesuchten Gegenden spottet jeder Beschreibung. Da in den wenigsten Ortschaften Widerstand möglich war, bestand die einzige Rettung — mitten im Winter — in der Flucht in die Wälder. Den heißen Dank Tausender dieser jammernswerten Flüchtlinge haben sich damals die Nürnberger dadurch erworben, daß sie wochenlang die heimgesuchten Gegenden mit Lebensmitteln versahen. An einzelnen Beispielen heldenmütigen Widerstandes hat es gleichwohl nicht gefehlt; so schlugen z. B. die Bürger von Kronach und Wunsiedel die stürmenden Hussiten erfolgreich zurück. Nachdem auch Bayreuth und Kulmbach ausgebrannt waren, wandten die Böhmen sich ins Bambergische, wo sie eine Menge Städte und Dörfer zerstörten und Hollfeld bis auf den Grund ausbrannten.

Jedem Einsichtigen mußte klar werden, daß bei den zur Zeit vorhandenen geringen Abwehrmitteln der Ruin des Landes unvermeidlich sei, wenn nicht eine Verständigung mit den Hussitenführern herbeigeführt werden könne. Auf des Markgrafen Wunsch vermittelte deshalb dessen Hauptmann Kaspar von Waldenfels, der als Befehls-

haber einer Reiterabteilung schon mehrmals in Berührung mit den hussitischen Hauptleuten gekommen war, eine Zusammenkunft seines Herrn mit den Hussitenführern auf dem Schloß Zwernitz bei Hollfeld. Hier kam vorerst ein Vergleich zwischen den Hauptleuten der fünf hussitischen Heere und dem Stift Bamberg zu stande, laut welchem letzteres für Einstellung der Feindseligkeiten 12000 fl. zu zahlen hatte. Die Hussitenführer verfolgten aber außer der Ausplünderung und Verwüstung der von ihnen überzogenen Länder und der Erlangung von Kontributionen noch ein weiteres Ziel: sie wollten ein „ordentliches Gehör", womöglich auf einer allgemeinen Kirchenversammlung, erzwingen. Darum stellten sie auch ihre Bewegungen nicht ein und kehrten sich jetzt mit aller Macht gegen den Sitz des Zentralausschusses für Bekämpfung der Hussiten — gegen Nürnberg. Über Pottenstein und Pegnitz zogen sie in die Oberpfalz und besetzten das von seinen Bewohnern verlassene Auerbach. Nur noch wenige Stunden waren die Hussiten von Nürnberg entfernt und scharenweise flüchtete das Landvolk in die befestigte Stadt. Eine eigentliche Gefahr war für dieselbe wohl nicht vorhanden, denn, rühmten sich auch die Hussiten, mehr als 700 befestigte deutsche Orte eingenommen zu haben, so waren die Befestigungen und Verteidigungsmittel Nürnbergs derart beschaffen, daß ein gleiches Schicksal für unsere Stadt nicht zu befürchten war. Nichtsdestoweniger wurden seitens des Rats alle möglichen Vorkehrungen getroffen. Die unfertigen Mauern wurden durch Schanz- und Pfahlwerke ergänzt, Geschütze aufgestellt, die Wachen verstärkt und alle wehrhaften Bürger und Handwerksgesellen in Bereitschaft gesetzt. Auch sonstige Sicherheitsmaßregeln wurden nicht versäumt, höchste Vorsicht mit Feuer und Licht besonders anbefohlen, Kundschafter ausgesandt u. s. w. Bei alledem muß doch eine ziemliche Bangigkeit in Nürnberg obgewaltet haben, denn nach allen Richtungen sandte der Rat an die Fürsten, Edlen und Städte immer dringender werdende Gesuche um Zusendung von Hilfstruppen, und der damals in Nürnberg anwesende Augsburger Chronist Burkard Zink schreibt: „es war alles Volk so gar erschrocken und verzagt, als ob sie die Stadt schon gewonnen hätten."

Von den erbetenen Hilfstruppen waren bis Mitte Februar kaum 700 Pferde eingetroffen; eine größere Zahl war bis Ende des Monats in Aussicht gestellt. War nun auch die eigene Besatzungsmannschaft hinreichend, um jeden Sturm abzuwehren, so war doch keine genügende Streitmacht vorhanden, um dem Feind in offenem Feld zu begegnen und das Landgebiet der Stadt vor Verwüstung zu schützen. Unter diesen Umständen mußten die Bemühungen des Markgrafen, die Hussiten durch einen Vergleich zum Abzug zu bringen,

den ganzen Beifall des Rats von Nürnberg finden. Bei den auf dem zwischen Pottenstein und Pegnitz gelegenen Schlosse Beheimstein gepflogenen Verhandlungen, welche den Zweck hatten, von den Hussiten den Frieden zu erkaufen, war außer dem Markgrafen, dem Pfalzgrafen Johann, dem Viztum von Amberg und den bambergischen Pflegern auch ein Burger vom Nürnberger Rat, Peter Volkamer, als Bevollmächtigter zugegen. Am 11. Februar wurde der Beheimsteiner Vertrag abgeschlossen; der Kaufpreis für das kostbare Gut des Friedens, zumal wenn man die Schmach eines solchen Abkommens für nichts rechnet, war ein verhältnismäßig sehr geringer, im Ganzen 45000 Goldgulden. Nürnberg hatte den größten Betrag von 12000 fl. zu zahlen, der Markgraf, dessen fränkisches Oberland ganz verwüstet war, 9000 fl., der Pfalzgraf Johann 8000 fl. u. s. w. Kleinere Ausgaben waren allerdings noch damit verbunden; so wurden vom Nürnberger Rat dem böhmischen Bevollmächtigten, der die Abfindungssumme erhob, 1000 fl. in die Hand gedrückt. Immerhin war die Summe armselig und die Bescheidenheit der Böhmen nur dadurch erklärlich, daß ihr Zweck: die Erlangung eines „ordentlichen Gehörs" erreicht wurde. Es wurde nämlich von den Unterzeichnern des Beheimsteiner Vertrags für die hussitischen Herren, Ritter, Hauptleute, sowie für Prokop und die ehrwürdigen Magister und Priester, doch nicht für mehr als 400 Personen sicheres Geleite zugesagt zu einem Tage in Nürnberg, wo sie die vier Artikel, für deren Wahrheit sie eintreten, vorbringen und verteidigen könnten. Die Aussteller verbürgten sich auch für die Beobachtung des Geleits von seiten des römischen Königs und der übrigen Stände.

Die Not hatte dem Markgrafen und Genossen dieses Zugeständnis abgedrängt, denn es war höchste Zeit, die schrecklichen Gäste aus dem Lande zu bringen. Der ganze Handel aber mußte später als eine Überlistung der Böhmen angesehen werden, denn in dem vom Markgrafen und den Nürnbergern an die übrigen Stände gerichteten Schreiben, in welchen sie das mit den Böhmen getroffene Übereinkommen zur allgemeinen Kenntnis bringen, erwähnen sie das den Böhmen garantierte Geleit mit keiner Silbe und fordern zur ungesäumten Fortsetzung des begonnenen Feldzugs auf. Nichtsdestoweniger galt Markgraf Friedrich doch bei vielen Deutschen als Verräter, als heimlicher Hussit, auch haben weder Papst noch König Sigmund den vom Markgrafen und Genossen den Böhmen garantierten Nürnberger Tag genehmigt. Für den Papst galt jeder friedliche Verkehr mit den Ketzern als ein Verbrechen und unablässig mühte er sich, die erlöschende Flamme des Ketzerhasses neu zu entfachen.

Im Triumph aber zogen die Böhmen am 21. Februar in ihre

Hauptstadt Prag ein; auf Wagen, mit 14—20 Pferden bespannt, brachten sie unendliche Beute. Ein großer Teil von Sachsen und von Franken war in eine Wüste verwandelt, in Sachsen und Meißen allein sollen 18 Städte und 1400 Dörfer in Asche gesunken sein. Die unglücklichen Völker mochten sich damit trösten, daß dem Prinzip der katholischen Einheit auch nicht das geringste vergeben worden. — Im Sommer schon begann der Raubkrieg aufs neue; Schlesien, Mähren, Österreich und Ungarn litten furchtbar unter der Geißel der Hussitennot und zugleich dauerte in Böhmen selbst der Krieg gegen die Schlösser des königlich gesinnten Adels fort. Augenscheinlich war der Hauptzweck dieser unablässigen Angriffe der Hussiten, die Anerkennung ihrer Forderungen zu erzwingen.

Indessen wurden die Rufe an den König, ins Reich zu kommen, das er seit acht Jahren nicht mehr besucht hatte, immer dringender. Zwei nach Nürnberg ausgeschriebene Reichstage waren mißlungen; ein dritter endlich sollte zu stande kommen. Schon im Frühjahr schrieb Sigmund, er sei unterwegs nach Nürnberg, erst im Juni war er aber in Wien und erst Ende August in Straubing, wohin er die Reichsstände, die meisten vergeblich, berufen hatte. Am 13. September endlich ritt er, feierlich eingeholt, mit glänzender Umgebung, worunter verschiedene Größen aus Halbasien die Aufmerksamkeit der Zuschauermenge auf sich zogen, in Nürnberg ein. Festliche Tage mit Tänzen und Turnieren reihten sich nun aneinander. Den versammelten Reichsständen gab Sigmund auch eine seltene Feierlichkeit, die Belehnung eines walachischen Wojwoden, zu sehen. Nach der Feierlichkeit ließ er ihn auf allen Straßen und Plätzen der Stadt unter Posaunenschall als Wojwoden von der Walachei ausrufen. Es wurde dann auch vielerlei über einen neuen Hussitenkrieg geplaudert und der römische König fröhnte nach Herzenslust seiner Gewohnheit, schöne Reden zu halten, ohne daß etwas nennenswertes dabei herausgekommen wäre. Hierauf reiste er ein Vierteljahr bei den schwäbischen Reichsstädten herum, um dann bei dem neuerdings auf Januar 1431 nach Nürnberg einberufenen Reichstag wieder aufzutauchen.

Auch bei diesem Reichstage erschienen zur Erhöhung des königlichen Glanzes allerlei fremdartige Fürstlichkeiten aus der Türkei, aus Bosnien u. s. w. und wieder sah Nürnberg ein festliches, buntes Treiben, in welchem Festtänze und Ritterspiele miteinander abwechselten. Die merkwürdigste Erscheinung auf diesem Reichstage zu Nürnberg war der junge, schöne Kardinallegat Julian Cesarini, der, ein beredter Dolmetsch der päpstlichen Politik, eine wahrhaft stürmische Thätigkeit entfaltete, um einen neuen Kreuzzug gegen die Hussiten zuwege zu bringen. Der neue Papst, Eugen IV., sandte zu diesem

Zwecke 25000 Dukaten zu Handen des Legaten in Nürnberg. Noch einmal suchte die Priesterschaft den schwerfälligen Koloß, die immer wieder in schläfrige Gleichgiltigkeit versinkende deutsche Nation, aufzurütteln und zum Vernichtungskampf gegen das Ketzertum in Bewegung zu setzen. Auf Grund der früheren Reichstagsbeschlüsse wurden die Stände zu einer bestimmten Truppenzahl veranschlagt. Dieser Nürnberger Anschlag fand aber, besonders bei den Städten, sehr wenig Beifall und jeder suchte sich so gut als möglich den ihm zugemuteten Leistungen zu entziehen. So auch die Stadt Nürnberg. Um die Unkosten zu den Rüstungen aufzubringen schrieb der Rat eine Vermögenssteuer aus, nach welcher von 1000 fl. 4 fl., von 1000—800 fl. herab 3 fl., von 800—500 fl. 2 fl. und so herab bis von 50 fl. 2 Schillinge erlegt werden mußten. Trotz der Höhe dieser Steuer deckte deren Ertrag doch nicht völlig die Kosten des Zugs. Die von Nürnberg aufgestellte Streitmacht, von welcher die Fußknechte lauter neugeworbene Söldner waren, belief sich auf 134 Mann zu Pferd, also ungefähr 33 Gleven, und 150 Mann zu Fuß; außerdem 38 Fuhrleute mit 188 Pferden und 21 eigenen Wagen. Diese geringe Leistung einer so reichen und mächtigen Stadt machte einen sehr unangenehmen Eindruck, sodaß sich der Rat auf ein Mahnschreiben des Kardinals entschloß, noch 202 Mann nachzuschicken, sodaß die Zahl der schlagfertigen Mannschaft auf 486 Mann gebracht wurde.

Trotz seines feierlich gegebenen Versprechens beteiligte sich König Sigmund nicht persönlich an dem Zuge, sondern blieb in Nürnberg zurück. Zum obersten Hauptmann bestellte er wieder den Kurfürsten von Brandenburg, der mit seinen Rittern am 26. Juni in der Sebalduskirche aus den Händen des Kardinals das Kreuz empfing. Nach einer salbungsvollen Rede des Kardinals umgürteten Bischöfe den Kurfürsten mit dem Schwert; hernach wurde dem Oberfeldherrn das Reichspanier übergeben, mit welchem darauf der Graf von Hohenlohe dem Kurfürsten stolz voranschritt. Welch grellen Kontrast zu diesem feierlichen Pomp sollte der klägliche Ausgang dieses Reichsfeldzuges bilden! Bis Anfangs Juli hatte nur ein kleiner Teil der süddeutschen Kontingente Nürnberg passiert; die Nürnberger selbst rückten am 6. Juli aus. Ein banges Vorgefühl beschlich den Kardinal, als er die lahme Beteiligung an dem Kreuzzuge gewahrte. Nichtsdestoweniger belief sich die Zahl der Reisigen auf 40000 Mann und das ganze Heer mit Einschluß des Trosses auf 100000 Mann mit einer unendlichen Zahl von Wagen.

Die Böhmen waren auf den Angriff gefaßt. Im Monat Mai hatten Bevollmächtigte des böhmischen Landtags mit Abgeordneten des Königs Sigmund in Eger eine Zusammenkunft gehabt. Das

Ergebnis der Verhandlungen war wieder nichts als das königliche Ansinnen, die Hussiten sollen sich in Betreff ihrer Irrtümer dem Spruche des Konzils und der Kirche fügen, derselben Kirche, deren unstillbarer Ketzerhaß soeben wieder hunderttausend Mann in den Kampf hetzte, um sie, die Hussiten, zu vernichten. In der That, da konnte Prokop leicht sicherer Hoffnung sein, mit seinen sieggewohnten, todesmutigen Scharen die zusammengepredigten Kriegshaufen der Kreuzfahrer zu überwältigen. Mit 50000 Mann und 3000 Wagen rückte Prokop dem Kreuzheere entgegen. Dieses hatte sich in Wiederholung des alten Fehlers auf den Wunsch des Kardinals acht Tage lang nutzlos vor das feste Tachau gelegt, war von da nach Pilsen gerückt und hatte sich dann ohne erkennbaren Grund nach dem festen Tauß gewendet. Alle Ortschaften unterwegs, weit und breit, wurden verbrannt, alle Einwohner, ohne Unterschied des Geschlechts, umgebracht. Was böhmisch war, galt für ketzerisch und vogelfrei. Vor Tauß blieb der ungeheuere Zug wieder liegen. Die von dem Oberfeldherrn, dem Kurfürsten von Brandenburg, getroffenen umfassenden Vorsichtsmaßregeln deuteten auf nichts weniger als auf Siegesgewißheit, und seine ängstliche, unsichere Haltung hat jedenfalls nicht wenig zu der furchtbaren Entmutigung beigetragen, welche die Massen der Kreuzfahrer bei der Nachricht von dem Anrücken der Hussiten ergriff (14. August 1431). Als nun von ferne das dumpfe Rollen der böhmischen Kriegswagen vernehmbar war und neben dem Schmettern der Trompeten die fremdartigen Klänge des hussitischen Schlachtgesanges: „Die ihr Gottes Krieger seid“ zu den Ohren der Vordertruppen gelangten, da bemächtigte sich wieder panischer Schrecken des gesamten Kreuzheeres. Ehe noch ein einziger Hussit die Waffe erhoben, war schon die ganze deutsche Streitmacht besiegt. In wüstestem Durcheinander, jeder nur auf die eigene Rettung bedacht, wälzte sich die aufgelöste Masse, getrieben von wahnsinniger Angst, den bergenden Wäldern zu. Selbst der Oberfeldherr und mehrere andere Fürsten hatten sich sofort aus dem Staube gemacht, so daß in der führerlosen Masse alle Ordnung und aller Gehorsam entschwunden war. Es war unmöglich, die Haufen zum Stehen zu bringen. Ein dahin gerichteter Versuch des Kardinals endete mit dem Niederhauen seiner Leibwache durch die verfolgenden Böhmen; mit Not rettete er sein eigenes Leben. Sein roter Hut und Mantel, die päpstliche Fahne und die Kreuzbulle wurden mit unendlichem Hohn von den Ketzern in Empfang genommen. Unermeßlich war die Beute, welche in die Hände der Böhmen fiel; von 4000 Wagen sollen nur 300 über die Grenze gekommen sein und selbst die glücklich entkommenen wurden noch unterwegs von der verwilderten Mannschaft geplündert.

Die Deutschen hatten in diesem fünften Kreuzzuge vom 1. bis 14. August 1431 eine Niederlage erlitten, wie sie größer und schimpflicher nicht gedacht werden kann. Mit Flüchen und Drohungen wurde der in Verkleidung entkommene Kardinal begrüßt; die schimpflichsten Schmachreden wurden auf die Häupter des Kurfürsten und der anderen am Zuge beteiligten Fürsten gehäuft. Selbst die Nürnberger blieben nicht von der üblen Nachrede verschont, daß sie im Interesse ihres Handels mit den Böhmen verdächtige Durchstechereien getrieben hätten. Merkwürdig kühl und mit der Wahrheit zurückhaltend waren die offiziellen Auslassungen. Die königlichen Ausschreiben besagten, der „Rückzug sei mit Gottes Gnade ohne Schaden der Leute bewerkstelligt worden" und der allezeit behutsame Rat von Nürnberg teilte an die Städte mit, daß am 14. August ein Aufbruch des Heeres geschehen und so und so viel Wägen „außen geblieben seien."

Der Schmach- und Unglückstag von Tauß schloß im Ganzen und Großen den Kampf des deutschen Reiches gegen die böhmische Revolution ab, wenn auch die Hussitenzüge mit allen ihren Greueln in die böhmischen Grenzländer und darüber hinaus noch ein paar Jahre fortgesetzt wurden. Schrecklich mußte die deutsche Nation für die frevelhafte Schwäche büßen, daß sie sich von einer fanatischen Priesterschaft zum mißlungenen Kampf gegen die Glaubensfreiheit und gegen die berechtigten Forderungen des böhmischen Volks hatte mißbrauchen lassen. Der König weilte nach dem Ereignis vor Tauß noch ein paar Wochen in Nürnberg, das er seit seinem Einritt im September des vorangegangenen Jahres mit Ausnahme seiner schwäbischen Rundreise fast ununterbrochen mit seiner Anwesenheit beehrt hatte. Er war mit den Anstalten zu seinem Römerzug beschäftigt, den er zu keiner unpassenderen Zeit hätte unternehmen können. Jedenfalls war die Freude der Nürnberger über den königlichen Aufenthalt nicht so groß als die ihnen damit zugedachte Ehre. Denn, abgesehen von der ausgiebigen Bewirtung des königlichen Gastes, die ihm oblag, mußte der Rat von Nürnberg dem allezeit geldbedürftigen König „seiner flehentlichen Bitte halber" auch 9000 fl. borgen.

König Sigmund gab sich den verlogenen Anschein, als ob er mit eifriger Sorge über des Reiches Wohl und Sicherheit wache; er entbot die vom letzten Kreuzzuge weggebliebenen Kontingente für drei Monate zum „täglichen Krieg" am Böhmerwald und gebot allgemeine Kriegsbereitschaft für den Fall eines hussitischen Angriffs. Dann kehrte er der Stadt Nürnberg und dem Reich mit all seinem unseligen Wirrwar den Rücken, um auf Abenteuer in die Fremde zu

gehen. Am 27. August 1431 ritt er aus Nürnberg und zog mit einigen hundert ungarischen Reitern über die Alpen, sich die Kaiserkrone in Rom zu holen.

Gemäß dem Beschlusse des Konstanzer Konzils, daß nach Ablauf von 7 Jahren eine neue allgemeine Kirchenversammlung stattfinden solle, war zum Unwillen des Papstes in Basel bereits ein neues Konzil zusammengetreten, welches vollenden wollte, was in Konstanz nicht zu stande gebracht worden. Dank der Gewandtheit seines Kanzlers Schick gelang es dem König Sigmund, nicht bloß die ersehnte Krönung als Kaiser zu erlangen, sondern auch den Papst Eugen IV., der mit Grauen und Abscheu sehen mußte, wie die priesterliche Aristokratie auf dem Basler Kirchenparlament daran ging, die monarchische Gewalt des Papstes wirksam einzuschränken, trotzdem zu vermögen, daß er seinen hartnäckigen Widerstand gegen dieses Konzil aufgab und das Eintreten in friedliche Unterhandlungen mit den verhaßten böhmischen Ketzern genehmigte. Eine Verständigung mit den Böhmen war unerläßlich, nachdem die Unüberwindlichkeit der hussitischen Waffen genugsam erfahren worden, wenn Sigmund wieder thatsächlich König in Böhmen sein wollte, darum mußte er alles aufbieten, die päpstlichen Bedenken zu beseitigen, denn nur durch das Konzil, welches sich gegen die Böhmen nachgiebiger zeigte, als der Papst, konnte Sigmund in den Besitz des böhmischen Thrones gelangen. Durch Bewilligung des Kelchs wurde endlich der Ausgleich mit den Böhmen ermöglicht und durch die sogenannten Prager Kompaktaten die Selbständigkeit des hussitischen Kirchenwesens anerkannt. Im blutigen Kampfe unterlagen schließlich die von den beiden Prokop geführten Radikalen der mit den Städten vereinigten kalixtinischen und Adelspartei und durch Unterhandlungen mit den Siegern gelangte Sigmund endlich zur Krönung als König von Böhmen (24. August 1436), trotzdem er, bis es soweit kam, mehr als einmal seine ganze Unzuverlässigkeit und Charakterlosigkeit offenbart hatte.

Zu der Kaiserkrönung in Rom waren von Nürnberg Erhard und Paulus Haller, Franz Rummel und Martin Heyden abgeordnet worden. Da die Reichsstände den römischen König zu seiner Romfahrt nicht, wie es sonst herkömmlich war, mit Geld und Leuten unterstützt hatten, so forderte derselbe nach der Krönung nachträglich ansehnliche Beisteuern, die er nach Gutdünken ansetzte, um seine Schulden zahlen und die kaiserlichen Kleinodien, die er verpfändet hatte, auslösen zu können. Zur Eintreibung dieser Beisteuern hatte er ein wirksames Mittel in der Hand. Es war Herkommen, daß die Privilegien, die der römische König erteilt hatte, damit sie nicht ihre Kraft verlieren, vom gekrönten Kaiser neu bestätigt wurden,

Die Drohung, bei Verweigerung der Beisteuer die Diplome nicht zu bestätigen, führte den Kaiser auch zum Ziel; er soll auf diese Weise große Summen zusammengebracht haben, die indeß in der Hand des verschwenderischen und verschuldeten Reichsoberhaupts schnell wieder zerrannen. Nach der Rückkunft von dem Römerzug nahm Sigmund den doppelten Reichsadler in das Reichssiegel auf, um damit anzudeuten, daß er mit der Würde des gewählten römischen Königs die des gekrönten deutschen Kaisers verbunden habe. Ruprecht und Albrecht II., die nur Könige waren, führten den einfachen Adler, Friedrich III. nahm nach Erlangung der Kaiserwürde ebenfalls den Doppeladler an.

Vielleicht wollte Sigmund zeigen, daß er nicht bloß dem Namen nach, sondern in der That ein deutscher Kaiser sei, als er bald nach seiner Rückkehr aus Italien die Stände des Reichs in die Konzilstadt Basel berief. Aber weder hier noch in Ulm kam eine hinlängliche Zahl von Fürsten und Prälaten zusammen. Dann folgten zwei weitere Reichstage in Regensburg und Frankfurt. Auf dem letzteren wurde in des Kaisers Abwesenheit in 16 Artikeln ein vollständiges Programm über eine neue Ordnung im Reich vorgelegt und darüber ein langes und breites geredet, um schließlich wie die früheren Reichsreformentwürfe zu den Akten gelegt zu werden. Es war alles leerer Rauch und Dunst und das deutsche Reich war verdammt, in seiner Trostlosigkeit sich durch die Jahrhunderte zu schleppen.

Hätte in Sigmund nur ein Funke sittlichen Ernstes geglüht, so müßte ihn bei dem Umblick in dem der Zerrüttung verfallenen Reich ein Schauder erfaßt haben. Ganz andere Gefühle aber beherrschten den alten eiteln Kaiserkomödianten, als es mit ihm zum sterben ging. Auf der Reise von Böhmen nach Ungarn erkrankte er in der mährischen Stadt Znaim, und als er von den Ärzten erfahren, daß er nur noch wenige Stunden zu leben habe, da gab er sich nicht etwa stiller Betrachtung über die Vergänglichkeit alles Irdischen hin, sondern er ließ sich, umhüllt mit den kaiserlichen Gewändern und geschmückt mit den Insignien der Kaiserwürde, auf den Thron setzen, um so zu verscheiden (9. Dezbr. 1437).

* * *

Mit Kaiser Sigmund erlosch das luxemburgische Haus, welches dem deutschen Reiche vier Herrscher von höchst ungleicher Art gegeben hatte. Erbe von Sigmunds Ländern Böhmen und Ungarn war sein Eidam, Herzog Albrecht V. von Österreich. Ihn wählten auch, ohne daß er sich beworben hätte, die Kurfürsten einstimmig zum römischen

König (14. Mai 1438). Nur zögernd nahm Albrecht II. die Krone an, welche von da an mit kurzer Unterbrechung beim Hause Österreich blieb.

Wohl mochte das deutsche Volk mit Hoffnung auf den im kräftigsten Mannesalter stehenden erprobten Kriegsmann blicken, der bisher immer einen hohen gerechten Sinn und entschiedene Thatkraft gezeigt hatte und der trotz seiner Rechtgläubigkeit von seines Vorgängers blinder Ergebenheit gegen den römischen Stuhl weit entfernt war. Unglücklicherweise kam er bei der ihm beschiedenen kurzen Regierungszeit und da ihn die böhmischen und ungarischen Angelegenheiten vollauf in Anspruch nahmen, gar nicht dazu, eine eigentliche Thätigkeit für das Reich zu entfalten. Wohl wurden schon im Jahre seiner Erwählung zwei Reichstage in Nürnberg gehalten, im Juli und im Oktober, aber es wurde auf beiden, ungeachtet vielen Hin- und Herredens, weder in dem Streit zwischen Papst und Konzil, noch in Sachen der Reichsreform etwas entschieden und das, was auf einem dritten Reichstage zu Mainz (im Frühjahr 1439) in betreff der deutschen Kirchenverhältnisse wenigstens eingeleitet wurde, hat die elende Politik von Albrechts Nachfolger, Friedrich III., wieder zu nichte gemacht. Auf einem Zug gegen die Türken zog sich Albrecht II. im sumpfigen Donauland ein Fieber zu, das ihn im kräftigsten Mannesalter hinwegraffte (27. Oktober 1439).

* * *

Die drei Jahrzehnte seit Kaiser Sigmunds Thronbesteigung bis zu König Albrecht II. Tode waren für die weitere Entwicklung der Stadt Nürnberg von großer Bedeutung. Durch ihre Lage an der Schwelle des südwestlichen Deutschlands, dem alten Kern des Reichs, wo das nationale Leben noch immer am kräftigsten pulsierte, war die Hügelstadt an der Pegnitz der bestgelegene Zusammenkunftsort für die Stände des Reichs und ihre Reichsburg das von den Umständen vorgezeichnete Hauptabsteigequartier für die Könige aus dem luxemburgischen Hause, ob diese nun Böhmen allein oder Böhmen und Ungarn zugleich als Hausmacht besaßen. Die zahlreichen Reichstage, welche in diesem sturmbewegten Zeitabschnitt zu Nürnberg abgehalten wurden, beweisen auch, daß sich die Lage der Stadt hinreichend geltend machte und in der letzten Periode der Hussitenkriege trat die Stadt, wie wir gesehen haben, vollends in den Vordergrund der Ereignisse. Es konnte nicht fehlen, daß aus dem Zusammenströmen so vieler bedeutender Persönlichkeiten eine Menge von Anregungen und Vorteile mancher Art, sowie auch vielfache Förderungen des wachsenden Gewerbfleißes der Stadt hervorgingen.

Das wichtigste städtische Ereignis in dieser Zeit war die Erwerbung des burggräflichen Schlosses und des sonstigen in und zunächst der Stadt gelegenen Besitzes der Burggrafen. Mitten zwischen den Hussitenkriegen wurde der burggräfliche Besitz städtisches Eigentum. Gegen die vom Burggrafen Friedrich VI. erhaltenen großen Vorschüsse hatte König Sigmund demselben schon i. J. 1411 die Markgrafschaft Brandenburg verpfändet; aus der Verpfändung wurde ein Verkauf, nachdem die burggräflichen Vorschüsse eine Höhe von 400000 fl. erreicht hatten. In jenen Tagen, da Sigmund den Herzog Friedrich von Österreich zum Gehorsam zwang, erfolgte die erb- und eigentümliche Übertragung der Mark Brandenburg an Burggraf Friedrich; zwei Jahre später, am 18. April 1417, fand zu Konstanz die feierliche Belehnung statt. Der Burggraf Friedrich VI. hieß fortan Markgraf und Kurfürst Friedrich I. und einer der folgenreichsten Schritte auf der Glücksbahn des Hohenzollernhauses war geschehen. Verschiedene Beweggründe werden bei dem Entschlusse des nunmehrigen Markgrafen, den von seinen Ahnen überkommenen Besitz in Nürnberg aufzugeben, zusammengewirkt haben. Die bedeutenden Summen, welche er dem König Sigmund vorgestreckt, zwangen ihn, alle verfügbaren Mittel flüssig zu machen und der Hinblick auf das viel weitere Wirkungsfeld, das sich ihm mit der Erwerbung der Mark eröffnete, mag das Bedauern über den freiwilligen Verlust des Nürnberger Ahnensitzes sehr abgeschwächt haben. Schließlich mag ihm das Besitztum vollends verleidet worden sein, als das Burggrafenschloß in Nürnberg durch Feindeshand zerstört wurde. In der Fehde des neuen Besitzers der Mark Brandenburg mit dem händelsüchtigen Herzog von Bayern-Ingolstadt, Ludwig dem Bärtigen, welcher in der Meinung, daß den Wittelsbachern, als den früheren Besitzern der Mark, das Vorkaufsrecht zustände, dem Hohenzoller diese Erwerbung gar nie verzeihen konnte, wurde durch den bayerischen Pfleger Christoph Leiminger zu Lauf, in der Nacht des 19. Oktober 1419 das Nürnberger Burggrafenschloß überfallen, eingenommen und ausgebrannt. Von brandenburgischer Seite wurden die Nürnberger später arg geschmäht, daß sie diesen Überfall nicht verhindert oder der burggräflichen Besatzung nicht beigesprungen wären, ja man bezichtigte sie sogar, mit dem bayerischen Pfleger unter einer Decke gespielt zu haben, indem der Rat von Nürnberg in der Nacht des Überfalls einen Tanz auf dem Rathaus veranstaltet habe, um die Aufmerksamkeit von dem nächtlichen Unternehmen abzulenken. Die Nürnberger werden aber wohl über diese grundlosen Vorwürfe nicht mehr Schmerzen empfunden haben, als über die Zerstörung der Burg selber, die ihnen unbequem genug auf dem

Nacken lag und unter Umständen ein Zwing-Uri für sie werden konnte.

Das Burggrafenschloß wurde nicht mehr aufgebaut. Der Entschluß des Markgrafen, sich seines Nürnberger Besitztums zu entäußern, fand seine Verwirklichung in dem Kaufvertrag vom 27. Juni 1427, nach welchem der Markgraf die Ruine seiner Burg, die zum Burggraftum gehörigen Ortschaften Wöhrd, Dürrenhof, Schniegling, Buch, Schnepfenreuth und Höfles, seine Rechte am Wald, Lorenzer und Sebalder Seite, sowie seinen Anteil am Schultheißenamt wie am Zoll um die Summe von 120000 fl. an die Stadt überließ. Trotz aller Fürsichtigkeit, welche den Nürnberger Rat allezeit auszeichnete, ließ sich derselbe verschiedene Vorbehalte des Markgrafen gefallen. Am Schlusse des Vertrags nämlich heißt es, daß die Burggrafen für sich und ihre Erben und Nachkommen ausgenommen und vorbehalten haben ihre weltlichen und geistlichen Lehen, das Landgericht, den Wildbann und das Geleitsrecht außerhalb Nürnbergs. In diesen Ausnahmen lag der Zunder und Brennstoff für Jahrhunderte langen Streit.

Eine andere, nach den Anschauungen der damaligen Zeit höchst wichtige Begebenheit war die Verbringung der Reichskleinodien nach Nürnberg, wo sie nach ihren vielen Wanderungen auch fast bis zum Ende des heil. römischen Reichs deutscher Nation verblieben sind. Jahrhunderte lang bestand für die Reichsinsignien kein bestimmter Aufbewahrungsort von Reichswegen, sondern sie gingen bei dem Tode eines Herrschers in die Hand seines Nachfolgers über und jeder Kaiser oder König führte sie auf seinen Reisen oder Feldzügen mit sich oder ließ sie auch vorübergehend in einer Reichspfalz oder Burg aufbewahren, denn ihr Besitz bekundete in der alten Zeit die Rechtmäßigkeit der Königs- oder Kaisergewalt. Erst unter den Hohenstaufen war die Burg Trifels bei Annweiler in der Rheinpfalz ständiger Aufbewahrungsort der Reichsinsignien. Von hier ließ sie Kaiser Friedrich II. in die von ihm erbaute Stadt Vittoria bringen, wo sie aber zu Grunde gingen, als die Bürger von Parma sich dieser Kaiserstadt durch Überrumpelung bemächtigten. Wahrscheinlich hat Kaiser Friedrich II. sie nachmals durch andere ersetzt und zwar aus dem Kronschatze zu Palermo, der infolge der Vermählung Kaiser Heinrich VI. mit der normannischen Königstochter Konstanze in den Besitz der Staufer übergegangen war. Dieser Ursprung aus Sizilien ist deshalb wahrscheinlich, weil die meisten der noch vorhandenen Insignien sowohl durch ihre Inschriften als durch die Art der Arbeit sich als Erzeugnisse von den normannischen Königen beschäftigter sarazenischer Künstler des 11. und 12. Jahrhunderts darstellen. Rudolf von Habsburg

brachte die Kleinodien nach seinem Ahnenschloß Kyburg in der Schweiz. Adolf von Nassau brachte sie wieder auf den Trifels. Ludwig der Bayer verpfändete diese Reichsburg an das pfälzische Haus und nahm die Reichsinsignien nach München, um sie seinem Widersacher und Nachfolger Karl IV. zu hinterlassen. Über die eingegangene Verpflichtung, daß die Insignien fortan in Frankfurt oder Nürnberg verwahrt werden sollen, setzte sich Karl hinweg und verbrachte sie auf sein Lieblingsschloß Karlstein in Böhmen, von wo sie König Sigmund nach dem Ausbruch der hussitischen Unruhen auf sein Schloß Blindenburg, unweit Ofen, in Ungarn nahm. Diese Entführung der Reichsheiligtümer ins Ausland erregte in Deutschland großen Unwillen, sodaß die Kurfürsten deren Zurückführung ins Reich verlangten. Das kostbare Recht der Aufbewahrung des Reichsheiligtums erwarb „für alle Zeiten", wie die Übergabsurkunde lautete, der Nürnberger Rat von König Sigmund, der nicht gerne etwas umsonst that, um die für jene Zeit bedeutende Summe von 1000 Goldgulden. Die Überführung nach Nürnberg geschah von Ofen aus durch etliche „Vertraute" des Rats, Sigmund Stromer und Georg Pfinzing, im tiefsten Geheimnis; nicht mehr als sechs Personen wußten um dasselbe, ja selbst dem Fuhrmann, welcher das kostbare Gut zu führen hatte, war nicht bekannt, welcher kostbare Schatz ihm anvertraut war. Erst eine halbe Stunde von Nürnberg wurde ihm die erfahrene Ehre offenbart; „da stieg er vom Pferde und verehrte das Heiligtum in frommer Andacht."

Es war ein hoher Tag für Nürnberg, der 22. Mai 1424, als die Reichsheiligtümer in Nürnberg ihren Einzug hielten. Zu der Feierlichkeit waren von weit und breit die geistlichen und weltlichen Herren, sowie die Städte eingeladen. Den Teilnehmern wurde kraft der vom Papste ausgestellten Bulle großer Ablaß zugesichert. Wer nicht in Bann oder in der Reichsacht war, genoß freies Geleit. Groß waren auch die Vorsichtsmaßregeln zur Erhaltung von Ruhe und Ordnung, da man wohl erwarten konnte, wie auch geschah, daß Tausende und Abertausende an diesem Tage in die Stadt strömen würden. Nur zwei Thore blieben offen, alle Türme waren mit Schützen besetzt, das Rathaus durch Gewaffnete beschützt, Streifwachen durchzogen die Straßen und zur Vorkehr gegen allenfallsige Feuersbrünste wurden für die Stadt, welche damals noch nicht so viel steinerne Häuser hatte als 100 Jahre später, alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln getroffen. Die gesamte Geistlichkeit, die Bruderschaften, der Rat, dann die Bürgerschaft, wobei das weibliche Geschlecht selbstverständlich nicht fehlte, sind, wie der nürnbergische Geschichtschreiber, der Ratschreiber Müllner erzählt, „in einer stattlichen Prozession

ordentlich zum Frauentor bis weit über das Hochgericht (Galgenhof) diesem so hoch gehaltenen Heiltum entgegen gezogen, welches man auf einem Wagen geführet, auf welchem hinten und vorn etliche Knaben als Engel bekleidet gesessen, haben brennende Wachskerzen in den Händen getragen, unter denen gewest Anthoni Tucher, der anno 50 einer des Rats ist worden." Und so wurde dann das Heiltum bis zu der neuen (jetzigen) Spitalkirche begleitet, welche zur Aufbewahrungsstätte der Reichskleinodien ausersehen war. Diese feierliche Einholung der Reichsheiligtümer ist bekanntlich durch Paul Ritters Meisterhand in dem auf dem Treppenaufgang des alten Rathauses befindlichen großen Gemälde lebhaft und ausdrucksvoll dargestellt worden.

Die Reichskleinodien enthielten folgende Stücke: Krone, Apfel und Szepter des Reichs, das Schwert (angeblich) Karls des Großen, das Schwert des hl. Mauritius, Karls des Großen rote Gugel (Kappe), Handschuhe, Strümpfe, Gürtel, Sporen, goldgestickten perlengeschmückten Mantel u. s. w.

Die „Heiltümer" aber, vor welchen die gläubige Menge, wenn sie auf einer Bühne auf dem Herrenmarkt, der Frauenkirche gegenüber, in dreimaligem Umgang einzeln gezeigt wurden, verehrend und anbetend sich auf die Kniee warf, enthielten den Speer, mit welchem die Seite Christi durchstochen wurde, fünf Dornen aus der Dornenkrone, ein Stück von der Krippe Jesu, einen Arm von der hl. Anna in einer kostbaren Kapsel, etliche Glieder dreier verschiedener Ketten, womit die Apostel Petrus und Paulus und der Evangelist Johannes in ihrer Gefangenschaft gefesselt gewesen u. s. w. Wenn wir bedenken, welche Rolle die Reliquien der Heiligen im Volksleben des Mittelalters spielten und den Glauben an ihre wunderbaren Wirkungen gegen Krankheiten und Gebrechen aller Art, gegen Zauberei, Hexerei und sonstigen Teufelsspuk, gegen Feuersgefahr, Hagel, Wetterschaden u. s. w. ins Auge fassen, dann erklärt sich leicht die Freude und der Stolz der Nürnberger, daß ihrer Stadt das Heil widerfahren, solch kostbaren Schatz innerhalb ihrer Mauern bergen zu dürfen.

Und so wurden denn jedes Jahr am zweiten Freitag nach Ostern die „Heiltümer" unter großem Zulauf von nah und fern unter größter Feierlichkeit gezeigt und zwar bis zum Jahr 1523, also fast ein Jahrhundert lang, von wo an die öffentliche Vorzeigung ein Ende nahm; denn mittlerweile war eine neue Zeit angebrochen, welche in den Gemütern den Glauben an die Wunderthätigkeit heiliger Gebeine für immer gründlich erschütterte. Von da an sind auch die Reichsinsignien bloß im Innern der Spitalkirche vorgezeigt worden.

Eine freundliche Fürsorge für die „gemeine Bürgschaft“ bekundete E. E. Rat, als er i. J. 1434 von Margaretha Haiden, einer gebornen Hallerin, eine dieser aus dem Erbe ihres Vaters Peter Haller zugefallene, vor dem Irher-(Weißgerber-)Thürlein am Ausfluß der Pegnitz gelegene Wiese ankaufte und zu einem öffentlichen Spazier- und Erholungsplatz herrichten ließ. Nachdem i. J. 1443 dieser Wiesenplan auf Paul Vorchtels Anregung mit Linden bepflanzt worden, diente die Hallerwiese Jahrhunderte lang als Hauptbelustigungsort, als Spielplatz für Groß und Klein und war für die bescheidenen Ansprüche der Bewohner Alt-Nürnbergs alles das, was heutzutage der „Stadtpark“ für das jetzige Geschlecht ist.

Eine andere Anordnung des Rats in dieser Zeit betraf die Herstellung eines Friedhofs außerhalb der Stadt. Infolge eines großen Sterbens von 1437, eines der größten und verderblichsten, welches in Nürnberg je gewütet hat, wurde im Jahre darauf der Johanniskirchhof errichtet, der allerdings vorläufig bloß als Landkirchhof benützt wurde, indem bis zum Jahre 1519 die Plätze rings um die Kirchen der Stadt als Begräbnisstätten dienten.

Vierzehntes Kapitel.

Kaiser Friedrich III. Albrecht Achilles. Der zweite Städtekrieg.

Zu König Albrechts II. Nachfolger auf dem Throne des deutschen Reichs wählten am 2. Februar 1440 die Kurfürsten wieder einen Habsburger, und zwar Albrechts Neffen, den Herzog Friedrich von Steiermark, der, obwohl erst 25 Jahre alt, doch Senior des Hauses Habsburg war und als solcher über seine unmündigen Vettern Herzog Sigmund von Tirol und König Albrechts nachgeborenes Söhnlein Ladislaus die Vormundschaft führte. Als römischer König und später als Kaiser Friedrich III. stand er dem Namen nach 53 Jahre lang an der Spitze des Reichs. Bis zu seiner Erwählung als römischer König war nichts über ihn bekannt geworden, als daß er mit 21 Jahren eine Wallfahrt ins heilige Land gemacht hatte, um dort den Ritterschlag zu empfangen; ritterlichen Geist aber hat er während seines langen Lebens nicht ein einzigesmal gezeigt. Auch von seiner Regententhätigkeit hatte er bisher bloß üble Proben abgelegt, denn sein Erbland war durch das zügellose Treiben der adeligen Räuber und Bauernschinder in den jämmerlichsten Zustand gebracht, ohne daß er dem Unwesen zu steuern vermocht hätte. Gerade dieser Mangel an energischem Willen mochte aber dem jungen Habsburger als Empfehlung bei den Wahlherren dienen, denn wenn diese ungestört schalten und walten und im Reich die Herren spielen wollten, durften sie zum Reichsoberhaupt keinen thatkräftigen Fürsten wählen, der im stand gewesen wäre, von seiner überherrschenden Stellung Gebrauch zu machen.

Bald nach der Wahl schickte der Nürnberger Rat die Ratsgenossen Paul Vorchtel und Paul Grundherr nach Wien, um dem neu erwählten römischen König Glück zu wünschen und die Bestätigung von der Stadt Privilegien einzuholen.

Der König ließ getreu seinem Leibspruch: Gut Ding will Weile haben, zwei Jahre verstreichen, bis er sich entschloß, ins Reich zu gehen und sich in Aachen krönen zu lassen. Im Frühjahr 1442 machte er sich endlich auf den Weg; am 24. April war er in Augs-

burg und ritt von da über Donauwörth nach Weissenburg, wohin der Nürnberger Rat seine Mitglieder Karl Holzschuher und Paul Grundherr schickte, um „Seiner königlichen Gnaden des Rats Unterthänigkeit und Frohlocken über seine Ankunft zu vermelden.“ Für des Königs Empfang hatte der Rat die umfassendsten Vorkehrungen getroffen. Die drei obersten Hauptleute Paul Vorchtel, Hans Tetzel und Ulrich Haller hatten übernommen, für Zierung und Bestellung von des Königs Veste und für die außerordentliche Bewachung sämtlicher Türme von Burg und Stadt, sowie der Thore zu sorgen. Die innere Einrichtung der Burg war noch von alleräußerster Einfachheit: Tische und Bänke von gewöhnlichem Holz, ein Hängeleuchter von Messing das einzige Gerät, welches dem Hauptgemach des Königs einen etwas vornehmeren Charakter verlieh. Zwei andere Ratsglieder, Berthold Holzschuher und Erhard Schürstab, trafen die Anordnungen in den sechs Stadtvierteln gegen Feuersgefahr; die Aufsicht über das Fegen der Schlöte und das Kehren der Gassen besorgte der Pfänder. Für Stallmiete wurden bestimmte Taxen festgesetzt, auch durften die Nürnberger, solange die „Herrschaft“ in der Stadt war, die neuen geringwertigen Münzen der Fürsten annehmen.

Am Sonntag Cantate, den 29. April, kamen Seine königliche Gnaden in die Nähe der Stadt und mit ihm die Bischöfe von Eichstätt, Chiemsee und Gurk, Herzog Ludwig der Jüngere von Bayern, und sonst viele Grafen, Herren, Ritter und Knechte. Der Rat schickte die Ratsfreunde Paul Vorchtel, Seb. Pömer und Berthold Volkamer mit vielen „jungen, waidlichen Bürgern mit Harnisch angethan und sonst aufs zierlichste gerüstet“ dem König bis Skt. Leonhard entgegen. Mittlerweile hatte sich auch die Prozession, der Rat und die gesamte Priesterschaft u. s. w. in Bewegung gesetzt, um den durch das Spittlerthor auf weißem Roß unter dem Geläute aller Glocken einreitenden König zu empfangen. Bei Skt. Jakob waren zwei Chöre links und rechts aufgestellt; auf einem Tisch befanden sich die Häupter der Heiligen Sebald und Cyprianus, sowie ein Kruzifix und vor dem Tisch ein Stuhl, auf dem der König vor den Heiligtümern knien und beten konnte. Nachdem der König das Kruzifix geküßt, wurde ihm eines der beiden Heiligenhäupter aufgesetzt und Priester und Schüler stimmten einen Lobgesang an, worauf die Prozession sich in die Sebalduskirche verfügte, woselbst der Pfarrer nach der Kollektion eine Handvoll Werg anzündete und mit lauter Stimme sprach: Also vergehet die Ehre der Welt.

Andern Tags erfolgte die übliche Schenkung. Dem König wurden in zwei vergoldeten Köpfen (Trinkgeschirren) 1000 Goldgulden überreicht, die Bischöfe mit den hergebrachten Ehrungen bedacht und das

königliche Dienstgefolge: Kanzler, Notare, Schreiber, Kammer- und Küchenmeister, Pfeifer, Trompeter, Herolde u. s. w. mit Bechern oder mit Gold und Silber beschenkt. Zu den üblichen Geschenken an den König gehörte auch die Lieferung von Wein, Fischen und Haber. Die Judenschaft verehrte dem König 400 fl. und der Rat zahlte überdies die erst auf Martini fällige Stadtsteuer von 1000 fl. und die auf Michaelis fällige Judensteuer von 400 fl. Auf dringendes Verlangen des Königs ließ sich der Rat herbei, die Reichsheiligtümer durch die anwesenden Erzbischöfe und Bischöfe öffentlich vorweisen zu lassen. Schon bei dieser Gelegenheit verriet der König, zu dessen Liebhabereien das Sammeln von Kleinodien gehörte, das verdächtige Gelüst, die von den Nürnbergern ängstlich gehüteten Reichskleinodien in die Hände zu bekommen. Erst nach Empfang eines königlichen Reverses schickte der Rat durch Ratsfreunde die Insignien nach Aachen und zwar so geheim, daß die in der Reisegesellschaft befindlichen Fürsten nichts davon merkten. Nach der Krönung machte sich Friedrich alsbald auf den Heimweg und terminierte den Rhein herauf über Basel, Bern, Freiburg, Genf, Lyon, Burgund, bis er nach Martini wieder in seinem lieben Wiener-Neustadt eintraf. Am liebsten hätte er da bei seinen Bäumen, Blumen und Vögeln sein Stillleben fortgesetzt, wenn nicht die Aufforderungen, ins Reich zu kommen, immer dringender geworden wären und wenn ihn nicht das eigene Hausinteresse: sein Verhältnis zu den Schweizern genötigt hätte, den Beistand des Reichs anzurufen.

Der von Kaiser Sigmund notdürftig beschwichtigte Konflikt zwischen Papst Eugen IV. und dem Basler Konzil hatte nach Sigmunds Tod schließlich doch noch zum völligen Bruch und zum Schisma geführt. Die Konzilsväter erklärten Eugen IV. für abgesetzt und stellten in Felix V. (Graf Amadeus von Savoyen) einen Gegenpapst auf. Noch zu König Albrechts Zeiten erhoben dann die Reichsstände mit des Königs Zustimmung die auf die äußeren kirchlichen Verhältnisse bezüglichen Reformdekrete des Konzils zum Reichsgesetz. Damit war die Möglichkeit einer gegen die Übergriffe des Papstes gesicherten nationalen deutschen Kirche geschaffen, wenn statt eines Friedrich III. ein Reichsoberhaupt von Kraft, Verstand und nationalem Sinn vorhanden war. Der Kirchenfriede sollte auf einem Reichstage zur Verhandlung kommen; die Ausschreibungen Friedrichs zu einem solchen waren aber bereits zum allgemeinen Gespött geworden, denn kaum hatte er einen ausgeschrieben, so beraumte er einen neuen Termin an, sodaß er in Jahresfrist ein halbes Dutzend nicht abgehaltener Reichstage ausgeschrieben hatte. Endlich kam der zum siebenten Male ausgeschriebene Reichstag in Nürnberg

zu stande. Am 1. August 1444 ritt Friedrich mit glänzendem Gefolge einem Zug von 800 Pferden in **Nürnberg** ein und bald darauf wurde der von Fürsten und Städten zahlreich besuchte Reichstag eröffnet. Zuerst wurde über das Kirchenschisma verhandelt; bald aber versetzte eine Reichsangelegenheit ganz anderer Art Fürsten und Städte in die lebhafteste Bewegung.

Friedrich III. war mit den Schweizern schon seit längerer Zeit in Zwist geraten. Die Eidgenossen zu züchtigen, sollte ihm nach seiner Meinung der Nürnberger Reichstag Gelegenheit schaffen, indem er hoffte, die Deutschen würden so einfältig sein, ihm zuliebe ein Heer gegen die alten Feinde des Hauses Habsburg aufzustellen. Schon im Jahre vorher aber hatte Friedrich bereits den König Karl VII. von Frankreich um einen Teil jener unter dem Namen Armagnaken (arme Gecken hießen sie bei den Deutschen) verrufenen Söldnerbanden gebeten. In seinem Schreiben an den Franzosenkönig berief er sich auf den unerträglichen Hochmut der Bauern und auf seine Freundschaft zu König Karl. Das Begehren des Habsburgers fand williges Gehör, bot sich ja damit die schönste Gelegenheit, die nach der Beendigung des englisch-französischen Krieges überflüssig und lästig gewordenen Banden los zu werden und dabei im trüben zu fischen, d. h. ein Stück deutschen Reichsbodens am linken Rheinufer zu gewinnen. Daß man dazu willens war, erhellt schon aus der Proklamation des Dauphin, in der von den natürlichen Grenzen Frankreichs die Rede war. Statt der erbetenen 5000 Mann schickte der König 40000 und statt sie in österreichischen Sold zu geben, stellte er seinen verschmitzten Dauphin, den nachherigen König Ludwig XI., an ihre Spitze. Bei dem sauberen Unternehmen hatte auch der Papst Eugen die Hand im Spiel, indem er den Dauphin zum Bannerträger der römischen Kirche mit einem Jahressold von 15000 Goldgulden ernannte mit der Aufgabe, die Basler Konzilsväter aus ihrem Nest zu jagen.

Die raub- und mordgierigen Banden fielen im Sundgau ein. Der an Leonidas und seine Spartaner erinnernde Tod der 1500 Eidgenossen auf dem Kirchhof bei Skt. Jakob an der Birs aber bewahrte das Schweizerland vor dem weiteren Wüten der französischen Söldnerbanden, vereitelte des Papstes Plan, das Basler Konzil zu sprengen und rettete die Ehre des deutschen Namens, der in den Hussitenkriegen so arg Not gelitten hatte. Der Verlust der Sieger war so groß, daß der Dauphin alle Lust verlor, seinen Marsch fortzusetzen. Aus einem Angreifer wurde er Vermittler zwischen den Eidgenossen und dem römischen König und schloß als solcher den Frieden von Ensisheim. Während nun der Dauphin mit 2000 Reitern auf einen anderen Kriegsschauplatz, nach Lothringen, zog,

überschwemmten die zuchtlosen Scharen der Armagnaken das Elsaß und die Nachbargauen des Schwarzwalds und Schwabens und hausten so schrecklich, daß die zur Verzweiflung gebrachte Landbevölkerung sich erhob und auf die Banden wie auf wilde Tiere Jagd machte.

Über diese Greuel auf deutschem Boden liefen in Nürnberg Tag für Tag die empörendsten Berichte ein, welche Fürsten und Städte in die heftigste Unruhe versetzten. Friedrich stellte sich, als wisse er von dem ganzen Handel nichts; da mußte er aber in der Fürstenversammlung vom 14. Septbr. anhören, wie die französischen Gesandten haarklein den Verlauf der stattgehabten Verhandlungen erzählten. Seine königl. Gnaden stand nun da, wie ein auf einem Schelmenstreich ertappter Schulknabe und trotz all seiner dickhäutigen Unempfindlichkeit in Ansehung des Ehrbegriffs, ging ihm das Murren der Reichsstände und die erlittene Beschämung doch derart zu Herzen, daß er die weiteren Verhandlungen dem Markgrafen Albrecht Achilles und die Maßregeln gegen die Armagnaken dem zum Reichsfeldhauptmann bestellten Pfalzgrafen Ludwig übertrug und sich 27 Jahre lang nicht mehr im Reiche sehen ließ, sowie auch in dieser langen Zeit keinem Reichstag mehr anwohnte. Der einzige Reichsfürst, welcher sich nicht schämte, die Handlungsweise Friedrich III. zu beschönigen, war der Markgraf Albrecht Achilles, der auch den Eidgenossen mit 43 Grafen und 75 Rittern abgesagt hatte.

Bei dieser zweiten Anwesenheit Friedrichs in Nürnberg erfolgte erst die Bestätigung der Lehenbriefe über die Hofstätte bei der königlichen Veste und über die beiden Wälder, sowie über das Forstmeister- und Waldstromeramt, wofür die Stadt dem König 2400 fl. zahlen mußte. Eine spezielle Bestätigung des Rechtes auf die Verwahrung der Reichsheiligtümer konnte die Stadt nicht erwirken. Der König verlangte im Gegenteil, daß man ihm dieselben ausliefere, und die mehrmaligen Botschaften von Ratsgliedern an das Hoflager in Wiener Neustadt und in Skt. Veit in Kärnthen, ihm das Begehren auszureden, waren ganz vergeblich. Der König beharrte wie ein eigensinniges Kind auf seinem Verlangen und wandte sich sogar an die Universität Padua um ein Gutachten, welches jedoch zu Gunsten der Stadt Nürnberg ausfiel. Die Stadt wendete sich schließlich an die Kurfürsten, welche ebenfalls gegen die Entfernung der Heiligtümer aus Nürnberg sich erklärten. Eine Bestätigung ihres wohl verbrieften Rechts konnte die Stadt gleichwohl von Friedrich III. niemals erlangen.

Noch schmachvoller als der unbedachte Handel, den Friedrich III., um die Eidgenossen zu züchtigen, mit dem französischen König ein-

gefädelt hatte, war das Geschäft, das er mit dem Papst abschloß, um die deutsche Nation um die vom Konzil angebahnte Reform und Selbständigkeit ihrer Kirche zu betrügen. Friedrich selbst besaß freilich nicht Witz genug weder zur Einfädelung noch zur Ausführung dieses Betrugs; in dem schlauen, skrupellosen Italiener Enea Silvio Piccolomini aus Siena, dem nachmaligen Papst Pius II., gewöhnlich Äneas Silvius genannt, bot sich aber der geeignete Mann, das schnöde Werk zu vollbringen. Enea Silvio war beim Basler Konzil Geheimschreiber mehrerer Prälaten gewesen und hatte sich durch seine hervorragende humanistische Bildung, sowie durch seine Geschäftsgewandtheit sehr bemerklich gemacht. Er war ein entschiedener Vorkämpfer der reformfreundlichen antipäpstlichen Partei, machte sich aber als richtiger Streber auch kein Gewissen daraus, als es Zeit war, zur anderen Partei überzulaufen. Friedrich III. hatte auf seiner Krönungsreise in Frankfurt seine Bekanntschaft gemacht und an dem geschmeidigen Italiener, der in der Kunst sich an- und einzuschmeicheln ein Meister sondergleichen war, so viel Gefallen gefunden, daß er nicht bloß ihn als Dichter krönte, sondern ihn nachher auch als Geheimschreiber in seine Kanzlei aufnahm. Bald war der Überläufer die rechte Hand des römischen Königs und die Seele des gemeinen Ränkespiels, das sich hinter dem Rücken der deutschen Fürsten zwischen Rom und Wiener-Neustadt abspann.

Von König Friedrich III. wegen eines dritten, ganz neutralen Konzils zu unterhandeln nach Rom geschickt, spielte sich Äneas Silvius vor dem Papste als reuiger Sünder auf, der es bloß aus jugendlichem Übermut mit dem Konzil gehalten habe, eroberte durch sein diplomatisches Geschick und durch seine genaue Kenntnis der deutschen, böhmischen und ungarischen Verhältnisse das Vertrauen und die Gunst des von ihm noch kurz vorher befehdeten Papstes und bereitete den an den König Friedrich abgeordneten päpstlichen Gesandten die Wege. Die schmutzige Habgier des römischen Königs und der leidenschaftliche Wunsch des Papstes, des Konzils mit allen seinen Reformbestrebungen los zu werden, trafen auf dem richtigen Punkt zusammen. Der König versprach ohne Wissen der Reichsstände, neben der Preisgebung des Konzils und dessen Reformbeschlüssen, seine Gehorsamserklärung gegen den Papst, wogegen dieser dem König das Recht auf Verleihung von hundert Benefizien und das Vorschlagsrecht für sechs Bischöfe in seinen Erblanden zusagte, die Kaiserkrönung versprach und was die Hauptsache war: dem König 210000 Dukaten verschrieb. Um diesen Preis verschacherte und verriet der Mehrer des Reichs die kirchliche Unabhängigkeit der deutschen Nation in demselben Augenblick, wo die

deutsche Kirche auf dem Punkte stand, ähnliche Vorrechte zu erhalten, wie die gallikanische.

Doch noch war der päpstliche Sieg nicht vollständig. Um der deutschen Kirche das Joch wieder aufzuzwingen, war notwendig, daß die Kurfürsten willig gemacht oder gebeugt wurden. Auch dazu schaffte Enea Silvio, der päpstlicher Agent und königlicher Beamter zugleich war, Rat. Die Führer der kurfürstlichen Opposition, die Erzbischöfe von Trier und Mainz wurden durch päpstliche Bulle ihrer Würden entsetzt und wegen Ketzerei und Empörung mit dem Bann belegt. Diesen päpstlichen Gewaltstreich, der in Deutschland große Erregung hervorrief, beantworteten die Kurfürsten mit der Gründung eines Kurvereins zum gegenseitigen Schutze und zur Abwehr päpstlicher Überhebung. Eine Gesandtschaft der Kurfürsten verfügte sich zum König, um ihn zum Beitritt zum Kurverein einzuladen. Friedrich III. kam dadurch in nicht geringe Verlegenheit, da ja sein Abkommen mit dem Papst noch Geheimnis war. Er heuchelte sein Einverständnis mit dem Vorgehen der Kurfürsten, schickte aber sofort seinen Enea Silvio ebenfalls nach Rom, wohin sich die kurfürstliche Deputation begab, um die Rücknahme der päpstlichen Maßregeln gegen die rheinischen Erzbischöfe und die Anerkennung der Basler Konzilbeschlüsse zu verlangen.

Wortführer der deutschen Gesandtschaft war Gregor Heimburg, der beim Basler Konzil als Gesandter der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen thätig war und sich nicht bloß durch seine hervorragende juristische und humanistische Bildung, sondern noch mehr durch seinen kernigen Charakter in weiten Kreisen großes Ansehen erworben hatte. Heimburg, der langjährige Syndikus der Stadt Nürnberg, einer patrizischen Familie in Schweinfurt entsprossen, war ein echtes Frankenblut. Mit einem ausgebreiteten Wissen, namentlich auch in der Kirchengeschichte, vereinigten sich in ihm ein lebhaftes, ungestümes Temperament, schlagfertiger Witz und eine sieghafte Beredsamkeit. Er war freimütig bis zur Schroffheit, von oft verblüffender Kühnheit und feuriger Patriot, in einer Zeit, in der deutsche Vaterlandsliebe und Vaterlandsbegeisterung fast unbekannte Begriffe waren. Dieser Mann trat jetzt mit dem Gefühl, daß er auch die Interessen seiner Nation vertrete, als Wortführer der Kurfürsten vor den Papst und sagte demselben Wahrheiten ins Gesicht, wie er sie wohl noch aus keines andern Menschen Mund gehört. Enea Silvio aber raunte dem Papste zu: laßt den Deutschen poltern und thut den Beutel auf. Und so geschah's; der Papst antwortete ausweichend und wies 2000 Goldgulden an, womit die Räte des Kurfürsten von Mainz bestochen wurden. Diese wußten ihren Herrn

umzustimmen, der unselbständige Brandenburger folgte nach, der Kurfürstenbund war damit gesprengt und das mühsame Reformwerk des Basler Konzils vernichtet. Enea Silvio, der Vielgewandte, erhielt den Titel eines päpstlichen Geheimschreibers oder apostolischen Sekretärs, um nicht lange darauf das Bistum Triest als Pfründe zu bekommen, der römische König empfing 210000 Dukaten und die deutsche Nation — hatte das Nachsehen. Der Kirchenhistoriker Karl Hase vergleicht die Empfindung der besseren Zeitgenossen über den Ausgang des Basler Konzils mit der Stimmung des deutschen Volks über das Scheitern des Frankfurter Parlaments i. J. 1849.

Das von Papst und König gemeinschaftlich vollbrachte Trugwerk fand seinen würdigen Abschluß durch das zwischen Friedrich III. und dem päpstlichen Gesandten (17. Febr. 1448) vereinbarte Wiener Konkordat, in welchem alle Basler Beschlüsse gegen päpstlichen Mißbrauch preisgegeben oder durch Verdrehung unschädlich gemacht wurden. — Das auf der Grundlage der alten Kirche von der kirchlichen Aristokratie unternommene Reformwerk war gescheitert, das Papsttum neugestärkt, dem entarteten Pfaffentum aufs neue freie Bahn gegeben. Aber zu derselben Zeit, da die Hoffnung der Völker auf eine Verbesserung „von oben“ so gründlich zerstört worden, erstand eine neue Macht von unten, aus dem Volk: ein Mainzer Bürger erfand die Buchdruckerkunst; und sieben Jahrzehnte nach dem Wiener Konkordat erstand wieder aus den Reihen des Volks der Mann, in dessen Hand die Erfindung des Mainzer Bürgers zum gewaltigen Werkzeug wurde, mit dem er, indem er an das gesamte Volk sich wendete, die alte Kirche bis auf den Grund erschütterte.

*
* *

Ebenso erbärmlich wie bei der Herbeirufung der Armagnaken und in der großen Frage der Kirchenreform benahm sich der römische König Friedrich in dem erneuten großen Kampfe zwischen Fürstenmacht und städtischer Unabhängigkeit; und gerade Nürnberg sollte von dieser Erbärmlichkeit des Reichsoberhaupts mehr als genug erfahren.

Seit dem großen Städtekriege von 1388 waren 60 Jahre verflossen. In dieser Zeit hatten die Städte, obgleich sie nicht als Sieger aus dem schweren Kampfe hervorgegangen waren, sich immer mächtiger entwickelt, ihre Verwaltung im Sinne der Selbstregierung weiter ausgestaltet und ihren Wohlstand und ihre Macht bedeutend vergrößert. Aber auch das Fürstentum hatte in dieser Zeit, dank der fortdauernden Schwäche der Reichsgewalt, seine Herrlichkeit un-

gemein erhöht und eine von oben fast gar nicht mehr beschränkte Landeshoheit ausgebildet. Je höher aber die fürstliche Gewalt stieg, desto widerwärtiger wurde den Trägern derselben die gleichzeitige glänzende Entfaltung der bürgerlichen Freiheit und der politischen Macht der Städte. So blickten mit Neid, Eifersucht und Mißgunst die Fürsten auf die Städte und umgekehrt die Städte mit Argwohn und Mißtrauen auf die Fürsten.

Getrieben von ihrem Mißtrauen in die Absichten der Fürsten erneuerten am 23. Juni 1446 in feierlicher Weise 31 schwäbische und fränkische Städte (darunter Nürnberg) ihr Bündnis zum Schutz ihrer Freiheiten gegen widerrechtliche Angriffe und Verpfändungen auf der Grundlage des Bundes von 1376. Das Mißtrauen der Städte war durch verschiedene Vorkommnisse in jener Zeit nicht wenig erregt worden. Als z. B. Friedrich III. die Armagnaken auf die Eidgenossen hetzte, wie schnell waren da Fürsten und Adel bei der Hand, um an dieser Hetze teil zu nehmen. Nürnbergs nächster Nachbar Albrecht Achilles sandte, wie bereits oben erwähnt, zugleich mit 43 Grafen und 75 Rittern Absage an die Schweizer Bürger. Einen fünfjährigen Heldenkampf hatte die Stadt Soest für ihre Freiheit gegen den Kurfürsten von Köln und dessen Tausende von Rittern und böhmischen Söldnern zu bestehen. Das goldene Mainz, die Führerin der freien Rheinstädte, die Gründerin des rheinischen Städtebundes von 1254, sah sich genötigt, die Hilfe der Städte gegen die Bedrängung durch ihren Erzbischof anzurufen, um wenige Jahre später doch der Vergewaltigung durch den Kurfürsten zu erliegen. In Brandenburg mußten die Zwillingsstädte Berlin und Köln sich's gefallen lassen, daß ihnen der Markgraf Friedrich (Eisenzahn) das Selbstregiment gewaltsam entriß und eine Zwingburg an der Spree anlegte. — Bange Gewitterschwüle lag über Deutschland und die Vorahnung schwerer Kämpfe erfüllte die Gemüter. Der prinzipielle Gegensatz zwischen Herrentum und Bürgertum trat immer schroffer hervor und der Ausbruch eines allgemeinen Kampfes zwischen den beiden Lagern war unvermeidlich, sobald auf der angriffslustigen fürstlichen Seite ein unternehmender Führer sich fand. Einen solchen Führer, wie sie sich ihn nicht besser wünschen konnten, fanden die Fürsten in dem Markgrafen Albrecht Achilles.

Der Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg, der letzte Burggraf von Nürnberg, war 1440 gestorben. Bei der Erbteilung seiner brandenburgischen und fränkischen Länder unter seine Söhne kamen die Marken an Friedrich II. (Eisenzahn) und Friedrich den „Fetten“, während von den fränkischen Gebieten das Land ob dem Gebirg dem ältesten Sohn Johann und das Land unter dem Gebirg, das Ans-

bachische, seinem dritten Sohn Albrecht zufiel. Das kleine Fürstentum, dessen weiterer Ausdehnung hauptsächlich das mächtige Nürnberg im Wege stand, brachte dem ehrgeizigen und thatendurstigen Markgrafen als Jahreseinkommen höchstens 6000 fl. Albrecht, welchem später der Erzschmeichler Äneas Silvius den Beinahmen des deutschen Achill aufbrachte, galt bei seinen Zeit- und Standesgenossen als erster Ritter seiner Zeit, ungeachtet er aus den von ihm bestandenen Hauptgefechten öfter als Besiegter denn als Sieger heimkehrte. Jedenfalls aber suchte er als Turnierheld weit und breit seinesgleichen. Ein anderer Beiname aber ist ihm noch zu teil geworden, der sein Wesen am Ende richtiger bezeichnete, als der Name des großmütigen homerischen Helden: er wurde auch vulpes Germaniae, der deutsche Fuchs, genannt. Und dies mit gutem Grund, denn an Schlauheit und List überragte er so gut alle seine Standesgenossen, wie an unverwüstlicher Energie. „Mit seinen subtilen Funden, die niemand kont ergrunden" heißt es von ihm in Behaims Reimchronik. Dabei war er der Rede mächtig, wie wenige seinesgleichen und dadurch ein Meister in politischen Unterhandlungen. Riezler charakterisiert ihn kurz: „in seinem Ehrgeiz gewissenlos, gemütsroh und grausam, war er eine glänzende, aber für Unterthanen und Nachbarn unheilvolle Erscheinung." Zum Parteihaupt war Albrecht wie geschaffen; dies bewies er vor allem dadurch, daß es seinem unermüdeten Eifer und seiner Überredungsgabe gelang, auch die Ritterschaft, welche doch ganz andere Interessen hatte als das Landesfürstentum und welches so viel über das gewaltsame Umsichgreifen der Fürsten zu klagen hatte, für den gemeinsamen Kampf gegen die Städte zu gewinnen, d. h. sie dem fürstlichen Interesse dienstbar zu machen. Und ebenso gelang es seiner bewundernswerten Geschicklichkeit, seinen Span mit Nürnberg zu einer allgemeinen Angelegenheit der deutschen Fürsten zu erheben und auf diese Weise die ganze Wucht des durch ihn organisierten, fast das ganze Reich umspannenden fürstlich-ritterlichen Waffenbundes gegen die von ihm angefeindete Stadt Nürnberg zu lenken.

Es war eine geringfügige Angelegenheit, welche dem Streit suchenden Markgrafen den Anlaß liefern mußte, mit der gehaßten Nachbarstadt anzubinden. Um die Rolle des gekränkten Wolfs gegenüber dem das Wasser trübenden Lamm würdig zu spielen, unterließ er nicht, seinem Vorgehen gegen Nürnberg den gleißnerischen Schein rechtlichen Verfahrens zu geben. Es war eine seit langer Zeit von den Städten geübte und mit keinem Reichsgesetz in Widerspruch stehende Gepflogenheit, mit einzelnen Gliedern des benachbarten landsässigen Adels Einigungen abzuschließen und dieselben gegen Entgelt

dem Dienst der Stadt zu verpflichten. Ein solches Verhältnis unterhielt Nürnberg mit Konrad von Heideck, dessen Besitztum von markgräflichem Gebiet umschlossen war. Dieser in der That reichsfreie, dem Markgrafen in keiner Weise lehenspflichtige Edle hatte i. J. 1445 mit dem Rat von Nürnberg auf zehn Jahre einen Vertrag abgeschlossen, wonach er gegen ein Jahrgeld von 400 fl. der Stadt zum Dienst sich verpflichtete und sich verbindlich machte, ihr nicht nur „mit seins leip“ und seinen Dienern, sondern auch mit seiner Herrschaft und Mannschaft, mit Schloß und Stadt Heideck zu helfen. Auf eigenem Boden, in Leibstadt, südlich von Heideck, hatte der Heidecker ein Bergwerk angelegt, bei welchem auch eine Anzahl Nürnberger beschäftigt war. Diese beiden Umstände: des Heideckers Dienstverhältnis zur Stadt Nürnberg und sein Bergwerk wurden von Markgraf Albrecht aufgegriffen, um seinen Handel mit Nürnberg in Fluß zu bringen.

Dem Ausbruch des Krieges gingen viele langwierige und umständliche Verhandlungen voraus, die auch während des Kriegs immer wieder aufgenommen wurden. Eine zünftige Diplomatie, welche heutzutage eine so wichtige (manchmal auch bloß wichtig thuende) Rolle spielt, bestand in jenen Zeiten nicht, und ständige Gesandte, Legationsräte u. dergl. waren unbekannte Größen. Bei den Verhandlungen waren gewöhnlich die Fürsten selbst anwesend, und besonders Markgraf Albrecht, der sich seiner Redegabe wohl bewußt war, ließ es sich nicht nehmen, bald schmeichelnd, bald drohend und polternd einzugreifen. Wenn die markgräflichen Räte, unter denen Peter Knorr die Hauptrolle spielte, die Ansprüche ihres Herrn dargethan, so versäumte der Fürst selten, nachträglich noch seine rhetorischen Trümpfe auszuspielen. Wenn früher ausschließlich von Geistlichen die diplomatischen Geschäfte besorgt wurden, so geschah dies jetzt fast bloß noch durch Juristen. Und wie die Fürsten, so sorgten auch die Städterepubliken, daß sie zur Führung ihrer auswärtigen Geschäfte neben den Mitgliedern des Rats die tüchtigsten Juristen in Sold bekamen. Diese Staatsjuristen (Syndiken) wurden oft an Fürsten oder andere Städte „ausgeliehen“ und empfingen für ihre schriftlichen Gutachten, Ratschläge u. s. w. zu gleicher Zeit von verschiedenen Herren Jahresgehalte. Fürsten und Städte ließen sich in solchem Falle von diesen ihren Beamten nur versprechen, daß die Anderen geleisteten Dienste nicht gegen sie selbst gerichtet werden dürfen. Nichts spricht vernehmlicher für die hohe Blüte des Nürnberger Gemeinwesens in jener Zeit und für die Umsicht des Nürnberger Rats als die Thatsache, daß von demselben die berufensten juristisch gebildeten Staatsmänner jener Zeit für den Dienst der Stadt ge-

wonnen wurden. Neben dem schon oben erwähnten mannhaften Gregor Heimburg, der schon seit längerer Zeit für Nürnberg thätig war, trat in der Zeit des Konflikts mit Albrecht Achilles auch der geschäftsgewandte, wahrscheinlich aus Heidelberg stammende Martin Mair in den Dienst der Stadt. Er verfaßte die Gutachten und die für die Städte und Fürsten bestimmten Denkschriften der Stadt Nürnberg über die Streitangelegenheiten mit Albrecht Achilles und übernahm im Auftrage und im Interesse der Stadt Rundreisen zu verschiedenen Fürsten und Städten des Reichs, zu den Eidgenossen und an den kaiserlichen Hof. Martin Mair, den Gregor Heimburg seinen Präzeptor nannte, war einer der merkwürdigsten Menschen in der Epoche des ausgehenden Mittelalters. Ehe er 1459 unter dem einfachen Titel „Rat“ leitender Minister des Herzogs Ludwig von Bayern-Landshut wurde, als welcher er manches Segensreiche für das bayerische Land schuf, besorgte er, ohne sein Verhältnis zu Nürnberg aufzugeben, Geschäfte für Ulm und verschiedene Fürsten, war eine Zeit lang Kanzler des Mainzer Erzbischofs und heckte in patriotischem Unmut über den elenden Zustand des deutschen Reichs die abenteuerlichsten Projekte für eine Reichsreform aus. Er war „an allen Höfen und in allen Geweben der Politik zu Hause.“ Neben diesen zwei humanistisch gebildeten und reformistisch gesinnten Männern war in der Nürnberger Ratskanzlei noch der Schweizer Niklas von Wyln thätig, der nachmals Stadtschreiber in Eßlingen wurde und als einer der ersten in Deutschland nach der Erfindung der Buchdruckerkunst Werke der römischen Klassiker ins Deutsche übertrug.

Das Erste, was Markgraf Albrecht that, war, daß er den Chorherrn Medlinger nach Nürnberg schickte, um Beschwerde darüber zu erheben, daß Nürnberger in des Heidecker Bergwerk arbeiten. Diese Botschaft erwiderte der Rat mit der Entsendung der beiden Ratsfreunde Karl Holzschuher und Niklas Muffel nach Kadolzburg, wo diese vor dem von seinen Räten umgebenen Markgrafen mit aller Ruhe und Bescheidenheit den wegen der Beschäftigung Nürnberger Bürger in dem Leibstädter Bergwerk erhobenen Vorwurf als völlig unberechtigt zurückwiesen, da „dem doch nichts entgegenstehe.“ Dann ersuchten sie den Markgrafen, die Sache vor ihrem Rat, in dessen Schutz der Heidecker stehe, oder vor dem Pfalzgrafen Ludwig (als Reichsvikar) rechtlich auszutragen. Der Markgraf aber blieb dabei: der Heidecker sei sein Landsasse, der auf markgräflichem Grund und Boden sein Bergwerk anzulegen gewagt habe, und er sei keineswegs gesonnen, vor dem Nürnberger Rat oder vor dem Pfalzgrafen Recht zu stehen, sondern nur vor dem römischen König, wie es seiner Herrlichkeit als Fürsten des Reichs gebühre. Dann sprudelte und

polterte er in unaufhaltsamem Redestrom vor den zwei Ehrbaren aus Nürnberg, welchen jedenfalls dabei sehr unheimlich wurde: es sei von Kadolzburg nach Nürnberg nicht weiter, als umgekehrt, er hoffe noch Herren und Freunde zu haben, daß er seine Fürstenmacht vor den Nürnbergern behalten wolle, er wolle doch sehen, ob er und sein Bruder, der Markgraf Johann, Fürstenrecht und Herrlichkeit in ihrem Territorium behalten sollten, das sich anfange zu Eger an der Mauer und reiche bis unterhalb Uffenheim am Kreuz und bis an die Steig ober Eichstätt; darauf seien sie gefürstet, darum hätten sie ihr Blut vergossen, das wollten sie auch behalten. Er sei Landesfürst, er habe seine Regalien und Territorien vom heil. Reich und Kaiser und Könige vom einen zum andern hätten sie bestätigt, auch sei er mit vielen Fürsten im Bündnisse, die ihm gewiß behilflich sein werden, das Seine zu behaupten u. s. w. Da die bescheidenen Zwischenreden der Nürnberger Ratsfreunde fruchtlos waren, so schieden dieselben mit dem Ausdruck der Hoffnung, der Markgraf werde sich vor der rechtlichen Entscheidung jeder Beschädigung des Heideckers enthalten. Die beiden Ratsfreunde mochten froh sein, als sie Kadolzburg im Rücken hatten.

Kaum daß der Markgraf in einem Rundschreiben, voll von Klagen über die bösen Städter, den ihm befreundeten Fürsten von dem fruchtlosen Tage zu Kadolzburg Kenntnis gegeben hatte, erschien sein Rat Peter Knorr vor dem Nürnberger Rat mit einer ganzen Last neuer Beschwerden. Und zwar hatten alle diese neuen Beschwerden Beziehung auf das frühere Verhältnis zwischen Burggraf und Stadt, welches doch durch den Verkaufsvertrag von 1427 gelöst war. Da kamen zum Vorschein: die Gerichts- und Lehenverhältnisse in Gostenhof; der Schutz über die drei Klöster zu Skt. Egydien, Skt. Katharina und Skt. Klara; das von der Stadt schon seit Jahren eingeführte „Bauerngericht", durch welches das vom Markgrafen gehegte „kaiserliche Landgericht" beeinträchtigt sein sollte; der Wildbann im Reichswald, indem ein Geuder Rotwild, Hasen und Geflügel gejagt hätte; das Geleitsrecht; die Münzverhältnisse — lauter Dinge, bei welchen das Recht offenbar auf Seite der Stadt lag oder die so geringfügig waren, daß sie gar kein Aufheben verdienten.

Über eine Weile legten sich die Herzoge Albrecht und Heinrich von Bayern ins Mittel, um einen Ausgleich zu versuchen, der aber allemal mißlang, weil der Markgraf zu keinem der ausgeschriebenen Tage kam. Dann suchte der der Stadt Nürnberg freundlich gesinnte Bischof von Würzburg, der durch die Pläne des Markgrafen die Interessen seines Stifts bedroht sah, auf einem Tag zu Bamberg (9. März), zu welchem die Städte Augsburg, Ulm,

Nördlingen, Rothenburg ihre Ratsfreunde entsendeten, um die auf die Erledigung der Streitpunkte gerichteten Bestrebungen des Würzburger Bischofs zu unterstützen; aber alle Versuche der Städteboten, den Markgrafen umzustimmen, schlugen fehl. Nun vereinigten sich die beiderseitigen Räte für eine engere Zusammenkunft in Schwabach. Der hier am 16. März bezüglich des Heidecker̄s zu stande gebrachte Vorschlag fand mit unbedeutenden Einschränkungen Annahme bei dem Rate von Nürnberg, aber der Markgraf verwarf ihn. Endlich ward auf Anregung des durch die Bischöfe von Würzburg und Bamberg unterstützten Kardinallegaten Angeli noch einmal ein Tag in Bamberg bestimmt auf 20. April, der, nachdem der Markgraf ihn wieder nicht eingehalten hatte, auf 15. Juni festgesetzt und dann auch abgehalten wurde. Mittlerweile hatte auch König Friedrich III. ein Lebenszeichen, das einzige in dieser wichtigen Sache, von sich gegeben und ein Friedegebot an beide Parteien erlassen, das aber selbstverständlich ohne Wirkung blieb.

Das Schiedsrichteramt auf dem Tage zu Bamberg hatten neben dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz die vier Bischöfe von Würzburg, Bamberg, Augsburg und Eichstätt übernommen. Als Abgeordnete von Nürnberg waren anwesend: Karl Holzschuher, Berthold Volkamer, Konrad Paumgärtner und von den Handwerkern der Kürschner Anton Tallner, welchen auf Anordnung des Rats Gregor Heimburg zugesellt war. Auch hatten auf Ansuchen des Rats Ulm und Augburg etliche ihrer Ratsfreunde nach Bamberg abgeordnet. Es begann nun ein dreitägiger Redekampf, in welchem der markgräfliche Rat Peter Knorr die sämtlichen markgräflichen Beschwerden, welchen wieder einige neue angereiht waren, wie die über die Schmälerung der markgräflichen Zölle durch Anlegung einer neuen Straße bei Katzwang, die Erhebung eines Nürnberger Zolls von denen zu Burgthann u. s. w., Punkt für Punkt darlegte und in welchem die Nürnberger ebenso Punkt für Punkt ihre gründliche Widerlegung vorbrachten.

Es trat bald zu Tage, daß auf dem Wege des Rechtens die Sache zu keinem Ende kommen werde; so wurde denn seitens einiger Fürsten den Nürnbergern der Wink gegeben, sich mit dem Markgrafen durch ein Stück Geld abzufinden. Da die Stadt sich dessen nicht weigerte, trat eine acht Mann starke Kommission, auf jeder Seite vier, in welcher Gregor Heimburg Nürnberg vertrat, zusammen, um in diesem Sinne zu unterhandeln. Die maßlosen Forderungen des Markgrafen zeigten aber sofort, daß auch dieser Weg zu keinem ersprießlichen Ende führen werde. Die Rechnung, die der Markgraf den Nürnbergern machte, war ebenso verblüffend, wie seine Schwadronaden.

Nach seiner Aufstellung hätte er bereits auf den verschiedenen Tagsfahrten 60000 fl. für Speise, Trank und Futter ausgegeben, 40000 fl. hätten ihm schon die von ihm angeworbenen Söldner gekostet und außerdem hätte er noch 20000 fl. für seine Notdurft verzehrt; wollten ihm nun die Nürnberger diese 120000 fl. bar vergüten und ihm außerdem den Konrad von Heideck gebunden wie einen Mordbrenner ausliefern, so wolle er sich auf weitere Rechtsverhandlungen einlassen.

Daß der Markgraf nicht einen anständigen Ausgleich, sondern den von ihm vorbereiteten Krieg wollte, darüber waltete längst kein Zweifel mehr in den Reihen der städtischen Bundesgenossen; es war klar, daß auch die weitgehendste Nachgiebigkeit nichts daran geändert hätte. Die unverschämte Forderung des Markgrafen machte zunächst jede weitere Unterhandlung unmöglich und den Krieg unvermeidlich. Der auf diese Weise der Reichsstadt Nürnberg durch fürstliche Anmaßung und Gewaltthätigkeit aufgezwungene Kampf war aber nicht eine um Bagatellen entsprungene und um Bagatelle sich drehende Einzelfehde, sondern es war ein prinzipieller Kampf in des Wortes vollster Bedeutung, es war ein Kampf zwischen Herrentum und Bürgerfreiheit. Daß in diesem hohen Sinn von Rat und Gemeinde der Kampf aufgefaßt und aufgenommen wurde, zeigen alle die folgerechten Maßnahmen des Rats, zeigen die Entschlossenheit und Opferfreudigkeit der Gemeinde und es ist nicht das kleinste Blatt in dem Ruhmeskranz Alt-Nürnbergs, daß die Stadt, fast ausschließlich auf die eigene Kraft angewiesen, ihre ehrenvolle Rolle als Vorkämpferin bürgerlicher Unabhängigkeit so mannhaft und würdig durchgeführt hat. Großes, ja alles stand auch auf dem Spiele; denn das war ja sicher: wäre es dem Markgrafen mit Hilfe seiner fürstlichen und adeligen Bundesgenossen gelungen, die Reichsstadt zu überwältigen: auf Hilfe oder Rettung durch das Reich konnte sie bei der traurigen Beschaffenheit des Reichsoberhaupts, welches sich bloß durch unbeachtete Friedensgebote bemerklich machte, nicht rechnen.

Unmittelbar nach dem fruchtlosen Bamberger Tage sammelte der Markgraf die ihm zuziehenden Streitkräfte zu Lonnerstadt a. d. Aisch und bereits am 2. Juli 1449 traf sein Absagebrief in Nürnberg ein, sofort gefolgt von dem des Bischofs von Bamberg, der kurz vorher noch zu Gunsten Nürnbergs vermittelt hatte, und von dem des Landgrafen von Hessen. In großer Zahl folgten dann die Absagebriefe der übrigen Bundesgenossen des Markgrafen aus allen Gauen des Reichs, sodaß nach und nach insgesamt 20 Fürsten und an 7000 Grafen, Herren, Ritter und Knechte der Stadt die Fehde angekündigt hatten. So groß war der Erfolg von Albrechts Bemühungen,

der Stadt Feinde zu erwecken, so gewaltig die Bewegung, die sein leidenschaftlicher Feuereifer hervorgerufen. In der langen Reihe der Absagenden erscheinen neben dem Markgrafen Albrecht und dem ihm unmittelbar verbündeten fränkischen und schwäbischen Adel vor allen sein Bruder, der Markgraf Johann ob dem Gebirg, dem sich eine größere Zahl oberfränkischer, voigtländischer und thüringischer Herren angeschlossen, dann die Bischöfe von Bamberg und Eichstätt mit ihrem Stiftsadel; der Pfalzgraf Otto von Mosbach und Neumarkt, der als unmittelbarer Nachbar Nürnbergs sich besonders lästig machte, und außer ihm zwei andere Glieder der jüngeren pfälzischen Linien; Pfalzgraf Stephan von Veldenz und dessen Sohn Friedrich; des Markgrafen Albrecht Schwiegervater Markgraf Jakob von Baden mit seinen zwei Söhnen; Herzog Albrecht von Österreich, die Grafen Ulrich von Württemberg, von Helfenstein und von Öttingen; der Erzbischof von Mainz mit dem mittelrheinischen Adel; der Landgraf von Hessen mit seiner Ritterschaft; der Herzog Wilhelm von Sachsen mit den Grafen von Schwarzburg, von Gleichen, dem Burggrafen von Kirchberg und Heinrich Reuß von Plauen ä. L. Von norddeutschen Fürsten vor allen Albrechts Bruder, der Kurfürst Friedrich von Brandenburg, der zwar nicht selbst im Feld erschien, aber Hilfsvölker sandte; drei Herzoge von Pommern; der Herzog von Mecklenburg-Stargard und drei Fürsten des braunschweigischen Hauses; aus Böhmen die mit Georg Podiebrad verbündeten Herren; aus Österreich Graf Ulrich von Cilly mit seinem Anhang; selbst aus Ungarn fanden sich einige Magnaten, wie der Herzog von Limbach und die Grafen Frangipan u. a., welche an dem adeligen Kesseltreiben gegen die deutsche Reichsstadt teilnehmen wollten. Abseits blieben die bayerischen Wittelsbacher. Auch verschiedene Städte sahen sich auf Geheiß ihrer Landesherren veranlaßt, der Stadt Nürnberg abzusagen: Bamberg, Kronach, Lichtenfels, Koburg, Forchheim, Altdorf, Pegnitz und Eichstätt, und selbst einzelne Bürger Nürnbergs, welche vom Markgrafen Lehen trugen, stellten sich auf die Seite der Feinde, wie z. B. Ulrich Rummel. Derselbe hatte das ihm gehörige Schloß Malmsbach, welches die Stadt Nürnberg hatte kaufen wollen, lieber an den Markgrafen veräußert und kämpfte in den Reihen der Feinde. Er wurde infolge dessen aus der Liste der „Genannten“ gestrichen, suchte später wieder um Aufnahme nach, die jedoch erst gewährt wurde, nachdem er als Gefangener mehrere Wochen lang „in einem versperrten Kämmerlein und auf einem Turm“ gebüßt hatte.

Die aufgeführten Fürsten und Herren erschienen nun freilich nicht alle im Felde und manche ließen es bei ihrem Fehdebrief bewenden. Die Stärke der vom Markgrafen mit Hilfe seiner Bundes-

genossen ins Feld geführten Streitkräfte ist nicht genau festzustellen, sie wird auf dem fränkischen Kriegsschauplatz ungefähr 7000 Mann betragen haben. Bei der Art der damaligen Kriegführung, welche ihren Hauptzweck weniger in der Herbeiführung größerer Treffen, als in der Verwüstung des feindlichen Gebietes sah, war der Beistand der nächst benachbarten Fürsten, des Markgrafen Johann, der Bischöfe von Bamberg und Eichstätt, sowie des Pfalzgrafen Otto von Neumarkt für den Markgrafen von besonderem Wert. Was den Städten zum besonderen Nachteil gereichte, war, daß die Hunderte von Adeligen, welche sonst vollständig von ihren Raubhändeln unter sich in Anspruch genommen waren, jetzt vereint die Städte schädigten, indem sie deren Kaufleuten und Boten die Straßen verlegten, alle erdenklichen Plackereien übten, ihnen damit ihre Erwerbsquellen abgruben und die Bürger innerhalb ihrer Mauern festhielten.

Viel geringer war die Hilfe, welche der Stadt Nürnberg seitens ihrer Bundesgenossen zu teil wurde. Allerdings sagten auf einem Tage die verbündeten 30 Städte dem Markgrafen ab, aber der von ihnen geleistete Beistand war kaum nennenswert. Bitter sind deshalb im Laufe des Kriegs die fortwährenden Klagen des Nürnberger Rats über die winzige Unterstützung, die er erhielt. Die schwäbischen Städte sandten an Laurenzi 400 Reisige, die schon nach drei Wochen wieder heimritten und die ganze Hilfe des Bischofs von Würzburg, der aus Besorgnis vor den Vergrößerungsgelüsten des Markgrafen sich den Städten angeschlossen hatte, bestand in der Sendung von 80 Reisigen. Diese geringe Unterstützung seitens der verbündeten Städte ist um so auffallender, als diese sich ja sagen mußten, daß ihrer aller Sache mit Nürnberg stand und fiel; die einzige Erklärung oder Entschuldigung für diese mattherzige Hilfe liegt darin, daß die einzelnen Städte, wenn auch in minderem Maße, sich selber zu wehren hatten, und daß die mangelhafte, bloß auf Verteidigung gestellte Organisation des Städtebundes einer einheitlichen, zweckbewußten, kraftvollen Leitung vollständig entbehrte.

Unter solchen Umständen galt es, die eigenen Kräfte bis aufs äußerste anzuspannen, und dies ist in vollem Maße und mit bewunderswerter Ausdauer geschehen. Durch Briefe und Botschaften an den römischen König, an den Papst, an eine große Zahl geistlicher und weltlicher Fürsten, Grafen und Herren, sowie an die bedeutenderen Städte legte der Rat dar, daß nicht die Stadt Nürnberg Ursache zum Kriege gegeben habe und verband damit das Ansuchen, ihre Feinde nicht zu unterstützen. Zur Erhöhung der heimischen Streitmacht nahm der Rat zu den bereits vorhandenen Söldnern 100 Böhmen in Dienst. Mit Einwilligung der Eidgenossen wurden in der Schweiz

1000 Söldner angeworben, welche allerdings erst im April 1450 in Nürnberg einrückten. Außerdem wurden noch, ehe die Schweizer eintrafen, mit Hilfe böhmischer Herren 750 Reisige in Böhmen angeworben, welche vor Ablauf des Kriegs noch eine kurze Zeit an demselben teilnahmen und dem Pfalzgrafen Otto von Neumarkt eine große Zahl Dörfer verbrannten.

Nach einer vom Rat wegen der für die Verproviantierung nötigen Maßregeln vorgenommenen Volkszählung hatte die Stadt i. J. 1449 eine ständige Bevölkerung von ungefähr 20000 Seelen, darunter 5200 Bürger und Handwerksgesellen. Dazu kamen noch beiläufig 10000 in die Stadt geflüchtete Landleute. Darnach konnte die Stadt bei einem allgemeinen Auszug der städtischen Mannschaft, Reisige und Fußvolk, ungefähr 4500 Mann ins Feld stellen. Dazu kamen noch ein paar Tausend Bauern und Bauernknechte, welche bei den „Reisen" in Feindes Land zum Transport des erbeuteten Viehs u. dergl. verwendet wurden. Die städtische Streitmacht blieb sonach hinter der auf beiläufig 8000 Mann geschätzten markgräflichen Streitmacht ohne Zweifel ziemlich weit zurück, dagegen stand der Stadt für Angriff wie für Verteidigung der Vorteil zur Seite, daß sie, wohlbewehrt gegen jeden feindlichen Überfall, mit schnell gesammelter Macht stets nach jedem beliebigen Punkte den Angriff richten konnte und daß, selbst wenn geschlagen, ihre Truppen hinter den schützenden Mauern immer eines sicheren Zufluchtsortes gewiß waren. Dazu kam noch, daß die Städte den Ritterscharen an Geschütz, welches allmählich zu immer größerer Geltung und Verwendung kam, bei weitem überlegen waren.

Dem gesamten Kriegswesen standen sechs Kriegsherren vor, Mitglieder des kleinen Rats: Karl Holzschuher, Berthold Volkamer, Erhard Schürstab, Konrad Paumgärtner, Ulman Hegner und der Kürschner Anton Tallner von den Handwerkern. Zur Führung der drei Waffengruppen wurden bewährte Kriegsmänner von auswärts in den Dienst der Stadt genommen. Unter ihnen nahm Heinrich Reuß von Plauen, welcher die Reisigen befehligte, als Feldoberster die erste Stelle ein; ihm waren als Hauptleute von Ratswegen Georg Haller und Jobst Tetzel zugeordnet. Führer der ungefähr 1200 Mann zählenden Armbrustschützen war Kunz von Kaufungen, der nachmals als Verüber des sächsischen Prinzenraubs zu übler Berühmtheit gelangte. An der Spitze der mit Spieß oder Hellebarte bewaffneten Masse, der Spießer, stand N. von Kottwitz. Die Schweizer und die Hilfstruppen der verbündeten Städte hatten ihre eigenen Kriegsobersten. Für das Geschützwesen waren besondere Büchsenmeister aufgestellt; man hatte Wagen- und Karrenbüchsen für

Steingeschosse, Tarrasbüchsen, Schirm- und Hakenbüchsen, sowie einfache Handbüchsen für Bleigeschosse. Eine Errungenschaft aus den Hussitenkriegen war die Wagenburg, der man in Nürnberg eine besondere Sorgfalt widmete. Die Wagen, von denen dem Rat immer 2—300 zur Verfügung standen, führten die verschiedenen Arten der Geschütze, Schirmbretter dienten ihnen als Schilde, und waren sie dann mit Ketten aneinander geschlossen und mit der nötigen Mannschaft umgeben, so konnten sie wirklich als das schreckfame Kriegswerkzeug erscheinen, als welches es von Hans Rosenplüt in seinem Gedicht über das Treffen bei Pillenreuth geschildert wird.

Für Sicherheit, Verproviantierung und Ordnung wurden die umfassendsten Maßregeln getroffen, ohne dabei vor Eingriffen in die persönliche Freiheit der Einzelnen zurückzuschrecken. Nichts zeigt so deutlich den republikanischen Gemeinsinn, welcher die gesamte Bürgerschaft beseelte, als daß alle die vielen Störungen des gewohnten Lebens und die starken Zumutungen an die Leistungsfähigkeit jedes einzelnen mit freudigem Willen hingenommen wurden. Die der Stadt zugehörigen oder zur Verfügung stehenden festen Plätze Heideck, Lichtenau, Bruckberg, Eschenau, Marloffstein, Lonnerstadt, wie die der Stadt nahe gelegenen festen Häuser, wie Lichtenhof, Weiherhaus, Valzner-Hammer u. s. w. wurden mit Mannschaften belegt. In den Wäldern rings um die Stadt wurden auf eine Entfernung von 1½—3 Stunden Verhaue angelegt, um dem Feinde die Annäherung zu erschweren, und nur die Straßendurchgänge frei gelassen. Näher an die Stadt her errichtete man eine Landwehr mit Zäunen und Gräben und versah sie an den Punkten, an welchen sie von Straßen durchschnitten wurde, mit Schlagbäumen (Schnellern), zu deren Schutz man Blockhäuser aufrichtete, und, indem man sie mit Büchsenschützen besetzte, nicht nur für ihre Verteidigung sorgte, sondern auch den außerhalb der Landwehr Fechtenden im Falle des Rückzugs Zufluchtsstätten schuf. Die ganze Umgebung wurde von Streifwachen durchzogen. Die Türme von Sft. Sebald und Lorenzen, Weißer Turm, Laufer-schlagturm und Vestnerturm waren mit Wachen besetzt, wozu sechs Genannte des größeren Rats im Abwechsel verordnet wurden. Nach der Seite, von welcher der Feind herkam, wurde ein großes Sieb an einer langen Stange hinaus gesteckt. Ebenso waren Warten auf den Kirchtürmen von Sft. Leonhard, Mögeldorf, Poppenreuth postiert und an einzelnen Orten, in welchen kein Kirchturm vorhanden, ein Stadel als Luginsland benützt. Als Sammelplätze für die ausziehende Mannschaft waren der Markt, der Dielinghof, der Neubau, die Schütt bestimmt. Das Neue Thor und das Hallerthörlein blieben während

des ganzen Kriegs verschlossen. Alle anderen Thore, welche durch je zwei Karrenbüchsen geschützt waren, wurden mit starken Wachen, Büchsenmeistern und Armbrustschützen besetzt und durch abwechselnde Genannte vom großen Rat besonders überwacht.

Hinsichtlich des Verkehrs mit der Außenwelt bestanden die strengsten Vorschriften und jede ein- und ausgehende Person hatte die genaueste Prüfung zu bestehen. Die Mistwägen, welche die Stadt verließen, wurden durchstochen, ob keine Rüstung darin verborgen; die Brotlaibe durchschnitten, sämtliche Briefschaften, an wen auch gerichtet, auf der Kriegsstube geöffnet. Der eifrig gepflegte gefährliche Kundschafterdienst wurde hauptsächlich von Frauen und Juden besorgt und zwar, was die Zuverlässigkeit betrifft, nicht immer zur Zufriedenheit des Rats.

Schon lange vor Eröffnung der Feindseligkeiten wurden die Einwohner vom Rat gemahnt, sich mit Getreide und Lebensmitteln zu versehen. Während des Kriegs wurde durch Genannte vom Rat wiederholt die Zahl der Konsumenten aufgezeichnet und durch Ratsbefehl jedermann angewiesen, alles Korn, was er über Jahresbedarf für sich und die Seinen vorrätig hätte, den Bäckern zu festgesetzten Preisen zu überlassen. Auf der Schütt wurde ein Schlachthaus, ebendaselbst und auf dem Neubau wurden Volksküchen errichtet; Brot wurde im Barfüßerkloster und im Marstall gebacken. Von dem erbeuteten Vieh mußte der zehnte Teil als städtischer Beuteanteil an die Küche abgeliefert werden; das andere kaufte der Rat um festgesetzte Preise, sodaß während des ganzen Kriegs niemals Fleischmangel eintrat. Die Bauern waren vom Rat rechtzeitig gemahnt worden, ihre beste Habe in die Stadt oder in feste Häuser zu flüchten.

Sofort nach dem Eintreffen von des Markgrafen Absagebrief begann von beiden Seiten ein schonungsloser Verwüstungskrieg. Am 3. Juli zogen die Nürnberger unter Erhard Schürstab aus und brannten Schloß M a l m s b a c h bis auf den Grund nieder. Der Markgraf befand sich ebenfalls bereits auf dem Marsch den Aischgrund herauf und verbrannte am 4. Juli E l t e r s d o r f, B a c h, K r a f t s h o f, N e u h o f und B u c h und am andern Tag K a l c h r e u t h, E s c h e n a u, E r m r e u t h und G r ä f e n b e r g. Von da zog er über Heroldsberg nach Ziegelstein und legte S c h a f h o f, S p i t a l h o f, S c h o p p e r s h o f, E r l e n s t e g e n und einen Teil von M ö g e l d o r f in Asche. Dem ihm nachgesagten geflügelten Wort: „Der Brand zieret den Krieg, wie das Magnificat die Vesper“ machte er in der That alle Ehre. Die Nürnberger vermochten nicht den Feind in seinem Zerstörungswerk zu hindern. Derselbe zog, nachdem er die Ortschaften hinter der Veste: G r o ß - und K l e i n r e u t h, T h o n,

Lohe, Almoshof, Schnepfenreuth, Höfles, Wetzendorf und Schniegling niedergebrannt hatte, Fürth zu, um darnach den Ortschaften südwärts von Nürnberg dasselbe Schicksal zu bereiten. Am 9. Juli zog er heran bis Skt. Leonhard, verbrannte Schweinau, Großreuth, Höfen, Sündersbühl, Gebersdorf, wandte sich dann gegen Katzwang und verbrannte auf seinem Weitermarsch Kornburg, Röthenbach bei Skt. Wolfgang, Wendelstein und Feucht.

Dies war das Zerstörungswerk von ein paar Wochen, in welchen die Nürnberger natürlich auch nicht müßig waren, sondern auf dem markgräflichen, bambergischen, eichstättischen und pfalzbayerischen Gebiete ähnlich verfuhren. Den Hauptwert legten die Nürnberger, schon wegen der Verproviantierung der Stadt, auf die Beute an Vieh, ohne jedoch was außerdem begehrenswert und transportfähig war, zurückzulassen. Solche Brand- und Plünderungszüge wurden von den Nürnbergern im Juli unternommen auf Burgthann, Frauenaurach, Ammersdorf, Erlangen, nach Baiersdorf, Hilpoltstein, Thuisbronn, Kersbach bei Schnaittach, Pyrbaum, Kersbach bei Forchheim und Langensendelbach. Ein Sturm auf Altdorf mißglückte. Gostenhof wurde gleich am Anfang niedergebrannt, damit sich der Feind da nicht festsetzen könne. Am 29. Juli wurde dann das feste Schönberg bei Lauf eingenommen, wogegen kurz darauf der Markgraf das den Nürnbergern wertvolle Lichtenau in seine Gewalt bekam, nachdem vorher schon Heideck, nicht ohne Schuld der Besatzung, in seine Hände gefallen war.

In dieser Weise ging es fort von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, selbst den Winter hindurch, ein volles Jahr lang. Mit einer geradezu entsetzlichen Eintönigkeit und Trockenheit vermelden die Nürnberger Kriegsberichte, wie viel an diesem oder jenem Tage Dörfer und Mühlen verbrannt, wie viel auf diesem oder jenem Zug Kühe, Schweine, Pferde u. s. w. erbeutet wurden. An manchem Tag werden nur wenige Dörfer verbrannt, manchmal aber fallen vierzig, ja siebenzig Dörfer der Vernichtungswut zum Opfer. Von manchem Zug werden nur ein paar hundert Stück Vieh eingebracht, es gibt aber auch Tage, an welchen 800, 1000, 2000, ja einmal 2500 Stück eingebracht werden. Hie und da wehren sich die unglücklichen Bauern mit Sensen und Dreschflegeln und die Beutemacher müssen, wenn sie nicht zahlreich genug sind, Reißaus nehmen. Dies passierte den Nürnbergern z. B. vor Lauf, in Effelterich und an anderen Orten. Zuweilen auch mußten die armen Bauern ihren Widerstand auf schreckliche Art büßen. So stürmten gegen Ende

des Kriegs Nürnberger Kriegshaufen den Kirchhof von Emskirchen, in welchen die Bauern sich zurückgezogen hatten. Etliche von ihnen hatten sich auf den Kirchturm geflüchtet; da legten die Nürnberger Feuer an und die Kirche samt den Geflüchteten wurde ein Opfer der Flammen. Der Nürnberger Rat, welcher übrigens wiederholt geboten hatte, die Kirchen und das Kirchengut zu schonen, entschuldigte die Greuelthat damit, daß es der Feind auch nicht besser mache. Dies war allerdings richtig, denn die fürstlichen Truppen verschonten die Kirchen viel weniger als die städtischen und außerdem begnügten sie sich nicht damit, die Dörfer niederzubrennen, sondern sie verwüsteten auch die Weinberge und Getreidefelder, zündeten die Wälder an und machten die Weiher unbrauchbar.

Die entferntesten Punkte, welche von den Nürnbergern heimgesucht wurden, sind Sulzbach, Pegnitz, Pottenstein und dann im Westen Crailsheim und Kitzingen. Einmal fielen sie sogar in das Gebiet des befreundeten Bischofs von Würzburg ein; da „ward aber der Bischof sehr zornig und mußten alles wieder herausgeben, was sie genommen hatten." Es kam auch vor, daß sie den bereits beinahe daheim in Sicherheit gebrachten Raub wieder an den Feind verloren. So rückten am 12. Oktober die Markgräflichen morgens im Nebel hart an das Spittlerthor und nahmen den Nürnbergern 300 Kühe und 1200 Schafe ab; da sie viel reisiges Volk bei sich hatten, wagten die Nürnberger nicht, ihnen nachzueilen.

Für die gemachte Beute waren sechs Beutemeister aufgestellt, welche die Verteilung nach der vom Rate festgesetzten Ordnung vornahmen. Der zehnte Teil gehörte vorweg der Stadt; sodann bekamen die Anführer Reuß von Plauen und Kunz von Kaufungen ihren Teil sowie der Hauptmann vom Rat. Was der Rat von dem erbeuteten Vieh außerdem haben wollte, empfing er um einen billigen Preis und gab, was er nicht für die Stadtknechte zum Einsalzen brauchte, den Reichen und Armen auf Verlangen ab. Schmalz, Bettgewand, Hausgerät u. s. w. wurde vorerst in den Zwinger und dann zum Verkauf auf den Markt gebracht. Der Erlös daraus wie aus dem Vieh wurde an die Teilnehmer des jeweiligen Zugs beim Schönen Brunnen verteilt und zwar empfing ein Reisiger noch einmal so viel als ein Fußknecht. Die in großer Zahl gefangenen und nach Nürnberg geschleppten Bauern wurden der Obhut der Stockmeister übergeben und blieben verhaftet, bis sie das ihrem Vermögen angemessene Lösegeld aufgebracht hatten. Daß mit den armen Leuten allzu sänftiglich umgegangen worden, braucht man nicht anzunehmen.

Zu förmlichen Treffen zwischen den fürstlichen und städtischen Streitkräften ist es in dem ganzen Kriege trotz seiner langen Dauer

nur wenigemale gekommen. Mehr als ein dutzendmal kam der Markgraf ganz nahe an die Stadt herangerückt, meistens bis Lichtenhof, aber auch bis Schoppershof, bis zur Glaismühle und bis vor das Spittlerthor, ohne daß es zu einem ernsten Kampfe, geschweige denn zu einem eigentlichen Angriffe auf die wohlbewehrte Stadt gekommen wäre. Man schoß hin und her und scharmuzierte eine Weile, dann zog sich der Markgraf sengend und brennend zurück, um bald darauf auf dieselbe Weise wieder zu erscheinen. „Die Markgräflichen wollten nicht herzu, daß man sie mit keinem geschoß zu erreichen vermochte" heißt es im Nürnberger Kriegsbericht bei einem dieser markgräflichen Herausforderungen. „Und die Städter wollten nicht heraus" hätte ein markgräflicher Berichterstatter ebenso richtig schreiben können; denn daß beim Kampf im freien Feld das Übergewicht auf markgräflicher Seite war, daran konnten auch die Nürnberger nicht zweifeln.

Ein paar Schlappen erhielten die Nürnberger im Monat November und zwar die erste, als sie am 11. dieses Monats gegen Langenzenn auszogen. Sie fanden den Ort, da die markgräflichen Hauptleute rechtzeitig Unterstützung gesandt, viel stärker besetzt, als sie vermutet hatten und machten sich deshalb unverrichteter Dinge anderen Tags wieder auf den Rückweg. Der eine Teil des Auszugs wendete sich von Burgfarrnbach nordwärts nach Frauenaurach, der andere marschierte in loser Ordnung über Fürth, als plötzlich aus einem Hinterhalt die markgräflichen Hauptleute Ludwig von Eyb und Walther Hiernheim mit 400 Reisigen hervorbrachen und die Nürnbergischen, welche eben im Begriff waren, eine Furt zu überschreiten, zersprengten und in die Flucht jagten. Die Reisigen entkamen glücklich, aber vom Fußvolk wurden an 100 erstochen und etwa 50 gefangen. Dabei ging auch die Wagenburg und das Geschütz an die Sieger verloren. Viele erkrankten bei dem Versuch, durch die Pegnitz nach Poppenreuth zu entkommen.

Vierzehn Tage später kam der Markgraf mit 800 Reisigen nach Grindlach. Veranlaßt durch den Feuerschein angezündeter Strohhaufen gelangte die Lärmnachricht von dem Anrücken des Feindes nach Nürnberg, infolgedessen Heinrich Reuß mit 400 Pferden eilends entgegenzog. Bei dem Anblick der feindlichen Übermacht wandte er sich aber sofort rückwärts und wurde bis an die Landwehr vom Tiergärtnerthor lebhaft verfolgt. Das Feuer der städtischen Schützen und der Geschütze von den Türmen verhinderte jedoch ein weiteres Vordringen des Feindes.

Doch auch für Nürnberg kam ein Tag der Siegesfreude, denn das bedeutendste Gefecht im ganzen Krieg, „die Schlacht am Weiher" war eine Niederlage des Markgrafen.

Zum Spott und Hohn der Nürnberger gedachte Albrecht Achilles auf Feindes Boden eine gute Mahlzeit zu halten und ließ zu diesem Behufe am 10. März 1450 die Weiher beim Nonnenkloster Pillenreuth abgraben, um sie am andern Tage zu fischen. Zugleich ließ er in die Stadt sagen, die Nürnberger Herren möchten doch auch heraus kommen und ihm fischen und essen helfen. In der That kam der Markgraf am Gregoriustag (11. März) von Schwabach aus an den Weiher geritten in einer Stärke von 350 Reisigen und 50 Trabanten, wie er selber angab, oder von 550 Reisigen, wie die Nürnberger behaupteten. Als die Botschaft nach Nürnberg kam, beschloß man, der markgräflichen Einladung mit gebührender Höflichkeit zu entsprechen und ordnete einen allgemeinen Auszug an. Die aufgebotene Kriegsmacht unter der obersten Leitung des Heinrich von Reuß und des Jobst Tetzel, als Hauptmanns vom Rat, rückte in Schlachtordnung vom Frauenthor aus in einer Stärke von 400 Reisigen, der Wagenburg und 4000 Mann zu Fuß, welche letztere aber gar nicht ins Treffen kamen. Die Rennfahne (Vorhut) mit 50 Reisigen führte Kunz von Kaufungen. Auf ihn folgte der „Haupt- oder rechte Haufe" 300 Reisige unter dem Befehle des Reuß und Jobst Tetzel; die dritte Reiterabteilung, 50 Mann, führte Kottwitz. Sobald Kunz von Kaufungen bei den Weihern angelangt war, wurde er mit den Markgräflichen handgemein. Nach den zeitgenössischen Berichten lag es in dem Plan der Nürnberger, daß sich Kunz von Kaufungen zu rechter Zeit auf die Hauptmasse der Reisigen unter Reuß zurückziehe und daß dann dieser, unterstützt durch das mittlerweile herbeigekommene Fußvolk, die Sache zum guten Ende führe. So geschah es denn auch, nur daß das Fußvolk zur Entscheidung gar nicht mehr nötig war. Kunz von Kaufungen zog sich fechtend auf die Hauptmacht zurück, die Markgräflichen stürmten mit Ungestüm nach und nun entschied ein wuchtiger Angriff des Reuß mit überraschender Schnelligkeit das Schicksal des Tages. Durch den kräftigen Stoß erschüttert und in Unordnung gebracht, wandten sich die Markgräflichen zur eiligen Flucht und mit ihnen Albrecht Achilles. Hart bedrängt von dem Feind, der sie bis an die Schranken von Schwabach verfolgte, warfen die Fliehenden Waffen und Rüstung von sich und vermehrten auf diese Weise die Siegeszeichen ihrer Überwinder. Das Nürnberger Fußvolk traf auf dem Kampfplatz erst ein, nachdem die Sache entschieden war und hatte nichts weiter zu thun als die Beute einzuheimsen, die Gefangenen zu verwahren und den Verwundeten, den „abgestochenen Reitern", den Garaus zu machen. Der Verlust der Sieger war äußerst gering, sie hatten nur zwei Tote zu beklagen; die Zahl der gefallenen Feinde

dagegen war ziemlich groß (80); Gefangene wurden mehr als hundert gemacht. Dazu fielen drei Banner und zwar das von dem Grafen von Gleichen geführte Hauptpanier des Markgrafen nebst seinem Rennfähnlein, sowie ein Reiterfähnlein des Pfalzgrafen Otto von Neumarkt in die Hände der Sieger, welche dieselben im Triumph in die Frauenkirche verbrachten, allwo sie aufgehängt wurden. Unter den Beutestücken: 200 Pferden, Waffen und Rüstungen befanden sich auch einige Wägen mit den bereits gefangenen Fischen, welche sich nun die Nürnberger statt des Markgrafen und seinen Leuten schmecken ließen.

Unermeßlicher Jubel erfüllte die siegreiche Stadt und noch am selben und am folgenden Tag ergingen Schreiben an die verbündeten Städte, an die Eidgenossen, an die nürnbergischen Gesandten und Andere mit der frohen Botschaft von dem gewonnenen Siege. Das für Nürnberg so hocherfreuliche Ereignis wurde von dem zeitgenössischen Wappendichter Hans Rosenplüt, dem Schnepperer, in einem mächtig langen Gedicht: „Von Nürnberger Raiß“ besungen und lange lebte es fort in der Volkserinnerung; noch vor einigen Jahrzehnten konnte man in Nürnberger Wirtsstuben unter Schlachtenbildern aus der napoleonischen Zeit die Schilderei von der Begegnung der Nürnberger mit dem Markgrafen von Brandenburg am Königsweiher von Pillenreuth angebracht sehen.

Aber schon wenige Wochen nach dem Siegesjubel vom 11. März wurde die Stadt in tiefe Trauer gestürzt. Zu einer „Reise“, welche im April die schwäbischen Städte in einer Stärke von 600 Pferden über Nördlingen und Dinkelsbühl in der Richtung nach Ansbach unternahmen und auf welcher in gewohnter Weise die Dörfer unterwegs geplündert und verbrannt wurden, hatte auch Nürnberg 100 Reisige gestellt. Der Zug erfuhr aber eine schlimme Unterbrechung, indem der Markgraf, von Ansbach aus in großer Stärke herbeieilend, die städtischen Scharen beim Kloster Sulz unterhalb Leutershausen überraschte und vollständig schlug, ehe sie sich nur in Schlachtordnung stellen konnten. Bei 200 Städter wurden erschlagen oder gefangen, darunter 52 Nürnberger mit ihrem Hauptmann Georg Geuder. Von dem ganzen Reiterhaufen hatten sich die Nürnberger, wie selbst Markgraf Albrecht anerkannte, am tapfersten geschlagen. Mannhaften Sinnes schrieb der Nürnberger Rat den Freunden: „Man solle über den Verlust nicht erschrecken; uns ist es angenehmer, sie sind mit Ehren gefallen, denn sie wären mit Schanden geflohen.“

Bald aber wandte sich die Sache wieder zum besseren. Am 26. April zogen die in Sold genommenen 1000 Schweizer, welchen der Markgraf vergebens den Weg zu verlegen versucht hatte, unter großem

Jubel ein und gleich zwei Tage nachher wurde unter ihrer Mitwirkung ein Zug gegen das eichstättische Städtchen Abenberg ins Werk gesetzt. Der Markgraf befand sich mit starkem reisigen Zeug in der Nähe, wagte aber keinen Angriff, obgleich die Nürnberger gleichsam unter seinen Augen Dörfer verbrannten und Vieh wegtrieben. Als sie dann mit ihrer Beute heimwärts zogen, fanden sie bei einer Furt der Rednitz auf der Höhe die Markgräflichen in Schlachtordnung stehen und ordneten sich ebenfalls sofort zum Treffen. Aber auch jetzt griff der Markgraf nicht an und ohne Schaden gelangten sie mit den erbeuteten 450 Kühen, 500 Schafen, etlichen Pferden und 52 gefangenen Bauern in die Stadt.

Und noch einmal leuchtete den Nürnbergern die Sonne des Siegs in dem letzten größeren Gefecht des Kriegs, welches am 20. Juni 1450 bei Rednitzhembach stattfand und mit der Flucht des Markgrafen endete. Am 19. Juni waren die Nürnberger wieder unter der Führung des Reuß und von Jobst Tetzel in die Spalter Gegend gezogen, wo sie die Dörfer plünderten und ausbrannten. Der Markgraf war mit 400 Reisigen herbeigeeilt und hatte Spalt besetzt, weshalb die Nürnberger von einem Angriff auf das Städtchen abstanden. Der Markgraf gedachte aber den Nürnbergern den Rückzug zu verlegen und hatte zu diesem Zweck seine Wagenburg auf dem linken Rednitzufer bei Hembach aufstellen lassen. Als die Nürnberger auf dem Heimzug hier anlangten, fanden sie den Feind wohlgerüstet zum Treffen, zögerten aber keinen Augenblick ihrerseits, den Angriff mit Kraft und Nachdruck zu beginnen. Und hier kam ihnen ihre Ueberlegenheit im Geschütz trefflich zu statten; denn wie ein Chronist schreibt: „da schussen die unsern gar fest in des markgrafen geraysigen zeug mit großen und kleinen puchsen und mit armbrusten, do gab des markgrafen wagenburg von stund an die flucht und flog eilends weck — — und der markgroff flog do mit seinem geraysigen zeug auch weck, denn es war nacht und abent worden, das die unsern nicht nachvolgen mochten und wart der feind vil erschossen und auch vil pferd.“ Siegesfroh zogen die Nürnberger mit ihrer Beute und einigen Gefangenen in die Stadt ein.

Dieser letzte Erfolg der Nürnberger mag den Markgrafen endlich zu der Ueberzeugung gebracht haben, daß seine Feinde ihm auch im freien Felde gewachsen seien und daß für ihn und seine großen Pläne auch bei Fortsetzung des Krieges nichts herausspringen werde, denn schon zwei Tage nach der markgräflichen Schlappe von Hembach kam zu Bamberg zwischen den streitenden Parteien eine „Richtung“, ein vorläufiger Friede, zu stande. Diese Bamberger Richtung war der Schluß einer langen Reihe von Unterhandlungen, welche während

des ununterbrochenen Kriegs ununterbrochen an verschiedenen Orten gepflogen wurden und — der Anfang einer neuen Reihe von Unterhandlungen. Zuerst hatten sich die bayerischen Herzoge Albrecht und Heinrich um die Sache angenommen und im Sommer des vorangegangenen Jahres auf verschiedenen Tagen in Ingolstadt und Lauingen vermittelt. Sie wußten für die Nürnberger keinen anderen Rat, als sich mit dem Markgrafen durch Geld abzufinden; die Nürnberger verspürten aber durchaus keine Neigung, erst zu erkaufen, was ihnen nach ihrer Meinung von rechtswegen gehörte. Darauf übernahm, zugleich im Auftrag des römischen Königs, ein anderer Wittelsbacher, Pfalzgraf Friedrich, später der Siegreiche genannt, die Vermittlerrolle. Ein von ihm auf 19. Oktober anberaumter Tag kam jedoch durch das Wegbleiben des Markgrafen so wenig zu stande als die weiteren nach Neustadt a. Kocher und Heibronn angesagten Tage. Endlich brachte der Pfalzgraf doch einen Kongreß in Heidelberg (12. Januar) zuwege, zu welchem außer dem Markgrafen und mehreren Kurfürsten neben den nürnbergischen Vertretern auch verschiedene Abordnungen der verbündeten Städte sich einfanden. Hier wiederholte sich nun wieder der alte Wortstreit; der Markgraf als gekränkter Wolf verschwendete aufs neue die maßlosesten Anschuldigungen gegen die Städte überhaupt, „welche die geistliche Ordnung und den Priesterstand erniedrigen, sowie den Adel unter sich bringen wollen“ und gegen Nürnberg insbesondere, welches sein Burggrafentum angetastet und seine fürstliche Würde und Regalien zu schmälern versucht habe. Nach einem endlosen Hin und Her von Beschuldigungen und Verwahrungen, Vorschlägen und Gegenvorschlägen verzichtete der Pfalzgraf auf seine undankbare Vermittlerrolle und ließ den Kongreß ergebnislos auseinander gehen. Mittlerweile trat noch auf Grund der verhandelten Punkte eine königliche Kommission zusammen, die den abgerissenen Faden wieder aufnahm und weiterspann. Durch dieselbe kam ein neuer Tag in München zu stande (14. April), zu welchem vom Nürnberger Rat außer 4 Ratsgliedern, darunter Anton Tallner vom Handwerk, auch Gregor Heimburg wieder entsendet wurde. Die Ansprüche des Markgrafen gingen aber ins Groteske, und so ging man nach endlosem Hin- und Widerreden wieder unverrichteter Dinge auseinander. Ein neuer Tag sollte dann am 15. Mai zu Höchstadt a. Aisch stattfinden, der alsdann nach Bamberg verlegt wurde, wo dann endlich die erwähnte „Richtung“ vollbracht wurde.

Gemäß dieser Richtung sollten die Nürnberger und Konrad von Heideck wegen aller Händel, die sie mit dem Markgrafen haben, und ebenso wegen aller Ansprüche des letzteren an jene *vor dem römischen König Recht nehmen*. Die vom Markgrafen ein-

genommenen Schlösser Heideck, Lichtenau, Bruckberg, Uhlfeld und Lonnerstadt verbleiben demselben bis zum Ausgang des Weg Rechtens. Für die übrigen Besitzverhältnisse bleibt es beim Stand vor dem Kriege. Alle zur Huldigung Gezwungenen sollen derselben los sein. Alle Totschläge, Raub, Brand und Verwüstung bleiben unberechtet. Alle Gefangenen werden auf gewöhnliche Uhrfede sofort ledig und alle unbezahlte Brandschatzung wird gegenseitig nachgelassen. Vom Sonnenaufgang des 3. Juli an soll alle Fehde ganz und gar tot sein.

Für die Bürger Nürnbergs war es eine überaus frohe Botschaft, als am 6. Juli vom Rathaus herab verkündigt wurde, daß fortan die Waffen ruhen sollen. Allerdings waren weder alle Mittel erschöpft noch Mut und Entschlossenheit gebrochen, sodaß man etwa einen Frieden um jeden Preis angenommen hätte. Wie fest entschlossen der Rat war, den Krieg, wenn nötig, fortzusetzen, geht daraus hervor, daß derselbe noch während des Bamberger Kongresses bei den Eidgenossen den Antrag einbrachte, auf ihrem Gebiet weitere 2000 Söldner anwerben zu lassen. Immerhin mußte den Bürgern, welche ein volles Jahr lang mehr auf der Wache oder im Feld als zu Hause beim Geschäft sich befanden, die Wiederkehr regelmäßiger Zustände als eine Erlösung von schwerer Last erscheinen. Das Land war weit und breit verwüstet, Brandgeruch von den Hunderten eingeäscherter Dörfer, Weiler, Höfe, Mühlen erfüllte die Lüfte, die Güter der Geschlechter waren zerstört oder in Feindeshand, die Plünderungszüge mußten immer unergiebiger werden, denn es existierte weit und breit kein Ort mehr, der noch nicht heimgesucht worden wäre, der Handel lag vollständig darnieder und dazu kam noch die lässige Unterstützung seitens der Bundesgenossen — in der That, es wäre kein Wunder gewesen, wenn allmählich an Stelle frischer Kampfeslust Mißmut und Verdrossenheit sich geltend gemacht hätte.

Bis aber an die Stelle des Stillstands ein definitiver Friede trat, währte es noch mehrere Jahre, und dieselbe standhafte Ausdauer, welche die Stadt im Kriege bewies, bedurfte sie in den schreckhaft langwierigen Unterhandlungen, um einen erträglichen Friedensschluß herbeizuführen. Und daran war nicht blos die starre Hartnäckigkeit des Markgrafen, sondern noch mehr die erbärmliche Haltung des römischen Königs schuld. Einen großen Vorteil besaß der Markgraf schon dadurch, daß er die 5 nürnbergischen Schlösser in seiner Gewalt hatte. Das Verlangen, wieder in deren Besitz zu gelangen, sollten ihm die Nürnberger, so war der Plan des Markgrafen, teuer genug bezahlen. Der Stadt Nürnberg eine recht hohe Summe abzupressen, nachdem ihm jede Aussicht auf Gebietsvergrößerung

benommen war, blieb sein Hauptziel. Der Fall Heideck und die vielen anderen mit Hilfe seiner Räte zusammengeklaubten Beschwerdepunkte, die immer wieder vollzählig aufmarschieren mußten, waren nur Mittel, um die Sache recht schwierig und verwickelt erscheinen zu lassen. Daß König Friedrich III., von dessen Richterspruch die Entscheidung abhing, alles andere, aber nur kein König Salomo war, trotz den vielen weisen Sprüchen, die dem Habsburger nachgesagt wurden, war dem schlauen Markgrafen nur zu gut bekannt und wie geschickt er mit seinem königlichen Lehensherrn umzuspringen verstand, zeigte der weitere Gang der Verhandlungen.

Am 11. Januar 1451 erschienen die Abgeordneten der beiden Parteien am königlichen Hoflager in Wiener-Neustadt und zwar von nürnbergischer Seite neben den Rechtsgelehrten Gregor Heimburg und Martin Mair die Ratsfreunde Nikolaus Muffel und Jörg Derrer, während an der Spitze der markgräflichen Abordnung, wie gewöhnlich, Peter Knorr stand. Der von beiden Seiten vor dem König mit den schärfsten Waffen juristischer Gelehrsamkeit geführte Redekampf, der sich in der Zeit bis zum 12. Februar öfters wiederholte, führte zu keinem anderen Ergebnis, als zu der Erklärung des Königsrichters: Die Streitfragen seien so verwickelt, daß er nicht sofort im stande sei, sein Urteil zu sprechen; er werde dasselbe am 25. Juni verkünden. Es erfolgte dann eine Einladung an die Parteien, am 15. Juni wieder am königlichen Hofe zu erscheinen, was auch geschah, aber nicht etwa, um das erwartete Urteil zu vernehmen, sondern um Gelegenheit zu haben, aufs neue ein Rededuell zu vollführen, welches wieder zu nichts weiterem führte, als zu der den Nürnbergern erteilten huldvollen Zusicherung des Königs, daß ihm ihre Sache ungeheuer schwer am Herzen liege, weshalb er auf 15. November einen neuen Termin anberaume. Da ein in der Zwischenzeit durch den Bischof von Würzburg auf einen Tag zu Herzogenaurach unternommener Sühneversuch zwischen dem Markgrafen und der Stadt ebenfalls zu keinem Ziel führte, obwohl der Markgraf seine Geldforderung bereits auf 60000 fl. ermäßigt hatte, so wurden im November vom Nürnberger Rat Gregor Heimburg und Nikolaus Muffel mit ausgedehnter Vollmacht für allenfallsigen Friedensschluß an den königlichen Hof entsendet. Aber auch diese dritte Reise der Nürnberger Bevollmächtigten an den Hof war eine vergebliche. Statt eines endgiltigen Bescheids empfingen dieselben die Mitteilung, daß der König wegen seiner bevorstehenden Reise nach Rom zur Kaiserkrönung die Entscheidung des Streites bis zum 13. November des nächsten Jahres vertage.

Mittlerweile traten neue Vermittler auf den Plan. Herzog

Ludwig von Bayern-Landshut-Ingolstadt, der i. J. 1450 seinem Vater Heinrich in der Regierung gefolgt war, bot den Nürnbergern seine guten Dienste an und bewirkte auf den 5. März 1452 eine Zusammenkunft in dem Städtchen Lauf, auf welcher mit dem Heidecker und den Nürnberger Bevollmächtigten die Räte des Würzburger Bischofs und Abgeordnete befreundeter Städte erschienen. Aber auch hier führten die weitläufigen Verhandlungen vorläufig zu keinem Ziel. Noch im Sommer desselben Jahres kam dann der neapolitanische Franziskanermönch Johann Capistrano auf seinem Zug durch die Länder Europas, auf welchem er gegen Türken und Ketzer das Kreuz predigte und nebenbei eine Menge Wunder verrichtete, auch nach Nürnberg. Der Franziskaner, dessen flammende Beredsamkeit das Staunen seiner Zeitgenossen erregte, wurde vom Nürnberger Rat mit den größten Ehren aufgenommen und hielt es vielleicht deshalb für seine Pflicht, als Vermittler seine Redekunst bei dem Markgrafen zu versuchen. Zu diesem Zweck begab er sich mehrmals von Nürnberg aus zu dem unversöhnbaren Feinde der Stadt, zweimal nach Pillenreuth, einmal nach Schwabach. Aber der wunderkräftige Mann, von dem berichtet wird, daß er 30 Tote lebendig, 370 Taube hörend, 23 Blinde sehend und 920 Lahme gehend gemacht hat, brachte doch das Kunststück nicht fertig, den Sinn des Markgrafen zu wenden. Unverrichteter Dinge verließ der Franziskaner Nürnberg am 13. August.

So machten sich denn im November 1452 die Abgeordneten Nürnbergs zum vierten Male auf den Weg an den nunmehr kaiserlichen Hof nach Wiener-Neustadt, um gemäß der Bamberger Richtung vom 22. Juni 1450 von dem Kaiser endlich ihr Recht zu holen. Recht und Gerechtigkeit, wie es darum stand im deutschen Reich, darüber sind uns die bittersten Klagen aus jener Zeit aufbewahrt und die Nürnberger konnten auch ein Lied davon singen. Sie hatten genugsam erfahren und sollten noch weiter erfahren, was es heiße, vor einem solchen Kaiser in einem Streit mit einem Fürsten Recht zu nehmen. Es war eine stattliche Zahl geistlicher und weltlicher Fürsten am Hoflager zu Neustadt versammelt, vor denen Gregor Heimburg die Sache Nürnbergs vertreten sollte. Aeneas Silvius, der damals noch Bischof von Siena war, hat uns in seiner Lebensgeschichte König Friedrich III. eine ausführliche und lebendige Schilderung der Vorgänge jener Tage, welchen er persönlich beiwohnte, hinterlassen.

Mag auch in der Erzählung des Aeneas Silvius manches übermäßig ausgeschmückt und manches stark aufgetragen sein, so erscheint doch so viel sicher, daß der von dem Gefühl der Hoheit und Herr-

lichkeit ganz durchdrungene Markgraf Albrecht in den heißen Tagen zu Neustadt dasselbe herrische und brutale Gebahren zeigte, welches er in den bisherigen Verhandlungen öfters an den Tag gelegt hatte. Als der Kaiser die Räte der anwesenden Fürsten versammelte, um über die Besetzung des Gerichts in der Streitsache Beschluß zu fassen, drang der Markgraf wie ein Rasender in das Beratungszimmer und beschwerte sich aufs heftigste, daß man seinen Prozeß durch Unebenbürtige entscheiden lassen wolle. Selbst die Erklärung des Kaisers, es finde ja keine Gerichts-, sondern nur eine Ratssitzung statt, vermochte nicht, den Markgrafen zu beruhigen; er versammelte sofort die Fürsten um sich, um deren Meinung zu hören. Hier habe er nun, erzählt Aeneas Silvius, wie ein Wahnsinniger herumgetobt und diejenigen, die zum Frieden mahnten, nicht nur aufs gröblichste beschimpft, sondern sogar mit Thätlichkeiten bedroht. Er scheere sich nichts um den Papst, noch um den Kaiser, habe er geschrien, und nur allmählich sei es den Anwesenden gelungen, den Markgrafen zu beschwichtigen, indem sie versprachen, für seine Ansprüche beim Kaiser einzutreten, welcher denn auch auf den nächsten Tag eine Gerichtssitzung anberaumte.

In dieser Gerichtssitzung trat nun der markgräfliche Sachwalter Peter Knorr vor und verkündete zuerst in unendlicher Breite das Lob seines Herrn, des Markgrafen und seines Hauses sowie die tapferen Thaten seiner Ahnen, durch welche sie aus einfachen Grafen zu Markgrafen geworden und damit zu dem Rang der berühmtesten Fürsten emporgestiegen seien und versäumte auch nicht, die Bulle Kaiser Karl IV. vom Jahre 1363, durch welche die Burggrafen in den Reichsfürstenstand emporgehoben wurden, gebührend auseinander zu setzen, um dann seinen Hauptschlag folgendermaßen auszuführen: Nach der goldenen Bulle Karl IV. könnten Fürsten, wenn in einer Irrung ihre Regalien oder ihre Ehre begriffen seien, wieder nur durch einen Fürsten vorgeladen werden. Nun hätten aber die Nürnberger die Zollgerechtigkeit des Markgrafen verletzt, die zu dessen Regalien gehören, ergo sei der Markgraf nicht rechtmäßig zitiert, indem die Vorladung nur durch den unebenbürtigen Edlen Heinrich Marschall von Pappenheim behändigt worden sei. Der Antrag des Markgrafen gehe also dahin, die Stadt Nürnberg in alle dem Markgrafen Albrecht erwachsenen Kosten zu verurteilen, während dieser sich vorbehalte, alle seine Ansprüche gegen die rechtmäßig vorgeladene Stadt Nürnberg geltend zu machen.

Gegen diese sophistischen Ausführungen erhob sich Gregor Heimburg mit der vollen Macht seiner Beredsamkeit und mit der ganzen Wucht der Waffen, die ihm der gesunde Menschenverstand

gegenüber den Ungeheuerlichkeiten dieses angeblichen sogenannten Fürstenrechts lieferte. Aeneas Silvius legt dem Vertreter Nürnbergs wirklich ergreifende herrliche Worte in den Mund, mit welchen sich dieser in seiner Ansprache vorerst direkt an den Kaiser wendet: Nur von ihm, sagt Heimburg, könne die Stadt Recht erhoffen, denn alle Beisitzer des Gerichts seien parteiisch, teils als Bundesgenossen des Markgrafen in dem bestandenen Krieg, teils als dessen Verwandte, aber auch deswegen, weil es im natürlichen Interesse der Fürsten liege, als Rechtssatz anerkannt zu wissen, daß ein Reichsfürst wieder nur von einem Fürsten vorgeladen werden dürfe. Wo kämen aber dabei Recht und Gerechtigkeit hin und wie könnte man Recht gegen einen Fürsten erhalten, wenn man erst einen anderen suchen müsse, der sich herbeilasse, jenen vor den Kaiser zu laden? Und was würden Italiener, Franzosen und andere Nationen sagen, wenn sie erfahren, daß bei den Deutschen die Fürsten als Vorladungsboten erscheinen? O du blindes, unvernünftiges Deutschland, daß du dich weigerst, Einem Herrscher zu gehorchen, aber dich zahllosen kleinen Herren unterwirfst, denn was ist es anders, wenn ein Fürst nicht vorgeladen werden darf, als daß jeder in seinem Lande Kaiser ist? — Heimburg wendet sich dann an den Adel, an alle Edlen des Reichs, die nicht Genossen der Fürsten sind und an die Fürsten selbst, indem er ihnen zuruft: Wollt ihr straflos bleiben, ihr Fürsten des Reichs, warum zerreißt ihr dann nicht keck das Band, das euch mit dem Reiche verknüpft, warum sucht ihr Schutz hinter einem Gesetz, welches, weil es das Recht überhaupt vernichtet, den Zerfall des Reichs herbeiführen muß? Den Kaiser mahnt er, sich nicht durch die frechen Reden des Markgrafen einschüchtern zu lassen, sondern das Wohl der Nation und der Krone zu bedenken und weist schließlich mit juristischen Gründen nach, daß das von dem Markgrafen für sich in Anspruch genommene Gesetz auf den vorliegenden Fall gar nicht anwendbar sei. Die mannhaften Worte des Nürnberger Sachwalters machten auf die Anwesenden den mächtigsten Eindruck. Mächtiger aber als die Wirkung von Heimburgs Rede war der Einfluß, den der Markgraf durch seine geistige Ueberlegenheit auf seine Standesgenossen auszuüben verstand. In der weiteren Verhandlung forderte der Markgraf, daß die Nürnberger sich unbedingt dem Spruch des Gerichts unterwerfen sollten; Heimburg aber beharrte auf seinem Einspruch gegen die Zusammensetzung der Gerichtsbeisitzer, oder im Juristendeutsch: auf seinem Perhorreszenzgesuch.

Darüber berieten nun die Fürsten abgesondert, mit Ausschluß des Kaisers, was dem Aeneas Silvius als eine arge Ungebühr erschien. Er reizte deshalb den Kaiser, die Fürsten aufzufordern, in

seiner Gegenwart zu beraten. Der Kaiser that dies nicht nur, sondern entbot auch seinen Rat Ulrich Riederer, um die Stimmen der Fürsten zu sammeln. Dies erschien nun dem Markgrafen als eine noch viel größere Ungebührlichkeit. Als er den kaiserlichen Rat, welcher das Unglück hatte, bürgerlichen Standes zu sein, unter den Fürsten erblickte, griff er ihn am Wams mit den Worten: „Bist du ein Fürst, daß du dich unter Fürsten mengst?“ und schob ihn zur Thüre hinaus. Der Kaiser nahm diesen Ausbruch fürstlichen Hochmuts gegen seinen eigenen Rat mit christlicher Ergebung hin und — schwieg. Der Ausgang des Tags war: Heimburg habe den Spruch des Gerichts anzuerkennen.

Nach diesem wurden in den folgenden Tagen neue Versuche gemacht, die Parteien zu einer gütlichen Einigung zu bringen. Da dies, wie vorauszusehen, nicht gelang, setzte der Markgraf alle Mittel in Bewegung, die Fürsten sich ganz zu willen zu machen; er schrieb sogar das Urteil nieder, wie sie es in der entscheidenden Sitzung vortragen sollen: daß nämlich die Ladung Albrechts nichtig und der Einspruch der Nürnberger gegen die Bildung des Gerichts zu verwerfen sei. Ohne Bedenken ließen sich die Fürsten vom Markgrafen gängeln und stimmten zu, nur dessen Schwager, der junge Markgraf von Baden schämte sich, an dem unwürdigen Handel teil zu nehmen, während Herzog Albrecht von Österreich bemerkte: er fühle zwar, daß der Markgraf im Unrecht sei, als dessen Bundesgenosse wolle er jedoch ihn auch in dieser Sache nicht verlassen. Die Bischöfe von Regensburg und Eichstätt schwankten zwischen der Mahnung ihres Gewissens und der feigen Furcht, es mit ihrem fürstlichen Nachbarn zu verderben, hin und her, und der Kaiser selbst war viel zu schwach, um einen eigenen Willen zu haben. Derselbe legte am Tage der Entscheidung den Fürsten die zwei Fragen vor: ob die von den Nürnbergern als ungeeignet Bezeichneten aus dem Gerichte zu scheiden hätten und ob die Ladung des Markgrafen als ungiltig zu bezeichnen sei. Der Bischof von Eichstätt verneinte die erste Frage und enthielt sich über die zweite der Abstimmung; die weltlichen Fürsten urteilten zu Gunsten Albrechts; nur der Markgraf von Baden und der Bischof von Regensburg wollten noch die Meinung des Aeneas Silvius hören. Dieser setzte nun auseinander, wie unpassend es sei, wenn die Geschwornen selber über ihre Befähigung als Beisitzer ihr Urteil abgeben und daß die Bundesgenossen und Waffengefährten des Markgrafen über die Nürnberger zu Gericht sitzen wollen. Mochten die Fürsten auch die Richtigkeit dieser Worte im stillen zugeben und das Unrecht, das sie begingen, empfinden, so blieben sie doch bei ihrer Ansicht. Anders der Bischof von Eichstätt. Dieser erklärte, er

müsse die Triftigkeit der von Aeneas Silvius entwickelten Gründe zugeben, da jedoch schwerlich ein neuer Gerichtshof sich bilden ließe, so rate er zum Aufschub der Sache. Das war ein Wort, dem Kaiser aus der Seele gesprochen; war doch das Aufschieben sein beliebtestes Hausmittel. Mit Vergnügen machte er den Vorschlag des Eichstätter Bischofs zu seinem eigenen und da er zugleich versicherte, er werde dann, nämlich an Johanni des nächsten Jahres, den Streit mit den Kurfürsten und anderen Fürsten des Reichs wieder vornehmen und den Markgrafen in allen Stücken als einen Fürsten des Reichs behandeln, so verweigerten die Beisitzer auch nicht ihre Zustimmung. Noch am Abend des 18. Dezember 1452 wurde der Vertagungsspruch verkündet und von beiden Teilen schweigend aufgenommen. Anscheinend hatte keine Partei gewonnen, thatsächlich hatte die Fürstenpartei gesiegt, denn Markgraf Albrecht blieb vorläufig im Besitz der Schlösser und daß ein anderesmal die Fürsten sich wieder nicht vom Rechtsgefühl, sondern vom parteiischen Standesgeist leiten lassen würden, konnte er mit gutem Grunde erwarten.

Der Verlauf des Rechtshandels machte weithin im Reich einen niederschlagenden Eindruck, denn auf die Rechtspflege am kaiserlichen Hofe war ein gar zu grelles Licht gefallen. Verschiedene Städte, welche mit Fürsten in Irrung standen, zauderten nicht, sich so gut wie möglich mit ihnen abzufinden. Und auch die Stadt Nürnberg hatte nach dem bisher Erlebten kein Verlangen, den Johannistag 1453, an welchem Kaiser Friedrich die Streitsache zwischen ihr und dem Markgrafen wieder vornehmen wollte, abzuwarten. Der Kaiser hatte den Herzog Ludwig von Bayern mit der Vermittlung des Streites betraut. Dieser berief zur Schlichtung der Sache die Parteien sowie die Räte mehrerer Bundesstädte und Fürsten zu einem Tage im April wieder nach dem Städtchen Lauf und hier kam auch, nachdem der Markgraf seine Geldansprüche bedeutend herabgestimmt hatte und die Stadt Nürnberg des leidigen Zwischenzustandes überdrüssig geworden war, die Sache nach kurzen Verhandlungen in dem Friedensvertrag vom 24. April 1453 zum schließlichen Austrag. Die Stadt Nürnberg bezahlte dem Markgrafen 25 000 fl. und gewährte ihm eine Leibrente von 3000 fl., die sie ihm aber schon nach vier Jahren ablöste. Dagegen erhielt sie die fünf Schlösser zurück und blieb bei allen Rechten und Besitzungen, welche der Markgraf bisher bestritten; auch war die Streitsache wegen des Konrad von Heideck damit gänzlich abgethan.

Dies war also der Kampfespreis des vielberühmten Markgrafen Albrecht Achilles — ganze 25 000 fl. und 3000 fl. Leibgeding! Und deswegen mußte fast das ganze Reich in Bewegung und Unruhe

versetzt, darum mußten ausgedehnte blühende Landstriche zur Wüste, mußten Tausende unglücklicher Bauern zu Bettlern, mußte Handel und Wandel ein volles Jahr gestört werden. Es wird dem Markgrafen nachgesagt, daß er einige Jahre später seine Reue über den von ihm entzündeten Krieg ausgesprochen habe. Vielleicht wäre diese Reue nicht über ihn gekommen, wenn er etwas Nennenswertes erreicht hätte. So aber, wie es kam, war sein Plan, die von dem Reichsoberhaupt so schmählich im Stich gelassene Reichsstadt zu demütigen, vollständig mißglückt. Dank der bewiesenen unverzagten und standhaften Ausdauer konnte die Nürnberger Bürgerschaft mit noch mehr Recht als vor dem Krieg das Haupt stolz erheben und über die Meinung schwachmütiger Seelen, daß die Stadt mit einiger Nachgiebigkeit gegen den Markgrafen den Krieg hätte vermeiden können, mit Stillschweigen hinwegsehen. Ein Vertreter dieser spießbürgerlichen Ansicht war u. a. der Augsburger Chronist Burkard Zink aus Memmingen, der den Nürnbergern wiederholt ihren „unbändigen Hochmut" vorwarf. Was dieser Augsburger Erzphilister Nürnberger Hochmut nannte, war nichts als der wohlberechtigte republikanische Bürgersinn, welcher glücklicherweise zu jener Zeit in den deutschen Städten noch in voller Kraft lebte und wirkte.

Fünfzehntes Kapitel.

Türkennot.
Kampf um das Nürnberger Landgericht.
Der Fall Muffel.
Kaiser Friedrichs Ausgang.

Die Romfahrt, welche Friedrich III. den Nürnberger Abgeordneten, als sie auf ihrer dritten Reise in der Streitsache mit Albrecht Achilles nach Wiener-Neustadt kamen, als Hinderungsgrund für die Erledigung ihrer Angelegenheit angegeben hatte, wurde in der That von demselben im Januar 1452 angetreten. Am 19. März 1452 wurde er in Skt. Peter gekrönt und zugleich mit der schönen Leonore von Portugal vermählt. Es war dies das letzte Mal, daß in Rom einem deutschen König mit all dem hergebrachten feierlichen Pomp die Kaiserkrone aufgesetzt wurde. In Friedrichs Gefolge befand sich auch der bereits mehrmals erwähnte nürnbergische Ratsherr Nikolaus Muffel, welcher im Auftrag seiner Vaterstadt die Reichskleinodien zur Krönung nach Rom zu geleiten hatte. Für den frommen eiteln Mann war es jedenfalls der höchste Tag seines Lebens, als er am Palmsonntag den Himmel über dem Papst Nikolaus V. tragen helfen und bei der Messe ministrieren durfte. Den Bericht über seine Botschaft schloß er mit folgenden Worten: „Item, kein potschaft von den anderen reichstetten wurt also geehrt als die stat Nürnberg, die hat den großten Namen.“ Der Kaiser selbst ergötzte sich in den italienischen Städten mit allerlei Alfanzereien, indem er schön gesetzte Anreden anhörte und dagegen Dichterdiplome, Pfalzgrafenpatente und Ritterschläge austeilte. Mit derselben Teilnahmlosigkeit, mit der ihn die Deutschen nach Italien ziehen sahen, ließen ihn die Italiener wieder heimkehren.

Der Empfang, welcher dem Neugekrönten in seinen Erblanden zu teil wurde, war ein sehr übler. Der österreichische Adel, der schon vor Friedrichs Romzug in Gährung war, befand sich jetzt in vollem

Aufruhr, der von böhmischen und ungarischen Magnaten eifrig geschürt und unterstützt wurde. Man wollte den Kaiser zur Herausgabe seines aus Eigennutz von ihm ängstlich bewahrten Mündels, des königlichen Knaben Ladislaus Posthumus zwingen. In seinem festen Neustadt von dem Heer der Aufständischen förmlich belagert, sah Friedrich keine andere Rettung, als Nachgiebigkeit und entließ den Thronerben von Ungarn und Böhmen aus seiner Hut.

Und dieser hilflose Mann, der nicht einmal über den aufsässigen Adel seines Stammlandes Herr zu werden vermochte, sah sich als Träger der höchsten Herrscherwürde im Abendland und als Schirmvogt der Kirche plötzlich einem welterschütternden Ereignis gegenübergestellt, dessen Folgen auf Jahrhunderte hinaus nicht bloß auf die Schicksale der habsburgischen Länder aufs tiefste einwirkte, sondern auch das deutsche Reich in die empfindlichste Mitleidenschaft zog. Am 29. Mai 1453 war die Hauptstadt des oströmischen Reichs dem Ansturm der Osmanen erlegen. War auch der Fall Konstantinopels für Alle, die ihre Augen nicht freiwillig verschlossen, schon seit langem nur noch eine Frage der Zeit, so ergriff doch, als das gefürchtete Ereignis eintrat, lähmender Schrecken die Völker des Abendlands. Der Kaiser, als er die Kunde vernahm, sei ganz zerknirscht gewesen und habe geweint, berichtet Aeneas Silvius. Davon aber ahnte die Welt nichts, daß eben dieser Thränen vergießende Kaiser die Angst und Furcht der Gemüter benützen wollte, um seinen Säckel zu füllen. Bereits auf seiner Romfahrt hatte er mit dem Papst einen geheimen Pakt vorbereitet, gemäß welchem die beiden Häupter der Christenheit die Erträgnisse der wegen der Türkennot ausgeschriebenen sogenannten Türkenzehenten und der bewilligten Abläße unter sich teilen wollten.

Schon vor dem Fall Konstantinopels und bevor dieses schmutzige päpstlich-kaiserliche Handelsgeschäft im Gange war, wurden, um Geld für Rüstungen gegen die Türken aufzubringen, in den Hauptplätzen des Reichs päpstliche Abläße verkauft. So beglückte u. a. im Frühjahr 1457 ein Kardinallegat als Ablaßprediger auch die Stadt Nürnberg mit seiner Gegenwart. Für die Hälfte der Kosten einer Pilgerfahrt nach Rom und mit der nämlichen Wirkung, als hätten sie im verwichenen Jubeljahr den Ablaß selbst geholt, erhielten die Gläubigen, welchen allerdings daneben noch die Abbetung einer gewissen Anzahl von Paternoster und Ave Maria auferlegt wurde, vollständigen Sündenablaß. Der Ablaß fand eine Zeit lang reißende Abnahme; nach einiger Zeit aber gab E. E. Rat von Nürnberg dem Kardinallegaten einen Wink, es sei genug des grausamen Spiels und da der Zudrang auch ohnedies abnahm, so erließ der päpstliche Agent den Ablaß schließlich zu herabgesetzten Preisen. Die Summe von

angesammelten und in Nürnberg niedergelegten Ablaßgeldern, welche i. J. 1453 der Kardinal Nikolaus ad vincula Petri hier abholte, betrug nicht weniger als 39990 fl.

Im Sommer 1452 predigte auch der wegen seiner diplomatischen Versuche bei Albrecht Achilles bereits im vorigen Kapitel erwähnte neapolitanische Franziskaner Johann Capistrano vier Wochen lang in Nürnberg unter ungeheurem Zulauf gläubigen Volks. Es sollen an einem Tage 1800 Zuhörer seinen Worten gelauscht haben. Auf dem Markte nächst der Frauenkirche war eine Bühne für ihn aufgeschlagen, wo er, umgeben von einem Stab von Ordensbrüdern, täglich zuerst eine Messe celebrierte und dann eine anderthalb Stunde lange lateinische Predigt hielt, welche einer der ihn begleitenden Brüder ins Deutsche übertrug. Aber nicht nur gegen Türken und hussitisches Ketzertum, diese „Ausgeburten des Satans", richtete der Wanderprediger seine flammende Beredsamkeit, sondern auch gegen die Lebensüppigkeit und die sonstigen rohen Lüste jener Zeit. Die von dem lebhaften Geberdenspiel des Südländers begleiteten Donnerworte des kleinen schmächtigen Ordensmannes waren von so mächtiger Wirkung, daß tausende von Spielbrettern, Würfeln, Spielkarten und Dutzende von bemalten Schlitten herbeigebracht und auf dem Markt den Flammen übergeben wurden. Nach der Predigt durften die an den verschiedensten Gebresten Leidenden den von dem Mönch herumgereichten Schädel des heil. Bernhard berühren, wodurch, wie berichtet wird, eine Menge wunderbare Heilungen geschahen. So ehrenvoll als seine Einholung ging auch sein Abschied von Nürnberg vor sich. Der ganze Rat geleitete den wunderthätigen Franziskaner hinaus durch das Lauferthor bis zum Tiergärtnerthor, „hier gesegnete er sie mit Andacht und ritt nach Forchheim."

Zur Verhandlung über die Türkennot fanden in den nächsten Jahren 1453—57 an verschiedenen Orten Reichstage statt, welche eigentlich aber bloß Fürstentage waren, denn zu keinem von ihnen war der Kaiser erschienen trotz dringender Mahnungen seitens der Kurfürsten. Ende November 1456 fand einer dieser Tage zu Nürnberg statt. Die hervorragendste Persönlichkeit auf demselben war Kurfürst Friedrich von der Pfalz, dem die Zeitgenossen nachsagten, daß er darnach trachte, selber römischer König zu werden. Es wurde in gewohnter Weise über die Türkennot viel hin- und hergeredet, ohne daß irgend ein Schritt zur That geschah und war Aeneas Silvius zur Stelle, so ertönten dessen Türkenreden, welche aber trotz ihrer rhetorischen Eleganz auch nicht einen einzigen Halbmondbekenner zu tode brachten.

Ein anderes Thema lag den Fürsten viel näher und beschäftigte

sie lebhafter als die Türkengefahr. Der Mißmut über den unbeweglichen schäbigen Schlafmützenkaiser ging durchs ganze Reich; aus den Reihen der Fürsten hatte sich eine gegenkaiserliche Opposition gebildet, deren Spitze der Erzbischof Dietrich von Mainz war. Die Agitation besorgte dessen Kanzler Martin Mair, der vormalige Syndikus von Nürnberg. Die alten Klagen über die päpstlichen Übergriffe, Ausbeutungen, Bedrückungen wurden aufs neue laut. Von Nürnberg aus wurde dem Kaiser ein Ultimatum gestellt: wenn er zu dem nächsten Reichstage nicht kommen wolle, solle er die Wahl eines römischen Königs zugeben, der an seinerstatt die Gewalt führe; andernfalls solle gegen seinen Willen ein römischer König gewählt werden. Aber auch in dieser Sache blieb es bei leeren Worten und unfruchtbaren Demonstrationen. Markgraf Albrecht Achilles, der Meister in allen politischen Künsten, verstand aus den Elementen, welche ihren Nutzen auf diesem Wege zu erreichen dachten, eine kaiserliche Partei zu bilden, durch welche er die Machenschaften der Opposition lahmlegte.

Und dann gelangte nach dem dreijährigen Pontifikat des achtzigjährigen Calixt III. i. J. 1458 ein Mann auf den päpstlichen Stuhl, welcher schon als Kardinal die rechten Mittel anzuwenden verstanden hatte, auch die kirchliche Opposition in Deutschland zum Schweigen zu bringen. Pius II. nannte sich der neue Papst, welcher niemand anders war als der schon mehrmals erwähnte einstmalige Prälatenschreiber und Oppositionsmann Enea Silvio de Piccolomini, vulgo Aeneas Silvius. So war es dann diesem Muster alles Strebertums gelungen, sich bis zum Besitze des apostolischen Stuhles emporzuschlängeln. Als armer Schlucker und Glücksjäger war er vor siebenundzwanzig Jahren aus seiner Vaterstadt Siena ausgezogen, jetzt schmückte sein alterndes Haupt die höchste Würde der Christenheit. Vor drei Jahren war er Kardinal geworden und damit zugleich der eifrigste Verfechter aller römischen Mißbräuche. Dabei wußte er als gewissenloser Pfründenjäger vortrefflich für den eigenen Säckel zu sorgen. Dem alten Papst Calixt III. hatte er eine Generalreservation auf deutsche Pfründen bis zum Jahresertrag von 2000 Dukaten abgeschmeichelt. Das Lieblingswort des Markgrafen Albrecht Achilles: „Wer sich nicht schämt, wird nicht zu Schanden“ paßte auf niemanden besser als auf diesen italienischen charakterlosen Streber. Angesichts der schamlosen Ausraubung Deutschlands durch die römischen Pfaffen vermittelst der verschiedenen Formen von Ablässen, Türkenzehenten, willkürlicher Vergebung deutscher Pfründen u. s. w. schrieb Gregor Heimburg: „Wer das vermöchte, welsch Geld nach Deutschland zu leiten, der thäte ein

größer Werk, als wenn er den Main über den Vogelsberg führte." Aeneas Silvius stellte bei der Behandlung der oppositionell gesinnten geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands seine Rechnung auf die Gemeinheit der Menschennatur und er verrechnete sich nicht. Wo Beschmeichelungen und Versprechungen nicht ausreichten, mußten päpstliche Gunsterweisungen reeller Art den Dienst verrichten. Für Fürstensöhne waren Bischofssitze, für die hohen geistlichen Herren andere Vorteile bereit. Als der Piccolomini den Papststuhl bestieg, war die deutsche Opposition der großen Herren bereits verstummt.

Zwei Pläne waren es, von welchen die Seele Pius II. erfüllt war. Vor allem gedachte er ganz Europa gegen die Türken als die geschworenen Feinde des Christenglaubens in Bewegung zu setzen und dann wollte er alle oppositionellen Gelüste gegen die unumschränkte Papstgewalt für immer niederschmettern.

Zu dem ersteren Zwecke berief er alle Fürsten des Abendlands zu einem Kongreß in Mantua im Sommer 1459. Schon sah er im Geiste die Flotten der italienischen Seestädte dem Hellespont zuschwimmen und neue Kreuzheere zu Hunderttausenden auf dem Marsche längs der Donau hinab. Aber diesesmal, wo er nicht auf die Gemeinheit, sondern auf die Begeisterung für das von ihm erhobene Ideal spekulierte, verrechnete er sich gründlich. Die italienischen Städte hatten durchaus keine Lust, den päpstlichen Kreuzzugsplänen zuliebe ihren Levantehandel zu Grunde zu richten und auch die Fürsten zeigten nichts weniger als Eile, dem päpstlichen Rufe zu folgen. In langen Zwischenräumen kam einer nach dem anderen mit kleinerem oder größerem Gefolge herangeritten, die meisten blieben ganz weg. Und als dann der Papst vor den Versammelten seine hochtönenden Türkenreden vernehmen ließ, die Notwendigkeit von Türkenzehenten auf drei Jahre nachwies und die Opferwilligkeit der Fürsten aufrief, begegnete ihm eisiges Schweigen. Um so lebhaftere Zustimmung fand Gregor Heimburg, welcher als Abgesandter zweier mit dem Kaiser verfeindeter habsburgischer Fürsten, der Herzoge Albrecht von Österreich und Sigmund von Tirol, dem Kongreß beiwohnte, als er nicht allein die Schwierigkeiten, welche der Ausführung eines Kreuzzugs entgegenstünden, hervorhob, namentlich aber mit rücksichtsloser Schärfe darauf hinwies, daß die von den Päpsten bisher dem gläubigen Volke abgepreßten Summen zu ganz anderen als den vorgeschwindelten Zwecken verwendet worden seien. Die päpstliche Kreuzzugsidee hatte das Ende einer buntschimmernden Seifenblase; noch ehe der Kongreß von Mantua auseinander ging, bestand für Pius II. kein Zweifel mehr, daß alle seine hochfliegenden Hoffnungen und Bestrebungen vergeblich gewesen.

Dieser arge Mißerfolg hielt den Nachfolger Petri jedoch nicht ab, den andern Plan der Zerschmetterung jeder gegenpäpstlichen Opposition um so eifriger zu verfolgen. Noch in Mantua verkündete er die berühmte Bulle „Execrabilis“, worin jede Berufung vom Papst an ein allgemeines Konzil als ketzerisch erklärt und mit dem Bannfluch bedroht ward. Diese Drohung mit dem päpstlichen Bannstrahl schreckte aber die Feuerseele Gregor Heimburgs nicht ab, die geistliche Zwingherrschaft des Papstes ebenso furchtlos als bisher zu bekämpfen. Heimburg half damals im Dienste Herzogs Sigmund von Tirol diesem den berühmt gewordenen Streit mit dem Brixener Bischof Nikolaus von Cusa ausfechten. Gleich seinem Oberhirten Pius II. war auch dieser aus der Moselgegend stammende, durch seine Gelehrsamkeit zu großem Ansehen gelangte Nikolaus von Cues ein Überläufer aus dem Lager der kirchlichen Opposition. Durch seine Apostasie hatte er es zum Kardinalshut und zum Bischofssitz gebracht. In dem Streit mit dem Herzog von Tirol hielt der Papst den schützenden Schild über den streit- und herrschsüchtigen Bischof. Die wuchtigen Hiebe aber, welche Heimburg in seinen Kampfschriften gegen Papst und Bischof mit unerhörter Kühnheit führte, hallten durch ganz Deutschland wieder und erhoben den Tiroler Kirchenstreit, in welchem das Volk treu zum Fürsten gegen die (damals schon „Freiheit der Kirche“ genannte) Priesterherrschaft stand, zu der Bedeutung eines Prinzipienkampfes. Darob traf den „verpesteten Erzketzer“ neben der allgemeinen Exkommunikation, von welcher alle Anhänger des Herzogs betroffen waren, auch noch eine besonders gegen ihn gerichtete, welche ihn in die Strafen des Majestätsverbrechens und der Ketzerei verfallen erklärte. In seinem maßlosen Haß gegen Heimburg forderte Papst Pius II. die Stadtbehörden in Nürnberg und Würzburg, in deren Gebiet Heimburg sein Domizil und seine kleinen Besitzungen hatte, auf, diesen „Ketzer, Schwätzer und Teufelssohn“ als Gebannten zu behandeln, jeden Umgang mit ihm zu meiden, ihn auszuweisen, seine Güter zu konfiszieren und überhaupt gegen ihn als Ketzer zu verfahren. In einem späteren Breve befahl der Papst allen weltlichen und geistlichen Fürsten Deutschlands bei der Pflicht des Gehorsams gegen den apostolischen Stuhl, Heimburg, wo er sich betreten lasse, sofort zu ergreifen und hinter Schloß und Riegel zu bringen, denn die Kirche müsse dieses Menschen habhaft werden. Der Nürnberger Rat, welcher es sonst bei keiner Gelegenheit an kirchlicher Ergebenheit fehlen ließ, nahm diesen Befehl des heil. Vaters, der den vieljährigen und hochverdienten juristischen Berater der Stadt Nürnberg betraf, äußerst kühl auf und erwiderte: „Wenn unsere geistlichen Vorgesetzten bis jetzt Gregor Heimburg in geistlichen Dingen

gemieden und dem Volke die Haltung des Interdikts befohlen hätten, so würden wir nicht im Wege sein. Da wir aber Laien sind und über Jene keine Jurisdiktion haben, so steht uns nicht zu, den Umgang mit besagtem Gelehrten zu verbieten."

Gregor Heimburg selbst aber schritt wie ein Held aufrechten Hauptes weiter durch das Leben. Den unerschrockenen Kämpfer für die kirchliche Unabhängigkeit Deutschlands, dem niemals und nirgends die Siegespalme winkte, beugte der päpstliche Bannfluch nicht im mindesten. Mit diesem Bannfluch belastet blieb er, als Herzog Sigmund nach dem Ausgang des Tiroler Kirchenstreits die päpstliche Absolution empfangen; mit diesem Bannfluch belastet trat er 1466 in die Dienste des Hussitenkönigs Georg Podiebrad und kämpfte als dessen vertrauter Rat den schweren Kampf gegen die päpstliche Kurie weiter. Und als auch dieser sein Freund und Beschützer gestorben, suchte der greise kampfesmüde Streiter Zuflucht bei den dem Böhmenkönig befreundeten Herzogen von Sachsen in Dresden. Auch hier ließ ihm die hochwürdige Klerisei keine Ruhe. Endlich gelang es doch der eifrigen Vermittlung des sächsischen Kurfürsten, daß Heimburg noch kurz vor seinem Tode (1472) vom päpstlichen Bann losgesprochen wurde. In der Geschichte Nürnbergs wird dem wackeren Manne, welcher der Stadt in schwerster Krise mit so treuem Eifer beigestanden, immer ein Ehrenplatz gesichert bleiben.

* * *

Viel näher als Türkennot und Kirchenverbesserung lagen den deutschen Fürsten ihre eigenen Händel am Herzen. Von der Sucht nach Vergrößerung ihrer Hausmacht auf Kosten des Reichs oder ihrer Nachbarn, besonders der Städte, waren alle mehr oder minder ergriffen und ein häufiger Zusammenstoß der verschiedenartigen Interessen und Strebungen um so unvermeidlicher, als das Oberhaupt des Reichs, der „träge Sardanapal", wie ihn Heimburg nannte, weder den Willen noch die Kraft besaß, dem anarchischen Treiben der Fürsten Halt zu gebieten.

Dem Markgrafen Albrecht Achilles und seinen Verbündeten war es im sogenannten Markgrafenkriege nicht gelungen, auch nur eine einzige Reichsstadt unter fürstliche Botmäßigkeit zu beugen. Einen vorübergehend glänzenderen Erfolg hatte das Unternehmen eines Wittelsbachers gegen die Reichsstadt Donauwörth. Herzog Ludwig der Reiche von Bayern-Landshut, welcher im Jahre 1453 den Frieden zwischen dem Markgrafen Albrecht und der Stadt Nürnberg

vermittelt hatte und der auch bei anderen Gelegenheiten gern den Friedensstifter machte, stand in dem Rufe eines gerechten friedliebenden Fürsten und genoß außerdem wegen seines Reichtums, von dem er einen freigebigen Gebrauch machte, im Kreise der Fürsten ein großes Ansehen. Er war von dem Ehrgeiz erfüllt, die Stellung des Hauses Wittelsbach wieder zu erhöhen, nachdem dasselbe nicht blos durch die Feindschaft der Luxemburger, sondern noch mehr durch die fortwährenden Landesteilungen und die häufigen Bruderzwiste so unendlich viel eingebüßt hatte. Ein Opfer dieses Ehrgeizes sollte die Reichsstadt Donauwörth werden. Einst staufisches Besitztum war die Stadt aus der Konradinischen Erbschaft an das Haus Bayern gekommen. Kaiser Karl IV. erhob sie auf Kosten der Wittelsbacher zur Reichsstadt, um sie später gegen 60000 Dukaten wieder an Bayern zu verpfänden (1370). Im Jahre 1422 aber benützten die Bürger Donauwörths die von Ludwig dem Bärtigen von Bayern-Ingolstadt veranlaßten Kriegswirren, um sich mit Genehmigung des Königs Sigmund wieder reichsfrei zu machen. Die Wichtigkeit der Stadt für Bayern als Schlüssel von Schwaben mochte Herzog Ludwig den Reichen besonders reizen, seine Ansprüche als Haupterbe Ludwig des Bärtigen auf den Besitz der Donaustadt wieder geltend zu machen. Da seine wiederholten Bemühungen um Überlassung der Stadt oder um Herauszahlung der Pfandsumme bei dem Kaiser kein Gehör fanden, entschloß er sich zur offenen Gewalt. Zu diesem gewaltthätigen Vorhaben fand der Wittelsbacher unter seinen fürstlichen Genossen schnell willige Hilfe, denn wenn es der Vergewaltigung einer Stadt galt, waren die Herren gleich bei der Hand; auch Albrecht Achilles fehlte nicht. Für Ludwig war die Unterstützung der Fürsten doppelt erwünscht, denn, waren dieselben bei der That beteiligt, so konnten sie nach seiner Meinung aus der Vergewaltigung der Reichsstadt keine Waffe gegen ihn machen.

Am 19. Oktober 1458 erschien der Bayernherzog mit 12000 Mann zu Fuß und 4500 Pferden nebst Wagenburg und Belagerungszeug vor der Stadt, in welcher der Reichsmarschall Pappenheim als kaiserlicher Hauptmann und Reichsvogt den Befehl führte mit dem festen Entschlusse, den Angriff abzuwehren. Jedenfalls hätte sich die feste, wohlbewehrte Stadt längere Zeit halten können, wenn die Bürgerschaft ebenso mannhaft entschlossen gewesen wäre wie der kaiserliche Hauptmann. Allein die Kleinmütigen gewannen zur Freude des bayerisch gesinnten Bürgermeisters rasch die Oberhand und ohne Schwertstreich übergab der Rat dem Herzog die Schlüssel der Stadt. Die Rufe der bedrängten Reichsstadt an die Schwesterstädte um rasche Hilfe waren fast ganz vergeblich gewesen. Dieselben

mußten ja mit gewohnter Bedächtigkeit erst untereinander ratschlagen, in welcher Weise und in welchem Maße Hilfe zu leisten sei. Der Freiheitssinn und der patriotische Opfermut des Bürgertums waren bereits im argen Schwinden begriffen; in kurzsichtiger Selbstsucht dachte jeder nur an das eigene Interesse und vor allem wollte man mit den Nachbarfürsten gut Freund bleiben. So hatte u. a. das mächtige Nürnberg, das sich wenige Jahre vorher des markgräflichen Angriffs so mannhaft erwehrt hatte, zur Zeit, als Donauwörth bereits belagert wurde, nicht einmal den Mut, beim Kaiser der verlassenen Schwesterstadt sich mit Nachdruck anzunehmen; der fürsichtige Rat ermahnte den Ratsfreund am kaiserlichen Hof zu wiederholtenmalen, „wenn er die Sache beim Kaiser vorbringe, sich doch ja recht in Acht zu nehmen, daß dem Herzog Ludwig keine Ursache zu Ungnade und Unwille gegeben werde.“

Die Annexion Donauwörths durch den Wittelsbacher hatte indeß keinen langen Bestand und war eigentlich nur das Vorspiel eines mehrjährigen, durch die Rivalität der Hohenzollern und Wittelsbacher entzündeten Krieges, welcher die gesegneten Fluren am Rhein und Neckar, in Franken, Schwaben und Bayern aufs ärgste verwüstete und Tausende von Bauern ins Unglück brachte. Den Hauptanstoß zu dem verderblichen Zwist gab der Unfug, welchen der Markgraf Albrecht Achilles mit seinem Nürnberger Landgericht trieb.

Wie bereits (in Kapitel 3 und 13) erwähnt, hatten die Hohenzollern, als sie i. J. 1427 ihre Besitztümer und Rechte in Nürnberg an die Stadt käuflich überließen, dieses mit dem Burggrafentum verbundene, erblich verliehene Landgericht sich vorbehalten und dasselbe mit kaiserlicher Genehmigung zuerst nach Kadolzburg, später nach Neustadt a. d. Aisch und zuletzt (1456) nach Ansbach verlegt. In ihren Lehenbriefen hatten sich die Burggrafen seit den Tagen Rudolfs von Habsburg immer von neuem hervorheben lassen, daß sie in ihrem Landgericht an Stelle des Kaisers richten. Damit war nun eigentlich nichts weiter gesagt, als daß, wie in alten Zeiten jeder Graf in seinem Gau als Stellvertreter des Kaisers amtete, die Burggrafen auf ihrem eigenen Territorium über alle vorkommenden Streitfälle namens des Kaisers entscheiden sollten. Vermittelst einer kecken Verdrehung der unzweideutigen Worte der alten Privilegien brachten die Burggrafen aber glücklich die Übersetzung zu stande, daß der Burggraf als kaiserlicher Landrichter über alle richtenden Gerichte zu richten habe. Damit war das Nürnberger Landgericht über alle anderen Gerichte im Reiche erhoben, dem kaiserlichen Hofgericht gleich gestellt und der markgräfliche Gerichtssprengel über ganz Deutschland ausgedehnt. Auf Grund dieser

Prätension wurden schon im 14. Jahrhundert von den Burggrafen nicht allein Unterthanen von Prälaten, Stiftern und Städten in Franken, sondern selbst Unterthanen der bayerischen Herzoge nach Nürnberg geladen und die Betroffenen bedurften immer besonderer kaiserlicher Schutzbriefe, um sich dieser Belästigung seitens der Nürnberger Burggrafen zu erwehren.

Auf diesem von seinen Vorfahren eingeschlagenen Wege, das Nürnberger Landgericht als Handhabe zur Vermehrung ihrer Macht und ihres Einflusses zu benützen, schritt Albrecht Achilles mit der ihm eigenen Unverfrorenheit munter weiter. Und dies um so unbedenklicher, als er ja nur zu gut wußte, daß der schwache Kaiser, da derselbe in Reichsangelegenheiten seiner Stütze nicht entraten konnte, ihn in seinen Übergriffen gewiß nicht stören würde. Dies hatte er ja schon in seinem Streit mit Nürnberg hinlänglich erprobt. Denn daß es dem Markgrafen nicht gelungen, sein Landgericht und damit seine mittelbare Herrschaft der Reichsstadt aufzuzwingen, hatte diese nicht einem Einspruche und dem Schutz des Kaisers, sondern nur ihrer Standhaftigkeit zu verdanken. Nürnberg legte auch bei den damaligen Friedensverhandlungen das größte Gewicht darauf, daß die Unabhängigkeit der Stadt von dem Landgericht anerkannt werde. „Alle Gebrechen, die sich des Landgerichts halber begeben haben, sollen ab und tot und niemand schuldig sein“ heißt es in dem Friedensschluß von 1453.

Daß damit die markgräflichen Ansprüche für immer aufgegeben seien, war von einem Albrecht Achilles nicht zu erwarten. Seinen Anmaßungen und Übergriffen bot der Kaiser willig die Hand. Schon ein Jahr nach dem Laufer Friedensschluß mit den Nürnbergern und dann wieder i. J. 1457 erneuerte und bekräftigte Friedrich III. dem Markgrafen alle das Nürnberger Landgericht betreffenden Privilegien in so ausgedehntem Maße, daß der willkürlichen Ausdehnung des markgräflichen Gerichtssprengels kein Hindernis mehr im Wege stand. Noch ein anderer Umstand kam dem Markgrafen zu statten. Auf dem Kongreß zu Mantua begrüßte ihn Papst Pius II. mit dem Titel eines Herzogs von Franken, auf welchen seit der Auflösung des Herzogtums Franken die Bischöfe von Würzburg Anspruch machten. War dies nun auch vorläufig ein bloßer Titel, der weder vom Kaiser noch vom Reich sanktioniert war, so hatten Albrechts fränkische Nachbarn doch Grund genug, zu fürchten, daß dieser mit Hilfe seines Landgerichts auf Grund des vom Papste gegebenen Titels ein Herzogtum, so mächtig wie kein anderes, aufrichten möchte. Dazu kam noch die Machtstellung seines Hauses in Norddeutschland. Da war es denn kein Wunder, daß in der Seele des Markgrafen die

hochfliegendsten Pläne reiften, aber ebenso natürlich, daß bei anderen Fürsten Eifersucht und Mißtrauen entstanden, besonders bei Herzog Ludwig von Bayern, in dessen Gebiet das Landgericht des Markgrafen bereits verschiedene Eingriffe gemacht hatte. Da die darüber beim Kaiser erhobenen Beschwerden ohne Erfolg blieben, entschloß sich Herzog Ludwig zur Selbsthilfe.

Als willkommener Bundesgenosse bot sich dem Herzog Ludwig sein unternehmungslustiger Vetter, Kurfürst Friedrich der Siegreiche von der Pfalz. Das gemeinsame Hausinteresse und persönliche Freundschaft knüpften zwischen den beiden Wittelsbachern einen Bund fürs Leben. Wie auf der einen Seite um Albrecht Achilles, so scharten sich auf der anderen um die beiden Wittelsbacher verschiedene Fürsten des Reichs und so standen sich zuletzt zwei Fürstenparteien, die brandenburgisch-hohenzollerische und die bayerisch-pfälzische kampfbereit gegenüber. Der Hader zwischen den zwei deutschen Fürstenhäusern verhalf dem Tschechenkönig Georg Podiebrad zu einer ganz bedeutenden überragenden Stellung. Von beiden Seiten aufs eifrigste und unwürdigste beschmeichelt und umworben, spielte der Tscheche mit diplomatischer Meisterschaft die Rolle des Friedensvermittlers und des künftigen Bundesgenossen, ohne sich vorerst nach einer Seite hin fest zu binden, mit dem steten Hintergedanken, mit Hilfe der deutschen Fürsten wenn nicht an die Stelle des Kaisers selbst, doch wenigstens als römischer König demselben an die Seite gesetzt zu werden.

So standen die Dinge, als der von Albrecht Achilles beherrschte Kaiser Friedrich III. auf des Markgrafen Antreiben wegen der Wegnahme Donauwörths gegen Herzog Ludwig den Reichskrieg erklärte, indem er zugleich den Markgraf Albrecht und den Herzog Wilhelm von Sachsen zu Reichshauptleuten in diesem Kriege bestellte. Einstweilen aber blieben die Schwerter noch in der Scheide, denn jetzt legte sich Papst Pius II. ins Mittel, welcher, besessen von der Kreuzzugsidee, natürlich lieber gesehen hätte, daß die deutschen Fürsten ihre Kriegskraft gegen die Ungläubigen vereinigten, als daß sie sich auf deutschem Boden untereinander zerfleischten. Auf sein Betreiben sollten im Juli 1459 zu Nürnberg Ausgleichsverhandlungen stattfinden. Hier spielte nun Albrecht Achilles, der „brandenburger Fuchs" einen seiner Reinekestreiche. Um den Bund der beiden Wittelsbacher zu zersprengen, suchte er dieselben untereinander zu verfeinden. Es waren in Nürnberg geistliche und weltliche Fürsten und Gesandte bereits in großer Anzahl versammelt, da sandte Markgraf Albrecht dem bereits auf dem Ritt nach Nürnberg befindlichen Pfälzer Kurfürsten Botschaft entgegen, daß die Versammlung in Nürnberg

nicht zu stande kommen werde. Auf dies hin kehrte der Pfälzer sofort um und sandte bloß etliche seiner Räte nach Nürnberg, aber ohne Vollmacht, an seinerstatt zu unterhandeln. Mit dem ihm in keiner Weise gewachsenen Landshuter gedachte Albrecht schon allein fertig zu werden. Und so geschah es auch.

Um seinen bayerischen Widersacher mürbe zu machen, verhetzte er dessen Münchner Vetter gegen ihn, indem er die zwischen München und Landshut wegen verschiedener Territorialstreitigkeiten bestehende Spannung geschickt ausbeutete; zugleich wußte er auch den Böhmenkönig dahin zu bringen, daß dieser die von Herzog Ludwig angeworbenen böhmischen Söldner zurückrief. Auf diese Weise sah sich der Herzog auf zwei Seiten des gehofften Rückhalts beraubt und machte deshalb keine großen Schwierigkeiten mehr, als nunmehr der Markgraf in Sachen des Nürnberger Landgerichts unerwarteter Weise sich äußerst willfährig erwies. Derselbe gestand zu, daß, „wenn Unterthanen des Einen gegen Unterthanen des Anderen zu klagen haben, so soll der Kläger dem Beklagten nachfahren in dessen Land, um hier Recht zu nehmen, wie recht ist.“ Demgemäß waren die Bayern von dem Nürnberger Landgericht befreit und damit war auch die hauptsächlichste Forderung des Herzogs Ludwig erfüllt. Daß bei diesem Zugeständnis der markgräfliche Schlaukopf sich ein Hinterthürchen gesichert, ahnte freilich der gute Herzog von Bayern nicht, denn später erklärte Albrecht Achilles ohne schamrot zu werden, sein Landgericht sei durch den Vertrag auch Bayern gegenüber nicht gebunden, weil dasselbe als kaiserliches Gericht überhaupt durch keinen Vertrag beeinträchtigt werden könne. Nach jenem Zugeständnis sträubte sich Herzog Ludwig auch nicht länger, die Stadt Donauwörth bis auf den Spruch des Schiedsgerichts einstweilen dem Bischof von Eichstätt auszuliefern.

Zur Vollendung seines Ränkespiels brauchte Albrecht Achilles jetzt nur noch, daß sich die beiden Wittelsbacher überwarfen, und auch dies hätte er beinahe zu stande gebracht, indem er den bayerischen Herzog vermochte, sich dafür zu verbürgen, daß dessen Vetter, der Pfalzgraf, ohne Widerspruch dem Schiedspruch in der pfälzischen Streitsache sich unterwerfen werde, welcher im September in Nürnberg gefällt werden sollte. Als diese Schiedsprüche zum Vorschein kamen, zeigte sich, daß dieselben vollständig im Interesse der Gegner des Pfalzgrafen abgefaßt waren. Es fiel deshalb dem Pfalzgrafen, zumal von den Schiedsrichtern der einzige Bischof von Eichstätt in Nürnberg anwesend war, gar nicht ein, diese Sprüche, die er mit Recht „blinde Sprüche“ nannte, anzuerkennen. Herzog Ludwig bekam wegen seiner schwächlichen Unvorsichtigkeit von dem pfälzischen Vetter so harte Worte zu hören, daß es fast schien, als ob die von

Albrecht Achilles erstrebte Verfeindung der Wittelsbacher eintreten werde. Allmählich aber durchschauten diese das von Albrecht Achilles zum Zwecke ihrer Entzweiung in Szene gesetzte Ränkespiel und ihr Bund wurde von nun an nur um so fester.

Um den Pfalzgrafen zur Erfüllung des „blinden Spruchs“ von Nürnberg zu zwingen, bildete sich eine gewaltige Koalition, an deren Spitze dem Namen nach der Kaiser stand, welche aber thatsächlich von dem ruhelosen Albrecht Achilles geleitet wurde. Auf zwei Kriegsschauplätzen, am Rhein und in Franken und Bayern, tobte wildes Kriegsgetümmel, verrichtete blinde Zerstörungswut ihr verderbliches Werk. Schon das erste Jahr des Kriegs (1460) fiel für die Wittelsbacher glücklich aus. Pfalzgraf Friedrich erfocht den Sieg bei Pfeddersheim unweit Worms, und Herzog Ludwig überzog, nachdem er sich des Hochstifts Eichstätt bemächtigt, mit so glücklichem Erfolg die markgräflichen Lande, daß Albrecht in der „Richtung von Roth“ zorn- und schamerfüllt sich bequemen mußte, die Befreiung der bayrischen Unterthanen vom Nürnberger Landgericht und die Nichtigkeit des „blinden Spruchs“ von Nürnberg anzuerkennen.

Die Hoffnung, daß der Waffenstillstand von Roth durch die nachher in Nürnberg gepflogenen Unterhandlungen in einen dauerhaften Frieden verwandelt würde, erwies sich als eitel. Markgraf Albrecht ruhte nicht eher, als bis im Juli 1461 der Reichskrieg gegen Herzog Ludwig aufs neue erklärt wurde. Aber auch diesmal wurde die Hoffnung des Markgrafen auf besseres Glück getäuscht. Zu schwach zu eigenen Unternehmungen mußte Albrecht Achilles in seinem verschanzten Lager zwischen Reichelsdorf und Katzwang unthätig zusehen, wie der Bayernherzog aufs neue sein Land überzog, Neustadt a. Aisch, Langenzenn, Uffenheim u. s. w. einnahm und nur dem Umstand, daß der schlaue Böhmenkönig als angeblicher Friedensvermittler wieder einmal seine Truppen zurückrief, hatte Albrecht es zu verdanken, daß eine weitere Beschädigung seines Landes unterblieb.

Die Unterhandlungen in Prag hatten einen Waffenstillstand auf die Dauer von Weihnachten 1461 bis Ostern 1462 zur Folge. Allein schon im Januar erklärte ein Reichstag in Ulm aufs neue den Herzog Ludwig als Reichsfeind. Im Namen des Kaisers erließen die Reichshauptleute und 32 Städte an den Herzog die Kriegserklärung. Das mitten zwischen dem markgräflichen und bayerischen Gebiet gelegene Nürnberg behauptete seine Neutralität und es war ein schnell wieder verschwindender Gedanke, davon abzuweichen, als man auf Anregung Heimburgs über den Anschluß an Herzog Ludwig beriet, durch den man vielleicht für die im markgräflichen Kriege

erlittene Einbuße sich hätte schadlos erhalten können. Den Zumutungen des Markgrafen und den Aufforderungen des Kaisers wußte der Rat sich dadurch zu entwinden, daß er durch seine Gesandten am kaiserlichen Hof, zuerst Johann Pirkheimer, dann Jobst Tetzel, dem Kaiser hinreichende „Ehrungen" und dessen Räten entsprechende Handsalben widmete, womit in der That die Enthebung jeder Verpflichtung für den Reichskrieg erzielt wurde.

Und wieder war das Glück mit den Wittelsbachern. Am 30. Juni schlug Pfalzgraf Friedrich bei Seckenheim, unweit Schwetzingen, nicht bloß den Feind entscheidend aufs Haupt, sondern er hatte auch das Glück, daß die vornehmsten Herren des feindlichen Heeres als Gefangene in seine Hände fielen. Es wurde ihm deshalb leicht, seinen Gegnern nicht blos schwere Lösegelder abzupressen, sondern ihnen auch einen Frieden nach seinem Gefallen aufzuzwingen. Dann erfocht Herzog Ludwig am 19. Juli bei Giengen einen glänzenden Sieg über Albrecht Achilles, welcher vorher in Bayern eingefallen war und dort barbarisch gehaust hatte, während dem Herzog Ludwig immer eine menschliche Kriegsführung nachgerühmt wurde. Trotz diesem glänzenden Sieg lag jedoch die Sache für Herzog Ludwig bei weitem nicht so günstig, als für seinen Pfälzer Vetter, denn er hatte von Norden her einen erneuten Einfall des Markgrafen in sein schon arg mitgenommenes Land und zugleich von Oesterreich aus einen Angriff des Kaisers zu befürchten. Unter diesen Umständen ließ er sich denn, da auch seine reichen Schätze durch den Krieg längst erschöpft waren, zu Friedensunterhandlungen bereit finden, die in Nürnberg begonnen, in Regensburg und Wasserburg fortgesetzt wurden und endlich im August 1463 in Prag ihren Abschluß fanden. Herzog Ludwig mußte seine Gefangenen und Eroberungen ohne Entschädigung herausgeben und Donauwörth blieb eine Reichsstadt. Dagegen war das in der „Rother Richtung" von 1460 bezeichnete Kampfziel des Wittelsbachers: die Befreiung der bayerischen Unterthanen von dem „kaiserlichen Landgericht zu Nürnberg" erreicht und blieb bestehen trotz der verschiedenen Versuche des Albrecht Achilles, seine Ansprüche aufs neue geltend zu machen.

Aus dieser Zeit des Konflikts zwischen Hohenzollern und Wittelsbach erzählen die Nürnberger Chronisten mit großem Behagen folgende Geschichte: Um die Stadt Nürnberg zur Teilnahme an dem Kriege gegen Herzog Ludwig zu bewegen, sei der Markgraf nach Nürnberg gekommen und habe seinen Antrag an den Rat gebracht. Da ihm die Verhandlung, deren Ausgang er vor der Ratsstube abwarten wollte, zu lange dauerte, öffnete er die Thüre und ging hinein. Da sagte der Bürgermeister: „Wie wagt Ihr ungefor-

dert in unsere Ratsstube zu gehen? Wir haben von den Kaisern Freiheit und Gewalt, wenn einer ungefordert in unsere Ratsstube geht, der hat den Kopf verloren.“ Darauf sagte der Markgraf: „Traun mir nit“ und ging hinter sich zur Thüre hinaus. Man hielt dann noch lange Rat und schließlich wurde dem Markgrafen durch den Losunger Nikolaus Muffel folgender Bescheid: Es hätte E. E. Rat beschlossen, in diesem Kriege still zu liegen und niemandem zu helfen, wo aber er und seine Widersacher etwas zu ihrer Kriegsrüstung bedürften, das solle dem einen und dem andern vergünstigt werden für sein Geld. Da sagte der Markgraf: „Siehe, du Muffelmaul, wie lang hast du daran gemuffelt, bis du dies herausgemuffelt hast“, setzte sich aufs Pferd und ritt von dannen. — Auch über die Niederlage des Markgrafen bei Giengen können die Nürnberger Chronisten ihr Vergnügen nicht verbergen.

Des Markgrafen Achilles Traum, mit Hilfe seines kaiserlichen Landgerichts ein mächtiges Herzogtum Franken aufzurichten, war grausam zerstört, aber die Hoffnung seiner Gegner, des Herzogs Ludwig und der diesem verbündeten Bischöfe von Würzburg und Bamberg, den Hohenzoller aus ganz Süddeutschland zu vertreiben und seine fränkischen Länder unter sich zu verteilen, war ebenfalls vereitelt. Ein Jahr nach dem Prager Frieden fiel durch den Tod seines ältesten Bruders Johann dem Markgrafen, der bisher nur das untergebirgische Fürstentum inne hatte, das Fürstentum Bayreuth zu und wenige Jahre später (1470) durch die Abtretung seines Bruders Friedrich II. auch das Kurfürstentum Brandenburg, sodaß die sämtlichen Besitzungen des Hohenzollernhauses durch ihn wieder unter Einem Herrscher vereinigt waren. Im Jahre 1473 erließ Kurfürst Albrecht das „Achilleische Hausgesetz“ (dispositio Achillea), gemäß welchem die Marken niemals, die fränkischen Länder aber nur in zwei Teile geteilt werden durften und legte damit den Grund- und Eckstein der Verfassung des Hauses Hohenzollern. „Keine Schlacht Friedrich des Großen war wichtiger für Preußens gegenwärtige Größe als jener Akt staatsmännischer Weisheit, wodurch Albrecht Achilles die Unteilbarkeit der brandenburgischen Lande festgesetzt.“ (Hermann Schultze.)

* * *

In jener Zeit, kurz bevor Albrecht Achilles zur brandenburgischen Kurwürde gelangte, wurde einer der ersten Männer der Stadt, der auch bei den vielen Verhandlungen mit dem Markgrafen eine bedeutende Rolle gespielt hatte, von einem tragischen Geschick ereilt. Am 28. Februar 1469 starb der oberste Losunger der Stadt Nürn-

berg, Niklas Muffel, den Tod des gemeinen Verbrechers durch Henkershand. Das auffallende Ereignis hat in jener Zeit die Gemüter lange und lebhaft beschäftigt, von den Meisten wurde er für das unschuldige Opfer des Hasses seiner Amtsgenossen gehalten und noch in unseren Tagen wurde die Ansicht aufgestellt, daß an dem Manne von der ihm feindlich gesinnten Ratspartei ein Justizmord verübt worden sei.

Der aus altem Patriziergeschlecht stammende, i. J. 1400 geborene Niklas Muffel gelangte schon mit dreiundzwanzig Jahren in den Rat, erklomm auf der städtischen Würdeleiter rasch Sprosse um Sprosse und erhielt bereits im siebenundvierzigsten Lebensjahre das höchste städtische Amt, das des obersten Losungers. Redegewandtheit, diplomatische Geschicklichkeit und Repräsentationstalent machten ihn vor den meisten seiner Kollegen zu politischen Missionen geeignet. Wir sehen ihn daher in den Jahren seiner ununterbrochenen städtischen Wirksamkeit mit den wichtigsten Botschaften betraut und an den bedeutendsten Verhandlungen beteiligt. Während des Markgrafenkriegs 1449—50 sehen wir Muffel ein ganzes Jahr lang am königlichen Hoflager, um die Interessen seiner Vaterstadt wahrzunehmen. Seine ehrenvollste Mission aber war wohl die, als er i. J. 1452 im Gefolge Friedrich III. zu dessen Kaiserkrönung die Reichskleinodien nach Rom zu geleiten hatte. Eine Frucht seiner Romfahrt war die von ihm für seine Familie abgefaßte, von krassestem Aber- und Wunderglauben strotzende Beschreibung der Stadt Rom, d. h. der dort befindlichen heiligen Orte und kirchlichen Schätze, Reliquien u. s. w. Durch höfisches Benehmen beim Kaiser wie bei den Fürsten wohl gelitten, wußte er durch zahlreiche Stiftungen sich auch bei der Geistlichkeit und bei der Menge beliebt zu machen und sich ein hohes Ansehen zu verschaffen.

Und dieser gottesfürchtige, hochangesehene und hochfahrende Mann mußte sich gefallen lassen, daß er wegen Bestehlung der Gemeindekasse und wegen Bruchs des Amtsgeheimnisses in peinliche Anklage versetzt wurde. Der großen Masse derjenigen, welche Muffels Verhältnisse nicht näher kannten, mußte die Verfolgung des vielgeehrten Mannes unbegreiflich und ungerecht erscheinen, der kleinen Minderzahl der Eingeweihten aber wird der Niedergang von Muffels Stern sich wohl leicht erklärt haben.

Niklas Muffel befand sich anscheinend in glänzenden Vermögensverhältnissen. Außer dem Familienhaus (jetzt Egydienplatz 29) besaß er noch andere Häuser, Wiesen und Gärten in und um Nürnberg. Seine auswärtigen Besitzungen umfaßten die Güter Eckenhaid, Ermreuth, Eschenau, Schoppershof und Schübelsberg; außerdem hatte er

noch Besitzungen in Wendelstein und Bergel, sowie Zehenten an verschiedenen Orten, und wenn auch die Stammgüter Eschenau, Eckenhaid und Ermreuth in Mitbesitz einer anderen Linie des Geschlechts sich befanden, so waren die Erträgnisse des weitausgedehnten Grundbesitzes doch so bedeutend, daß sie bei richtiger Führung auch für einen glänzenden Haushalt ausreichen konnten. Sein großer Familienstand, sechs Söhne und drei Töchter, erforderte allerdings einen ziemlichen Aufwand, einen noch größeren jedoch seine eitle Sucht, durch reiche Stiftungen sein Ansehen zu erhalten und zu vermehren, den größten aber seine unselige Leidenschaft der Jagd nach kostbaren Reliquien. Um irgend einen heiligen Knochen zu erhaschen, war ihm keine Summe zu groß. Der fromme Narr hatte mit unendlicher Mühe und noch mehr Kosten 308 „Heiligtümer" zusammengebracht (darunter befanden sich u. a. Überreste vom brennenden Dornbusch) und beklagte schmerzlich, daß es ihm noch nicht gelungen sei, deren so viel zu erwerben, um an jedem Tag des Jahres ein anderes heiliges Gebein zu verehren.

Da war es denn kein Wunder, daß seine Güter allmählich mit Hypotheken belastet und infolge dessen seine Renten geschmälert wurden. Wegen seiner gesellschaftlichen und amtlichen Stellung durfte er seine Bedrängnis nicht gewahr werden lassen; so versetzte er denn, um seine Wurmstichigkeit zu verbergen, die wertvollsten Kleinodien, nahm bei Juden wie bei Christen unter schweren Bedingungen kleine und große Anlehen auf und wurde zuletzt, um sein Ansehen zu erhalten — zum Dieb.

Erschwerend für Muffels Lage, als der Verdacht gegen ihn bestimmte Gestalt gewann, war der Umstand, daß er bei seinen Ratsgenossen nicht die mindesten Sympathien besaß. Dadurch, daß er bei jeder Gelegenheit seine Privatinteressen rücksichtslos geltend machte und durch sein herrisches, stolzes, unverträgliches Wesen hatte er es mit Allen verdorben.

An den Tag kam Muffels Veruntreuung i. J. 1468, als ihm eines Tags beim Hinausgehen aus der Losungsstube eine Anzahl Goldstücke aus dem Ärmel fiel. Nachdem der zweite Losunger, Anton Tucher, dies dem vorsitzenden Bürgermeister mitgeteilt hatte, ergab eine infolgedessen vorgenommene Untersuchung das Fehlen eines Sacks mit 1000 fl. Obgleich man nun keinen Zweifel mehr hegte, daß Muffel es war, der den fehlenden Sack hatte verschwinden lassen, so wurde doch Monate lang mit dem Vorgehen gegen den Verdächtigen gewartet, bis auch dessen Bruch des Amtsgeheimnisses außer Frage gestellt war. Erst dann, im Februar 1469, wurde Muffel von der Ratsstube weg in Haft genommen, in das unter dem Rathause befindliche Lochgefängnis gebracht und der peinlichen

Untersuchung unterworfen. Daß er Mitteilungen von wichtigen Verhandlungen nach außen gemacht, hatte Muffel bereits freiwillig zugestanden. Durch die nachträglich aufgenommenen Zeugenaussagen wurde festgestellt, daß Muffel vor der Folter auch bekannt habe, nach und nach 90—100 fl. und am 1. Juni 1468 ein Säcklein mit 1000 Goldgulden entwendet zu haben. Als er aber vor Gericht gestellt wurde, welches der vollversammelte kleine Rat bildete, widerrief Muffel das im Lochgefängnis abgelegte Schuldbekenntnis als durch unerträgliche Marter abgezwungen. Dem entgegen sagten die beiden Lochschöffen, Nikolaus Groß und Hans Imhoff bei ihrem Eide aus, daß Muffel alles ohne Marter bekannt habe. Auch der von Muffel seinem Beichtvater, dem Augustiner Simon Lindner erteilte Auftrag, dem Rate für die fehlende Summe Ersatz zu bieten, läßt die Wertlosigkeit jenes Widerrufs erkennen. Wahrscheinlich ließ es sein unzähmbarer Stolz nicht zu, sich vor den Kollegen, mit denen er in beständigem Unfrieden gelebt und die jetzt seine Richter waren, als Sünder zu bekennen, auch mag er ja im Ernst willens gewesen sein, den entwendeten Betrag wieder zu ersetzen und sich aus diesem Grunde nicht als Dieb angesehen haben.

Muffel wurde am 28. Februar zum Tode verurteilt und noch an demselben Tag mit dem Strang hingerichtet. Diese auffallende Eiligkeit in der Vollstreckung des Todesurteils entsprang wohl der Besorgnis, es möchte, nachdem bereits des Markgrafen Albrecht Achilles Gemahlin beim Rat persönlich Fürbitte für Muffel eingelegt, ein weiteres Dazwischentreten zu Gunsten des Delinquenten durch einzelne, demselben besonders gnädig gesinnte Fürsten, welchen man ja doch eine gewisse Rücksicht nicht hätte versagen dürfen, erfolgen und so Muffel der über ihn verhängten Strafe entzogen werden. Drei Tage lang blieb Muffels Leichnam am Galgen, dann wurde er nach Eschenau geführt und in der Sakristei der dortigen Kirche zur Ruhe bestattet. Von dort soll er später nach Nürnberg zurückgebracht und auf dem Sebalduskirchhof begraben worden sein.

* * *

Seit dem Reichstag zu Nürnberg i. J. 1444, auf welchem König Friedrich III. wegen seiner Machenschaften mit dem Franzosenkönig so tief beschämt worden (S. 233) war derselbe nicht mehr ins Reich gekommen. Jetzt, i. J. 1471, zum ersten Male wieder seit 27 Jahren, begab er sich in höchsteigener Person zu dem Reichstag, den er, um Reichshilfe gegen die bereits bis nach Krain vorgedrungenen Türken zu erlangen, nach Regensburg einberufen

hatte. Der Ausbruch eines großen „Landsterbens" verscheuchte jedoch die Versammlung, ehe der Gegenstand zur Erledigung gekommen, und so verfügte sich der Kaiser nach Nürnberg.

Der glanzvolle Empfang, der ihm hier bereitet wurde, hätte auf die höchste Zufriedenheit mit seinem Regiment und auf die glücklichsten Zustände im Reich schließen lassen können. Als römischer König war Friedrich schon ein paarmal in Nürnberg gewesen, als Kaiser kam er zum ersten Mal, welchen Umstand der Rat von Nürnberg bei seinen Anordnungen zum Empfang in besondere Berücksichtigung genommen zu haben scheint. Bis Neumarkt wurden dem Kaiser die Ratsfreunde Jobst Haller und Gabriel Nützel mit 30 Pferden entgegengeschickt. Am 23. August Vormittag 10 Uhr näherte der kaiserliche Zug sich der Stadt. Jobst Tetzel, Anton Tucher, Ruprecht Haller, alle drei aus den sieben älteren Herren, samt dem Stadtschultheißen Sigmund von Egloffstein mit 100 Pferden waren dem Kaiser auf eine halbe Meile Wegs entgegengeritten, während die ganze Klerisei der Stadt, mit Ausnahme der Karthäuser, in feierlicher Prozession und mit den Heiligtümern an Skt. Peters Siechgraben seiner harrte. An der Spitze die Schüler der Stadtkirchen mit Fahnen, nach diesen der Abt von Egydien in pontificalibus und hernach Etliche vom Rat, welche den Kaiser unter einen rotseidenen, auf sechs vergoldeten Stangen ruhenden und von sechs Ratsherren getragenen Himmel nahmen. So, sitzend auf weißem Roß, zur Seite die beiden Losunger der Stadt, Anton Tucher und Jobst Tetzel, und unter dem Läuten aller Glocken zog der Kaiser in die Stadt. An der Spitze des Zugs ritten die Reisigen des Rats, diesen folgte die Klerisei mit den Heiligtümern und darnach eine Truppe von 21 kaiserlichen und fürstlichen Trompetern und 3 Heerpaukern. Darauf folgten die Botschafter von Venedig u. s. w. und nach ihnen Herzog Ernst zu Sachsen, der dem Kaiser das entblößte Schwert vorantrug. Zur Seite des Kaisers ritten Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg und der Erzbischof von Mainz. An das weitere Gefolge, gebildet von päpstlichen Legaten, von den Bischöfen und vielen Grafen, Rittern und Edelleuten schlossen sich 1500 Reisige an.

Innerhalb des äußeren Frauenthors, durch welches der Einzug erfolgte, bei Skt. Klara war eine Hütte erbaut und mit Gold- und Silbertapeten geziert. Darin stand ein kostbar zugerichteter Altar, auf welchem die Häupter des heil. Sebald, des heil. Eucharius und des heil. Egydius, sowie das heil. Kreuz aus dem Egydien-Kloster lagen. Ein Sängerchor war daneben aufgestellt. Bei dieser Hütte stiegen der Kaiser und alle Fürsten von den Pferden, knieten am Altar und küßten die Heiligtümer. Hierauf setzte sich der Zug wieder

in Bewegung nach der Sebalduskirche, an dessen Kirchhof der Kaiser von sämtlichen Mitgliedern des Rats empfangen und in die Kirche geleitet wurde. Unter den Tönen des Kirchenchors und der Orgel begab er sich an den Hochaltar, wo er niederkniete; der Abt von Egydien las die Kollektion und zum Schluß erteilte der Kardinallegat den Segen. Durch die Ehethür aus der Kirche geführt bestieg der Kaiser sodann wieder sein weißes Roß und ritt unter dem Himmel hinauf zur Veste. Über alle diese zu seinem Empfang getroffenen Anordnungen unterließ er nicht, sein ganz besonderes Wohlgefallen auszudrücken. Am Burgthor empfing er aus den Händen des Rats die Schlüssel zur Veste, welche der jedesmal aus den Geschlechtern gewählte „Burggraf" in Verwahrung hatte. Beim Einzug in die Stadt beteiligten sich die beiden Bürgermeister nicht, indem sie nach altem Brauch das Rathaus mit Söldnern besetzt hielten; auch waren alle Türme und Thore mit Bürgern besetzt.

Tags darauf überreichte der Rat dem Kaiser das herkömmliche Geschenk, welches diesesmal aus einem in Gold gefaßten, mit 1000 Goldgulden gefüllten Straußenei bestand, das auch als Trinkgefäß zu benutzen war und welches einstmals im Besitze des Kaisers Karl des Großen gewesen sein soll. Auch über diese Gabe zeigte der Kaiser sich nicht wenig erfreut. Die weiteren Tage seines Nürnberger Aufenthalts verwandte derselbe vor allem zum Besuche der Stadt- und Klosterkirchen, wobei er, als man ihm in der Spitalkirche die Reichsheiligtümer wieder vorwies, nicht unterließ, die Krone Kaiser Karl des Großen sich aufs Haupt zu setzen. Dann besichtigte er, immer von zwei Ratsherren begleitet, die Kornhäuser und das Zeughaus, den Stolz der Reichsstadt, und ritt auch zu den Handwerkern, welche sich „mit künstlichen Arbeiten beschäftigten." Als er bei dieser Gelegenheit an den Behausungen der „gemeinen Frauen" vorüber kam, unterließen diese nicht, dem Reichsoberhaupt so lange den Weg zu versperren, bis derselbe mit 2 fl. sich losgelöst hatte.

Um das Grab Kaiser Heinrich II. zu sehen, begab sich der Kaiser nach Bamberg und machte von da auch einen Ritt nach dem berühmten Wallfahrtsort Vierzehnheiligen. Bei dem Markgrafen Albrecht in Kadolzburg nahm er Teil am Jagdvergnügen, wogegen ihn dieser mit seiner Gemahlin und mit sechs Wägen „voll von fürstlichem Frauenzimmer" zurück nach Nürnberg geleitete, wo dem Kaiser und dem Markgrafen zu Ehren auf dem Rathaus ein Tanz gehalten wurde. Hier führte der Markgraf dem Kaiser eine schöne Jungfrau zu, die Tochter des Alex. Haller, der Kaiser hatte aber keine Lust zu tanzen. Auch ein Rennen und Stechen auf dem Marktplatz war noch vorbereitet, dasselbe kam jedoch nicht zu stande,

weil der Kaiser, nachdem er gehört, der ihm verhaßte Kurfürst Friedrich von der Pfalz wolle kommen, um sich mit ihm auszusöhnen, plötzlich von Nürnberg aufbrach und sich wieder heimwärts wandte. Von drei aus den sieben älteren Herren bis nach Wendelstein geleitet, zog der Kaiser nach Regensburg zurück, um von da auf der Donau nach Wien zu fahren. Der wackere Ulrich Deichsler bemerkt brummend dazu in seiner Chronik: „Do rait alspalt der markgraf und sein fraw und jederman heim und nichts entlichs wurd ausgemacht und beschlossen."

Schon zwei Jahre später kam Friedrich III. wieder in das so lange von ihm gemiedene Reich; ein Heiratsplan setzte ihn diesmal in Bewegung. Das ganze reiche luxemburgische Erbe (Böhmen und Ungarn) schien ihm bereits für immer verloren, als Kaiser war er verachtet, in den eigenen Erblanden war er vor Feinden nicht sicher und die Türken waren eine tägliche Drohung für ihn. Doch eine schöne Hoffnung blühte ihm in seinem Sohne Maximilian auf. Den lebensfrischen, liebenswürdigen Jüngling mit der einzigen Tochter und Erbin Herzog Karl des Kühnen von Burgund, der schönen Maria, zu vermählen und abermals durch eine Heirat eines der reichsten Länder für das Haus Habsburg zu erwerben, war wohl eine Reise wert. Darum durfte Karl ungestraft Lüttich zerstören, Aachen und Metz mißhandeln, Geldern an sich reißen. Nach diesen und anderen Beweisen äußerster Willfährigkeit gegenüber der schranken- und rücksichtslosen Ländergier des Burgunders machte sich Friedrich auf, um mit Karl in Trier zusammenzutreffen. Hier entfaltete Karl seine ganze Pracht, sodaß er der Herr, der unscheinbare Kaiser sein Vasall zu sein schien. Aber das Geschäft kam nicht zu stande. Karl verlangte vom Kaiser, zum König von Burgund ernannt zu werden und hatte schon Krone und Szepter bereit, sowie einen Mantel, bedeckt mit Perlen und Edelsteinen, deren Werth auf 200000 fl. angegeben wurde, auch der Thron war schon erbaut und die zur Krönung bestimmte Kirche mit den nötigen Sitzen versehen. Als aber der Kaiser erst die Verlobung seines Max mit Maria in Ordnung bringen wollte, zögerte Karl, weil auch Ludwig XI. von Frankreich für seinen Sohn um Maria warb und Karl seinen Vorteil dabei suchte, beide Bewerber im Schach zu halten. Hatte nun schon die anspruchsvolle Prunkentfaltung des Burgunders und dessen übermütige, herausfordernde Haltung den Kaiser arg verdrießlich gemacht, so verletzte ihn noch mehr dieses Hinhalten. Ohne Abschied zu nehmen und ohne dem Herzog die Königswürde verliehen zu haben, verließ er samt seinem Sohne plötzlich Trier.

Noch in demselben Jahre boten die Wirren im Erzstift Köln dem Burgunderherzog willkommene Gelegenheit, sich zu rächen. Der Erzbischof Ruprecht, Bruder des Kurfürsten Friedrich des Siegreichen von der Pfalz, war vom Domkapitel seiner Würde entsetzt worden, nachdem er, um die durch die Politik seines Vorgängers erschöpfte Staatskasse wieder zu füllen, sehr hohe Umlagen ausgeschrieben und nach erfolgtem Widerstand seitens der Geistlichkeit und Ritterschaft Gewalt angewendet hatte. Zum Administrator des Stifts war vom Domkapitel der Domherr Landgraf Hermann von Hessen gewählt und als Schiedsrichter in dem Streit der Kaiser Friedrich angerufen. Ruprecht, als Wittelsbacher, glaubte bei dem tiefen Haß, der schon seit langem zwischen den Häusern Habsburg und Wittelsbach bestand, von dem Kaiser kein ihm günstiges Urteil erwarten zu dürfen und rief Herzog Karl den Kühnen zu Hilfe. Dieser war natürlich sofort bereit und rückte im Juli 1474 mit starker Heeresmacht, es heißt mit 60000 Mann, in das Kölner Kurfürstentum ein, um sich zunächst vor das kleine wohlbefestigte Neuß zu legen, wo der Landgraf von Hessen und sein Bruder, der erwählte Administrator, mit Mut und Einsicht die Verteidigungsanstalten leitete. So gewaltig das Heer der Belagerer war, so groß war auch die heldenmütige Tapferkeit der Belagerten, und das, was damals das kleine Häuflein der 1500 Hessen in Neuß geleistet hat, wird immer eine der glänzendsten Seiten der hessischen Kriegsgeschichte bleiben. Elf Monate lang lag Karl, der seinen Kopf darauf gesetzt hatte, den Platz zu nehmen, vor Neuß, und 56 Stürme des tollkühnen Burgunders wurden abgeschlagen. Endlich erwachte für einen Augenblick das schlummernde Nationalgefühl der Deutschen; die Aufforderung des Kaisers zum Reichskrieg gegen den übermütig frechen Herzog von Burgund war nicht vergeblich. Lange genug freilich dauerte es, nicht weniger als neun Monate, bis das Reichsheer in Bewegung kam. Nürnberg hatte unter dem Oberbefehl von Gabriel Tetzel, als Hauptmann von Ratswegen, zum ersten Auszug am 1. Oktober 20 Reisige und 300 Mann zu Fuß, alle in gleiche Farben gekleidet, mit 4 Karrenbüchsen und 25 Wagen gestellt, mußte aber noch zweimal, im Dezember 1474 und im April 1475, einen Nachschub leisten und zwar das eine Mal 30 Reisige und 400 Mann zu Fuß, das andere Mal 25 Reisige und 450 Fußknechte mit dem entsprechenden Kriegszeug. Glücklicherweise zeigte der Kaiser noch so viel Verstand, daß nicht er den Oberbefehl übernahm, sondern ihn an Kurfürst Albrecht Achilles von Brandenburg überließ. Den Rat des Kurfürsten zu einer Schlacht, in welcher das bereits arg geschwächte burgundische Heer vernichtet worden wäre, befolgte der

Kaiser jedoch nicht, denn wichtiger als die Vernichtung des Burgunders war ihm sein Heiratsplan. Statt den angeratenen Angriff zu unternehmen, knüpfte er Friedensunterhandlungen an, welche unter der Mitwirkung des Kardinallegaten auch zum Ziele führten.

Das nürnbergische Kriegsvolk kam im Juli 1475 wieder in die Heimat zurück, ohne daß es Gelegenheit gehabt hatte, nennenswerte Thaten zu verrichten. Wohl aber hatten die Hauptleute Anlaß genug bekommen, über die mangelhafte Zucht der Mannschaft zu klagen. Der Stadt selbst war eine Ausgabe von 23000 fl. erwachsen; zur Deckung der Kosten wurde eine Steuer ausgeschrieben, zu welcher sogar die Geistlichkeit angezogen wurde.

Den Burgunder drängte es, in sein Land zurückzukommen, denn ihn brannte es förmlich, die Schweizer Eidgenossen zu züchtigen. Es kam aber ganz anders als er erwartet hatte, und nicht lange dauerte es, so war es aus mit dem stolzen Traum vom Königreich Burgund und der Träumer selbst nichts mehr als ein Häuflein Asche. Durch die Niederlage bei Granson ward sein Stolz bereits so gedemütigt, daß er sich nicht länger gegen die Verlobung seiner Tochter mit dem jungen Habsburger sträubte; bei Murten wurde durch die Streiche der Schweizer Bauern sein Waffenruhm für immer vernichtet und bei Nancy verlor er mit der Schlacht auch sein Leben (5. Januar 1477). Vier Monate später versprach die von dem aller Ränke vollen, treulosen König Ludwig XI. von Frankreich aufs äußerste bedrängte Maria von Burgund dem deutschen Kaisersohne Maximilian öffentlich ihre Hand. Damit feierte König Friedrichs III. Geduld ihren höchsten Triumph und der erste Schritt zur Gründung der habsburgischen Großmacht war gethan.

Die heißersehnte Braut hatte Maximilian von Habsburg nun errungen, aber ihr Erbe mußte er in fünfjährigem Kampfe gegen die Waffen und die unergründlichen Ränke des Franzosenkönigs zum großen Teil erst wieder erobern und nach dem frühzeitigen, jähen Tode seiner Gemahlin, von der er zwei Kinder, Philipp und Margaretha, hatte, sich es schließlich im Frieden von Arras (1482) gefallen lassen, daß die dreijährige Margaretha dem Dauphin, nachmaligem König Karl VIII. verlobt, nach Paris geführt und die Grafschaften Artois und Burgund ihr als Mitgift gegeben wurden. Auch später noch, als er bereits zum römischen König gewählt war, hatte Max in den Niederlanden noch manchen Strauß, sowohl mit dem König von Frankreich als mit den aufrührerischen Bürgerschaften der niederländischen Städte, zu bestehen. Ja einmal war er, als er schon römischer König war, sogar Monate lang Gefangener der Bürger von Brügge, bis er durch einen Heereszug seines Vaters und der

deutschen Fürsten befreit würde. Zu diesem Reichsfeldzug im persönlichen Interesse Maximilians hatte Nürnberg 200 Büchsenschützen gestellt, darunter 20 „Helmparter" und 30 Roß. Als an Pfingsten 1488 die Botschaft nach Nürnberg kam, daß Maximilian seines Gefängnisses entledigt sei, wurde auf des Rats Befehl in allen Kirchen mit den Glocken geläutet, zwei Freudenfeuer auf der Veste und auf dem Marktplatz angezündet und von den Stadtpfeifern und Trompetern auf dem Portal der Frauenkirche musiziert und auch des Kaisers Horn (s. u.) wurde auf dem Sinwelturm geblasen. In dem nach Maximilians Angaben durch den Propst zu Skt. Sebald, Melchior Pfinzing, zusammengereimten pedantisch-langweiligen, allegorischen Heldengedicht „Teuerdank" sind die niederländischen Thaten, Abenteuer und Festlichkeiten Maximilians für die Mit- und Nachwelt verherrlicht worden.

Mit noch größeren Schwierigkeiten als der Sohn in den Niederlanden hatte der Vater, meist durch eigene Schuld, in den eigenen Erblanden zu kämpfen. Ja es kam so weit, daß Friedrich III. vor dem Ungarkönig Mathias Corvinus, welcher ganz Niederösterreich mit Ausnahme von Wiener-Neustadt sowie einen großen Teil von Kärnthen, Krain und Steiermark besetzt und Wien eingenommen hatte, als Flüchtling, nur von 1500 Reitern begleitet, ins Reich entweichen und da wie ein Heimatloser von Ort zu Ort ziehen mußte. So kam er, um von den deutschen Fürsten Hilfe zu erbetteln, an den Rhein und entschloß sich in seiner Bedrängnis endlich, die Erwählung seines Sohnes Maximilian zum römischen König zuzugeben. Bisher hatte er mit der ihm eigenen Zähigkeit dieselbe zu hindern gesucht, weil er nicht ohne Grund gefürchtet hatte, man werde ihn wegen seiner Unfähigkeit auf den Altenteil setzen und ihn völlig links liegen lassen, sobald jene Wahl vollzogen wäre. So wurde denn am 16. Februar 1486 in der Wahlstadt Frankfurt der Erzherzog Maximilian von den Kurfürsten einstimmig zum römischen König erhoben und im April zu Aachen gekrönt. Es wurden große Hoffnungen auf den Erwählten gesetzt; dieselben haben sich aber bloß zu einem kleinen Teil verwirklicht.

Im folgenden Jahre 1487 wurde zu Nürnberg in Anwesenheit des Kaisers wieder einer jener vielen Reichstage gehalten, auf welchen unendlich viel geredet, geschrieben und getrunken, aber um so weniger beschlossen wurde, obwohl derselbe fast ein ganzes Jahr dauerte. Doch fehlte es wenigstens nicht an Festlichkeiten, wovon die Chronisten ein langes und ein breites zu erzählen wissen. Die vornehmste Feierlichkeit war die Belehnung mehrerer Fürsten, welche der Kaiser, für den auf dem Markt am Rieterschen (nunmehr Sandelschen) Hause

ein Thron errichtet war, umgeben von den Fürsten des Reichs, vornahm. Turniere, ein vom Rat veranstaltetes Armbrustschießen und manche andere Festlichkeiten boten den versammelten Reichsständen hinreichende Gelegenheit, sich von ihren schweren Beratungsarbeiten zu erholen. Eine Feierlichkeit ganz besonderer Art ging am 18. April 1487 in den Räumen der Reichsburg vor sich. Auf die Empfehlung des Kurfürsten von Sachsen, Friedrich des Weisen, wurde der Humanist Konrad Celtis, der sich durch seine lateinischen Poesien bereits einen großen Namen gemacht hatte, vom Kaiser feierlich mit dem Dichterlorbeer gekrönt. Seit der Krönung Enea Silvios zu Frankfurt i. J. 1442 hatte in Deutschland keine Dichterkrönung mehr stattgefunden. Man darf aber nicht glauben, daß den Kaiser etwa die Liebe zu Kunst und Wissenschaft zu dieser Ehrenerzeigung getrieben hätte. Derselbe spielte zwar mit Alchemie und Astrologie und trieb auch praktische Botanik, von einer Teilnahme für Kunst und Wissenschaft jedoch hat er in seinem langen Leben niemals ein Zeichen gegeben.

Von des Kaisers Liebe zur Gärtnerei bekam auch Nürnberg eine Probe zu sehen. Er ließ nämlich an der Burgbastei auf Pfeilern ruhende Gärten, sogenannte hängende Gärten anbringen, welche von den Zeitgenossen als große Merkwürdigkeit angestaunt wurden. Eine weitere Merkwürdigkeit war das große zinnerne Horn, das der Kaiser auf dem runden Turm im Burghof anbringen ließ, um während des Reichstags die Stunden zu verkünden. Vermittelst eines Blasbalgs gab dasselbe einen so gewaltigen Ton von sich, daß man es über die ganze Stadt hin hörte. „Es brummte wie eine Orgelpfeife“, erzählt ein Chronist. Einen besonderen Spaß noch machte sich der alte Kaiser, indem er sämtliche Kinder der Stadt, die „schon zu gehen vermochten“, zuerst einen Zug durch die Stadt machen und dann im Burggraben versammeln ließ. Es sollen ihrer einige Tausend gewesen sein, von denen jedes einen Lebkuchen geschenkt erhielt.

Der römische König Maximilian, welcher nachmals mit den Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern Nürnbergs in so vielfache Beziehungen trat, zog i. J. 1489 zum ersten Mal in Nürnberg ein. Zwei Jahre darauf wohnte Friedrich III. zum letzten Male einem Reichstage und zwar in Nürnberg bei. Auf demselben wurde wieder viel hin und her geredet über die Reichsreform sowohl als über die Hilfe, welche durch Geld oder durch Mannschaft geleistet werden sollte, damit Maximilian die von den Ungarn überzogenen Erblande wieder zu Handen seines Hauses bringen könne. Das Ende war, wie gewöhnlich, daß die verlangte Hilfe weder in der einen noch in der anderen Form geleistet wurde. Grund zur Zurück-

haltung der Reichsstände schien genug vorhanden, so lange die beiden Habsburger, Vater und Sohn, den immer lauter werdenden Ruf nach Reichsreform nicht bereitwilliger entgegenkommen wollten. Dank der Schwäche des neuen Ungarnkönigs, Ladislaus von Polen, hatte Maximilian trotz seiner unzulänglichen Mittel doch das Glück, nicht blos die verlorenen Länder wieder zu gewinnen, sondern in dem Friedensvertrag von Preßburg sogar die Anwartschaft auf die ungarische Krone für den Fall des Aussterbens des Mannsstammes des gegenwärtigen Königshauses zu erwerben. So hatten die Gestirne also doch nicht getäuscht und Friedrich III. konnte, nachdem das deutsche Reich 53 Jahre lang seine „Regierung" erduldet hatte, i. J. 1493 im Glauben an die stolze Zukunft seines Hauses die Augen schließen. „Er verstand sich auf das lange Leben: er lebte seine meisten Widersacher zu tode und gewann am Ende ihr Gut durch Erbschaft oder Vergleiche." (Dahlmann.)

Sechzehntes Kapitel.

Handel und Handwerk Nürnbergs im Mittelalter.

Lange bevor Nürnbergs Name nur genannt wurde, hatte sich an und auf den beiden Hauptwasserstraßen Deutschlands, am Rhein wie an der Donau ein lebhafter Handel entwickelt. Dort war es vor allen das goldene Mainz und das heilige Köln, hier die alte Herzogs- und Königsstadt Regensburg, welche bereits am Ausgang des 11. Jahrhunderts als blühende Handelsstädte hervortreten. Die einzige Verbindung zwischen den beiden Stromgebieten bildete durch längere Zeit der Handelszug von dem schon i. J. 1030 mit dem Marktrechte bewidmeten Donauwörth nach dem Main. In viel vollkommenerer Weise wurde die Verbindung zwischen der mittleren Donau und dem mittleren Rhein hergestellt, als Nürnberg mit staunenswerter Schnelligkeit in die Höhe kam.

Weil Nürnberg weder Weinbau noch Schiffahrt treibe und auf unfruchtbarem Boden gelegen sei, wolle er seiner geliebten Stadt ihre bisherigen Freiheiten befestigen und erweitern, sagte Kaiser Friedrich II. in seinem Freiheitsbriefe v. J. 1219. Dieser Uebelstand der stiefmütterlichen Ausstattung des Bodens, welchen der kluge Kaiser in so wohlwollender Weise würdigte, wurde jedoch hinlänglich ausgeglichen durch die vorteilhafte Lage der Stadt zwischen den beiden Hauptverkehrsadern Deutschlands, der Donau und des Rheins. Und so wie hier zwischen Ost und West, von der Donau zum Rhein, war auch in der Richtung von Nord nach Süd, von der Nord- und Ostsee zum mittelländischen Meer die im Herzen des deutschen Reichs gelegene Stadt der natürliche Durchgangs-, Kreuzungs- und Verbindungspunkt.

Doch was hätte alle Gunst der Lage bedeutet, wenn nicht Menschen da waren, welche dieselbe auszunützen verstanden. Glücklicherweise war dies in vollstem Maße der Fall. Denn zu dem raschen Emporblühen Nürnbergs als Handelsstadt hat sicherlich nichts mehr beigetragen, als der rührige Sinn der Bevölkerung, der kaufmännische Unternehmungsgeist der alten Geschlechter und vor allem

der als „Nürnberger Witz“ sprüchwörtlich gewordene findige und erfinderische Geist der Nürnberger Handwerker, welche unter der Spitzmarke „Nürnberger Tand“ dem allmählich nach allen Himmelsrichtungen sich ausbreitenden Handel hundert und aberhunderte von Artikeln zum nutzbaren Vertrieb an die Hand gaben.

Daß in Nürnberg bereits im 12. Jahrhundert eine gewisse Handelsthätigkeit vorhanden war, erhellt aus dem i. J. 1163 von Kaiser Friedrich Barbarossa den Bamberger und Amberger Kaufleuten erteilten Recht, mit eben der Sicherheit und Freiheit, die den Nürnbergern zusteht, im ganzen Reich zu reisen und Handelschaft zu treiben; an jedem Ort, wo den Nürnbergern weder Zoll noch Steuer genommen wird, soll beides auch den Bambergern u. s. w. nicht abverlangt werden.

Aus dem mehrerwähnten Freiheitsbrief Friedrich II. v. J. 1219 geht hervor, daß damals der Nürnberger Handel bereits die Donau wie den Rhein berührte. Es war darin bestimmt, daß die Nürnberger auf dem Markt zu Donauwörth, wie auf dem zu Nördlingen mit nürnbergischer Münze handeln dürfen; von Regensburg bis Passau haben die Nürnberger keinen Zoll zu bezahlen und in Aschau oberhalb Linz brauchen sie nur den gewöhnlichen Schifferzoll zu entrichten. In Worms sind sie gegen das hergebrachte jährliche Ehrengeschenk zollfrei und zwischen Speyer und Nürnberg besteht gegenseitige Zollfreiheit. Der Beitritt Nürnbergs zu dem rheinischen Städtebund i. J. 1256 zeigt, daß die Beziehungen unserer Stadt zu den Städten am Rhein immer lebhafter geworden. Mit Mainz bestand seit 1264 gegenseitige Zollfreiheit. Derjenige Nürnberger Bürger, welcher jährlich zuerst mit Waren nach Mainz kam, hatte dem dortigen Zollner ein Pfund Pfeffer und ein Paar weiße Handschuhe zu überreichen. Dieselbe Leistung lag den Mainzern in Nürnberg ob. Noch i. J. 1800 erfolgte die Ueberreichung eines hölzernen Bechers mit Pfeffer und eines Paars weißer Handschuhe durch einen nach Mainz entsendeten Kanzleiboten.

Über die Zeit am Ende des 13. Jahrhunderts bemerkt Müllner in seinen Nürnberger Annalen: „Um diese Zeit fingen die Bürger zu Nürnberg an in fremde Lande Kaufmannschaft zu treiben. Und solches geschah, daß ihre Kinder geübt wurden, mancherlei Sprachen zu lernen, die Königreiche zu durchwandern, dazu Fürsten und Herren bekannt zu werden und daß sie ihre Nahrung nicht allein zu Nürnberg, sondern auch weiterhin zu suchen wüßten. Und obwohl die zu Nürnberg später als viele andere Städte an die Kaufmannschaft gekommen, so sind sie doch geschickte Leute geworden, denn andere und als eben die, die schon lange vor ihnen gehandelt haben.“

Etwas reichlicher als bisher fließen die Nachrichten über den Nürnberger Handel im 14. Jahrhundert, besonders seit Kaiser Ludwig der Bayer, in welchem das Bürgertum einen so wohlwollenden Beschützer fand, zum Throne gelangte. Jedoch beziehen sich diese Nachrichten fast ausschließlich auf die der Stadt zu teil gewordenen Handelsprivilegien. Im Jahre 1318 gewährte Kaiser Ludwig der Stadt das Recht des freien Jahrmarkts, woraus die Ostermesse hervorgegangen ist. Im Jahre 1323 gewährte er zwischen seiner Landeshauptstadt München und der Reichsstadt Nürnberg gegenseitige Zollfreiheit. Auch zwischen den Städten Heilbronn und Schwäbisch-Gmünd wurde während seiner Regierung gegenseitige Zollfreiheit vereinbart. In Köln wurde, nachdem die schon seit langer Zeit bestehende Zollfreiheit der Nürnberger dort durch Belästigungen geschäftiger erzstiftischer Beamter gestört war, dieselbe auf seitens des Nürnberger Rats erhobene Beschwerde in vollem Umfang wieder hergestellt. Nach Kaiser Friedrich Barbarossas Freiheitsbrief v. J. 1163 genoß Nürnberg Handelsfreiheit durch das ganze Reich. Kaiser Ludwig hat i. J. 1335 diesen Freiheitsbrief feierlich bestätigt. Sodann gab er i. J. 1341 den Nürnbergern die bestimmte Zusicherung, daß ihr Gut, wo sie auch damit handeln, von Kaisers- und Reichswegen nicht als Pfand beschlagnahmt werden dürfe, daß alle deshalb gegebenen Briefe nicht schaden sollen, sondern wer sie pfänden wolle, ob er Briefe habe oder nicht, soll 50 Pfund Gold Strafe zahlen.

Eine Hauptrolle in dem Handelsverkehr Nürnbergs in späteren Zeiten spielten die gewerbreichen Niederlande. Daß aber schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine lebhafte Verbindung zwischen Nürnberg und jenen damals mit dem Reich noch eng zusammenhängenden Gebieten stattfand, zeigt u. a. auch ein an der östlichen Wand des Rathaussaales, wahrscheinlich schon zur Zeit der Erbauung des alten Rathauses (1332—40) angebrachtes Steinreliefbild. Es sind zwei weibliche Figuren, die eine, die knieende Norimberga, überreicht der Brabantia ein großes Schwert mit den anderen Symbolen, welche die Erneuerung der Handelsfreundschaft und der gegenseitigen Zollfreiheit andeuten sollen. Hier sind es außer dem langen Schwert ein bleichgelber lederner Gürtel, ein Pack Nähnadeln von sechserlei Art und ein Goldgulden. Diese Gegenstände sind Jahrhunderte lang bis zum Ausgang des heil. römischen Reichs und der Nürnberger Reichsfreiheit alljährlich durch einen besonderen Amtsboten nach Brüssel und Lüttich überbracht worden. Als Seitenstück zu dieser symbolischen Darstellung der nürnberg-niederländischen Handelsbeziehungen zeigt die Ostwand des Rathaussaales noch das

unbeholfene Steinreliefbild Kaiser Ludwigs, sitzend auf dem Throne, mit zwei Engeln zu Häupten, zwei Adlern zu beiden Seiten und zwei Löwen zu Füßen. Diese gutgemeinte, aber künstlerisch wertlose Huldigung hat der Kaiser ob seiner Förderung des Nürnberger Handels jedenfalls reichlich verdient. Unserem Jahrhundert, dem verjüngten Nürnberg, blieb es vorbehalten, das Gedächtnis von Kaiser Ludwigs Verdiensten um den Nürnberger Handel durch ein geschmackvolleres Kunstdenkmal aufzufrischen: durch die Stiftung von Anselm Feuerbachs großem Gemälde im Justizpalast, welches den Kaiser darstellt, wie er der Stadt Nürnberg Handelsfreiheiten erteilt.

Wie für die Entwicklung der Stadt Nürnberg im allgemeinen, so war auch für den Nürnberger Handel insbesondere die Übernahme der Reichsregierung durch Karl IV. von den günstigsten Folgen. Kein Fürst seiner Zeit wußte die Wichtigkeit des Handelsverkehrs so zu würdigen, wie dieser praktische, staatskluge Luxemburger. Zudem erfreute sich Nürnberg, wie schon an anderer Stelle angedeutet worden, seiner ganz besonderen Gunst. Während seiner Regierungszeit gewannen die Handelsverbindungen Nürnbergs mit den östlichen Ländern, mit Böhmen, Mähren, Schlesien und Polen bedeutend an Ausdehnung und Wert, und Karl war jederzeit willig, die Unternehmungen der Nürnberger Kaufleute auf alle Weise, namentlich durch Privilegien zu schützen und zu fördern. Schon Karls IV. Vater, König Johann von Böhmen, hatte i. J. 1326 den Nürnberger Kaufleuten in seinem Lande sicheres Geleite und freien Durchzug gesichert und trotz mehrfachen Widerstrebens der Prager die Durchgangsgüter der Nürnberger Tuchhändler vom Ungeld in Prag befreit. Karl IV. selbst gewährte i. J. 1347 unter der Bedingung der Gegenseitigkeit den Nürnberger Kaufleuten in den Städten seiner Lande Böhmen, Mähren, Polen und Luxemburg alle die Rechte, welche seinen eigenen Bürgern zustanden.

Seit Polen der böhmischen Herrschaft sich entledigt hatte und der letzte König aus dem Stamm der Piasten, Kasimir der Große, das weite, umfangreiche Land durch Förderung der deutschen Kolonisation und des Städtewesens, durch Herstellung einer geordneten Rechtspflege u. s. w. einer höheren Kulturstufe zuzuführen eifrig bemüht war, erwuchs auch dem deutschen Handel, welchen Kasimir auf jede Weise zu fördern suchte, ein großes Absatzgebiet. Im Jahre 1365 gewährte Kasimir den Nürnbergern Handelsfreiheit in seinem Reich, was einen Nürnberger Chronisten zu der Bemerkung veranlaßte: „Seit diesem Jahr haben die Bürger allhie angefangen mit Polen zu handeln."

Daß mit Ungarn Nürnberg Handelsverbindung unterhielt,

beweisen die Privilegien der ungarischen Könige aus den Jahren 1336, 1357, 1364, 1376 und 1383. Auch die Herzoge von Österreich haben durch wiederholte Urkunden den Nürnberger Kaufleuten in ihrem Gebiet besonderen Schutz zugesichert und unter Entrichtung der gewöhnlichen Zölle ungehemmten Handel freigegeben.

Und wie nach Osten, so hatte sich auch nach Westen der Nürnberger Handel bereits im 14. Jahrhundert aufs kräftigste entwickelt. Im Jahre 1361 erhielten die Nürnberger Kaufleute von dem Grafen Ludwig von Flandern und von den flandrischen Städten Gent, Brügge, Ypern die weitgehendsten Handelsprivilegien. Es war ihnen die Führung von Wehr und Waffen erlaubt und eigene Gerichtsbarkeit ausschließlich der Leibes- und Lebensstrafen zugestanden. Für den Fall, daß gegen einen Nürnberger Urteil gefällt würde, waren ihre Güter gegen jede Konfiskation sichergestellt.

Mit Italien, vor allem mit Venedig, dem Welthandels-Emporium des Mittelalters, welches Jahrhunderte lang die Länder Europas mit den vielbegehrten Erzeugnissen des Morgenlandes versorgte und wohin wiederum die aus nordischen Ländern stammenden Erzeugnisse, wie Pelzwerk, Leinenwaren u. s. w. Auf- und Abnahme fanden, hatte sich schon im 13. Jahrhundert ein Handelsverkehr angebahnt, der im 14. Jahrhundert immer lebendiger wurde, um dann im 15. Jahrhundert, der Glanzzeit des deutschen Städtewesens überhaupt und Nürnbergs insbesondere, seinen Höhepunkt zu erreichen. Zuerst spielte Regensburg die Hauptrolle im Handelsverkehr mit den überalpischen Gebieten, dann übernahmen allmählich Augsburg und Nürnberg die Stelle der in ihrer Handelsbedeutung mehr und mehr abnehmenden Donaustadt.

Hauptmittelpunkt für den Warenaustausch zwischen Italien und Deutschland war der Fondaco dei Tedeschi, das Kauf- und Lagerhaus der Deutschen in Venedig, nächst der Rialtobrücke mitten im lebhaftesten und gewerbereichsten Teile der Lagunenstadt gelegen. In diesem weitschichtigen Gebäude hatte die Republik den deutschen Kaufleuten eine geräumige Unterkunft für Mann und Waren bereitet und so diente es als Kauf- und Lagerhaus für die deutschen Groß- und Kleinhändler, als Wohnung derselben und als Herberge deutscher Reisender und Pilger. In den Satzungen von 1268 waren die Verhältnisse sehr genau geregelt, und wenn diese Ordnungen des Hauses einerseits die aufmerksame Sorge für die deutschen Kaufleute erkennen lassen, so zeigten sie auch andrerseits, daß die Republik von ihren Hoheitsrechten nicht das mindeste vergab. Es war gesetzlicher Zwang, daß die Deutschen ausschließlich im Fondaco abstiegen und ihre Waren niederlegten. Eigene Gerichtsbarkeit, wie sie den

deutschen Handelsniederlassungen in anderen Ländern zukam, blieb den deutschen Kaufleuten in Venedig immer versagt, ja selbst ein bescheidenes Maß der Selbstverwaltung war ihnen nicht gewährt. Von den Beamten der Republik wurde die strengste Hausordnung und die schärfste Kontrole geübt. Die Waffen mußten abgelegt und das mitgebrachte Geld, welches genau aufgeschrieben wurde, vorgewiesen werden. Nicht selten wurde von den Kaufleuten, namentlich von den Nürnbergern, über den ihnen auferlegten Zwang Beschwerde geführt; die Vorteile jedoch, welche die Handelsbeziehungen zu Venedig mit sich brachten, ließen die argen Beschränkungen immer wieder verschmerzen.

Auch an Reibereien unter den deutschen Kaufleuten selbst fehlte es nicht, wobei die Eifersucht zwischen den einzelnen Städten wohl hauptsächlich im Spiel sein mochte. Ein solcher Streit erhob sich zwischen den Regensburgern und Nürnbergern. Die Regensburger, welche sich der ältesten Handelsbeziehungen zu Venedig rühmten, nahmen auch das Recht auf den ersten Platz im Fondaco in Anspruch. Zur Zeit Karl IV. aber bemächtigten sich die Nürnberger dieses Platzes, was die Regensburger, obgleich gar kein Vorteil mit diesem Platz verbunden war, nicht wenig in Harnisch brachte. Um die Nürnberger in der Gunst der Venediger Herren auszustechen, schickten die Regensburger eine große Summe Geldes nach Venedig und ließen durch ihre Kaufleute dort soviel Waren auf einmal einkaufen, als die Nürnberger kaum im Laufe eines Jahres zu kaufen pflegten. Dies bewirkte, daß die Republik die Regensburger in ihrem alten Recht bestätigte. Später, unter König Wenzels Regierung, erhoben die Nürnberger neuerdings Anspruch auf jenen Platz; diesesmal aber wehrten sich die Regensburger mit den Stöcken in der Hand für das gute alte Recht ihrer Stadt. Die Sache kam vor den Dogen und vor den Senat und hier verfocht der eine Regensburger, Franz Pütterich, so tapfer das Recht Regensburgs, daß durch Senatsbeschluß den Regensburgern der erste Platz im Fondaco „für immer" zuerkannt wurde. Diese siegreiche Behauptung des Ehrenplatzes hinderte aber nicht, daß der Regensburger Handel durch andere Städte, namentlich durch Augsburg und Nürnberg überflügelt wurde.

Ein andere Reiberei war die, welche ein Jahrhundert später, i. J. 1474 zwischen Augsburg und Nürnberg deshalb entstand, weil die Nürnberger Kaufleute in Venedig hinsichtlich ihrer Briefe und Botschaften sich durch die Augsburger beeinträchtigt glaubten. Früher, behaupteten die Nürnberger in ihrem Bericht an den Rat ihrer Vaterstadt, wären die Boten immer Nürnberger gewesen, welche den Dienst unparteiisch besorgt hätten, seit aber Augsburger den

Botendienst versehen, würden dieselben unterwegs und dann in Augsburg absichtlich aufgehalten, so daß die Nürnberger Kaufleute ihre Briefschaften um mehrere Tage später empfingen und auch die Antwort darauf sich in gleicher Weise verzögere. Während jüngst erst ein Nürnberger Bote in 10 Tagen von Venedig hinausgeritten sei, hielten sich die Augsburger 13—14 Tage auf der Straße auf. Und auch über die Parteilichkeit der Augsburger bei der Anstellung der Dienerschaft im Fondaco erhoben die Nürnberger Beschwerde. Doch führte der Hader, der in einem Briefwechsel zwischen den Ratskollegien von Nürnberg und Augsburg weiter verhandelt wurde, zu keiner Störung des freundlichen Verhältnisses der beiden Reichsstädte.

Eine Feuersbrunst zerstörte i. J. 1505 den Fondaco. Die Regierung der Republik ordnete sofort einen Neubau an, welcher in dem Zeitraum von 3½ Jahren vollendet wurde. Es ist ein mächtiges Viereck von drei Stockwerken mit inneren Gallerien an jedem und einem großen inneren Hof. Die Außenseite und der innere Hofraum wurden durch Tizian und Giorgione mit Fresken geschmückt. Zwei große Säle, der Winter- und der Sommersaal, dienten zu den Versammlungen und Festen der deutschen Kaufleute. Der Sommersaal enthielt auch eine Gemäldegallerie, welche unsere Landsleute mit Werken der berühmtesten venetianischen Meister: Tizian, Palma Vecchio, P. Veronese u. a. ausstatteten. Jahrhunderte hindurch war das „Deutsche Haus“ eine Hauptsehenswürdigkeit Venedigs. Von all den früheren Herrlichkeiten ist aber wenig mehr zu sehen; sie sind meistens zerstört oder zerstreut. Gegenwärtig ist der ehemalige Fondaco das Amtsgebäude der k. Finanzverwaltung.

Auch mit der Rivalin Venedigs, mit Genua, unterhielt Nürnberg Handelsbeziehungen, die aber im Vergleich mit denen zu Venedig niemals zu besonderer Bedeutung gelangten.

Aber nicht bloß dem Handelsverkehr mit den fremden, entlegenen Gebieten widmete Nürnberg die sorgsamste Pflege; nicht geringere Aufmerksamkeit wurde auf die Verbindung mit den deutschen Städten, namentlich auf die mit den Reichsstädten verwendet. Unablässig war der Rat bemüht, durch Verträge über gegenseitige Zollfreiheit dem heimischen Handel Sicherheit und Stetigkeit zu verleihen. Um das Andenken dieser Verträge lebendig zu erhalten, dienten symbolische Abgaben und verschiedene durch die Zeiten sich fortpflanzende Gebräuche. Der erste Bürger aus einer zollfreien Stadt, welcher mit Waren in der fremden Stadt ankam, mußte der Behörde gewöhnlich ein Pfund Pfeffer, ein Paar weiße Handschuhe und ein weißes Stäbchen überreichen. Feierliche Umzüge und Bewirtung der fremden

Kaufleute auf Kosten der zollfreien Städte wiederholten sich von Jahr zu Jahr. Einer der merkwürdigsten dieser feierlichen Gebräuche war das von der Zeit an, da die Frankfurter Messen zu größerer Bedeutung gelangt waren, alljährlich bis zur Auflösung des heil. römischen Reichs zur Herbstmesse abgehaltene Frankfurter Pfeifergericht. Vor dem im Saal des Römers zu ordentlicher Sitzung versammelten Rat der Schöffen mußten die Abgeordneten von Nürnberg, Bamberg und Worms, jeder für seine Stadt, die Zollfreiheit begehren, welche ihm gegen die gewöhnliche Versicherung der Gegenseitigkeit und gegen die herkömmlichen Geschenke: ein zierlich geschnittener weißer, hölzerner Becher und ein Pfund Pfeffer, ein weißer Biberhut und ein Paar weiße Handschuhe, ein weißes Stäbchen und ein Räderalbus (Scheidemünze, 32 Heller wert) vom Schultheißen erteilt wurde. Sprecher der Deputation der drei Städte war immer der Abgeordnete von Nürnberg. Auf dem Wege zum Römer und von da zur Herberge im Nürnberger Hof, wo die Nürnberger Kaufleute mit Suppe, Braten, Käse, Obst und Wein regaliert wurden, gingen die Musikanten, drei Pfeifer, in blaue, goldverbrämte Mäntel gekleidet und auf altertümlichen Instrumenten die herkömmlichen Stücke blasend, dem Zuge voran. Die Abgeordneten, angethan mit rothen Mänteln, waren von den Handelsleuten ihrer Stadt begleitet; auch Nürnberger Einspännige, welche mit dem Geleite nach Frankfurt gekommen waren, fehlten nicht im Zuge. Damit die Kunst, auf den ungewöhnlichen Instrumenten zu blasen, nicht verloren ginge, mußte Nürnberg besondere Musikanten halten, wozu allerdings Worms und Bamberg 25 Gulden beisteuerten. Jede Stadt hatte ihre besonderen Stücke.

Es war ein ziemlich weiter Umkreis, welchen der Nürnberger Handel schon im 14. Jahrhundert umschrieb. Das in dem Privileg König Karls IV. vom J. 1355 aufgeführte Verzeichnis derjenigen Orte, in welchen Nürnberg Zollfreiheit genoß, läßt, wenn auch unvollkommen, den Umfang des Nürnberger Handels im 14. Jahrhundert erkennen. Es sind darin folgende Orte und Gebiete aufgeführt: Bern, Schwyz, Solothurn, Murten, Bizanz (Besançon), Neuenburg (Neufchatel), Arles und das arelatische Königreich, Hagenau, Straßburg, Frankfurt, Wetzlar, Gelnhausen, Friedberg, Speyer, Worms, Oppenheim, Mainz, Boppard, Koblenz, Köln, Duisburg, Wesel, Kaiserslautern, Saarbrücken, Trier, Geldern, Aachen, Lüttich, Huy, St. Tron, Tongern, Valenciennes, Cambray, Doornik (Tournay), Berg (Mons), Löwen, Brüssel, Antorf (Antwerpen), Nivelles, Gennep, Mecheln, Vilvoorden, Dinaut (Tirlemont), Maastricht, Herzogenbusch, Metz, Verdun, Lübeck, Würzburg, Bamberg, Eger, Cham, Nabburg, Amberg, Regensburg, Passau, Aschau, München, Neumarkt, Altdorf, Hersbruck.

Über die Ein- und Ausfuhrartikel des Nürnberger Handels in der Zeit bis zu Ende des 14. Jahrhunderts sind wir sehr mangelhaft unterrichtet. Hauptartikel der Einfuhr waren Tuch und sonstige Gewandstoffe aus den Niederlanden und von den Rheinstädten, welche vom Nürnberger Handel dann in die östlichen Länder, besonders nach Böhmen, aber auch nach Italien weiter vertrieben wurden; ferner die verschiedenen Metalle, welche dem sich kräftig entwickelnden Nürnberger Handwerk zur Verarbeitung dienten. Eine weitere Hauptrolle der Einfuhr spielten die vielbegehrten, aus Venedig geholten Gewürze (Spezereien), voran der Safran, für den in Aquileja bis ins 17. Jahrhundert ein besonderer Markt abgehalten wurde, dann Pfeffer, Muskatnuß, Muskatblüte, Gewürznelke (Nägelein), Ingwer, Zimmt (Canel) u. s. w., welche durch die Nürnberger Kaufleute über den einheimischen Bedarf weit hinaus vertrieben wurden. Die Kochkunst im späteren Mittelalter scheint in der massenhaften Verwendung von Gewürzen den Gipfel der Vollendung gesehen zu haben und so war denn auch der Verbrauch davon zu damaliger Zeit unverhältnismäßig groß. So wurden z. B. bei dem Hochzeitsbankett Herzog Georg des Reichen von Bayern-Landshut i. J. 1475, an welchem allerdings 10000 Menschen teilgenommen haben sollen und welches einen Aufwand von 55786 fl. erforderte, folgende Mengen von Gewürzen verbraucht: 207 ℔ Safran, 386 ℔ Pfeffer, 286 ℔ Ingwer, 205 ℔ Zimmt, 205 ℔ Nelken und 85 ℔ Muskatblüt.

Als die ältesten Großhandel treibenden Familien Nürnbergs gelten die Behaim und die Ebner. Von beiden wird gemeldet, daß sie schon seit dem Ende des 13. Jahrhunderts mit Spezereien handelten, die sie von Venedig bezogen und weiter nach dem Rhein u. s. w. vertrieben. Dann werden aus dem 14. Jahrhundert noch weiter genannt die Paumgärtner, Grundherr, Schürstab, Mendel, Nützel, Praun, Tucher. Es waren dieselben Geschlechter, die auch im Rat saßen und das emporblühende Gemeinwesen regierten.

Dieselben Männer, welche von ihrem Kontor aus ihre Handelsunternehmungen leiteten, ebneten auch als Mitglieder des Rats durch Verträge mit Städten und Landesherren, sowie durch Unterhandlungen am Hoflager des Reichsoberhaupts dem Nürnberger Handel die Bahn und schützten den Verkehr, wenn sie mit Wehr und Waffen und schließlich mit dem — Galgen der Wegelagerei zu Leibe gingen.

Ein Blick auf das fünfzehnte Jahrhundert, in welchem eine neue Ära heraufzudämmern beginnt und an dessen Ausgang das Zeitalter der Entdeckungen anhebt, zeigt uns das Städtewesen in

Deutschland und das deutsche Bürgertum in herrlichster Blüte. Dazu haben wohl der umsichtige Fleiß und der wagende Handelsgeist des „deutschen Kaufmanns" nicht am wenigsten beigetragen. Die reichsunmittelbaren Städte waren durch den Zerfall der Reichsgewalt zu thatsächlich unabhängigen republikanischen Gemeinwesen geworden, von deren Kraft und Gemeinsinn heute noch zahlreiche öffentliche Baudenkmale und Stiftungen ein beredtes Zeugnis geben. Dieser Zeit entstammen aber auch die meisten jener stolzen Patrizierhäuser durch den Handel reich gewordener Kaufherren, die mit ihren von säulengetragenen Gallerien umgebenen geräumigen Höfen, mit ihren reich getäfelten Zimmern und ihren zierlichen Erkern und Thürmchen den Aeneas Silvius zu dem bewundernden Ausrufe hinrissen: die Könige von Schottland würden sich glücklich schätzen, wenn sie wohnen könnten wie ein mittelmäßiger Bürger in Nürnberg.

Der wachsende Wohlstand war die wohlverdiente Frucht der großen Rührigkeit. Fort und fort war der Nürnberger Rat bemüht, zu den vorhandenen Handelsprivilegien neue zu erwerben und die alten zu wahren. Es werden aus dem 15. Jahrhundert Privilegien der Herrschaften von Bayern, Kleve, Sachsen, Würzburg und Österreich besonders hervorgehoben. Aus dem letzteren Gebiet war namentlich die Einfuhr von steyerischem Eisen von großem Belang. Lebhaftere Beziehungen entwickelten sich allmählich auch mit den Seestädten der Hansa, von welchen Nürnberg Häringe, Stockfisch, Laberdan u. s. w. sowie englische und nordische Waren bezog, um sie im Binnenland weiter zu verbreiten und dagegen Eisen, Krämerei- und Hausgerätsartikel u. s. w., sowie die von Venedig und Genua bezogenen Gewerbs- und Landesprodukte Italiens und der Levante lieferten. Bis ins 16. Jahrhundert hinein war auf der Straße zwischen Augsburg, Nürnberg und den Seestädten die vornehmste Stadt des Thüringer Landes, Erfurt, der Vermittlungspunkt. Diese Stadt hatte schon durch die eigene Produktion von Tuch und Leder, noch mehr aber durch den Handel mit dem in ihrer Umgebung viel gebauten Waid, der damals viel gebrauchten Färbepflanze, großen Ruf. Ein paar Jahrhunderte lang behauptete die Thüringer Stadt ihre Stelle als Vermittlerin zwischen Schwaben und Franken mit den Seestädten, bis sie dieselbe allmählich an Leipzig abgeben mußte, das dank der Fürsorge der sächsischen Fürsten für größere Sicherheit der Straßen, durch Geleitsverträge mit anderen Fürsten, sowie durch Ausbildung eines regelmäßigen Frachtverkehrs zum verkehrsreichen Knotenpunkt nicht blos zwischen Nord und Süd, sondern auch zwischen Ost und West sich gestaltete, indem es die Vermittlung des Verkehrs in der Richtung von Frankfurt a. M. nach den östlichen,

slavischen und halbslavischen Ländern zu gewinnen verstand. Auf Kosten Erfurts erhielt Leipzig 1507 von Kaiser Max I. die Bestätigung seiner drei Messen auf Jubilate, Michaelis und Neujahr mit der weiteren Vergünstigung, daß hinfort 15 Meilen rund um die Stadt kein Jahrmarkt, keine Messe noch eine Niederlage gehalten werden durfte. Es dauerte nicht lange, so hatte Leipzig nicht bloß Erfurt verdrängt, sondern auch Frankfurt a. O., Naumburg und Breslau überflügelt. Dieser Aufschwung Leipzigs beeinträchtigte aber Augsburg und Nürnberg als Hauptstapel- und Speditionsplätze für den Verkehr von Süden nach Norden in keiner Weise. Für den großen Umfang des Speditionshandels sprechen die geräumigen Zoll- und Waghäuser, sowie die mächtig weiten Gewölbe und Böden vieler Privathäuser Nürnbergs deutlich genug.

Mit den Niederlanden, in deren Hauptplätzen Nürnberg namentlich auch von den Herzogen von Burgund durch Privilegien begünstigt wurde, unterhielt unsere Stadt fortwährend lebhafte Handelsbeziehungen. Allmählich trat auch das südliche Frankreich in den Kreis der Länder, mit welchen Nürnberg in Verkehr war. Hier war das von den französischen Königen begünstigte, schnell aufblühende Lyon herrschender Mittelpunkt des Handels und Hauptverkehrsplatz zwischen Südfrankreich und Deutschland geworden. Schon am Anfang des 15. Jahrhunderts handelte Hans Ebner hieher mit Nürnberger Kurzwaren; etwas später werden Hieronymus, sowie Endres und Christoph Ebner genannt, welche den Handel hierhin pflegten und von denen Hieronymus 1532 in Paris, Christoph 1559 in Lyon starb. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts bestanden in Lyon mehrere ständige Niederlagen Nürnberger Häuser unter der Leitung von Faktoren, deren einer, Wolf Behaim, Bruder des Seefahrers Martin war. Von berufenen Nürnberger Familien, welche nach Lyon handelten, werden auch die Scheurl und Tucher genannt, und daß die Zahl der Nürnberger, welche ständige Niederlagen in Lyon unterhielten, ziemlich beträchtlich gewesen sein muß, geht schon daraus hervor, daß sie schon im 15. Jahrhundert eine eigene Bruderschaft zu Skt. Jakob stifteten, welche bei den Dominikanern im Kloster de consort ihre Gottesdienste hielt.

Ehe noch die Portugiesen durch die Auffindung des neuen Wegs nach Ostindien dem Welthandel eine neue Richtung gaben und durch ihre großartigen Erfolge ihre Hauptstadt zu einem Welthandels-Emporium erhoben hatten, standen süddeutsche Handelshäuser, darunter auch Nürnberger, schon längere Zeit in vielfachem Verkehr mit Lissabon. Die ersten Buchdrucker in Portugal waren Deutsche; gar manche Deutsche traten in den Dienst der Großen, andere dienten

im Heer oder bei der Flotte. So machte u. a. der Nürnberger Wolfgang Holzschuher Kriegszüge gegen die Mauren in Afrika mit und war 1503 vom König Emanuel zum Ritter geschlagen. Kein anderer Deutscher aber hat in der großen Zeit Portugals sich ein so dauerndes Andenken gesichert, als der, einem der Nürnberger Kaufmannsgeschlechter entsprossene, i. J. 1459 zu Nürnberg geborene Martin Behaim. Gleich seinem ebenfalls Martin Behaim genannten Vater, der ein namhaftes Warengeschäft, hauptsächlich in Tuchen trieb und besonders mit Venedig, wo er längere Jahre verweilt hatte, in lebhafter Geschäftsverbindung stand, widmete sich auch der jüngere Martin Behaim dem Handel, befand sich im Alter von achtzehn Jahren in einem Tuchgeschäft zu Mecheln und ging zwei Jahre später nach Antwerpen, welches mit Venedig, Lyon und Lissabon zu denjenigen Handelsplätzen gehörte, wohin die reichen Nürnberger, Augsburger u. s. w. Kaufherren ihre Söhne schickten, um dort mit den Verhältnissen des Welthandels sich vertraut zu machen.

Der junge unternehmungslustige Nürnberger hatte sich in Antwerpen bereits auf eigene Füße gestellt und betrieb von da aus für eigene und für fremde Rechnung mehrere Jahre sein Handelsgeschäft, das ihm zu vielfachen Land= und Seereisen veranlaßte. Auf einer dieser Geschäftsreisen kam Martin Behaim i. J. 1483 nach Lissabon. Zu jener Zeit hatte König Johann, der den kosmographischen und astronomischen Studien die größte Aufmerksamkeit schenkte, eine Kommission von Fachgenossen zusammengerufen, welche die Verbesserung der für die Schiffahrt zur Ortsbestimmung dienenden mathematischen Instrumente in die Hand nehmen sollte. Nun hatte Martin Behaim als junger Mensch in seiner Vaterstadt das Glück und die Gelegenheit gehabt, im Umgang mit dem berühmten und mitteilsamen deutschen Mathematiker und Astronomen Johann Regiomontanus das von diesem verbesserte und zur Berechnung der Sonnenhöhe eingerichtete Astrolabium kennen zu lernen, durch das die Schiffer in Stand gesetzt wurden, nach der Sonnenhöhe mit Sicherheit auf hoher See den Kurs zu halten. Jetzt erst konnten die Schiffer, die bisher, wenn nicht von Wind und Wetter gezwungen, sich vorsichtig in der Nähe des Gestades hielten, auf das offene Meer sich hinauswagen; jetzt erst war der seemännischen Unternehmungs= und Abenteuerlust der Portugiesen die Bahn bereitet. Auf welche Weise man bei Hof von den mathematischen Kenntnissen des jungen Nürnberger Kaufmanns Kenntnis erhalten, ist unbekannt; genug, Martin Behaim wurde jener königlichen Kommission zugesellt, nachher, als man sein Wissen erprobt, in königlichen Dienst genommen und dem Diego Cão auf seiner südwärts gerichteten Entdeckungsfahrt als

Kosmograph und Astronom beigegeben. Diese in einem Zeitraum von anderthalb Jahren vollführte, bis zur Tafelbai erstreckte Seefahrt, auf welcher unter Martin Behaims Mitwirkung die Prinzen- und die Thomasinseln sowie der zweitgrößte Fluß Afrikas, der Kongo, entdeckt wurden, brachte unserem Helden Ruhm und Ehre. Nach seiner Rückkehr wurde er vom König eigenhändig zum Ritter des Christusordens geschlagen. Bald darauf trat er in den Ehestand, indem er sich mit einer jungen adeligen Dame, der Tochter des Erbstatthalters der Azoreninseln, des aus Flandern stammenden Ritters Jobst Hurter von Mauerkirchen, vermählte.

Als junges Blut, als kaufmännischer „Volontär", wie man heute sagen würde, war Martin Behaim i. J. 1477 ausgeflogen, als weit berühmter Seefahrer kehrte er i. J. 1491 zum Besuch in seine Vaterstadt zurück und zwar, wie sicher anzunehmen ist, weniger um der Sehnsucht nach seinen Geschwistern zu genügen, als um Erbschaftsauseinandersetzungen und Vermögensangelegenheiten zu erledigen. Das Verhältnis zwischen dem Heimgekehrten und seiner Verwandtschaft scheint indes kein anmutiges gewesen zu sein und beide Seiten scheinen kein besonderes Gefallen aneinander gefunden zu haben, was im Grunde auch gar nicht zu verwundern ist. Der am königlichen Hofe wohlgelittene, vornehme portugiesische Ritter in glänzender, farbenschimmernder Kleidung und mit ausländischen Manieren paßte eben nicht mehr zu den bei aller sonstigen Tüchtigkeit kleinlich und spießbürgerlich gearteten Reichsstädtern, welche die Nase darüber rümpften, daß der Herr Bruder, statt wie sie meinten, müßig zu gehen, sich nicht lieber, wie sie, vom Morgen bis zum Abend auf den Kontorstuhl setzte. Daß übrigens Martin Behaim sich in seiner Vaterstadt nicht dem Müßiggang hingab, beweist schon der damals von ihm auf Anregung und mit Unterstützung des Nürnberger Rats mit großer Mühe hergestellte Erdglobus oder Erdapfel, wie Behaim ihn nannte, der, seit 400 Jahren im Besitz der Familie Behaim befindlich, eines der merkwürdigsten Denkmale aus dem Zeitalter der Entdeckungen darstellt und der zu dem unsterblichen Ruhm des Ritters vielleicht mehr beigetragen hat, als seine Entdeckungsfahrten. Aus den späteren Lebensjahren Martin Behaims ist weiter nichts bekannt, als daß er nach seiner Rückkehr von Nürnberg nach Portugal vom König mit einer diplomatischen Mission nach den Niederlanden betraut wurde, auf welcher ihn das Mißgeschick traf, in die Hände englischer Piraten zu fallen; daß er dann meistens bei seiner Familie auf der Insel Fayal lebte und i. J. 1506, als er sich vorübergehend in Lissabon aufhielt, dort erkrankte und im deutschen Hospiz zu St. Bartholomäus am 29. Juli jenes Jahres starb.

Das hervorragendste Nürnberger Handelshaus in Lissabon war das der **Hirsvogel**, von deren üppigem Haushalt in ihrer prächtigen Wohnung zu Nürnberg in der nach ihnen benannten Hirschvogel-, jetzt Hirschelgasse Frau Fama gar mancherlei zu berichten wußte; bei ihren zahlreichen Banketten hätte man, heißt es, die feinsten italienischen Weine wie „gemeinen Wein" getrunken, ja „gleichsam wie ein Spülwasser geachtet."

Begünstigt durch die portugiesische Regierung, welche auf alle Weise den Venetianern den Gewürzhandel abzugraben suchte, beteiligten sich Nürnberger und Augsburger Häuser an direkten Fahrten nach Ostindien und thaten, wenn es größeren Unternehmungen galt, sich in Gesellschaften zusammen. Am bekanntesten ist die Gesellschaft, welche 1504 oder 1505 aus Nürnberg und Augsburg zusammentrat und an deren Spitze die Augsburger Welser standen. Sie rüsteten mit einem Aufwand von 66000 Dukaten in Lissabon drei Schiffe aus, die sie zugleich mit der königlichen Handelsflotte nach Ostindien sandten, und erzielten, als im vierten Jahre die Schiffe, reichbeladen mit Gewürzen, Droguen, Edelsteinen und sonstigen kostbaren morgenländischen Waren aus Calcutta zurückkehrten, einen Reingewinn von 175 vom Hundert.

Den Portugiesen war es gelungen, für ein halbes Jahrhundert die Beherrschung des Welthandels an sich zu reißen; ohne Lissabons Vermittlung war in jener Zeit ein Bezug asiatischer Waren kaum denkbar. Die nächste Folge war, daß das mittelländische Meer einen großen Teil von der hohen Bedeutung für die europäische Kultur verlor, die es seit ältester Zeit bis zum Zeitalter der Entdeckungen bewahrt hatte und daß Genua und Venedig aufhörten, für Europa unentbehrliche Seeplätze zu sein. Dagegen gewann das durch eine lebhafte Schiffahrt eng an Lissabon geknüpfte **Antwerpen** außerordentlich an Bedeutung und wurde der Knotenpunkt des Welthandels für Nordwesteuropa. — Nicht bloß England, die Niederlande, ein Teil von Frankreich und die nordischen Reiche, sondern auch das innere Deutschland bezogen von dort die asiatischen und südeuropäischen Produkte.

Immerhin behielt **Italien**, besonders aber **Venedig**, für den süddeutschen Handel überhaupt und für den **Nürnberger** insbesondere eine große Bedeutung und die seit langem bestehenden Verbindungen währten trotz der Umgestaltung der Welthandelswege in der bisherigen Lebhaftigkeit fort. Von Nürnberger Kaufleuten, welche im 15. und 16. Jahrhundet in Italien und besonders in Venedig thätig waren, werden hauptsächlich die Familien **Behaim** und **Hirsvogel** genannt, ferner die **Ebner** und **Imhoff**, sowie

Angelus Saur und später am Ende des 16. Jahrhunderts Paul Praun, der Stifter des zu seiner Zeit berühmten Praunschen Kunstkabinets. Hatte auch der Gewürzhandel zum größten Teil andere Wege eingeschlagen, so hatte Italien selbst Natur- und Gewerbserzeugnisse genug, welche Deutschland bei seiner vorgeschrittenen Bildung und seinem reich entwickelten geselligen Leben nicht entbehren konnte. Dazu gehörten alle Arten der italienischen Südfrüchte, getrocknet und eingemacht, die feineren Tücher, besonders das stark begehrte Purpur- oder phönizische Tuch, Seidenwebereien, mit Gold oder Silber durchwirkte Stoffe, Geschmeide und die feinen kostbaren Glaswaren von Venedig.

Groß war deshalb der Unmut und lebhaft erhoben sich die Klagen, wenn durch das Interesse der kaiserlichen Hauspolitik der Handel mit Venedig gestört wurde. Dies geschah zum ersten Male, als Kaiser Sigmund in seiner Eigenschaft als König von Ungarn mit den Venetianern, welche durch die Wegnahme Dalmatiens den Luxemburger aufs höchste gereizt hatten, in Krieg geraten war. Wie Sigmund sah, daß er mit den Waffen gegen die mächtige Republik nichts ausrichten konnte, versuchte er ihren Handel zu verderben und mißbrauchte seine Macht als deutsches Reichsoberhaupt dazu, eine förmliche Handelssperre gegen die verhaßte Feindin durchzuführen. Er verordnete die allgemeine Sperre der Handelsstraßen von und nach Venedig, verbot den deutschen und ungarischen Handelsstädten jeden Verkehr mit den Venetianern und ließ, um seinem Verbot Nachdruck zu geben, sämtliche von ihm bezeichnete Straßen mit Aufsehern und Wächtern besetzen, mit der Weisung, die betroffenen Kaufmannsgüter wegzunehmen. Als neue Handelswege empfahl er den Kaufleuten teils den Weg nach Genua, teils den wegen der Türken unsicheren Weg nach Griechenland. Die Genueser säumten nicht, ihr Entgegenkommen zu beweisen. Sie stellten einen reicheren Markt in Aussicht, da ihre Lastschiffe mehr faßten als die Galeeren der Venetianer und sicherten mäßige Zölle sowie freiere Bewegung in Handel und Wandel zu. Auch der Herzog von Mailand versprach glimpflichere Behandlung der Durchgangsgüter. So verlockend diese Anerbietungen waren, so machten sie bei den beteiligten Städten doch keinen Eindruck. Schon i. J. 1418 thaten Augsburg, Ulm und Nürnberg Schritte bei Kaiser Sigmund, um die Aufhebung des Handelsverbots zu erwirken. Da dieselben fruchtlos blieben, fügte sich die Mehrzahl der Städte, zuerst Augsburg, zuletzt Nürnberg: und dies erst wahrscheinlich nach schärferen Drohnoten des Königs. Die einzelnen Kaufleute ließen sich jedoch in ihrem Verkehr mit der verfehmten Adriarepublik, deren Leiter die Maßregeln Sigmunds sehr

kalt ließen, nicht beirren und so sah sich der Rat von Nürnberg veranlaßt, fünfzehn seiner Kaufleute wegen Übertretung des königlichen Verbots um Geld zu strafen. Ebenso mangelhaften Gehorsam fand der Rat, als er im März 1420 allen seinen Bürgern, welche geschäftlich in Venedig weilten, ernstlich befahl, zurückzukehren und den Verkehr mit Venedig abzubrechen. So wurden denn mehr als zwanzig Bürger „mit dem Turm“ bestraft, einige mußten sogar nach Augsburg gehen und sich aller Handelschaft enthalten. Der Rat sah indessen ein, daß solche Maßregeln der eigenen Stadt den größten Schaden bringen mußten und beeiferte sich deshalb aufs neue, im Verein mit den anderen beteiligten Städten, die Rücknahme des Verbots zu erwirken. Nachdem zuerst „aus besonderer Gnade“ die Straßen ohne Aufhebung der allgemeinen Handelssperre geöffnet wurden, ließ sich König Sigmund endlich i. J. 1429 herbei, den Handel mit Venedig wieder zu erlauben, um zwei Jahre später wegen neuer Verwicklungen mit Venedig das Verbot wieder zu erneuern, das erst mit seinem Tode förmlich erlosch.

Kaiser Max I. wiederholte in seinem Krieg gegen Venedig den Versuch König Sigmunds, den venetianischen Handel zu zerstören und erließ zu diesem Zwecke auch ein Handelsverbot. Die Beschwerden der oberdeutschen Städte waren aber so heftig und ihre Vorstellungen, daß Deutschland durch solche Maßregeln viel mehr leide als Venedig, welchem der Seeweg nach Antwerpen offen stehe, so dringend, daß Kaiser Max, der ohnedies von der Geneigtheit deutscher Bürger, ihm Geld zum Krieg zu borgen, sich sehr abhängig fühlte, schon 1511 das Verbot wieder aufhob.

Was die beiden Kaiser gegen die Venetianer ins Werk gesetzt, versuchte Papst Martin V. zur Zeit der Hussitenkriege gegen die böhmischen Ketzer, indem er bei Strafe des Banns allen Handelsverkehr mit den Hussiten verbot. Die Nürnberger mußten sich oft genug vorwerfen lassen, daß ihre Gewinnsucht viel größer sei, als ihr Glaubenseifer und ihr Ketzerhaß.

Doch was wollten diese vorübergehenden Störungen durch Handelssperren bedeuten im Vergleich mit den anderen Beschwernissen und Plagen, gegen welche der deutsche Kaufmann in jenen Zeiten anzukämpfen hatte.

Zu deren schlimmsten und beschwerlichsten gehörten vor allem die Zölle. Ursprünglich war das Zollrecht ein ausschließliches Hoheitsrecht des Kaisers. Allein schon die frommen Kaiser aus dem sächsischen Hause begabten besonders Klöster und Stifte reichlich mit Zollrechten; unter den fränkischen und schwäbischen Kaisern herrschten die

Zollverleihungen an weltliche Herren vor und mit dem zunehmenden Verfall der Reichsgewalt nahmen dann trotz der Versuche einzelner Kaiser, wie Rudolfs von Habsburg und seines Sohnes Albrecht I., dem schmählichen Unwesen der willkürlich angemaßten Zollrechte Einhalt zu thun, die Zollstätten an allen Flüssen und Landstraßen in allen Gebieten des Reichs dermaßen überhand, daß die Zollbedrückungen zur allgemeinen Landplage wurden. Am Anfang des 15. Jahrhunderts befanden sich allein in der Nähe Nürnbergs 24 Zollstätten, darunter 10 in der Entfernung von drei Meilen. Gegen die Tausend angemaßten oder durch Gunst oder Pfändung erworbenen Sonderrechte konnte man sich wieder nur durch Sonderfreiheiten, durch kaiserliche oder landesherrliche Zollbefreiungsurkunden schützen, und um diese zu erlangen, fand ein ununterbrochener Wettlauf von seiten der Städte statt, bei welchem der Rat von Nürnberg sich stets aufs eifrigste beteiligte.

Eine andere Qual war der heillose Zustand der Straßen. Denn für die meisten Landesherren galt der Zoll nur als Mittel, vom Handelsverkehr Tribut zu erheben und die landesherrlichen Einnahmen zu vermehren, ohne daß sie sich um die nach altem Recht und Herkommen übernommene Verpflichtung zur Erhaltung der Straßen und Brücken viel gekümmert hätten. Zu dieser schamlosen Ausbeutung des Zollrechts durch die Hunderte und aber Hunderte großer und kleiner Herren kam dann das binnenländische Seitenstück zu dem barbarischen Strandrecht, die Grundruhr, kraft welcher dem Grundherrn alles Frachtgut in seinem Gebiet zufiel, wenn dem Frachtführer das Unglück eines Achsenbruchs zustieß, oder der Wagen umstürzte. Auf solche Weise stellte sich dieses Strandrecht der Landstraße als förmliche Prämie auf Verwahrlosung der Straßen und Brücken dar. Diesem schmählichen Unfug reihte sich als größte Plage die Unsicherheit der Landstraßen durch die Wegelagerei des Raubadels an, wovon im nächsten Kapitel gehandelt werden wird.

Dieser Unsicherheit zu steuern war das Geleitsrecht entstanden; wenn man aber zusieht, wie dasselbe gehandhabt wurde, ruft man mit dem Dichter unwillkürlich aus: Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage. Und eine kostspielige Plage war dieses Geleitswesen. Wie die Zölle, so stand auch das Recht, den Reisenden und Kaufleuten ein Geleite zu geben, ursprünglich allein dem Reichsoberhaupt zu und wurde in den älteren Zeiten, wo noch Reichsvögte waren, von diesen ausgeübt. Allmählich zogen aber die großen und die kleinen Herren dieses Recht an sich und schließlich machte jeder Anspruch darauf, dem ein Stück Reichsboden zugefallen war. Gegen Erlegung des Geleitsgelds war der Geleitsherr verpflichtet, Güter und Reisende

durch sein Gebiet sicher und ohne Schaden zu führen und für allenfallsigen Schaden Ersatz zu leisten. Das bewaffnete Geleite hieß das lebende Geleite, neben welchem sich späterhin das schriftliche oder tote Geleite ausbildete. Dasselbe bestand in der Ausstellung von Geleitsbriefen, welche im Namen des Landesherren Schutz und Sicherheit der Personen und Güter vor widerrechtlichen Verletzungen während der Reise durch das betreffende Gebiet zusagte. Der Geleitsherr ließ das Geleite entweder durch besondere Reiter (Geleitsmänner) oder durch Unterthanen, die zur Geleitsfolge verpflichtet waren, leisten. Aber auch dieses Recht, geradeso wie die Zölle, wurde eigentlich nur des Vorteils wegen geübt. Die „Herren" erpreßten die Gebühren, ohne Geleit oder sonstige Bürgschaft zu leisten und überließen den Kaufleuten, sich gegen die Wegelagerer zu schützen so gut sie konnten, ja oft genug trieben sie selbst dieses „edle" Gewerbe und verschafften sich auf diese Weise doppelten Vorteil. Zahllos waren die Klagen und Prozesse wegen verübten Geleitsbruchs besonders am Ausgang des Mittelalters, wo der gänzlich verwilderte deutsche Adel im Raufen und Rauben die einzige eines „Edlen" würdige Beschäftigung sah.

Die Stadt Nürnberg besaß schon in früher Zeit das Geleitsrecht, indem Kaiser Heinrich VII. i. J. 1313 dem Reichsschultheißen von Nürnberg das Geleitsrecht auf den Reichs- und Heerstraßen verlieh. Daß diese Geleitsgerechtigkeit dem Schultheißen und der Stadt Nürnberg zu ewigem Recht verbleiben soll, entschied Kaiser Karl IV. i. J. 1347, sowie 1356 in der goldenen Bulle. „Als aber", schreibt Müllner in seinen Nürnberger Annalen, „die Burggrafen an Gütern sehr zugenommen hatten und mächtig geworden waren und die Stadt Nürnberg diese Herrlichkeit (des Geleites) nicht viel beachtete, weil dabei wenig Nutzen, aber viel Mühe und Unkosten waren, so fingen die Burggrafen an, sich des Geleites anzunehmen." Obwohl nun über die Ausübung des Geleitsrechts durch die Burggrafen und nachherigen Markgrafen zwischen diesen und der Stadt ganz bestimmte Vereinbarungen getroffen waren, so nahmen doch die Streitigkeiten zwischen beiden Teilen nie ein Ende und währten, bis die freie Reichsstadt und die Markgrafentümer zugleich ihre Endschaft erreicht hatten.

Zu diesen Plagen des deutschen Handels gesellte sich noch der Straßenzwang. In frühesten Zeiten, da ein Landesherr die von ihm neuangelegte Straße nur durch nachherige Abgaben bezahlt machen und erhalten konnte, mochte es gerechtfertigt erscheinen, daß Reisende nur diese Straßen bei Gefahr des Verlustes ihrer Kaufmannsgüter fahren durften. Als aber der Handel sich immer kräftiger entwickelte und die Verkehrs- und Marktplätze sich mehrten, auch

frühere Richtungen des Handels sich änderten, mußte solches Straßenrecht zum unleidlichen Zwang werden, indem die Herren einer älteren Straße die Legung oder allmähliche Entwicklung einer neuen und kürzeren mit allen Mitteln der Gewalt zu hindern suchten, um in ihren Einnahmen nicht gekürzt zu werden. Das Verfahren eines Zolles oder einer ganzen mit Zöllen belegten Straße wurde im Betretungsfalle gewöhnlich mit Verlust der Waren und des Fuhrwerks bestraft.

Nehmen wir nun zu allen diesen Plagen noch das Stapelrecht, welches, so lange der deutsche Handel in den Windeln lag, eine Wohlthat, später aber nur ein drückendes Hemmnis war, dann die Schwierigkeiten des Kreditwesens und endlich das unbeschreibliche Elend des das reinste Chaos darstellenden Münzwesens, so können wir dem „deutschen Kaufmann" jener Jahrhunderte, der trotz alledem den deutschen Handel zur schönsten Blüte brachte und sich zum Kern und Halt des deutschen Bürgertums machte, gewiß die Anerkennung höchster Tüchtigkeit nicht versagen.

Trotz all den Hemmnissen und Schwierigkeiten, mit welchen der deutsche Handel zu kämpfen hatte, konnten sich große Kapitalien bilden und während bis ins 14. Jahrhundert hinein Lombarden und Juden ausschließlich den Geldmarkt beherrschten, sehen wir später in Deutschland allmählich Häuser emporsteigen, welche durch ihre Geldmacht im Welthandel eine gebietende Stellung einnehmen. Zuerst denkt man hier natürlich an die Augsburger Fugger, die Rothschilde ihrer Zeit; aber es bestanden neben diesen noch manche andere Häuser in Augsburg und Nürnberg, welche den Königen von Frankreich wie den deutschen Kaisern Summen vorstrecken konnten und die durch die Vereinigung des Kapitals sich Reichtum, Macht und Ansehen erwarben. Schon im 14. Jahrhundert vereinigten sich die Ebner in Nürnberg zum Handel nach Venedig, nach Ungarn und dem Rhein; i. J. 1375 einigte sich Jakob Grundherr mit Marquard Mendel und dessen Brüdern auf Gewinn und Verlust; hernach traten die Geuder, später die Nützel zu einer Gesellschaft zusammen. Die Zeit vom letzten Viertel des 15. bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts war die Blütezeit jener Handelsgesellschaften, besonders der Augsburger und Nürnberger Häuser, welche einzelne Handelszweige, wie den Gewürzhandel, förmlich zu monopolisieren drohten und durch diesen Mißbrauch ihrer Kapitalmacht, durch ihren „Kaufwucher", den grimmigsten Volkshaß gegen sich hervorriefen. Die Handelsgesellschaften traten entweder zur Ausbeutung einer bestimmten Handelsrichtung oder eines gewissen Geschäftzweigs vertragsmäßig auf bestimmte oder unbestimmte Zeit zusammen, wie z. B. Willibald Pirkheimer

in ein solches Geschäft mit den Imhoff neben anderen ein Kapital einlegte; wie 1520 Christoph Tetzel und Karl Gartner eine Gesellschaft für den Handel nach Ungarn bilden; wie 1547 Georg und Christoph Scheurl mit Michael Behaim und Bernhard Geisler von Nürnberg ein gemeinschaftliches Handelsunternehmen nach Breslau und den anderen östlichen Plätzen auf 6 Jahre aufrichten; oder sie bildeten sich durch allmähliche Erweiterung der Familien, indem Söhne und Schwiegersöhne mit bestimmten Anteilen dem väterlichen Handelshause beitreten und so von Geschlecht zu Geschlecht das gemeinsame Besitztum des Hauses erwerben.

Nach dieser kurzen Übersicht des Großhandels dürfen wir nicht unterlassen, noch einen Blick auf den Nürnberger Klein- und Platzhandel zu werfen.

Von den reich ausgestatteten Verkaufsläden, wie wir sie heutzutage von Jahr zu Jahr in größerer Pracht entstehen sehen, war in den älteren Zeiten auch nicht die leiseste Spur vorhanden. Der Warenumsatz des Kleinhandels ging in halbdunkeln Gewölben, unscheinbaren Buden oder auf den Schragen und Bänken der Märkte vor sich. Deshalb hatten auch die Jahrmärkte oder Messen nicht nur, sondern auch die Wochenmärkte eine viel größere Bedeutung als heutzutage. Außer dem von den hölzernen Arkadenbuden noch nicht verunstalteten großen Markt, auf welchem die Verkäufer und Verkäuferinnen von Wildpret (Rehschießer), die Vogelweiber mit lebenden singenden, wie mit toten kleinen und großen Vögeln, die Tauben- und Spanferkelhändler, die Samenkräme, die Käserinnen, der Refmarkt für Eier, Schmalz und zahmes Geflügel, die Bäckerkräme, der Bettelmarkt (Verkauf frischer Kräuter), die Krautschneiderinnen (Sauerkraut), die Seifensieder und Salzkräme, die Kuttelweiber und Korbmacher u. s. w. ihre bestimmten Standplätze hatten, bestanden noch eine Menge anderer besonderer Märkte: der Heu- und Kälbermarkt (früher oberhalb des großen Marktes, nachher auf der Schütt), der obere und der untere Milchmarkt, der Plattenmarkt (der Harnischmacher), der Roßmarkt, der Weinmarkt, der Altreißenmarkt (für alte Kleider, Schuhe u. s. w. vulgo die Leipziger Messe), der Buttermarkt, der Fischmarkt, der Gänsemarkt, der Garnmarkt, der Häfnermarkt, die Haubnerinnenkräme (Hemden, Strümpfe, Häubchen), der Holzmarkt, der Jakobsmarkt bei der Jakoberkirche, der Kalkmarkt, der Kohlenmarkt, der Kornmarkt, am Krebsstock (Krebse, Hechte u. s. w.), das Kürschnerhaus, der Mehlmarkt, der Obstmarkt, der Säumarkt, der Schreinermarkt (im Kreuzgang des Dominikanerklosters nach dessen Aufhebung), der Weintraubenmarkt, der Viehmarkt (vor dem Frauenthor). Neben den zwei Messen, Oster- und Herbstmesse, war noch der

Kindleinsmarkt (jetzt Thomasmarkt) ein Anziehungspunkt nicht bloß für Nürnberg, sondern auch für dessen nähere und weitere Umgebung.

Eine bedeutende Rolle unter diesen Einzelmärkten spielte der Weinmarkt. Man hat der sogenannten guten alten Zeit vielfach nachgesagt, daß sie sich auch eines guten Biers erfreut habe. Nichts aber ist unbegründeter als diese Behauptung; wir glauben vielmehr, daß sämtliches Gebräu jener Zeit heutzutage der polizeilichen Konfiskation verfallen würde. Diese zweifelhafte Beschaffenheit des Gerstensafts mag nicht wenig beigetragen haben, daß unsere trinkbaren Altvordern den Wein in verhältnismäßig so großen Mengen verbrauchten. Der Nürnberger Weinmarkt hatte bis zum dreißigjährigen Kriege eine viel größere Ausdehnung als der mit diesem Namen gegenwärtig bezeichnete Platz, denn er erstreckte sich vom Platz oberhalb der kleinen Wage bis an den Neubau (Maxplatz) und da selbst dieser Raum nicht hinreichte, wurde 1527 der rheinische Weinmarkt auf den Kirchhof von Skt. Sebald verlegt; an der Moritzkapelle befand sich das Weinkieserstüblein. Es kamen an dem bestimmten Markttage (Donnerstag) mehr denn 100 Wägen mit Wein zum Verkauf nach Nürnberg. Für die verschiedenen Gewächse, wie Neckar-, Tauber-, Franken- u. s. w. Wein waren besondere Plätze bestimmt und was bis Freitag nicht verkauft war, wurde entweder im Weinstadel am Neubau oder im Herrenkeller bei Lorenzen gelagert.

Die Handels- und Marktpolizei wurde vom Nürnberger Rat sehr sorgsam und, wenn grobe Verfälschungen und Betrügereien im Spiel waren, mit grausamer Strenge geführt. Die Brotschau bei den Bäckern geschah durch den Pfänder, der mit den geschwornen Meistern, dem Marktmeister und Marktknechten in die Bäckerläden ging; zuweilen holte auch der Pfänder unvermutet Brot auf das Rugsamt. Die Fleischschau übte der Banksperrer; unzeitige Kälber wurden durch den „Löwen", auch Peinlein genannt (Büttel), in die Pegnitz geworfen. Über den Fleischkauf heißt es in einem alten Nürnberger Lobgedicht:

Der Fleischkauf ist also bestellt:
Schlägt man eine Kuh oder Stier,
So sind dazu zween oder vier,
Die das Fleisch schätzen gar eben,
Um drei Pfennig oder zween,
Muß an einem Brett gemalet stehn,
Das Geld und auch das Thier dabei,
So sieht auch jeder was es sei,
Und die Leut nicht schätzen für Narren,
Verkaufen Kuhfleisch für Farren.

Für die Beaufsichtigung von Bier und Wein bei Bierbrauern und Bierwirten, Weinhändlern und Weinschenken waren geschworne Kieser aufgestellt, bei deren Amtierung es nicht an mancherlei Formalitäten fehlte. Dem als gefälscht oder geschmiert befundenen Wein wurde der Weg in die Pegnitz gewiesen. Dasselbe geschah mit dem von den Kiesern verurteilten Bier, wenn es ganz ungenießbar oder gesundheitsschädlich schien. Erschien es jedoch nur minderwertig, so wurde es dem Brauer oder Zapfenwirt um ein paar Pfennige herabgesetzt und durfte unter Aufsicht der Stadtknechte verzapft werden. Das Ausschütten in die Pegnitz geschah immer in einer Aufsehen erregenden Weise. Dem das konfiszierte Getränk führenden Wagen ging der „Löwe“ unter Trommelschlag voran bis auf die Fleischbrücke, wo gewöhnlich die Exekution stattfand. Der Humanist Konrad Celtis, selbst ein großer Freund vom Trinken, fand dies Strafverfahren für viel zu milde und richtete an den Nürnberger Rat die dringende Mahnung, alle ertappten Weinschmierer mindestens lebendig verbrennen zu lassen.

Es fehlte ferner nicht an Schmalz-, Mehl-, Mühlen-, Samen- und Branntweinschau; ebenso wurden Lichter und Seifen, Leder, Tuch und Wolle, Nägel und sonstige Eisenwaren durch geschworne Meister und Burger vom Rat der Schau unterzogen. Besondere Aufmerksamkeit wurde der Goldschmiedeschau gewidmet: die Goldschmiede mußten die gefertigte Arbeit in die Stadtschau gegenüber dem Rathaus, an der Stelle der jetzigen Hauptwache, bringen, allwo sie gestrichen, gewogen und gezeichnet wurde; außerdem wurden die Werkstätten der Goldschmiede jedes Vierteljahr behufs genauer Prüfung der aufliegenden Erzeugnisse durch die geschwornen Meister heimgesucht.

Die größte Wichtigkeit aber legte man auf die Gewürzschau, lag doch dem Rat von Nürnberg ungeheuer viel daran, daß die Stadt als Hauptplatz des deutschen Gewürzhandels ihren guten Ruf aufrecht erhalte. Eine Safranschau wurde i. J. 1441 eingerichtet und mit großer Strenge geübt. Im Jahre 1441 wurde ein Jobst Findecker wegen Safranfälschung lebendig verbrannt. Im Jahre 1456 erlitten zwei andere Safranfälscher dieselbe Strafe und eine Mithelferin wurde lebendig begraben. Säcke mit gefälschtem Safran wurden öfters öffentlich verbrannt. — Daß über Betrug im Gewürzhandel böse Gerüchte sehr landläufig waren, zeigt folgende Stelle in einem Fastnachtspiel:

Dein saffran hast zu fenedig gesackt,
Und hast rintfleisch darunter gehackt;
Und melst unter negelein gepets brot,
Und gibst für lorbeer hin geißkot,

Und fichtenspen für Zimmet rinten
Und nimmst das laup von einer linten,
Damit thust du den Pfeffer meren,
Und thust unter mandel pfirsichkeren,
Und unter weinper muckenkopf,
Für muskat eichenlaubes knopf,
Und muckenschwamm für rusin
Und gibst hutzeln für feigen hin.

* * *

Ebenso erfolg- und ruhmreich als der Nürnberger Handel ist das Handwerk in Alt-Nürnberg: ist doch aus ihm als herrlichste Blüte die Nürnberger Kunst entsprossen. Verschieden aber in Ursprung und Gepräge sind die Repräsentanten der beiden Arten gewerblicher Thätigkeit. Dort sind es die altfreien Grundbesitzer, welche den sich entwickelnden Handelsverkehr in die Hand nahmen und im Gange der Entwicklung einen Kreis regierender Geschlechter darstellen. Hier sind es die aus dem Stand der Hörigen hervorgegangenen, in der Stadtluft frei gewordenen Männer der Handarbeit, für welche das Handwerk zum goldenen Boden wird. Dort ist es der in die Fremde schweifende, nach Reichtümern strebende Wagemut, der mit den Früchten seines Unternehmungsgeistes sich daheim Paläste baut. Hier ist es der stille, unverdrossene Fleiß, die ausgebildete Handfertigkeit, der rege Erfindungsgeist und der allmählich erwachte lebhafte Sinn für das Schöne, welche, zu segensreichem Bunde vereint, das Nürnberger Handwerk auf eine so hohe Stufe emporheben, wie es uns Jahrhunderte hindurch entgegentritt. Alt-Nürnbergs Blüte ist nicht denkbar ohne den Handel, aber auch nicht ohne das Handwerk; beide zusammen haben dieselbe hervorgebracht.

Wie überall, so haben in ältester Zeit auch in Nürnberg natürlich diejenigen Gewerbe, welche für die allernächsten Bedürfnisse des Lebens sorgen: Müller, Bäcker, Metzger, Schuster und Schneider das gesamte Handwerk gebildet. Doch schon im 13. Jahrhundert werden in Nürnberg verschiedene andere Gewerke, welche teilweise auch für den Handel nach auswärts gearbeitet haben mögen, wie Färber, Gürtler, Kürschner, Schwertfeger, Tuchmacher, Wollenschläger urkundlich erwähnt. Noch sind die Ansprüche selbst der Stadtbewohner in Wohnung, Kleidung u. s. w. äußerst gering; aber für die Errichtung von Kirchen und Klöstern erscheinen dem kirchlich frommen Sinn keine Kosten zu hoch, keine Aufgaben zu schwer, und in den Bauhütten der Steinmetzen bildet sich eine feste Überlieferung von Kunstfertigkeiten, gelangt der Genossenschaftsgeist zu

reichster Entfaltung. Neben dem alten Schottenstift bei Sft. Egydien entstanden im 13. Jahrhundert die Klöster und Klosterkirchen der Bettelorden der Augustiner, Franziskaner, Dominikaner, Karmeliter; die Jakobskirche ist bereits vorhanden und die beiden Hauptkirchen zu Sft. Sebald und Sft. Lorenz sind im Bau. Neben den Maurern und Steinmetzen kommen auch die Zimmerleute zur Geltung. Das kolossale Gebälk der umfangreichen Kirchen, welches fast ganze Wälder verschlang, kunstreich zusammenzufügen, erforderte eine nicht geringe Geschicklichkeit und man fragt sich noch heute, woher jene einfachen Bauleute des Mittelalters, die doch jedweden Unterrichts in der Mathematik und Mechanik entbehren mußten, ihre Kenntnisse genommen haben. Auch die gewaltigen Dachböden der städtischen Kornhäuser, welche im 14. und 15. Jahrhundert entstanden sind, sowie die der Kaufmannshäuser aus jener Zeit erregen heute noch Staunen.

Schon frühzeitig war das aus dem Zimmerhandwerk sich absondernde Schreinergewerk bestrebt, sich zum Kunsthandwerk zu veredeln. Die Altäre und Chorstühle in den Kirchen, die Täfelungen und Zimmerdecken, Bettgestelle und Schränke in den Privatgebäuden, welche uns aus dem 15. und 16. Jahrhundert und selbst noch aus früherer Zeit erhalten sind, geben Zeugnis von dem Streben der deutschen beziehungsweise nürnbergischen Schreiner nach künstlerischer Vervollkommnung. — Zu nicht minderer Vollendung und zu ganz besonderer Bedeutung entwickelte sich in Nürnberg die Drechslerei, denn aus ihr hauptsächlich sind unsere Bildschnitzer hervorgegangen und die Vielseitigkeit ihrer Leistungen war erstaunlich groß. Die Nürnberger Drechsler arbeiteten in Holz und Horn, in Bein und Elfenbein und ihre Artikel vom Spinnrad und Kleiderknopf bis zu den feinsten Schachfiguren, von den gewöhnlichen massenhaft in alle Welt versendeten Spielwaren bis zu den künstlerisch vollendeten Pokalen und Kruzifixen lassen an reichster Mannigfaltigkeit nichts zu wünschen übrig. Ein besonderer Zweig der Drechslerei waren die Paternostermacher. — Viel später und spärlicher als die meisten Gewerbe im Mittelalter war die Glaserei vertreten, war doch zu Luthers Zeiten das Fensterglas noch nicht allgemein verbreitet. Gleichwohl hat die aus dem Glaserhandwerk hervorgegangene und mit ihr lange verbundene Glasmalerei auch in Deutschland im 13. und noch mehr im 14. Jahrhundert ganz anerkennenswerte Leistungen hervorgebracht und mit dem 15. Jahrhundert ihre Blütezeit begonnen. Galt es ja, das durch die hohen Fenster der gotischen Dome übermächtig einströmende Licht zu dämpfen und zugleich den Kirchen einen Hauptschmuck zu verleihen, und für Bau und Schmuck

der Kirchen war in jenen Zeiten immer guter Wille und künstlerisches Mitwirken vorhanden. Unsere Stadt Nürnberg hatte das Glück, in der Familie Hirschvogel durch drei Generationen tüchtige Männer zu besitzen, welche als bestallte „Stadtglaser“ ihrem Handwerk und ihrer Vaterstadt alle Ehre machten. Es waren dies Veit Hirschvogel der ältere von 1460—1525, dessen Sohn Veit Hirschvogel der jüngere, Stadtglaser von 1526—1553 und wieder des letzteren Sohn Sebald Hirschvogel von 1517—1589. Von dem älteren Veit Hirschvogel rühren vier Fenster im Chor der Sebalduskirche her: das bischöflich bambergische Fenster, das Maximiliansfenster, das Markgrafenfenster und das Pfinzingsche Fenster. Wenn auch der Stadtglaser Veit Hirschvogel nicht nach eigenen, sondern nach fremden Entwürfen gearbeitet hat, so bleibt ihm doch der Ruhm, seinen Schöpfungen alle wünschbare Kraft und Harmonie der Farben verliehen zu haben. Besonders berühmt machte sich dieses älteren Hirschvogel Sohn Augustin, welcher, wahrscheinlich von König Ferdinand berufen, i. J. 1540 nach Wien auswanderte und dort 1553 starb. — Er war ein ungewöhnlich begabter vielseitiger Mensch, der bei seinem rast- und ruhelosen Wesen nicht lange bei ein und derselben Beschäftigung sein Genügen fand. Er war Glasmaler, Glasmacher, Töpfer, Steinschneider, Kupferstecher, mathematischer Schriftsteller, Landvermesser und Kartograph und auch mit der edlen Musica war er vertraut. Als Glasmaler führte er nach Dürerschen Zeichnungen die Glasgemälde in den elf Fenstern der Imhoffschen Kapelle auf dem Rochuskirchhofe aus und machte Erfindungen in der Technik der Glasmalerei. Zwei Nürnberger Hafner, Nickel und Reinhart, hatten 1528 in Venedig die Anfertigung der bekannten venetianischen Gläser erlernt und nachher die erlernte Kunst in Nürnberg ausgeübt. Augustin Hirschvogel verband sich nach eigener Erlernung der Kunst und nach Reinharts Austritt mit Nickel. Außer diesen Gläsern machte er „welsche Öfen und Krüge“. Dies wollten ihm die Hafner wehren und verklagten ihn beim Rat wegen Gewerbebeeinträchtigung. Der Rat nahm sich aber seiner an und verbot den Hafnern, ihm und seinen Gesellen etwas in den Weg zu legen. Als Steinschneider leistete er Vorzügliches. Ein von ihm verfaßtes Buch über Geometrie und Perspektive erschien zu Nürnberg 1543. Von Wien aus bereiste er in König Ferdinands Auftrag die österreichischen Länder, sowie Ungarn und Siebenbürgen und stellte diese Länder in Karten dar. Der Stadt Wien widmete er einen von ihm aufgenommenen und auf 6 Blättern in Kupfer radierten Plan der Stadt. Außerdem hat er noch 170 von ihm auf Kupfer radierte Blätter verschiedenen Inhalts und verschiedenen Wertes herausgegeben.

Er war ein ächtes Nürnberger Kind. — Glasspiegelmacher werden in Nürnberg schon i. J. 1373 erwähnt, doch erst in den späteren Jahrhunderten gelangte die Spiegelfabrikation zu Umfang und Bedeutung.

Die bedeutendste Stelle unter den Handwerkern Nürnbergs haben zu allen Zeiten die Metallgewerke eingenommen. An das uralte Gewerbe der Grob- oder Hufschmiede reihten sich in früher Zeit schon die Klingen- oder Messerschmiede, auch Messerer genannt, welche schon am Anfang des 14. Jahrhunderts ein stattliches Gewerk darstellten. Sie haben in dem Handwerkeraufstande von 1348 neben den Metzgern treu zum alten Rat gehalten und sind zum Lohne dafür nachmals mit der Erlaubnis zu maskierten Fastnachtsaufzügen beschenkt worden. Eine vielverzweigte Gattung gewerblicher Thätigkeit wurde von dem Bedürfnis nach Rüstung und Waffen hervorgerufen. Zu erwähnen sind hier die Schilderer (Schildmacher), die Bogner, die Helm- und Haubenschmiede, die Salwirte oder Panzerweber. Mit der Einführung und Ausbildung der Feuerwaffen machte der Ringpanzer dem Plattenharnisch Platz; auch genügten die einzelnen Platten und Schienen, welche bisher einzelne Körperteile geschützt hatten, nicht mehr; es wurden nicht allein Arme und Beine, sondern auch Brust, Rücken und Bauch mit Platten bedeckt. Ohne eine solche vollständige Rüstung mochte kein Ritter mehr ins Feld ziehen; aber auch die Knechte und die wehrfähigen Bürgerschaften suchten sich solche soviel als möglich zu verschaffen, begnügten sich jedoch meistens mit einzelnen Harnischteilen. Wie stark der Bedarf einer einzelnen Stadt in dieser Beziehung war, zeigt die Thatsache, daß bei dem Einzug Kaiser Karl V. in Nürnberg i. J. 1541 5000 Bürger, alle in blankem Harnisch, Spalier vom Frauenthor bis zur Burg bildeten. Nürnberg wurde mit der Zeit ein Hauptplatz der Waffenfabrikation und des Waffenhandels, sodaß es leicht begreiflich ist, daß bei der massenhaften Verwendung der Harnische das Gewerbe der Plattner einen außerordentlichen Aufschwung nahm und unter den Handwerken der Reichsstadt eine hervorragende Stelle behauptete. Die Harnischpolierer bildeten eine besondere Gruppe. Fürsten und andere große Herren verwendeten Unsummen für Prunkrüstungen. Der Schatz, welchen das Germanische Museum von solchen zu besitzen das Glück hat, zeigt, was in diesem Gewerbe geleistet worden ist. Berühmt in der Herstellung dieser Prunkrüstungen waren die Werkstätten in Florenz und Augsburg, wie nicht minder die in Nürnberg, wo die Kunst, erhabene Arbeiten in Eisen mit Hammer und Punzen zu fertigen, zu bewundernswerter Vollendung gelangte. Die Plattner in Nürnberg hatten

einen besonderen Verkaufsplatz, den Plattenmarkt, gegenüber und unter der Predigerkirche hinter der Moritzkapelle, d. h. auf dem jetzigen Rathausplatz.

Eine wichtige Erfindung auf dem Gebiete der Metallgewerbe war die um 1369 von dem Meister Rudolph in Nürnberg gemachte Erfindung des Drahtziehens auf Drahtmühlen, nachdem bis dahin der Draht mühsam durch Hämmern und Schmieden geformt werden mußte und zuletzt auf Handziehbänken hergestellt wurde. Das Gewerbe verlor nach einiger Zeit an Bedeutung, um dann im 16. Jahrhundert gleichsam neu aufzutauchen und zu großer Blüte zu gelangen. Erst durch diese Erfindung wurde das Aufblühen verschiedener Gewerke ermöglicht, wie die der Nadler (Steck- und Nähnadelmacher), der Häftleinsmacher, der Fischangelmacher, der Scheibenzieher oder Saitenmacher für Musikinstrumente, der Brillengestellmacher u. s. w. In den späteren Zeiten, namentlich im 18. Jahrhundert, hat in Nürnberg die Fabrikation von Eisen-, Stahl-, Messing-, Gold-, Silber- und leonischem Draht einen außerordentlichen Aufschwung genommen und es ist von Nürnberg aus ein großer Teil des Weltbedarfs in diesen Artikeln geliefert worden. Auch die Nürnberger Klavier- und Instrumentensaiten sind zu einem großen Rufe gelangt.

Mit der mannigfachen Verarbeitung des Eisens hat sich in Nürnberg außerdem eine große Anzahl von Gewerken befaßt; als solche mögen neben den Schlossern und Spenglern die Blechschmiede (Weißblechmacher), Ahlenschmiede, Sägeschmiede, Beilmacher, Feilenhauer, Neber- oder Bohrerschmiede, Ketten- oder Ringschmiede, Striegelmacher, Sporer, Windenmacher, Nagler, Scheermesserer genannt werden, welche großenteils auch für den Handel arbeiteten.

Ein zahlreiches, angesehenes Gewerk in Nürnberg war das der Zinn- oder Kandel-(Kannen-)gießer, von welchen alles erdenkliche Küchen- und Trinkgeschirr hergestellt wurde. Das Zinngeschirr spielte bekanntlich nicht allein im Mittelalter, sondern auch noch in der späteren Zeit, bis es vom Porzellan, Steingut, Glas verdrängt wurde, eine viel bedeutendere Rolle als heutzutage. Tausende von deutschen Küchen sind von Nürnberg aus mit schön geformtem und glänzendem Zinngeschirr versorgt worden. Im 16. Jahrhundert hatten die Zinngießer besondere Kräme auf der Fleischbrücke und am Fischmarkt.

Ein anderes zahlreiches Gewerk war das der Gürtler. Der Gürtel, von dem das Handwerk den Namen hat, ist schon bei den alten Germanen ein notwendiges Stück des Festkleids gewesen und

im ganzen Mittelalter wurde auf dessen Ausschmückung alle Kunst und aller Reichtum verwendet. Für die Kirche fertigte der Gürtler Monstranzen, Rauchgefäße, Lampen u. s. w.; für alle Welt Knöpfe, Schnallen u. s. w. Die Fingerhutmacher waren ein besonderes Gewerk. — Als am Ausgange des Mittelalters und mit dem Beginn des Zeitalters der Entdeckungen die mathematischen Studien aufblühten, eröffnete sich, wie noch in einem späteren Kapitel des weiteren erwähnt werden wird, vornehmlich in Nürnberg ein bedeutender Industriezweig in der Anfertigung mathematischer und astronomischer Instrumente. Die Zirkelschmiede und die Kompaßmacher von Nürnberg arbeiteten für die ganze Welt. Die Zirkelschmiede, welche nicht allein Zirkel und Reißzeuge machten, sondern eine Menge metallener Gegenstände von den gewöhnlichsten bis zu den feinsten Instrumenten herstellten, zählten i. J. 1612 102 Werkstätten, während die Kompaßmacher, welche im 16. Jahrhundert als besonderes Gewerk hervortreten, i. J. 1510 20 Meister zählten.

Gleich den Erzeugnissen aus Zinn hatten in der früheren Zeit bekanntlich auch die von Kupfer in den Haushaltungen eine viel mannigfachere Verwendung als heutzutage und die Nürnberger Kupferschmiede, welche zu allen Zeiten Vortreffliches leisteten, waren großenteils auch für den Handel, welcher das Nürnberger Kupfergeschirr weithin verschleißte, stark beschäftigt. Der berühmteste Meister unter den Nürnberger Kupferschmieden war Sebastian Lindenast, welcher i. J. 1462 die Figuren zu dem Uhrwerk über dem Portal der Frauenkirche verfertigte.

Das hervorragendste unter allen Metallgewerken in Nürnberg war unbedingt das der Rot- oder Gelbgießer, oder wie sie gewöhnlich hießen, das der Rotschmiede mit den davon abgezweigten Gewerken der Glockengießer, der Rotschmiedsdrechsler, der Wag- und Gewichtmacher, der Schellen- und Rollenmacher, der Beckschlager und der Hahn- und Zapfenmacher. Auch die Geschützgießer und die Feuerspritzenmacher sind aus dem Rotschmiedsgewerbe hervorgegangen. Die handfesten „Rußigen“, unter denen man im allgemeinen die Feuerarbeiter verstand und welche ein ächtes Stück alt-nürnbergischen Wesens vorstellten, setzten sich hauptsächlich aus den Rotschmieden zusammen. Aus dem 16. Jahrhundert stammt die Rotschmiedsmühle, welche, vom Wasser getrieben, mit vielen umlaufenden Wellen und Scheiben versehen war, um den Messing zu drechseln, zu schleifen und zu polieren. Um die Mitte jenes Jahrhunderts zählte sie 21 Mühlenräder. Die innere Einrichtung der Mühle wurde als Geheimnis behandelt und es war bei Zuchthausstrafe verboten,

sie einem Fremden zu zeigen. Die Mühle war Eigentum der Stadt und es mußte jeder Rotschmiedsdrechsler seinen Anteil daran mit 400 fl. auf Lebenszeit erkaufen. — Kein Gewerbe zeigt deutlicher als das der Rotschmiede, wie die Kunst aus dem Handwerk erblühte, denn der Erzguß, welcher in Nürnberg im 15. und 16. Jahrhundert zu so hoher Vollendung gelangte und seinen Ruhm lange behauptete, ist aus der Rotschmiedswerkstatt hervorgegangen und der herrliche Peter Vischer, der in seinen Söhnen sowie in Pankraz Labenwolf und Benedikt Wurzelbauer so würdige Nachfolger bekam, war von Haus aus ein ehrenfester Rotschmiedsmeister.

Eine glänzende Probe von dem berühmten „Nürnberger Witz" lieferte um d. J. 1500 Peter Hele, der Erfinder der Taschenuhren. Die Alten hatten bekanntlich bloß Sonnen-, Sand- und Wasseruhren. Sanduhren wurden von Nürnberg aus in alle Weltgegenden versendet. Die Räderuhren hat angeblich im 9. Jahrhundert ein Geistlicher in Verona erfunden, doch erst im 14. Jahrhundert verbreiteten sich die Turm- und Schlaguhren durch die Hauptstädte Europas. Ihre Anfertigung gehörte zum Fache des Schlosserhandwerks, bis sich aus demselben die Großuhrmacherei als besonderes Gewerbe absonderte. Regiomontanus soll sich in Nürnberg einer Schlaguhr bedient haben, welche Minuten und Sekunden anzeigte. Es war gewiß ein genialer Gedanke Peter Heles, den gewaltigen Apparat der Räder- und Schlaguhren in eine solch kleine Maschine zu fassen, daß sie jedermann in der Tasche mit sich führen konnte und nicht minder ein Beweis von großer Kunstfertigkeit, den Gedanken praktisch auszuführen. Und es ist wohl auch kein bloßer Zufall, daß gerade in Nürnberg diese Erfindung zu stande kam, denn in welcher anderen Stadt wäre so viel findiger Sinn und eine solche Fülle strebsamer, zusammenwirkender Arbeitskräfte vorhanden gewesen als gerade in Nürnberg? Das Gehäuse und das Zifferblatt mit den eingestochenen Stundenzahlen waren von Metall und da sie eine ovale Gestalt hatten, nannte man sie Nürnberger Eier. Dieselben waren während des 16. Jahrhunderts hoch geschätzt und stark begehrt, doch ging ihr Absatz langsam vor sich, weil ihr Preis so hoch war, daß sie bloß von reichen und vornehmen Leuten angeschafft werden konnten. Nach England kamen sie erst i. J. 1577 und wurden mit 54 Pfund Sterling bezahlt. Außer in Nürnberg wurden die Nürnberger Eier auch in Augsburg verfertigt.

Am Schlusse dieser Übersicht der Nürnberger Metallgewerke mögen noch die Gold- und Silberarbeiter angeführt werden, welche sich bereits i. J. 1285 urkundlich erwähnt finden. Sie haben in dem Nürnberger Gewerbsleben eine höchst bedeutende Rolle gespielt

und werden in einem anderen Zusammenhang in einem der folgenden Kapitel noch gewürdigt werden.

Wollen- und Leineweber waren in Nürnberg seit alter Zeit vorhanden, auch die Deckenweber werden schon beizeiten genannt. Ein anderer Zweig der Weberei wurde durch den Nürnberger Rat von auswärts eingeführt. Um nämlich auch die Barchentfabrikation in Nürnberg heimisch zu machen, ließ der Rat i. J. 1487 aus Schwaben Barchentweber kommen. Für dieselben wurden am Treibberg Häuser gebaut, auch wurden sie mit Geld unterstützt und für fünf Jahre von allen Steuern und Abgaben befreit. Der ihnen eingeräumte Platz wurde zuerst Schwabenberg, später Webersplatz genannt.

Wenn wir nun, indem wir von den Allerweltsgewerben der Müller, Bäcker, Metzger, Schneider und Schuster absehen, einen Blick auf die weiteren alt-nürnbergischen Gewerbe werfen, so treffen wir Kürschner und Färber, welche beide immer ansehnliche Handwerke darstellten, Lederer (Rotgeber) und Weißgerber, Sattler, Beutler und Nestler, Taschner und Handschuhmacher, Bürstenbinder und Dockenmacher, Borten- und Bandmacher, Huter und Filzkappenmacher, Bierbrauer und Büttner, Seiler, Hafner, Wagner, Seifensieder und Lichterzieher, „gesalzene“ und „grüne“ Fischer. Auch das Gewerbe der Pergamenter (Permenter) war in Nürnberg ziemlich stark vertreten; und als dann um die Mitte des 15. Jahrhunderts Gutenbergs Erfindung aufkam und sich in Nürnberg, wie in einem späteren Kapitel dargelegt werden wird, glänzend entwickelte, entstand eine Menge neuer Gewerbszweige, wie Formschneider, Spielkartenmacher, Briefmaler, Buchbinder u. s. w., welche alle zu schönster Blüte gelangten.

Was das Nürnberger Handwerkswesen schon von früher Zeit an auszeichnete, war die insbesondere im Metallgewerbe in großem Maße durchgeführte Arbeitsteilung. Dieselbe hat nicht zum wenigsten beigetragen, Nürnberg für Jahrhunderte zur ersten Gewerbsstadt Deutschlands zu machen; denn eine Menge von Leistungen, durch die sich Nürnberg hervorthat, war nur dadurch möglich, daß, wie hier geschah, ein Gewerk dem anderen in die Hand arbeitete.

Überblickt man nun diese Menge blühender Handwerke und diese Fülle rühriger Gewerbfleißes, so könnte man leicht zu der Meinung verführt werden, daß diese kräftige Entwicklung nur in dem Rahmen einer freien und freiwilligen Organisation, nur auf dem Grunde vollständiger Selbstverwaltung der einzelnen Gewerke habe vor sich gehen können. Es ist jedoch merkwürdigerweise gerade

das Gegenteil der Fall, denn wir sehen, daß durch alle Jahrhunderte der Reichsstadt, mit Ausnahme der durch den Handwerkeraufstand von 1348 herbeigeführten kurzen Zwischenregierung, von dem patrizischen Rat jede selbständige Regung der Handwerke mit eiserner Konsequenz niedergehalten wird und daß von „Zünften", d. h. von Handwerksgenossenschaften, welche ihre inneren Angelegenheiten selbständig ordnen und welche in irgend einer Form mehr oder weniger Anteil an dem Stadtregiment nehmen, gerade in Nürnberg keine Rede ist. Alles „zünftische Wesen" ist dem regierenden Rat ein Greuel und „was an anderen Orten die Zunftmeister, sind bei uns die fünf Rugsherren" sagt Christoph Scheurl.

Dieses bereits im zehnten Kapitel erwähnte Rugsamt war berufen, Aufsicht über das ganze Gewerbewesen zu führen und alle Gewerbestreitigkeiten zu schlichten und zu entscheiden. Ohne Wissen und Willen des Rats und des ihm unterstehenden Rugsamts konnte nicht das Unbedeutendste innerhalb der einzelnen Handwerke geschehen. Der Rat erläßt alle vom Rugsamt ausgearbeiteten Handwerksordnungen sowohl für die Meister als für die Gesellen. Die Meister werden zwar vorher darüber gehört, sie haben jedoch keine andere als eine beratende Stimme. Der Rat verfügt über die Meisterprüfungen und bestimmt, welche Handwerke geschworne Meister oder Vorgeher haben sollen. Ohne Genehmigung des Rats darf keine Zusammenkunft zu gemeinsamer Besprechung gewerblicher Angelegenheiten stattfinden und dann nur in Anwesenheit des Pfänders oder des Rugsschreibers. Selbst die Korrespondenz der Handwerke geht durch die Hand des Rats; uneröffnet werden demselben die von auswärts kommenden, für die Nürnberger Handwerke bestimmten Briefe übergeben und als richtiger Vormund korrespondiert der Rat selber nicht selten mit den auswärtigen Handwerken. Dabei wird den Nürnberger Handwerkern bei jeder Gelegenheit eingeschärft, sich eines „zünftischen Wesens", eines „zünftischen Fürnehmens" zu enthalten.

So unwürdig nun auch diese scharfe Bevormundung der Handwerke durch den Rat im ganzen erscheinen muß, so hatte sie doch in mancher Hinsicht eine wohlthätige Wirkung. Alle die Hunderte von Lappalien, welche aus den fortdauernden Grenzstreitigkeiten zwischen den einzelnen Gewerken entstanden, wurden von dem Rugsamt und dem Rat, wenigstens so lange von einer Blütezeit der Gewerbe gesprochen werden kann, in der Regel im Sinne der gewerblichen Freiheit entschieden. Die beiden Behörden nahmen eben einen höheren objektiven Standpunkt ein als die untereinander Hadernden einzelner Handwerke und konnten deshalb mit größerer Unparteilichkeit walten.

Die Handwerke in Nürnberg waren entweder geschworne Hand-

werke oder freie Handwerke. Das geschworne Handwerk hatte eine Verfassung oder Ordnung, die ihm vom Rugsamt gegeben war. Gemäß dieser Ordnung wählten die Meister aus ihrer Mitte alljährlich zwei geschworne Meister oder Vorgeher. Dieselben bedurften jedoch nicht nur der Bestätigung des Rats, sondern sie mußten demselben auch mit Eid Treue und Gehorsam geloben und sich verpflichten, die Aufrechthaltung der Ordnung zu überwachen und alle Übertretungen, welche scharf geahndet wurden, beim jüngeren Bürgermeister oder beim Rugsamt zur Anzeige zu bringen. Was außer diesem Beaufsichtigungsrecht den geschwornen Meistern als den Vertretern des geschwornen Handwerks an Befugnissen zustand, war nicht viel. Neben der Vornahme der Meisterprüfungen hatten sie die Zulassung zum Handwerk und zum Meisterrecht zu bestimmen, sowie die Schau bei denjenigen Handwerken auszuüben, bei welchen eine solche eingeführt war. Die Zahl der erlaubten Gesellen, sowie der Lehrlinge — bei letzteren in der Regel bloß einer — sowie der Lehrzeit — je nach dem Handwerk 3—6 Jahre — war bei den geschwornen Handwerken genau vorgeschrieben.

Eine besondere Spielart der geschwornen Handwerke waren die gesperrten Handwerke. Dieselben durften bloß von Nürnberger Bürgerskindern ausgeübt werden und es mußte sich in ihnen der Lehrjunge ausdrücklich verpflichten, sein Handwerk nirgends anders als in seiner Vaterstadt auszuüben. Wenn, wie es öfters vorkam, sich nicht genug Lehrjungen meldeten, so war die Einstellung fremder Lehrknechte gestattet, doch war es Vorschrift, zuerst solche zu nehmen, welche dem nürnbergischen Gebiet angehörten. Zu den gesperrten Handwerken gehörten u. a. die Beckenschlager, Brillenmacher, Fingerhuter, Kompaßmacher, Schellenmacher u. a.

Das geschworene Handwerk war das eigentliche echte oder Vollhandwerk. Viel geringer geschätzt und gleichsam nur als eine Vorstufe des geschwornen Handwerks galt das freie Handwerk oder wie es gewöhnlich hieß: die „freie Kunst." Bei ihr gab es keine rugsamtlich beglaubigte Ordnung, keine geschwornen Meister, kein Meisterstück, keinen „Befähigungsnachweis"; fast möchte man die „freie Kunst" ein Stück moderner Gewerbefreiheit nennen. Und doch ging das Trachten jeder „freien Kunst" nach nichts anderem so sehr, als zum geschwornen Handwerk „erhoben" zu werden. Dies geschah wohl weniger deshalb, um handwerklich für voll angesehen zu werden, als um der Vorteile teilhaftig zu werden, welche das geschworne Handwerk hinsichtlich der Abwehr einer schädlichen Konkurrenz bot. Da dem Zugang zu einer „freien Kunst" keine Schranken gesetzt waren, so hatte die Pfuscherei in derselben freien Spielraum, derjenige nun,

der auf das Ansehen seiner „Kunst“ etwas hielt und der Übersetzung derselben mit unlauteren Elementen vorbeugen wollte, mußte nach der Erhebung seiner Kunst zum geschwornen Handwerk streben. Übrigens ließ sich das Rugsamt in der Regel sehr lange Zeit, bis es entweder die Einverleibung einer „freien Kunst“ in ein geschwornes Handwerk genehmigte oder bis es dieselbe zu einem geschwornen Handwerk mit einer eigenen Ordnung machte; von mancher „freien Kunst“ wurde die erstrebte Erhöhung zum geschwornen Handwerk niemals erlangt.

Aus allen Einrichtungen des alt-nürnbergischen Handwerkswesens unter der Vormundschaft des Rats leuchtet hauptsächlich das Bestreben hervor, einerseits das Handwerk vor schädlicher Konkurrenz innerhalb desselben sowie nach außen zu schützen, andrerseits Bürgschaften für die Herstellung guter, tüchtiger Erzeugnisse und für die Erhaltung des guten Rufs der Nürnberger Arbeit zu schaffen. Zu ersterem Zwecke diente die beschränkte Zulassung zum Meisterrecht und die Festsetzung der Anzahl der Gesellen und Lehrlinge. — Das Meisterrecht wurde nach den erfüllten Vorbedingungen vom Rugsamt erteilt. Zu diesen Vorbedingungen gehörte auch, daß der Meisterrechtsbewerber den Bund der Ehe geschlossen und somit sein eigenes Hauswesen begründet habe. — Zum anderen Zweck war in verschiedenen Handwerken die „Schau“ bestimmt, welche sich sowohl auf die Beschaffenheit des verwendeten Materials als auf die Ausführung der Arbeit bezog.

Trotz all der Schranken, welche es zum Teil selbst aufgerichtet, hat das Nürnberger Handwerk lange Zeit sich im blühendsten Zustande erhalten. Es wurde von ihm aber der schwere Fehler begangen, daß es gerade in diesen Schranken und gegenseitigen Grenzsperren das Heil und die Vorbedingung alles Gedeihens erblickte. Als infolge verschiedener Umstände, von denen später die Rede sein wird, der Rückgang und der Verfall der meisten Gewerbe eintrat, artete diese Absperrung zur engbrüstigsten Selbstsucht aus, deren verderbliche Wirkung noch dadurch verstärkt wurde, daß auch der Rat und das Rugsamt allmählich den freieren Standpunkt aufgab und dieselben Pfade einschlug, welche zur vollständigen Verknöcherung des Nürnberger Handwerkswesens führte.

Siebzehntes Kapitel.

Die Placker.

Es ist dem von Feinden umgebenen Bürgertum der deutschen Reichsstädte hart und sauer geworden, seine ehrenvolle Stellung zu erringen und zu behaupten. Hier streckte ein Landesfürst die begehrliche Hand aus, um eine ihm passend gelegene Stadt seinem Gebiet anzugliedern, dort lauerte auf seinen Raubnestern, in Busch und Wald, an Weg und Steg der meist zu Rotten vereinigte Adel, um dem, friedlichem Erwerb nachgehenden Bürger, Hab und Gut abzujagen. Wie stark das Plackerunwesen, namentlich von der Mitte des 14. bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaus im Schwunge war, zeigen schon die vielen Necknamen und Sprüchwörter, welche über die edlen Herren und ihr Treiben im Umlauf waren. Man nannte sie Heckenreiter, Staudenhechte, Taschenklopfer, Schnapphähne, Wegelagerer, Placker, Ritter vom Stegreif, Strauchritter, Buschklepper, böhmische Böcke u. s. w.

„Reiten und Rauben ist keine Schande, das thun die Besten in dem Lande". „Laß dich nicht langen, sie thun keinen hangen, den sie nicht fangen". „Beim teilen mußt du eilen". „In der Not ist ein schnell Pferd besser als ein guter Freund und gute Freunde in der Heide bringen draußen manchen zu Leide". „Viel Hunde sind des Hasen Tod, aber wenn du nachts ausreitest, so hüte dich vorm Morgenrot." „Dem Landfrieden ist nicht zu trauen." U. s. w.

Charakteristisch sind folgende Zeilen in Uhlands Sammlung deutscher Volkslieder:

Wiltu dich erwehren
du junger edelmann,
folg du meiner lere,
sitz uf, drab zum ban!
halt dich zu dem grünen walt
wan der bur ins holz fert,
so renn in freislich an!
derwüsch in bi dem kragen,
erfrew das herze din,
nim im, was er habe,
span uß die pferdlin sin!
bis (sei) frisch und unverzagt,
wan er nu men pfennig hat,
so riß im d' gurgel ab!

Der ideale Hauch und der edle Geist des Rittertums, wie er in dem früheren Mittelalter hervortritt, war bei dem größten Teil des deutschen Adels allmählich verschwunden. Zum Unglück für Deutschland hatte sich seit Anfang des 13. Jahrhunderts unter Zuthun der Kaiser, namentlich der Hohenstaufen, ein scharfer Unterschied zwischen Edlen und Freien und bei den ersteren ein überspanntes Standesbewußtsein ausgebildet. Arbeit galt den Edlen für Schande, darum hinterließ er sie den bäuerlichen Hintersassen, die unter dem Druck der Lasten, die ihm immer schwerer aufgebürdet wurden, fast erlagen. Zugleich hatte sich mit dem fortschreitenden Übergang von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft, mit dem mächtigen Aufschwung von Handel und Gewerbe und damit des Reichtums in den Städten, eine der größten volkswirtschaftlichen Umwälzungen vollzogen. Durch die von dem zur Kaste entarteten Adel verachtete Arbeit waren die Städte reich und mächtig geworden. Stolz auf die adelige Geburt, Ingrimm über den eigenen ökonomischen Verfall, und Neid und Haß gegen das emporstrebende Bürgertum waren die Leidenschaften, von denen der Adel erfüllt war. Um diesen Haß zu befriedigen und zugleich durch die gemachte Beute den eigenen dürftigen Hausstand zu verbessern, bot sich in dem durch kein Landfriedensgebot der Kaiser ernstlich angegriffenen Fehderecht eine äußerst bequeme Handhabe. Man brauchte bloß drei Tage vor Beginn der Feindseligkeiten die Fehde anzusagen, dann galt dieselbe nach altem Herkommen für ehrlich und anständig. Anlaß zu einer Fehde aber war leicht gefunden. Hatte irgend jemand, war es ein Bauer oder ein Bürger oder selbst ein Ausländer, eine Beschwerde gegen eine Stadt, so brauchte er sich bloß an einen der zahlreichen beutelustigen Junker zu wenden, um sofort einen Rächer zu finden. Fehdegenossen waren immer zur Hand und so wurde unter dem Vorwand, einen angeblich Gekränkten in Schutz zu nehmen, ein Privatkrieg um den anderen begonnen, bei dem das Hauptziel immer das Beutemachen, d. h. der Raub war. Aus dem geraubten Tuch schneiderte dann die edle Burgfrau Gewänder für den junkerlichen Nachwuchs und auch für die sonstigen erbeuteten Artikel fand sich in den sogenannten Schlössern, die meistens nichts als höchst einfache befestigte Steinhäuser waren, immer passende Verwendung. Um Baargeld zu bekommen, wurde eine Methode angewendet, welche heutzutage noch in Sizilien, in den Balkanländern und in Kleinasien praktiziert wird: man behielt nach vollzogener Ausplünderung die Reisenden in Gefangenschaft, schleppte sie nächtlicherweile und auf Schleichwegen von Burg zu Burg und ließ sie nicht eher frei, als bis das verlangte Lösegeld für sie aufgebracht war.

Die Fehde währte gewöhnlich so lange, bis sich ein Vermittler fand, der die Sache nach langem Hin- und Herverhandeln zum Ausgleich brachte. Meistenteils übernahmen die Vermittlerrolle Verwandte der Befehder oder größere Herren, wie denn z. B. der Stadt Nürnberg gegenüber häufig die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, deren Domkapitel ja ausschließlich von fränkischem Adel besetzt waren, sowie die Markgrafen von Ansbach und Bayreuth die Vermittler machten. Diese Vermittler machten es sich in der Regel zur Hauptaufgabe, daß ihren Schützlingen nicht zu wehe geschehe und der Rat von Nürnberg mochte es oft für ratsam halten, es mit den gnädigen Herren Vermittlern nicht zu verderben, weshalb beim Ausgleich mancher Befehder trotz aller Frevel überaus glimpflich davonkam. Man kannte im Rat zu Nürnberg nur gar zu gut die Gesinnungen, welche nicht bloß von den kleinen, sondern auch von den großen Herren gegen die Städte gehegt wurden. „Es geht wohl hin" belehrte der Ansbacher Markgraf Friedrich IV. seine Junker, „dem Kaufmann die Taschen zu schütteln, aber allein am Leben sollt ihr ihnen nichts thun." Und so wie dieser markgräfliche Nachbar von Nürnberg dachten auch die anderen. Fehlte es aber an solch hoher Fürsprache, so machte der Nürnberger Rat, wenn einer dieser adeligen Placker in seine Hände fiel, gewöhnlich kurzen Prozeß: Der Tod durch Rad, Galgen oder Richtschwert war dann meistens das grausige Ende dieser „Edelsten der Nation."

Wohl keine andere Stadt im deutschen Reich hatte von dem Unfug des Fehdewesens und der Wegelagerei so viel zu leiden als Nürnberg, in dessen Nähe eine Menge der verrufensten Raubnester lag und dessen auf allen Handelsstraßen sich bewegenden Warenzüge für die Beutelust der Ritter vom Stegreif eine verlockende Anziehungskraft ausübten. Johann Müllner hat sich in seinen Nürnberger Annalen eingehend mit dieser Plage seiner Vaterstadt beschäftigt und Roth hat in seiner Nürnberger Handelsgeschichte nach der ausführlichen Darstellung des Nürnberger Stadtschreibers von der Mitte des 14. bis Ende des 16. Jahrhunderts an anderthalbhundert der kleinen und großen Fehden, welche Nürnberg zu bestehen hatte, aufgezeichnet. Außerdem sind in der neueren Zeit verschiedene Monographien solcher nürnbergischer Plackerfälle veröffentlicht worden. Wir müssen uns darauf beschränken, nur einige wenige hervorstechende dieser Händel hier darzustellen; schon diese wenigen Beispiele aber werden hinreichen, eine Vorstellung von dem Treiben der Placker zu geben und den ärgerlichen Umfang des Unwesens ermessen zu lassen.

Den Reigen der Nürnberger „Feinde" eröffnet billig sowohl nach der Zeitfolge als nach seiner Berühmtheit Herr Eppelein von Gailingen, der in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts seine Thätigkeit entfaltete. Sein Name lebt in der Sage fort; in einem Volkslied, beginnend mit den Zeilen:

Es war ein frisch freier Reitersmann
Der Epplein von Gailingen ist ers genannt,
Er reit zu Nürnberg aus und ein,
Ist der von Nürnberg abgesagter Feind

sind seine Thaten besungen; ein hessischer Magister des 16. Jahrhunderts hat in einem lateinischen Heldengedicht eins seiner Reiterkunststücke verherrlicht und Franz Trautmann in München hat noch in neuerer Zeit in seiner Manier mit den dem Ritter nachgesagten Stücklein ein ganzes Buch angefüllt.

Herr Eppelein, von Apel (Appolonius), auch Aeplein oder Ekkelein genannt, besaß außer seinem Stammschloß Gailingen bei Rothenburg o. T. noch einige andere Burgen wie Tramaysel (Dramaus) im Bambergischen und Wald bei Gunzenhausen, und nährte sich, wie so viele seiner Standesgenossen, aus dem Stegreif. Er unterhielt eine ziemliche Anzahl Knechte, unternahm mit diesen, sowie mit seinen Helfershelfern vom fränkischen Adel, deren das Nürnberger Achtbuch achtzehn aufzählt (worunter von jetzt noch bekannten Namen ein Adam von Crailsheim), Raubzüge in das Gebiet der fränkischen Reichsstädte Nürnberg, Rothenburg, Windsheim und Weissenburg und schleppte deren Bürger in Gefangenschaft. Seine ganz besondere Feindschaft aber widmete er den Nürnbergern, weil diese bereits mehrere seiner guten Freunde aufgegriffen und hingerichtet hatten; vermutlich aber auch deshalb, weil bei den Bürgern Nürnbergs und in dessen Gebiet mehr zu holen war als anderswo.

Eppela Gaila von Dramaus
Reit allzeit zu vierzeht aus

und:

Da reit der Nürnberger Feind aus
Eppela Gaila von Dramaus

sind Reime, die lange nicht vergessen wurden.

Vor dem Schlusse seiner Laufbahn trieb Eppelein sein Unwesen ärger als vorher. So warf i. J. 1381 der damals bereits Siebenzigjährige mit seinen Helfern bei Dachau 32 nürnbergische Güterwägen nieder. Dieser letzte Frevel wird wohl die Wachsamkeit der Nürnberger noch mehr geschärft haben, denn bald darauf fiel er nebst zwei Junkern von Bernheim, deren einer sein Schwiegersohn war, und vier Knechten einer Nürnberger Streifwache in die Hände. Die Gefangenen wurden zuerst auf das Schloß Burgthann und von da nach Neumarkt gebracht, wo ihnen auf Anklage der Städte Nürnberg,

Rothenburg, Windsheim und Weissenburg der Prozeß gemacht wurde. Eppelein von Gailingen und seine zwei adeligen Genossen wurden mit dem Rad, die vier Knechte mit dem Schwert hingerichtet.

Die Raubthaten Eppeleins, so umfangreich sie waren, hätten seinen Namen schwerlich auf die Nachwelt gebracht, denn in diesem Fach hatte er genug seinesgleichen. Was die Bewunderung seiner Zeitgenossen erregte und ihn zum Helden der Sage machte, waren seine tollkühnen Reiterkunststücke und der Spott, mit dem er die gefoppten Verfolger bezahlte. So soll er u. a. einmal die steilen Höhen bei Muggendorf hinangeritten und über die Wiesent gesprengt sein, ohne das Wasser zu berühren und ein anderes Mal soll er zwischen Karlstadt und Würzburg von einem hohen Felsen herab einen Satz in den Main gemacht haben. Die Stelle, wo letzteres geschah, wurde durch ein Steinkreuz bezeichnet und blieb Jahrhunderte lang für die Vorüberziehenden ein Gegenstand der Verwunderung. Sein größtes Kunststück aber war der fabelhafte Luftsprung über den Nürnberger Burggraben. Es ist zwar von der ganzen Geschichte kein Wort wahr, nichtsdestoweniger sind aber doch heute noch an der Brustwehr des Burggrabens beim fünfeckigen Turm hufeisenförmige Vertiefungen als Wahrzeichen dieser merkwürdigen Begebenheit sichtbar.

Gleich im Jahre nach Eppeleins von Gailingen traurigem Ende hatte Nürnberg wieder eine Fehde mit einem Teil des fränkischen Adels zu bestehen. Zwischen **Fritz von Streitberg** und dem ihm verwandten Nürnberger Bürger Georg Haller bestand eine Irrung, deren gütliche Beilegung der erstere hartnäckig verweigerte. Um dem Vetter Haller seinen Willen aufzuzwingen, sagte der Streitberger demselben ab, brannte mit einigen Dutzenden von ihm aufgebotener adeliger Genossen den dem Haller zugehörigen Marktflecken Gräfenberg ab und schleppte außer dem in Gräfenberg und drei Hallerischen Dörfern geraubten Vieh, Pferden und Fahrnis auch 14 gefangene Hallerische Hintersassen auf sein Schloß Gailenreuth. Sobald der Nürnberger Rat von dem Ueberfall des Junkers Kunde hatte, schickte er eilends Mannschaft zu Roß und zu Fuß, der es auch glückte, die mit Plündern beschäftigten feindlichen Haufen zu zersprengen und 23 Feinde, darunter 10 vom Adel zu Gefangenen zu machen. Auch Gailenreuth wurde nach kurzer Gegenwehr bezwungen und den Gefangenen des Junkers Befreiung gebracht. Mit 52 erbeuteten Pferden, mancher anderen Beute an Waffen u. s. w. und den Gefangenen kehrten die Sieger nach Nürnberg zurück, allwo der Rat nach kurzem Prozeß von den 23 Gefangenen drei Adelige: Otto Gernsing, Hermann v. Bremberg und Fritz v. Abersfeld sowie 10 reisige Knechte enthaupten ließ. Die übrigen wurden auf Fürbitte

des mit vielen fränkischen Adeligen nach Nürnberg geeilten Bischofs von Bamberg begnadigt, mußten aber Urfehde schwören und sich verbindlich machen, den Fritz Streitberg dahin zu bringen, daß er in seiner Sache mit Haller sich dem Spruche des Nürnberger Stadtgerichts unterwerfe.

Wenige Jahre nach diesen Vorfällen kam es in dem großen Städtekrieg von 1388 zum allgemeinen blutigen Zusammenstoß zwischen Adel und Bürgertum. Der Egerer Landfrieden zwang, wie (S. 183) erzählt worden ist, den Städten die Auflösung ihres Bundes auf; die Erwartung aber, daß jetzt auch das adelige Fehdewesen sich mindern werde, erfüllte sich nicht, denn ärger als je wütete das Wegelagerertum der Edlen. Der Unfug rüttelte sogar den König Wenzel auf, als er i. J. 1397 in Nürnberg weilte und trieb ihn zu dem Entschluß, ein warnendes Beispiel aufzurichten.

Der Stadt Nürnberg hatte eine Menge Junker: die Edlen von Berg, Absberg, Wiesenthau, Egloffstein, Wildenstein, Bergen u. s. w. abgesagt. Da vereinigte König Wenzel verschiedene Herren, den Bischof von Bamberg, den Pfalzgraf Ruprecht von Bayern, die Landgrafen von Leuchtenberg und Thüringen, den Grafen von Henneberg, sowie die Städte Nürnberg, Rothenburg, Windsheim, Weissenburg unter der Führung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg zu einem Zug ins Grabfeld und in den Baunachgrund, wo eine ziemliche Anzahl Raubnester gebrochen wurde. König Wenzel selbst hat sein kriegerisches Gefolge an dem Zuge teilnehmen lassen. Darauf wurde von der Stadt Nürnberg gemeinsam mit Rothenburg, Windsheim, Weissenburg ein Zug gegen das zwischen dem Hohenstein und Betzenstein gelegene, berüchtigte Raubnest Spieß unternommen, welches nach 8tägiger Berennung erobert und zerstört war. Die 24 Mann starke Besatzung entkam im Dunkel der Nacht, von den zwei Gefangenen wurde Hans v. Aufseß auf Fürbitte, nach beschworener Urfehde, freigelassen; Georg von Wichsenstein dagegen um einen Kopf kürzer gemacht. Auch das den Wiesenthau gehörige Leupoltstein wurde genommen und zerbrochen; ebenso mußte Eberhard von Egloffstein sein Schloß Egloffstein übergeben. Die darin ergriffenen Knechte ließ König Wenzel köpfen und die Veste zerbrechen. Zugleich verbot der König den Wiederaufbau der Burgen und erteilte dem Rat von Nürnberg das Recht, jedem darauf gerichteten Versuch mit allen Mitteln entgegenzutreten.

Dieses von König Wenzel dem Rat von Nürnberg erteilte Recht wurde durch dessen Nachfolger König Ruprecht in vollem Maße bestätigt, aber es waren noch gar zu viele jener Raubnester vor-

handen, deren Inhaber nicht müde wurden, die Straßen unsicher zu machen. Schon im Jahre nach dem Zuge gegen Spieß fand es der Rat von Nürnberg für notwendig, den Brüdern Hans und Heinrich von Absberg, welchen das Schloß Reicheneck, südöstlich von Hersbruck, gehörte, abzusagen und dieses Raubnest, dessen Trümmer heute noch in das liebliche Förrenbacher Thal herabschauen, zu zerstören. Die gegenwärtigen Trümmer stammen jedoch aus einer zweiten, friedlicheren Zerstörung. Das Schloß wurde nämlich trotz des erwähnten Verbots wieder aufgebaut und erscheint schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wieder als eine feste Burg. Als 1504 die Umgegend des Schlosses nürnbergisch geworden, kaufte der Rat von Nürnberg dasselbe i. J. 1511, ließ es durch hohe Mauern und tiefe Gräben weiter befestigen und machte es zum Sitz eines Pflegamts. 1807 wurde das Gebäu von der Krone Bayern auf Abbruch verkauft und mitten unter den Schutthalden haben sich verschiedene Landbewohner Wohnstätten aufgerichtet.

Wenn unter König Ruprechts Regierung die Plackerei nicht abnahm, so war dies auch unter König Sigmund nicht der Fall; ja selbst während der Hussitenkriege, in welchen doch die gesamten Kräfte der Nation aufgeboten wurden, um dem furchtbaren Feinde zu begegnen, hatte die Landplage ununterbrochenen Fortgang. Absagen, Wegnahme von Kaufmannsgütern, Fortschleppung von Gefangenen, einzelne Mordthaten, Aufgreifen adeliger und zuweilen auch bürgerlicher Placker, Hinrichtungen, Aussöhnungen und Vergleiche sind das ständige, Jahr für Jahr sich wiederholende Schauspiel. Und so blieb es auch unter Kaiser Friedrich III. langem, elenden Reichsregiment. Geschahen ja einmal ernstliche gemeinsame Schritte seitens der Städte, um dem Unwesen Einhalt zu thun, wie i. J. 1441, wo die Städte Schwabens in Konstanz zu gemeinsamer Beratung geeigneter Mittel zusammentraten und dann auch einen gemeinschaftlichen Zug gegen eine Anzahl von Raubschlössern unternahmen, so legten sich alsbald die Fürsten ins Mittel, damit ja nicht den Herren Rittern zu wehe geschehe und damit die „Städte nicht zu stark um sich griffen.“

Besonders arge Beschwerden machte der Stadt Nürnberg ein Placker, des Namens Hans Schüttensam; fast ein volles Jahrzehnt (von 1465—74) hielt er die Sicherheitsorgane der Stadt in Atem. Sein Vater war in Bayreuth verbürgert, wahrscheinlich als Ausbürger und befand sich unter denen, welche im Markgrafenkrieg 1449 der Stadt Nürnberg abgesagt haben. Hans Schüttensam behauptete, gegen verschiedene Nürnberger Bürger Schuldforderungen

zu haben, mochte sich aber mit der Verweisung des Rats auf den Rechtsweg nicht begnügen und sagte der Stadt Fehde an. Seine Bemühungen, unter dem fränkischen Adel Anhang und Helfer zu finden, waren von bestem Erfolg, denn eine ganze Reihe von Edlen sandte der Stadt Absage und andere, die nicht absagten, gaben ihm „Unterschleif" in ihren Schlössern. Selbst der Markgraf von Bayreuth scheint ihm Vorschub geleistet zu haben, wenn er ihm auch nicht den Aufenthalt in seinen eigenen Schlössern gestattete. Hans Schüttensam kaufte sich das Schloß Poppenrod, hielt sich viel in markgräflichen, würzburgischen und hennebergischen Landen auf, immer beschäftigt, der Stadt Nürnberg Feinde zu erwecken und trieb das Raub- und Mordbrenner-Handwerk in großem Stil. Er schatzte Nürnberger Bürger, die in seine Hände fielen, um große Summen, zündete an vielen Orten Häuser und Städel an, die Nürnberger Bürgern gehörten, verschonte aber auch die Bauern mit Raub, Brand und Mißhandlungen nicht. Der Rat von Nürnberg setzte endlich den hohen Preis von 800 fl. demjenigen aus, der den Frevler lebendig brächte und 400 fl. demjenigen, der ihn tötete. Es stellte sich auch bald ein Preisbewerber des Namens Nürnberger dem Rate vor und gab an, er habe den Schüttensam mit der Armbrust erschossen, hätte aber kein Wahrzeichen mitnehmen können, weil ihn Schüttensams Knechte verscheucht hätten. Die Aussage klang so glaubhaft, daß der Rat keinen Anstand nahm, ihm die ausgesetzte Summe auszahlen zu lassen. Es kam aber bald darauf zu Tage, daß Schüttensam sich noch seines leibhaften Daseins erfreute und der Betrüger wurde später ergriffen und verbrannt. Doch auch dem Schüttensam selbst schlug endlich sein Stündlein. Verraten von einem seiner Knechte fiel er auf der Heroldsberger Straße einer Nürnberger Streife in die Hände und wurde, nachdem er unter großem Zulauf des Volks nach Nürnberg eingeliefert war, lebendig verbrannt, während zwei mitgefangene Knechte mit dem Schwert hingerichtet wurden. Gleich wie Eppelein von Gailingen lebte Hans Schüttensam lange im Munde des Volks. Sein schlimmer Ausgang wurde in einem uns aufbewahrten Liede von Hans Kugler besungen; der Historienmaler Konrad Wiegand hat die Szene, wie er gefangen nach Nürnberg eingeliefert wird, zum Gegenstand eines großen Gemäldes gemacht.

Bis in die 70er Jahre des 15. Jahrhunderts verging fast kein Jahr, in welchem in Nürnberg nicht mehrere Hinrichtungen von ergriffenen Plackern stattgefunden haben. Die fortwuchernde Plage

der Plackerei zeigt nur zu deutlich, wie fruchtlos alle Landfriedensgesetze waren, was bei dem Mangel an zweckentsprechenden Vollzugsorganen auch gar nicht Wunder nehmen kann. Da entstand — eine Schöpfung des Notstands — auf Anregung und Betreiben des geschäftsgewandten, bei Kaiser Friedrich III. großangesehenen und vielvermögenden Grafen Hugo von Werdenberg i. J. 1488 der schwäbische Bund. Als Hauptzweck dieser Vereinigung, welcher alsbald außer dem Herzog Sigmund von Tyrol und dem Grafen Eberhard von Württemberg die Prälaten und die Ritterschaft von Schwaben sowie 22 Reichsstädte beitraten, galt die gemeinsame Abwehr etwaiger Angriffe und die Schlichtung innerer Streitigkeiten durch Austragsgerichte. Es war wieder ein Sonderbund im Reich, der aber die Billigung des Kaisers Friedrich III. und seines Sohnes Max fand, weil Beide in dem Bunde eine Stütze der Habsburgischen Hauspolitik zu bekommen hofften. Die kleineren Reichsstände erblickten in dem Bund eine Schutzwehr gegen die überwuchernde Fürstenmacht, denn gerade zur Zeit der Bundesgründung hatten die Wittelsbacher durch verschiedene Uebergriffe, durch Ausdehnung ihrer Gerichtshoheit, durch Bedrohung und Bedrängung von Reichsstädten u. s. w. nach verschiedenen Seiten die größten Besorgnisse erregt und die Städte hofften, daß durch den Bund eine kräftigere Wahrung des Landfriedens ermöglicht werde.

Auf dem Reichstage zu Worms 1495 kam es dann unter Kaiser Maximilian I. endlich zu dem Anfang einer neuen Reichsordnung. Als Grundlage derselben wurde der ewige Landfriede verkündet und das Reichskammergericht eingesetzt. Diese Einigung aller Reichsstände zu einem ewigen Landfrieden, der grundsätzlich jeden Privatkrieg, jede eigenmächtige Waffenthat ausnahmslos als ungesetzlich und strafbar verbot und jede Fehde für unrechtmäßig erklärte, war unleugbar ein ebenso großer Fortschritt als die Schaffung des Reichskammergerichts als höchsten Gerichtshofs in Sachen des Landfriedensbruchs. Daß es aber trotz schwäbischem Bund, trotz ewigem Landfrieden und trotz dem Reichskammergericht nicht zu Ende sei mit Plackerei und Fehden, dies zu erfahren hatte Nürnberg in den auf diese neuen Einrichtungen folgenden Jahrzehnten Gelegenheit genug. Ja gerade die Zeit „des letzten Ritters", des Kaisers Max I. zeigt uns ein neues Aufflackern jenes Geistes adeliger Ungebundenheit und rohester Rauf- und Raublust, von dem die Annalen Nürnbergs so viel zu berichten haben, und es wäre eine Versündigung gegen die Wahrheit, wenn man dem Kaiser nachsagen wollte, daß er ernstliche Anstrengungen gemacht habe, dem Unwesen zu steuern. Die verwickelten Aufgaben seiner Hauspolitik

lagen ihm viel näher als sein kaiserlicher Beruf, Ordnung im Reich herzustellen.

Gerade um die Zeit der Aufrichtung des ewigen Landfriedens wurde Nürnberg von den adeligen Wegelagerern aufs ärgste behelligt. Das Hauptquartier derselben war das Schloß Rothenberg, welches i. J. 1478 vom Pfalzgraf Otto an eine Genossenschaft von 44 Adeligen (Ganerben) käuflich überlassen ward. Den Befehl auf der Veste unter dem Titel Burggraf führte der gänzlich verwilderte Kunz Schott, der außerdem auch zu dem Markgrafen Friedrich in dienstlichem Verhältnisse stand. Am 2. März 1490 war Friedrich von Giech als Placker und Landfriedensbrecher zu Nürnberg mit dem Schwerte hingerichtet worden. Um an denen von Nürnberg Rache zu nehmen, verband sich Christoph von Giech mit Kunz Schott und es begann, nachdem Letzterer der Stadt Nürnberg unter der Beschuldigung, dieselbe hätte das Schloß Rothenberg durch Verrätherei an sich bringen wollen, abgesagt hatte, ein förmlicher Kleinkrieg gegen die Stadt, welcher alle Straßen unsicher machte. Die Landleute wurden gewaltsam verhindert, Lebensmittel in die Stadt zu führen; ein städtischer Söldner wurde auf dem Wege nach Gräfenberg, wo derselbe seine Braut besuchen wollte, überfallen und tödlich verwundet liegen gelassen; im Wald vor Erlenstegen wurde dem Nürnberger Ratsfreund Heinrich Derrer, der samt seinem Knechte gefangen wurde, von Kunz Schott auf einem Baumstamm die rechte Hand abgehauen und ihm ins Wams gesteckt, um sie den Herren von Nürnberg als Zeichen zu bringen, wie Kunz Schott mit seinen Feinden umgehe. Daraufhin wurde am 15. April 1499 Kunz Schott vom Kaiser Maximilian in die Acht erklärt, wodurch wenigstens so viel erreicht wurde, daß ein Teil von Schotts Genossen sich vor ihm zurückzog und Aussöhnung mit der Stadt suchte. Schott selbst trieb sein Unwesen fort, sodaß der Rat einen Preis von 2000 fl. dem aussetzte, der den Unhold lebendig einbrächte und 1000 fl. dem, der ihn tötete. Die Fehde mit Schott und Genossen wurde erst nach langen Verhandlungen durch die Bischöfe von Bamberg und Würzburg beigelegt, nachdem Nürnberg mit der Anrufung des schwäbischen Bundes und durch eigene Rüstungen den festen Entschluß bekundet hatte, dem heillosen Zustande ein Ende zu machen.

Sechs Jahre lang, von 1507—1513 hatte Nürnberg mit der sogenannten Geislinger Fehde zu schaffen, welche dann nachmals für Götz von Berlichingen den Anlaß bieten mußte, mit der

Reichsstadt auf eigene Rechnung anzubinden. Nürnberger Reisige, welche um 1507 einen Trieb Schlachtvieh von Neumarkt nach Nürnberg zu geleiten hatten, stießen bei Allersberg auf etliche Reiter, welche vor ihnen verdächtigerweise Reißaus nahmen. Einer der Fliehenden, es war Georg von Geislingen, wurde durch einen Armbrustschuß getötet. Der im Dienste des Markgrafen von Ansbach stehende Bruder des Erschossenen, Hans von Geislingen, forderte von der Stadt Nürnberg Genugthuung für seinen getöteten Bruder und als ihm diese verweigert ward, schickte er dem Rat von Nürnberg einen Absagebrief. Helfer hatte er für den von ihm begonnenen Handel natürlich sofort bei der Hand, unter ihnen den damals schon berüchtigten Thomas von Absberg. Nun ward das ganze Gebiet von Nürnberg in die äußerste Unsicherheit versetzt, Nürnberger wurden niedergeworfen und geschatzt und der Unfug war so arg, daß sich der Rat von Nürnberg beschwerend an den Kaiser wandte, der denn auch 1510 Hans von Geislingen in die Acht erklärte. Trotz kaiserlicher Achtserklärung dauerten aber die Befehdungen fort, bis i. J. 1513 Christoph von Absberg, der Bruder des Thomas, und Fritz von Lidwach, ein Verwandter des Götz von Berlichingen, in nürnbergische Gefangenschaft gerieten. Nun kam die ganze Sippschaft des Absbergers in Bewegung, um dessen Erledigung auszuwirken; selbst der Markgraf von Ansbach schickte den Abt von Kloster Heilsbronn an den Rat von Nürnberg, um für die Gefangenen zu bitten. Als die Bitten nichts fruchteten, ging der markgräfliche Sendling zu Drohungen über, aber auch diese verfingen nicht und der Rat von Nürnberg ließ sich bloß herbei, in der Sache vor dem schwäbischen Bund Recht zu stehen, was denn auch geschah. Die Fehde wurde dergestalt beigelegt, daß Hans von Geislingen und seine Helfer der Stadt Nürnberg für den an ihren Bürgern verübten Schaden 2000 fl. zahlen sollten und daß der Rat von Nürnberg hinsichtlich des getöteten Georg von Geislingen vor dem Bischof von Würzburg zu Recht stehen solle. Die Verhafteten wurden freigegeben, der Rat von Nürnberg aber von den Räten des Bischofs von Würzburg von jeder Schuld freigesprochen.

Die Verhandlungen in dieser Sache waren noch nicht geschlossen, als Götz von Berlichingen sich bemüßigt sah, dem Rat von Nürnberg Fehde anzusagen.

Die derbe Gestalt des Ritters mit der eisernen Hand ist durch Goethes geniales, ungelenkes Jugendwerk für alle Zeiten mit einem verklärenden Schimmer umwoben worden und Götz selbst hat uns in seiner Selbstbiographie über seine Thaten einen zwar nichts weniger als wahrheitsgetreuen Bericht, wohl aber ein anschauliches Bild seiner

verworrenen Zeit und eine verblüffend naive Darstellung von seinen und seiner Standesgenossen verschrobenen Anschauungen hinterlassen. Jener poetische Schimmer jedoch zerfließt in nichts und die häufigen Berufungen in der Selbstbiographie auf den lieben Gott, der ihm immer mit seiner Gnade und Hilfe beigestanden, erscheinen als die dickste Heuchelei, wenn man die Thaten des „frommen Reitersmanns“ nimmt, wie sie sind. Allen Verherrlichungen des Ritters setzt der neueste Herausgeber von dessen Selbstbiographie die Krone auf, indem er ihn „zum ewigen Vorbild eines echten Deutschen“ stempelt. Wir täuschen uns wohl nicht, wenn wir annehmen, daß jene unromantischen Menschen die Mehrheit sind, welche im Gegensatz zu jener merkwürdigen Glorifikation den Herrn Ritter hinsichtlich seines sittlichen Wertes um keinen Zoll höher stellen als z. B. den bayerischen Hiesel und andere berühmte Räubersleute bürgerlicher Herkunft.

Götz von Berlichingen begann seine Laufbahn als „Bub“ bei seinem Oheim Konrad von Berlichingen, der im markgräflich ansbachischen Diensten stand. Hernach trat Götz in den unmittelbaren Dienst des Markgrafen, zog in dem Feldzug Kaiser Maximilians gegen Ludwig XII. von Frankreich 1498 mit dem ansbachischen Kontingent nach Hochburg und u. s. w. und war 1499 mit im Schweizer Krieg, nahm 1502 teil an der Fehde des Markgrafen Friedrich von Ansbach gegen Nürnberg und kämpfte 1504 in dem Landshuter Erbfolgekriege auf bayerischer Seite. In diesem Krieg, bei der Belagerung von Landshut war es, daß er die rechte Hand verlor, welche später durch eine künstliche, von Eisen gefertigte, ersetzt wurde. Nach dieser Zeit ging es abwärts mit unserem Ritter; aus dem Kriegsmann wurde ein gewerbsmäßiger Wegelagerer, der es „sich sauer werden läßt“, wie er schreibt, auf diese Weise sein Vermögen zu mehren. Im Wald vor Nürnberg überfällt er kurzweg einen Waldstromer von Nürnberg und läßt ihn in einer Burg verschwinden, bis er ausgelöst wird, dann wirft er zwei Kölner Kaufleute auf der Reise nach Leipzig nieder und behält sie bis zu ihrer Auslösung Jahre lang gefangen. Er hackt zwar nicht, wie sein Freund Thomas von Absberg, seinen Gefangenen die Hände ab, aber er traktiert, wie er selbst erzählt, zu seiner Unterhaltung gefangene Nürnberger Kaufleute mit Faustschlägen und Fußtritten.

Als Ursache, warum er mit der Stadt Nürnberg in Fehde geraten, gibt Götz von Berlichingen an, daß die von Nürnberg Georg von Geislingen, der ihm den Dienst zugesagt, erschossen und den ihm befreundeten Fritz von Lidwach in Haft genommen hätten. Und da niemand sich fand, welcher „der Katze die Schelle anhängen und sich

um die Sache annehmen wolle“, so habe er, „der arme brave Biedermann“ Götz von Berlichingen, sich darum annehmen müssen. Der Rat von Nürnberg, welcher wohl wußte, wessen sich von Leuten wie Götz zu versehen sei, bestritt zwar dem Ritter die angemaßte Berechtigung, sich in die Angelegenheit zu mischen, ließ sich jedoch bereit finden, die Vermittlung des Markgrafen von Ansbach und des Bischofs von Bamberg anzunehmen; nur die von Götz beanspruchte hohe Entschädigungssumme zu bezahlen weigerte er sich entschieden. So nahm denn die Sache ihren Gang.

Der unberufene Rächer der gekränkten Unschuld traf die umfassendsten Vorkehrungen, um den geplanten Landfriedensbruch ins Werk zu setzen, indem er einen ansehnlichen Teil des fränkischen Adels teils zur persönlichen Beteiligung, teils für Gewährung von Unterschlupfen und für Unterbringung der Gefangenen gewann. Unter den Fehde- d. h. Raubgenossen befanden sich außer dem verrufenen Hans von Selbitz Edle aus den Geschlechtern derer von Grumbach, Fuchs, Rosenberg, Geyer, Hutten, Thüngen, Brandenstein, Crailsheim, Absberg u. a. Auch aus dem ansbachischen Gebiet beteiligten sich verschiedene Edelleute an dem edlen Unternehmen, die sich jedoch eilends davon machten, sobald sie ihren Beuteanteil in der Tasche hatten. So hatte der Unternehmer wohl an 130 Reisige zusammengebracht, mit denen er am 12. Mai 1512 einen Zug Nürnberger Kaufleute, die von der Leipziger Messe zurückkehrten und unter bischöflich bambergischem Geleit reisten, bei Forchheim überfiel und ausplünderte. Außer dem Raub an Gütern und Barschaft mußten den Hauptgewinn des Geschäfts die gefangengenommenen 31 Kaufleute bringen, welche in verschiedene Burgen des Frankenlands bis in die Rhön verbracht und so lange gefangen gehalten wurden, bis die ihnen auferlegte Schatzung aufgebracht war. Unter den Beraubten befanden sich auch 3 Kaufleute aus St. Gallen und ein Florentiner, welche sich dem Nürnberger Zug als Reisegenossen angeschlossen hatten und später auch von der Entschädigungssumme, zu der die Übelthäter verurteilt wurden, ihren treffenden Anteil erhielten.

Götz von Berlichingen und Genossen mochten sich eine Weile des gelungenen Handstreichs freuen, der Rat von Nürnberg war jedoch nicht gesonnen, die Frechheit der adeligen Räuber ruhig hinzunehmen. Zunächst wäre es Sache des Bischofs von Bamberg gewesen, sich wegen des auf seinem Gebiet verübten Frevels zu rühren, zumal er nach geltendem Recht für den entstandenen Schaden verantwortlich war. Entschlossener aber war der Rat von Nürnberg, der sofort, ohne auf des Bamberger Bischofs Maßnahmen

(wahrscheinlich vergeblich) zu warten, mit größtem Nachdruck und mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln gegen die Frevler vorging und erwirkte, daß bereits am 5. Juli 1512 die Reichsacht gegen Götz von Berlichingen und Genossen ausgesprochen wurde. Um den Vollzug aber stand es übel genug, denn dem Kaiser Maximilian, welchem Götz von Berlichingen das höchst unkaiserliche Wort nachsagt: „Wenn ein Kaufmann einen Pfeffersack einbüßt, solle man das ganze heil. röm. Reich aufbieten" u. s. w., waren derlei Händel sehr zuwider und er hätte sie am allerliebsten in aller Güte abgemacht. Selbstverständlich wurde auch der schwäbische Bund aufgeboten, aber bei dessen schwerfälliger Organisation brauchte es schon geraume Zeit, bis ein Beschluß zu stande kam und dann wieder eine längere Weile bis zu dessen Ausführung.

So ließ sich denn auch Götz, gottesfürchtig und dreist wie er war, weder durch die Reichsacht, noch das Reichskammergericht viel anfechten und setzte sein Geschäft munter fort. Zuerst bei Ochsenfurt, dann bei Mergentheim überfiel er aufs neue Nürnberger Kaufleute und zu gleicher Zeit machte sein Kumpan Hans von Selbitz einen räuberischen Überfall des bambergischen Städtchens Vilseck, der mit den schlimmsten Unthaten und Vergewaltigungen verknüpft war.

Kaiser und Reich sahen dem wüsten Treiben noch immer rat- und thatlos zu, bis endlich auf Andringen des Nürnberger Rats der schwäbische Bund sich rührte und wenigstens an Hans von Selbitz durch die Konfiskation von dessen Gütern ein Exempel statuierte. Der Ächter Götz von Berlichingen aber blieb noch immer der strafenden Gerechtigkeit entzogen, nur seine Lehengüter hatte der Bischof von Würzburg auf kaiserlichen Befehl unter sehr verfänglichen Umständen eingezogen, während seine Verbündeten aus der fränkischen Ritterschaft vor dem Reichskammergericht zum Reinigungseid zugelassen und alle, die sich dessen weigerten, ebenfalls in die Acht erklärt wurden. Die so Betroffenen wurden von ihren Standesgenossen darob weder scheel angesehen noch im Stich gelassen. Es wurden Verhandlungen in Gang gesetzt und der Kaiser selbst gab seinen Willen einer endlichen gütlichen Beilegung des ihm widerwärtigen Handels dringend kund; aber es vergingen noch zwei Jahre mit Unterhandlungen und Vergleichsvorschlägen, bis endlich auf einem vom Kaiser anberaumten Tage zu Linz im April 1514 die verdrießliche Sache zum Ende kam. Durch kaiserlichen Machtspruch wurde die Entschädigungssumme auf 14 000 fl. festgesetzt, welche Götz und seine Genossen zu erlegen hatten, wogegen sie aus der Acht gelassen und für gerechtfertigt erklärt wurden. Götz von Berlichingen hatte von dieser Summe 2000 fl. zu erlegen; das Übrige ist von seinen hohen Gönnern, Herzog Ulrich

von Württemberg, dem Kurfürsten von der Pfalz, dem Komthur des Deutschordens in Mergentheim und dem Hochstift Würzburg geleistet worden, aber nicht etwa aus Großmut, sondern weil sie als nähere oder fernere Beschützer der Landfriedensbrecher erschienen. Auf dem Würzburger Domkapitel, ja auf dem Bischof selbst, ruhte der wohlbegründete Verdacht der Mitwissenschaft.

Die Verhältnisse der öffentlichen Sicherheit im deutschen Reich gestalteten sich nicht viel günstiger, als nach dem Tode des „letzten Ritters“, dessen Enkel Karl V. die Führung des deutschen Reichszepters übernahm. Die stürmische Erregung der Reformationszeit trug nicht wenig zur Entfesselung der Leidenschaften bei. Die Reichsritterschaft, immer mehr eingeschnürt durch das um sich greifende Landesfürstentum; in ihrer ungebundenen Freiheit beschränkt durch den „ewigen Landfrieden“, durch das Reichskammergericht und durch die Hofgerichte der Fürsten, bäumte sich auf in Trotz und Wut gegen die Übermacht der sich neu gestaltenden Verhältnisse und erging sich bei ihren häufigen Zusammenkünften in den wildesten Reden. Und vom Wort zur That war gewöhnlich nur ein Schritt. In der glänzenden Erscheinung Franz von Sickingens treten uns die wilden Strebungen der deutschen Ritterschaft jener Tage am ausdrucksvollsten entgegen. In der einen Hand das Schwert, in der anderen die Brandfackel, führte er seinen Privatkrieg gegen den Landgrafen von Hessen und gegen den Erzbischof von Trier, dazwischen aber trieb er die Straßenräuberei im Großen und brandschatzte Städte und Dörfer. Auch um seinen Namen wie um den seines Freundes Götz von Berlichingen hat erst die Nachwelt eine Art Glorienschein gewoben; die zeitgenössischen Bürger- und Bauerschaften haben bloß ein verwerfendes Urteil über ihn gehabt. Denn noch viel grimmiger als der gegen die Fürsten war der Haß der Ritterschaft gegen die Städte — und das wußten diese gar wohl.

Einer der ruchlosesten Unholde in der langen Reihe der Placker jener Zeit war der bereits oben (S. 333) erwähnte Hans Thomas von Absberg. Mit ihm verglichen erscheinen die Eppelein von Gailingen, Hans Schüttensam, Götz von Berlichingen und wie die ehrenwerten Ritter vom Stegreif alle heißen, als die unschuldreinsten Kindlein. Sein Geschlecht gehörte zu den ältesten des Frankenlands und seine Stammburg zwischen Gunzenhausen und Spalt war schon in alter Zeit ein verrufenes Haus, in welchem u. a. auch Eppelein von Gailingen Unterschlupf gefunden. Das Vogelhaus, das dieser i. J. 1373 aus einem Nürnberger Wechslerhaus entwendet hatte,

wurde 1523 auf Schloß Absberg wieder gefunden und dem Nürnberger Rat zurückgestellt. Ueber die Gewaltthaten des Hans Thomas von Absberg und seiner Helfer und Helfershelfer sind in der Kriegsstube zu Nürnberg, die Jahre 1520—1531 umfassend, in drei Foliobänden die ausführlichsten Aufzeichnungen gemacht worden. An ihrer Spitze finden sich folgende Reime:

In diesem Buch ist einverleibt
Mancher, der bös Händel treibt,
Ritter, Rauber, Reitersknaben,
Die der Buben Orden haben.
Wolt Gott, sie hiengen all am Seil,
Ihn' ihr Belohnung wurd zum Teil.

Der in den letzten zwei Zeilen ausgedrückte, jedenfalls sehr aufrichtig gemeinte Wunsch ist leicht erklärlich, wenn man die Menge der von dem Absberger an Nürnberger Bürgern verübten Greuelthaten ins Auge faßt.

Es war ein ausgedehnter Schauplatz, auf welchem der Ritter seine Gewaltthaten ausführte, denn er erstreckte sich vom Odenwald bis nach Böhmen hinein und auf allen Strecken dieses weiten Bezirks, den er mit seinen verwegenen tollkühnen Knechten, hin- und herreitend, unsicher machte, standen ihm Helfer, Kundschafter und Unterschlupfe zu Dienst. Neben mehreren anderen Burgen, von denen er zu seinen Unternehmungen ausritt, werden hauptsächlich folgende genannt: Streitberg, Krügelstein, Besitz seines Schwagers Wolf Jörg von Giech, Truppach, markgräfliches Lehen der Brüder Wolf Heinrich und Hans Jörg von Aufseß, Friedenfels, markgräfliches Lehen des Pankraz von Aufseß, sowie Eckersdorf und Glashütten. Da die Burgen, auf welchen Hans Thomas von Absberg seine zeitweiligen Aufenthalte nahm, meistens markgräfliche Lehen waren, so ging das nicht unbegründete Gerücht, daß Markgraf Kasimir von Ansbach dem Treiben des Absbergers wohlgefällig zusehe und es standen nicht blos die adeligen Domkapitel in Würzburg und Bamberg in Verdacht, daß sie demselben Vorschub leisteten, sondern sogar der Bischof von Bamberg selbst.

Wenige Jahre nach der Geislinger Fehde und nach der des Götz von Berlichingen gegen die Stadt Nürnberg eröffnete Hans Thomas von Absberg den Reigen seiner „Fehden“ mit einem unter Beihilfe des Kunz von Rosenberg und anderer Edelleute unternommenen meuchlerischen Ueberfall des Grafen Joachim von Öttingen bei Donauwörth. Der zu Tod getroffene Graf erlag nach wenigen Tagen seinen Wunden. Den Vorwand zu dieser Gewaltthat mußten einige alte Ansprüche der Absbergischen Familie an die Öttinger liefern. Die Söhne des Grafen klagen beim schwäbischen Bund, der denn auch

durch seinen Hauptmann Jörg von Truchseß fünf Absbergische und Rosenbergische Schlösser in Beschlag nehmen ließ. Unter den Reichsständen, welche den jungen Grafen von Öttingen beistanden, stand Nürnberg vornan, wofür dann auch mancher Bürger der Stadt schwer büßen mußte.

Ein Anschlag auf den Grafen Eitelfritz von Zollern, welchen Hans Thomas v. Absberg bei Stuttgart in die Hände zu bekommen trachtete, um ihn ins Fichtelgebirg oder nach Böhmen zu schleppen, war ihm mißlungen; dafür glückte es ihm 1522 an der Knittlinger Steige, einige kaiserliche Beamte und ein paar Edelleute, die vom Reichstag in Worms nach Augsburg zurückreisen wollten, niederzuwerfen. Dieselben wurden bis ins fränkische Oberland und da von Burg zu Burg geschleppt. Um die Gefangenen zu befreien, betrieb der dem Absberger so wohlgesinnte Markgraf Kasimir von Ansbach eine Zusammenkunft von kaiserlichen Beamten und von Gesandten des schwäbischen Bundes, zu welcher auch Hans Thomas von Absberg sowie auch seine Helfer und Knechte freies Geleit bekamen. Die Unterhandlung zerschlug sich aber, weil der Absberger nicht bloß auf der Rückgabe der beschlagnahmten Schlösser, sondern auch auf seiner Forderung eines Lösegeldes von 10000 fl. beharrte.

In der Zeit zwischen dem Überfall an der Knittlinger Steige bis zu dem mißlungenen Vergleichstag war Hans Thomas nicht müßig geblieben. Einen Augsburger Kaufmann überfiel er bei Windsheim und schleppte ihn auf ein einsames Schlößlein, aus welchem der Gefangene jedoch glücklich entwich. Dann überfielen seine Knechte bei Schwabach den Nürnberger Patrizier Paumgärtner und schleppten ihn bis nach Waldstein, von wo dieser mit den dort schon seit Monaten in Gefangenschaft schmachtenden kaiserlichen Räten glücklich entkam. Und nun begann das greuliche Handabhacken an den Unglücklichen, welche dem Blutmenschen oder dessen Knechten in die Hände fielen. Zuerst geschah dies bei Laber an einem Nünberger Büttnerssohn, der vergeblich flehte, man möge ihm die linke Hand statt der rechten abhacken. Zwei andere Nürnberger, die eben desselben Weges kamen, der Bürger Kunz Schramm und sein Knecht wurden auf den Tod verwundet und für tot liegen gelassen. Bei Dietfurt wurde dann einem Dr. Jorian aus Wien, der auf der Reise nach Nürnberg war und vergebens 4000 fl. Lösegeld bot, ebenfalls die rechte Hand abgehauen. Am 8. August 1522 hieb dann Hans Thomas von Absberg zwei Nürnberger Bürgern, Wolf Strauß, Eisenkrämer, und Fritz Neidhart, Feilenhauer, bei Pottenstein eigenhändig die rechte Hand ab. Einen in der Reisegesellschaft befindlichen Mann aus Staffelstein ließ man laufen, nachdem man ihm die den

beiden Anderen abgehauenen Hände mit dem Auftrage übergeben hatte, solche dem Bürgermeister von Nürnberg zu bringen.

Diese Greuelthaten verbreiteten weit herum Furcht und Schrecken und nur mit Angst und Zittern wagten die Handels- und Handwerksleute, namentlich die von Nürnberg, sich auf die Heerstraßen. Der Nürnberger Rat that sein bestes, dem Schandwesen zu steuern und nürnbergische Söldner streiften nach allen Richtungen, um der Thäter habhaft zu werden. Diese hatten aber immer schon längst sich hinter den Mauern der verschiedenen Burgen geborgen, bis ihre Verfolger an Ort und Stelle kamen. Endlich aber gelang es doch den unablässigen Bemühungen des Nürnberger Rats, den schwäbischen Bund zu einer größeren Kraftäußerung zu vermögen. Im Frühjahr 1523 stellte der Bund ein Heer von 10000 Fußknechten und 1000 Reisigen auf, um die Schlösser zu brechen, in welchen Hans Thomas und seine Helfer bisher gehaust und Beistand gefunden hatten. Zu diesem Rachezug stellte die Stadt Nürnberg fast ausschließlich das Geschütz, nämlich 26 Stück Feldgeschütz verschiedener Größe und 60 Hakenbüchsen samt den Böcken. Als Feldhauptmann war Jörg Truchseß bestellt; das Geschütz stand unter dem Befehl des Nürnberger Zeugmeisters Matern Harder.

Die Nachricht von dem bevorstehenden Zug setzte den fränkischen Adel in die höchste Aufregung; es wurde die Drohung laut, ins nürnbergische Gebiet einzufallen und alles in Brand zu stecken. Der schwäbische Bund ließ aber den Herren nicht Zeit, ihre Drohung wahr zu machen, denn bereits am 15. Juni war das Bundesheer in Dinkelsbühl versammelt. Vorher, anfangs April, waren alle die Herren vom Adel im Odenwald, im fränkischen Oberland und im Voigtland aufgefordert worden, am 26. April auf dem Bundestag zu Nördlingen zu erscheinen, wo sie sich durch einen Eid reinigen sollten, daß sie den Befehdern Hans Thomas von Absberg, Kunz von Rosenberg, Christoph Marschalk von Pappenheim und ihren Helfern weder beigestanden, noch sie behaust, behoft, geätzt, getränkt und enthalten, noch sie unterstützt hätten. Ihrer mehrere, wie Kunz Schott von Streitberg, schwuren den Eid; viele andere, die zum Bundestage erschienen waren, wurden zum Reinigungseid gar nicht zugelassen und wieder andere reinigten sich erst, als ihnen das Bundesheer auf den Leib gerückt war. Von den meisten jedoch, die sich gereinigt, nahm man an, daß sie falsch geschworen, daß sie „ihren Mutwillen gebraucht hätten.“ Diejenigen, die sich gereinigt hatten, wurden gefreit und vorderhand vor einem Angriff auf ihre Güter gesichert.

Von Dinkelsbühl aus wurde das Bundesheer gegen die Schlösser

der Absbergischen Bundesgenossen geführt. Vor dem Angriff überbrachten den Inhabern Trompeter neben dem Absagebrief des Bundes die Aufforderung zur Übergabe. Nach der Zerstörung des Schlosses wurden jedesmal auch die dazugehörigen Güter und Unterthanen zu Bundeshanden genommen. Der Zerstörung fielen anheim: Fellberg bei Hall, das Rosenbergische Boxberg, Wachbach, Aschhausen, Ballbach, Reußenberg, Waldmannshofen und Gnitha. Dann gings hinauf ins fränkische Oberland nach Streitberg; das aufseßische Truppach wurde verbrannt, der Giechische Krügelstein von den Nürnbergern in die Luft gesprengt, ebenso wurden Alt- und Neu-Guttenberg, sowie die Schlösser der Sparnecker zersprengt und verbrannt. Auf dem Heimweg wurden dann von Jörg Truchseß und den augsburgischen und bayerischen Reitern Absberg, Uttenhofen und Tagmersheim (in der Gegend von Donauwörth) verbrannt und niedergerissen.

Alles dies geschah im Sommer 1523 und man hätte wohl erwarten können, daß das statuierte Exempel eine Minderung der Landplage herbeiführen werde. Allein Hans Thomas befand sich noch auf freiem Fuße, und seine Helfer, wenn auch aus ihren Nestern geräuchert und geächtet, hatten immer noch Schlupfwinkel genug zur Verfügung und darum auch noch Lust genug zur Fortsetzung der „Fehde“.

Noch im Herbst dieses Jahres, am 18. Oktober, wurde ein Nürnberger Bürger, der Messerer Stephan Geiger, von Hans Thomas und seinen Spießgesellen Wolf Jörg von Giech, Hektor von Guttenberg, Graf Johann von Solms u. s. w. bei Güßbach unweit Bamberg trotz des Geleites überfallen und Geiger wurde nur durch das Dazwischentreten eines Absbergischen Genossen vor dem Schicksal des Handabhackens bewahrt. Dagegen wurden ihm, den man als Geißel zurückbehielt, während man die anderen laufen ließ, eine Schatzung von 1500 fl. auferlegt, die bei dem Herzog Ulrich von Württemberg in Mömpelgard hinterlegt werden sollte. Geigers Ehefrau wollte zur Aufbringung der Summe Haus und Hof verkaufen, allein der Rat von Nürnberg verbot ihr sowohl als den anderen um geringere Summen Geschatzten, irgend eine Zahlung zu leisten. Siebzehn Wochen lang schmachtete Geiger, mit Händen und Füßen in einen hohen Stock geschlagen, im Schloßturm von Zedlitz; von Hans Thomas mit dem Tode bedroht, flehte er um 4—5 Wochen Frist, um an seine Frau und seine Freunde schreiben zu können, worauf denn auch trotz dem Verbot des Rats die Schatzung erlegt und seine Freiheit bewirkt wurde.

Mißhandlungen, Verstümmelungen scheußlichster Art und Ausraubungen an Reisenden in der Gegend von Wassermungenau und

Gunzenhausen, wo in allen Dörfern Sturm geläutet wurde, um Verfolger gegen die Frevler aufzubieten, bei Giengen, bei Schwäbisch Hall u. s. w. waren himmelschreiende Beweise für die ungebrochene Frevellust von Hans Thomas und seinen Genossen. Am 11. August 1525 wurde wieder bei Schwabach zwei Nürnberger Bürgern, Hans Neustamm und Asmus Stumpf, die rechte Hand abgehackt. Der Nürnberger Rat wandte sich nun an den schwäbischen Bund mit dem Antrag, auf den Kopf des Hans Thomas von Absberg einen Preis auszusetzen. Der Bund bewilligte nicht nur dies, sondern stellte auch eine Anzahl bündischer Reiter, um vereint mit den Nürnbergern auf die Placker zu streifen. Dessenungeachtet trieben Hans Thomas von Absberg und Giech mit ihren Knechten sich ungestört in markgräflich ansbachischen Dörfern herum und übten, wo sie Nürnberger trafen, das Handabhacken nach wie vor. Schon am 15. September erlitt ein Nürnberger, Ulrich Lukas, wieder dasselbe Schicksal und am 4. Oktober wurde Heinrich Schüßler, ein Schreiber aus Nürnberg, bei Gunzenhausen, nachdem man ihm sein Pferd erstochen, mißhandelt und zu Tode verwundet.

Endlich im Frühjahr 1527 wurde wenigstens einer von des Absbergers Hauptshelfern, sein Schwager Wolf Jörg von Giech, bei Gräfenthal gefangen. Mit diesem und einer Anzahl Knechte war Hans Thomas aus Böhmen herbeigeeilt, um einen ausgekundschafteten, von Leipzig kommenden Zug von Kaufleuten niederzuwerfen. Hans Thomas selbst war mit höchster Lebensgefahr entronnen. Trotz aller dringenden Fürbitten seiner Verwandten und zahlreicher Herren vom fränkischen Adel blieb Giech vier Jahre lang bis 1531 in Haft und wurde dann erst auf starke Urfehde entlassen.

Diese Gefangenhaltung Giechs mußte für Hans Thomas wieder als Vorwand dienen, seine „Fehde" in der alten Weise fortzuführen und das Jahr 1527 weist verschiedene Gewaltthaten von ihm auf. Allmählich trachtete aber von seinen Helfern doch einer um den anderen, mit dem schwäbischen Bund wieder auf guten Fuß zu kommen und der Kreis seiner Genossen lichtete sich. Und endlich fielen auch die verwegensten Knechte des Absbergers in die Hände der Gerechtigkeit. Durch Bauern, die auf dem Felde beschäftigt waren, erhielten Nürnberger Reiter, welche zur Zeit in Altdorf lagen, Kundschaft, daß Leute des Absbergers in der Nähe wären. Alsbald begann die Jagd auf dieselben, an welcher Altdorfer Bürger sich lebhaft beteiligten. In Bergen bei Heideck kam es zum Kampfe, in welchem vier Knechte des Absbergers überwältigt wurden, während H. v. Embs und Jörg Reichensberger entkamen. Hans Tucher, welchen der Nürnberger Rat zu deren Verfolgung mit zehn Pferden entsandte, erfüllte seinen

Auftrag so nachlässig, daß ihm der Rat „eine sträfliche Rede" sagen und ihm durch seine Verwandten bedeuten ließ, er solle vom Dienst Abschied nehmen, sonst werde ihn der Rat selbst entlassen. Die glücklichen Überwinder der Placker erhielten vom Rat sofort 50 fl. zum Verzehren in Heideck zugestellt und wurden außerdem vom schwäbischen Bund auf Nürnbergs Antrag mit der stattlichen Verehrung von 300 fl. bedacht. Was aus dem einen der vier überwältigten Placker, Haymeran Nußberger, geworden, ist unbekannt. Die drei anderen wurden, nachdem man sie zuerst in Lauingen gefoltert hatte, am 28. Dezember 1529 in Heideck hingerichtet. Ebenso wurden mehrere der bekannten Hehler des Absbergers und seiner Helfer aufgehoben und in Nürnberg vom Leben zum Tode gebracht.

Und auch mit Hans Thomas von Absberg ging es dem Ende zu. Von seinen Freunden verlassen irrte er in Böhmen umher und mußte froh sein, wenn er bei geldgierigen Juden Versteck und Unterstützung fand. Mit deren Hilfe konnte er noch ein paar Knechte halten, um als Wegelagerer Kaufleuten, die nach Böhmen zogen, aufzulauern. Einer seiner ärgsten Spießgesellen, Graf Marschalk von Pappenheim, betrieb die Plackerei auf eigene Faust. Derselbe überfiel im Voigtland den Nürnberger Bürger Albrecht Scheurl, als dieser vom Joachimsthal, wo er einen Bergwerksanteil besaß, nach Nürnberg zurückkehren wollte. Trotz tapferer Gegenwehr und obwohl er einen Geleitsreiter bei sich hatte, wurde Scheurl übermannt und von dem Pappenheimer an Hans Thomas von Absberg überliefert, der den Gefangenen acht Wochen lang in den böhmischen Wäldern herumschleppte. Der Rat von Nürnberg schickte wegen seines gefangenen Bürgers einen eigenen Gesandten an den König und an die Stände von Böhmen mit dem Ansuchen um Abstellung der Unterschleife und zugleich mit der Anzeige, „daß Nürnberg bereits für sich selbst mit jemand einen trefflichen Anschlag gemacht habe, um Hans Thomas niederzuwerfen".

Dieser „Jemand" war der Jude Salomon von Alten-Zedlitz. Wie der Anschlag zur Ausführung kam, erzählt der Nürnberger Annalist Johann Müllner folgendermaßen: „Auf Skt. Johannis des Täufers Tag hat sich Hans Thomas ohne seine Knechte, denen er nit alle Zeit vertraut, gen Alten-Zedlitz zu seinem vertrautesten und besten Freund und Wirth verfügt, dem er gewöhnlich seinen Raub zugeführt und wohlfeil verkauft hat. Dieser hat ihn trunken gemacht, daß er auf dem Tisch ist eingeschlafen und ihn mit einer Faustkolben (Pistole) einen Schuß ins Herz gegeben und mit Hilfe eines anderen Juden ihm den Kopf mit Kolben zerschlagen und ihn also wie einen wütenden Hund, ehe er recht hat aufwachen können, in seinen Sünden

ermordet und in einen Kornacker geschleift, allda er am 3. Juli stinkend und madig ist von Hunden gefunden und zu Alten-Zedlitz auf dem Kirchhof in einer Ecke ist begraben worden. Und dies ist das End und der Ausgang gewest dieses tyrannischen gottlosen Mannes, der vielleicht nit würdig gewest, daß er in der Obrigkeit Hand geraten, sondern seinen verdienten Lohn durch einen verfluchten Juden empfangen müßen". — Nach der Ermordung des Hans Thomas von Absberg wurde Albrecht Scheurl von einem Knecht desselben im Gefängnis erstochen, um, wie der Thäter nachmals erklärte, den Tod seines Junkers zu rächen.

Schon war manches Jahr seit des Absbergers grauenhaftem Ende und mehr als zwei Jahrzehnte waren seit dem Zuge des schwäbischen Bundes gegen die Schlösser der Placker und ihrer Helfer verflossen, als die Bewohner Nürnbergs durch eine an einem ihrer angesehensten Mitbürger verübten Gewaltthat von neuem an jene Zeit, da Hans Thomas von Absberg sein Unwesen trieb, lebhaft erinnert und in die größte Aufregung versetzt wurden.

Zu den i. J. 1523 vom schwäbischen Bund eingenommenen und zerstörten Schlössern gehörte das Rosenbergische Boxberg im Odenwald, über welches der schwäbische Bund, ohne daß ihm ein Rechtsurteil zur Seite stand, derart verfügt hatte, daß er es dem Kurfürsten von der Pfalz zum Eigentum übergab. Schon beizeiten hatte Joh. Thomas von Rosenberg vom schwäbischen Bund Entschädigung für seinen Anteil an der seinem Bruder, als Helfer des Joh. Thomas von Absberg, genommenen Burg begehrt. Nach dem Tode des Joh. Thomas von Rosenberg setzte dessen Vetter und Erbe Albrecht von Rosenberg die Klagen auf Entschädigung fort, ohne jedoch irgend Gehör oder Recht zu finden. So beschloß er denn, sich selbst Recht zu verschaffen, und da mittlerweile der schwäbische Bund sich aufgelöst hatte, so glaubte er seinen Zweck am besten erreichen zu können, wenn er gegen ein einzelnes ehemaliges Bundesglied — Nürnberg — mit Gewalt vorginge. Auf diese Weise wurde ein Nürnberger Bürger das Opfer dieses „Kampfes ums Recht".

Es war am Pfingstabend des Jahres 1544, da wurde Hieronymus Paumgärtner von Nürnberg, der in Begleitung von drei Reisigen und einem Reitjungen vom Reichstag in Speyer auf der Rückreise nach Nürnberg sich befand, zwischen Sinsheim und Wimpfen von 15—16 vermummten, wohlbewaffneten Reitern aus einem Hinterhalt überfallen und als Gefangener fortgeführt, während seine 4 Begleiter nach erlittener Ausplünderung und Mißhandlung freigelassen

wurden. Durch den Rat von Schwäbisch Hall, wohin Paumgärtners Begleiter die Kunde gebracht, wurde dem Rat von Nürnberg eilends von der Unthat Kenntnis gegeben und von dem letzteren wurden sofort alle Mittel in Bewegung gesetzt, um sowohl den Thäter, als den Aufenthaltsort Paumgärtners auszukundschaften. Dieser wurde zuerst tagelang in Wäldern herumgeschleppt, dann, meist bei Nacht und mit verbundenen Augen, von Schloß zu Schloß, in deren jedem er mehrere Wochen verweilte, geführt, bis er endlich unter vielen Drangsalen nach einem Ort geschleppt wurde, wo er bis zu seiner Befreiung 34 Wochen lang verblieb. Nach der von Paumgärtner nachmals gegebenen Beschreibung vermuteten die einen, daß es das Schloß Liebenstein, die anderen, daß es Stramberg bei Rottweil sei, wo er zuletzt gefangen gehalten wurde. Mittlerweile war auch der Urheber der schnöden That in Nürnberg bekannt geworden. Derselbe nannte sich in einem an den Rat gerichteten Schreiben Albrecht von Rosenberg und bezeichnete als Grund seiner That das seiner Familie vor 20 Jahren zugefügte Unrecht, indem der schwäbische Bund, welchem auch Nürnberg angehört hatte, seinen Ältern und Vorältern das ihnen gehörige Boxberg entrissen und dem Kurfürsten von der Pfalz, der es noch besitze, verliehen habe. Infolgedessen fordere er den Rat auf, die nötigen Schritte zu thun, damit er wieder in den Besitz des Schlosses gelange; erst wenn dies geschehen, werde er Paumgärtner freigeben.

Die herzliche Teilnahme an dem Mißgeschick, von welchem Paumgärtner betroffen worden, blieb nicht auf Nürnbergs Bürgerschaft beschränkt, sondern ergriff, was bei der Bedeutung des Mannes leicht erklärlich ist, die weitesten Kreise. Eines der hervorragendsten und verdientesten Mitglieder des Rats, hatte Paumgärtner als Vertreter seiner Vaterstadt auf verschiedenen wichtigen Reichstagen durch sein staatsmännisches Geschick hohes Ansehen erworben und genoß wegen seines entschiedenen, biederen Charakters auch bei der Bürgerschaft das größte Vertrauen. So gelangten denn von allen Seiten, von Luther, von Melanchthon, von Herzog Albrecht von Preußen, von Johann Brenz und vielen anderen die herzlichsten Trostbriefe an Frau Sibylle, die tiefbekümmerte Gattin Paumgärtners. Es wurde für den Vermißten in den Kirchen in Nürnberg, in Schwäbisch Hall und in Rothenburg gebetet.

Die Bemühungen des Rats, den Gewahrsam Paumgärtners auszukundschaften, blieben ohne Erfolg. Zwar gelangten einige sichtlich unter den Augen der Wächter geschriebene Briefe Paumgärtners an Frau und Freunde, aber ohne Angabe des Orts. Endlich am 17. September traf die Nachricht ein, der Gefangene befinde sich in dem

Schloß Haldermanstetten, zwei Meilen von Rothenburg und sofort wurden vom Rat 600 Mann zu Roß und zu Fuß mit 4 Feldgeschützen unter dem Befehl Paul Grundherrs dahin geschickt. Der Zug war jedoch erfolglos, denn schon zwei Stunden vor Ankunft der Reiter hatte der von dem Anrücken der Nürnberger benachrichtigte Burgherr den Gefangenen weiter geflüchtet.

Da nun alle Anstrengungen des Rats, Paumgärtner zu befreien oder wenigstens seinen Gewahrsam zu entdecken, sich als fruchtlos erwiesen, so sandte er an den damals in den Niederlanden weilenden Kaiser eine Botschaft ab, welche vor allem ein kaiserliches Mandat vom 23. Dezember 1544 erwirkte, durch welches dem Rosenberg bei Strafe von Acht und Aberacht geboten wurde, binnen 30 Tagen Paumgärtner auszuliefern, selbst aber 9 Tage nach dieser Frist auf dem Reichstag zu Worms am kaiserlichen Hof zu erscheinen und nachzuweisen, daß er diesem Befehle nachgekommen sei. Ebenso wurde dem Rat zu Nürnberg durch kaiserlichen Erlaß vom 14. Februar 1545 erlaubt, auf Rosenberg und dessen Helfer als auf Landfriedensbrecher überallhin streifen zu lassen. Während die Veröffentlichung jenes kaiserlichen Mandats einigen Verzug erlitt, nahm sich Landgraf Philipp von Hessen, der von Luther, Melanchthon und den anderen Wittenberger Theologen darum angegangen ward, um die Sache an, entbot den Rosenberg zu sich nach Spangenberg und erhielt endlich nach langem Verhandeln von diesem das Versprechen, Paumgärtner dem Landgrafen auszuliefern, sofern ihm genügende Bürgschaft geliefert werde, daß ihm, falls die Hauptsache mit den Bundesständen in einer gewissen Zeit nicht ausgetragen sei, Paumgärtner wieder an einen sicheren Ort zugeführt oder 10000 fl. in Geld überantwortet würden. Zur Vermehrung seiner Pfandsicherheit hatte Rosenberg mittlerweile noch einen zweiten Gefangenen gemacht, den Sohn eines Ratsherrn von Biberach, Christoph Gretter, und nun verlangte er als Entschädigung für das vorenthaltene Boxberg 100000 fl. und außerdem noch 24000 fl. Lösegeld für Paumgärtner und Gretter.

Auf dem Reichstag zu Worms kam endlich ein vorläufiger Abschluß derart zu stande, daß über die Sache der Entschädigung auf einem Bundestage in Donauwörth weiter zu verhandeln sei, daß aber gegen Zahlung von 10000 fl., wovon 8000 fl. auf Paumgärtner und 2000 fl. auf Gretter trafen, die beiden Gefangenen auf freien Fuß gesetzt werden sollten. Trotz der darauffolgenden Verhandlungen in Donauwörth und Nördlingen kam Rosenbergs Entschädigungssache doch erst 10 Jahre später, auf dem Reichstage zu Augsburg 1555, durch das Eingreifen König Ferdinands zum Austrag. Die 28 Städte des schwäbischen Bundes mit Ausnahme von Nürnberg, das sich mit

Rosenberg besonders vertragen hatte, mußten an diesen 41053 fl. und 20 kr. bezahlen und auch Boxberg wurde ihm zurückgestellt.

Die Kapitulation über die Gefangenen aber war am 20. Juli 1545 zu stande gekommen; das Lösegeld für Paumgärtner wurde von der Stadt sofort erlegt und so konnte Paumgärtner, der von Rosenberg und einigen Reitern bis nach Wendelstein geleitet und hier von einer Abordnung der Stadt begrüßt wurde, nach 14monatlicher Gefangenschaft endlich die Türme seiner Vaterstadt wieder erblicken. Halb Nürnberg war am 4. August auf den Beinen, um dem befreit Heimkehrenden ein freudiges Willkommen zurufen zu können. Dieser wünschte jedoch ohne Aufsehen und Geräusch die Schwelle seines Hauses in der Dielinggasse (jetzt Theresienstraße 23, Restauration Martin Behaim) zu betreten, was ihm auch gelang, indem er, verhüllt und nur von einigen Reitern begleitet, zum Vestnerthor herein hinterm Tetzel durch das enge Gäßlein seine Behausung erreichte. Die vor seinem Hause dicht gescharte Menge wich aber nicht eher vom Platze, als bis er am Fenster sich gezeigt und den aus tausend Kehlen schallenden Willkomm gerührt dankend erwidert hatte.

Gänzlich hörte das Plackertum auch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts noch nicht auf und mehr als einem dieser Ritter vom Stegreif wurde in dieser Zeit in Nürnberg der Kopf vor die Füße gelegt. Aus ihrer Reihe wollen wir als Schluß unserer Gallerie nur noch Hessel von Grumbach, einen Vetter Wilhelm Grumbachs, des dämonischen Beraters des Markgrafen Albrecht Alcibiades, anführen. Wilhelm von Grumbach faßte den kühnen Plan, Franz von Sickingens Bestrebungen zu erneuern und mit Hilfe des ihm verschworenen Ritteradels die deutsche Fürstenaristokratie zu stürzen; sein Vetter Hessel begnügte sich, Kaufleute auszurauben und die Landstraßen unsicher zu machen. Er wurde mit Frau und Kindern im Steigerwald, im Wildbad bei Burgbernheim aufgehoben und in das berüchtigte „Loch" des Nürnberger Rathauses gelegt. Infolge vieler adeliger Verwendungen für sein Leben wurde nach Wien an König Ferdinand geschrieben, ob er in betreff des Mannes besondere Wünsche hätte. Es erfolgte ein gleichgiltiges „Nein" und so war denn alles, was dem „schönen stattlichen Mann" noch gewährt wurde, daß auf die Blutbühne, auf der sein Kopf fiel, zur Ehre seiner vornehmen Herkunft ein schwarzes Tuch gebreitet wurde.

Neben dem immer mehr erstarkenden, in neuen Formen sich entfaltenden Landesfürstentum war für den unbändigen Raubadel und sein anarchisches Treiben kein Raum mehr. Nachdem die ersten

paar Jahrzehnte des nächsten Jahrhunderts dahingegangen waren, da bot der große deutsche Krieg, der ganz Deutschland in ein Meer von Jammer versenkte, drei Jahrzehnte lang allen wilden, auf Raub und Mord gerichteten Gelüsten den weitesten Spielraum. Und nach Umfluß von einigen weiteren Jahrzehnten sehen wir, wie an den deutschen Fürstenhöfen, wo man in dem Sonnenkönig von Versailles das unerreichbare Vorbild des Gottesgnadentums anstaunte, die zahmen Nachkommen jener verwilderten Stegreifritter als Zeremonienmeister, Kammerherren, maitres de plaisir u. s. w. den verschiedenen Landesvätern in aller Unterthänigkeit aufwarten. Die „altdeutsche Freiheit" des Adels ging großenteils unter in der scherwenzelnden Dienstbarkeit der Fürstenhöfe.

Achtzehntes Kapitel.

Maximilian I.
Die Schlacht von Affalterbach.
Der Landshuter Erbfolgekrieg.
Nürnberger Bauten.

Es ist nicht zu verwundern, daß auf das neue Reichsoberhaupt, Maximilian I., große Hoffnungen gesetzt wurden, stellte doch seine Persönlichkeit das leibhaftige Widerspiel seines Vaters und Vorgängers dar. Vergleicht man beide, so denkt man unwillkürlich an die Verschiedenheit von Blei und Quecksilber. Zäh wie nasses Leder, schwer beweglich, eingezogen, phlegmatisch, geizig, auf einige Liebhabereien beschränkt, philisterhaft gleichgiltig für Kunst, Wissenschaft und alle idealen Interessen in einer geistig bewegten Zeit, der, wenn er ja einmal etwas angeregt war, seine Großvatersprüche zum besten gab, erschien Friedrich III. seinen Zeit- und Reichsgenossen wie eine Last, die eben ertragen werden muß. Welch ganz andere Erscheinung tritt uns in seinem Sprossen Maximilian entgegen. Da ist alles sprudelndes Leben und rastlose Bewegung; es gibt fast nichts, was er nicht versteht und nichts, für das er nicht Teilnahme zeigt. In allen körperlichen Uebungen war er Meister und im Waffenspiel kam ihm nicht leicht einer gleich. So waghalsig er auf der Jagd auf Bären und Gemsen war, so unermüdlich zeigte er sich als Tänzer im Festsaal und als geschickter Anordner von Mummereien und Festlichkeiten. Aber er verstand sich nicht minder auf das Härten der Panzer, auf die Konstruktion der Geschütze und auf das Befestigungswesen. So stark er, der „letzte Ritter“ und ausgemachte Romantiker, mit all seinen Neigungen noch am alten Ritterwesen hing, so hat er doch nach dem Muster der Schweizer dem Fußvolk, das in den Kriegen fortan die Hauptrolle spielte, eine bessere Ordnung verliehen. Freilich reichten alle diese Fähigkeiten und Fertigkeiten nicht aus, ihn zu einem wahren Feldherrn zu machen. Er wußte in sieben Sprachen sich geläufig auszudrücken, denn so schnell seine Fassungs-

1493-1519

gabe, so fest war sein Gedächtnis. Die edle Musica pflegte er mit Verständnis und den bildenden Künsten wie den Wissenschaften, insbesondere den historischen Zweigen, brachte er die lebhafteste Empfänglichkeit entgegen. Unter seinem Schutze und unter der Einwirkung der von ihm berufenen Konrad Celtis, Cuspinian u. a. ward seine Universität Wien zu einer Hochburg des Humanismus und eine der vorzüglichsten Lehranstalten, was die mathematischen und historischen Studien anlangt; die Zahl der Studenten stieg bis auf 5000. Celtis war sein Ratgeber, Cuspinian sein Sekretär, Ulrich von Hutten sein gekrönter Poet; Erasmus von Rotterdam, Peutinger von Augsburg und Pirkheimer von Nürnberg wurden von ihm zu seinen titulierten Räten gemacht, Geiler von Kaisersberg zu seinem Beichtvater u. s. w. Darum wurden auch die Humanisten nicht müde, ihn aus vollem Munde als Schutzherrn der Künste und Wissenschaften zu lobpreisen. Allerdings trat bei den durch Maximilian hervorgerufenen literarischen und künstlerischen Erzeugnissen wie: „Theuerdank", „Weißkunig", „Ehrenpforte", „Triumphzug", „Grabmal in Innsbruck" u. s. w. der dynastische Gedanke, die Sorge für seinen Nachruhm und die Sucht der Verherrlichung seines Hauses immer sehr stark in den Vordergrund. Hier scheute er auch trotz seiner beständigen Geldnot keine Kosten. Freilich wird es dabei den meisten der von ihm beschäftigten Künstler nicht besser ergangen sein, als unserem Albrecht Dürer, den er mit einer Forderung auf die Nürnberger Reichssteuer verwies, welche, wie sich nachher herausstellte, bereits auf Jahre hinaus an Kursachsen verpfändet war.

Und hier ist einer der fatalen Flecken auf Maximilians Charakterbild. Er war — ganz das Gegenteil seines knauserigen Vaters — ein schlechter Wirtschafter und ein arger Verschwender. Für Jagden, Tänze, Gastmähler, Mummereien, Rennspiele u. s. w. verschwendete er Unsummen. Daher kam er auch bis zu seinem Tode niemals aus seinen Geldnöten hinaus und schämte sich oft nicht der unwürdigsten Spiegelfechtereien, um Geld herauszulocken. Vor seinen Pumpversuchen war niemand sicher. So oft Maximilian nach Nürnberg kam, konnte sich der Rat auf einen derartigen Angriff gefaßt machen. Im Jahre 1487 suchte er 5000 fl., i. J. 1495 10000 fl. und i. J. 1500 3000 fl. zu entlehnen, der Rat ließ sich aber keinmal weich finden. Seine Gier nach fremden Subsidien und Darlehen schmälerte häufig genug sein Ansehen.

Die schlimmsten Streiche aber spielte ihm seine ins Unermeßliche schweifende Phantasie, welche mit seinem sonst so hellen Verstande nur gar zu oft durchging. Er war nach altbayerischem Sprachgebrauch ein „Planer", ein Luftschlösserarchitekt sondergleichen. Einmal,

als Julius II. schwer krank darniederlag, denkt er allen Ernstes daran, sich zum Papste machen zu lassen; ein anderesmal plante er einen gesamteuropäischen Krieg gegen die Türken, mit ihm selbst an der Spitze und in der Hoffnung, bei dieser Gelegenheit zu der weströmischen Kaiserkrone noch die oströmische zu erobern und wieder einmal hatte er durch lauter spanisch-französisch-englisch-habsburgische Heiratsprojekte eine habsburgische Universalmonarchie fix und fertig — im Kopfe. Und bei all diesen großartigen Planereien hatte er gewöhnlich nicht Barschaft genug, den Sold weniger Fähnlein rechtzeitig auszahlen zu können. Weniger phantastisch und aussichtslos erscheinen seine Bestrebungen, die Herrschaft des Reichs in Italien wieder zur Anerkennung zu bringen, aber auch hier standen Ziel und Mittel stets in grellstem Mißverhältnis. Mit dieser überschäumenden Phantasie mochten wohl seine Wandelbarkeit und Unzuverlässigkeit in Zusammenhang stehen. König Ludwig XII. von Frankreich sagte einmal von Max: dieser König weiß morgens nicht mehr, was er abends vorher versprochen hat.

Trotz dieser Gebrechen ist aber wohl kein anderer deutscher Kaiser so volksbeliebt gewesen als Maximilian. Seine Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit führten ihm die Herzen zu. Was wußte man auch in den breiten Schichten des Volks viel von den Vorgängen, von den Plänen und Ränken in den Regionen der hohen Politik. Der Bürgersmann sah in dem Kaiser den leutseligen Herrn, der nicht knickte und knauserte und für jedermann ein freundliches Wort hatte. Für die Gelehrten und Künstler war er der unvergleichliche Gönner, den zu preisen sie nicht müde wurden. Von den ganz besonderen Sympathien, welche Maximilian bei der Frauenwelt genoß, wird viel erzählt, wie z. B. auch von den intimen Neckereien, welche die Geschlechtertöchter in Nürnberg sich mit ihm erlaubten. Nichts spricht deutlicher für die Anerkennung, welche er bei dem schönen Geschlecht gefunden hat, als der Umstand, daß er außerhalb der Ehe nicht weniger als vierzehn Mal Vater geworden ist. Übrigens blieb Maximilian in diesem Punkte hinter seinem Vetter Sigmund von Tirol mit seinen 40 außerehelichen Sprossen, deren Versorgung den Tiroler Landständen zugemutet wurde, noch weit zurück.

Die Popularität Maximilians erlitt auch keinen merkbaren Abbruch, als die meisten Hoffnungen gescheitert waren, welche die deutsche Nation hinsichtlich einer besseren Gestaltung der Reichsverhältnisse bei Beginn seines Reichsregiments auf ihn gesetzt hatte. Der Grund, warum diese Hoffnungen scheiterten, lag ebensowohl in den Zeitverhältnissen und in dem Widerstreit der ins Spiel kommenden Interessen der Fürstenmacht und der Königsgewalt, als in dem un-

zulänglichen, sprunghaft unsteten Charakter Maximilians. Selbstsucht war in gleichem Maße auf beiden Seiten. Die Reichsfürsten, an ihrer Spitze der tüchtige Erzkanzler Erzbischof Berthold von Mainz, erstrebten ein aus ihrer Mitte gebildetes Reichsregiment, durch dessen planmäßige Ausführung die kaiserliche Gewalt allerdings zu einem bloßen Schatten gemacht worden wäre und setzten jedem Begehr Maximilians nach Reichshilfe zu seinen auswärtigen kriegerischen Unternehmungen immer das Verlangen nach Reichsreform in ihrem Sinn entgegen. Maximilians Ziele dagegen waren auf nichts anderes als auf die Vergrößerung der habsburgischen Hausmacht gerichtet. Die Reichsreform im ganzen war ihm Nebensache, die von den Fürsten ihm aufgedrängte ihm widerwärtig wie Gift; das Reich war ihm im Grunde nichts als Werkzeug seiner ehrgeizigen Hauspolitik. Ging es ihm schlecht mit seinen Kriegshändeln, dann fügte er sich und wirklich wurde nach dem schmählichen Ausgang des sogenannten Schweizerkriegs von 1499 auf dem Reichstage zu Augsburg 1500 ein ständisches Reichsregiment mit dem Sitze in Nürnberg zu stande gebracht. Kaum ins Leben gerufen, war diese Einrichtung aber auch schon wieder verschwunden, weil Maximilians Lage durch das Bündnis mit Frankreich sich inzwischen wieder verbessert hatte. So schleppten sich die Verhandlungen über die Reichsreform durch den größeren Teil der Regierungszeit Maximilians fort von Reichstag zu Reichstag. Was zu stande kam, war der sogenannte ewige Landfrieden von 1495, der jedoch, wie in unserem 17. Kapitel zu sehen ist, das Faustrecht keineswegs aus der Welt schaffte; das Reichskammergericht, neben welchem Maximilian als gleichwertiges Reichsobergericht seinen österreichischen Reichshofrat einführte und die Reichskreiseinteilung von 1502, welcher sich später eine, jedoch nur in einigen Kreisen durchgeführte, Kreisordnung anschloß. Der Versuch, eine Reichsfinanzordnung durch den „gemeinen Pfennig“ herzustellen, scheiterte durch den kleinlichen Egoismus der Reichsstände und damit war auch eine wirksame Reichskriegsverfassung zur Unmöglichkeit geworden. Allerdings war ein Weg vorhanden, um der Selbstsucht der Fürstenaristokratie zum Trotz eine Reichsreform mit einer Stärkung der Königsgewalt zugleich zu erreichen, wenn der volkstümliche Maximilian nach dem Beispiel der Monarchen anderer Länder die mächtig aufstrebenden demokratischen Elemente der Nation zu Hilfe gerufen und ihnen im Reichstag die ihnen gebührende Stelle verschafft hätte. Zum Schaden Deutschlands war dieser Weg für das romantische Hirn des „letzten Ritters“ ein undenkbarer Gedanke. Nicht einmal zur gesetzmäßigen Feststellung ihrer Reichsstandschaft konnten es die Reichsstädte bringen. Und

doch genügt schon ein oberflächlicher Blick auf die Verfassungen der deutschen Städte, welche sich die Bürger selbst gegeben, um zu ermessen, welche Fülle politischer Weisheit und welcher Reichtum an Organisationstalent im deutschen Bürgertum jener Jahrhunderte vorhanden war.

Unter den vielen Kriegen und kriegerischen Abenteuern Maximilians hat bloß der Schweizerkrieg von 1499 für die Geschichte Nürnbergs ein besonderes Interesse, weil mit ihm der Name eines berühmten Nürnberger Bürgers als Mitwirkenden und Geschichtsschreibers desselben verknüpft ist.

Wenn ein Krieg von Maximilian nicht gesucht, ja demselben sogar sehr unwillkommen war, so war es dieser, weil er zu jener Zeit schweizerische Söldner zum Krieg für Mailand dringend nötig hatte. Neckereien an der Grenze von Tirol und Graubünden hatten zu Schlägereien geführt und aus diesen entwickelte sich ein blutiger Krieg, welcher auf der einen Seite von Österreich und dem schwäbischen Bund, auf der anderen von den Eidgenossen mit gleicher Rohheit und Grausamkeit geführt wurde. Das Kriegsvolk des schwäbischen Bundes, meist prahlerisches, raublustiges Gesindel, dem uneinigen, unfähigen, planlosen Kommando einiger großer Herren untergeben, überließ sich größter Zuchtlosigkeit und erging sich in den vermessensten Reden. Sie wollten in Feindesland so brennen, daß Skt. Petrus die Himmelsthür nicht aufmachen dürfe und daß der Herrgott, auf dem Regenbogen sitzend, die Füße vor Hitze an sich ziehen müsse. Die als „Kuhmäuler", „Kuhgierer" verhöhnten Schweizer führten praktisch aus, was ihre Feinde prahlerisch gedroht. Die Lande um den Bodensee wurden von ihnen aufs grausamste verwüstet, 200 Dörfer und Schlösser gingen in Flammen auf. Wo die Bundestruppen mit den Schweizern zusammentrafen, zogen sie den kürzeren; die vernichtenden Niederlagen bei Frastanz, an der Calven, am Schwaderloch u. s. w. benahmen ihnen zuletzt allen Mut und auch Maximilian, als er endlich aus den Niederlanden, wo er sich mit Karl von Geldern herumgeschlagen, langsam herbeikam, brachte keine Wendung des Mißgeschicks zuwege und hatte bloß Gelegenheit, Zeuge einer neuen schmachvollen Niederlage zu sein. Da blieb denn endlich nichts anderes übrig, als mit den „groben Bauern", welche mit den österreichischen und schwäbischen Rittern so unfein umgesprungen waren, Frieden zu schließen. Dies geschah zu Basel am 22. September 1499. Über die streitigen Punkte ward ein Abkommen getroffen oder schiedsrichterliche Entscheidung vorbehalten; die Schweizer wurden von Reichssteuern und Kammergericht entbunden und damit, nachdem sie

die Kriegshoheit des Reichs schon längst nicht mehr anerkannt, thatsächlich für unabhängig erklärt. Der Verlust von 20000 Menschenleben, die Verwüstung ganzer Landstriche und die faktische Losreißung der Schweiz vom Reichsverband, dies war, abgesehen von der Schmach der durch die Bauern erlittenen Niederlagen, das Ergebnis dieses elenden Kriegs.

Die Stadt Nürnberg hatte ein Fähnlein von 400 Mann unter der Führung von Willibald Pirkheimer zu dem Zuge gestellt. Dasselbe war dem buntgemischten, 7000 Mann starken Heerhaufen zugeteilt, welchen Maximilian am 21. über den Arlberg in der Absicht hatte ziehen lassen, um in Tirol die Entscheidung herbeizuführen. Aber ehe das Heer noch am Ziel seiner Bestimmung eingetroffen war, hatten die Schweizer (22. Mai) die von Habsberg befehligten Oesterreicher vollständig geschlagen und auseinandergesprengt. Pirkheimer bekam dann den Auftrag, die dem Vermuten nach in Bormio aufgespeicherten Vorräte in Empfang zu nehmen. Die Ereignisse und unsäglichen Beschwerden des unglücklichen Feldzugs hat Pirkheimer in einer lateinisch verabfaßten Geschichte des „Schweizer Kriegs" geschildert und sich dadurch den Ruhm eines vorzüglichen Geschichtschreibers und den Namen des „deutschen Xenophon" erworben.

* * *

Es dauerte nicht lange, bis Nürnberg vor größere kriegerische Aufgaben sich gestellt sah.

Kurfürst Albrecht Achilles war am 11. Mai 1486 gestorben. Wenige Wochen vor seinem Tode hatte der greise Fürst noch an der Königswahl in Frankfurt teilgenommen und auf einem Tragsessel sitzend dem neuen König Maximilian das Reichszepter vorangetragen. Der älteste seiner Söhne, Johann II. Cicero erhielt die Mark Brandenburg, Ansbach fiel an Friedrich, Bayreuth an Sigmund. Als letzterer schon 1495 ohne Erben gestorben war, erhielt Friedrich auch Bayreuth.

Der Haß des Markgrafen Albrecht Achilles gegen die Reichsstadt Nürnberg hatte sich auf den Sohn Friedrich fortgeerbt. Derselbe pflegte die Nürnberger Bürger nicht anders als die „Bauern von Nürnberg" zu heißen. Durch die stillschweigende Begünstigung der Placker in seinem Herrschaftsgebiet hatte der neue Markgraf seine Gesinnung gegen die Reichsstadt deutlich genug an den Tag gelegt. Bei der Gegnerschaft, welche noch immer zwischen den Häusern Wittelsbach und Hohenzollern bestand, wurde die Abneigung des Markgrafen gegen die Reichsstadt durch das freundliche Bundesverhältnis Nürn-

bergs zu dem Hause Bayern noch besonders genährt. Die burggräflichen Lehensgefälle, Waldnutzungen, der Wildbann, das Zoll- und Geleitwesen boten beständig Veranlassung zu Reibereien. Die meiste Gelegenheit zur Bethätigung des ererbten Hasses bot aber das kaiserliche Landgericht, dessen erneuerte Bestätigung die Markgrafen bei Kaiser Friedrich III. i. J. 1488 durchgesetzt hatten. Der alte Tanz ging nun von neuem los. Bürger von Nürnberg und Windsheim wurden vor das von dem Markgrafen gehegte kaiserliche Landgericht in Ansbach gefordert und, trotz Einrede und Berufung an den Kaiser, verurteilt. Damit war aber letzterer doch nicht einverstanden und er nahm auf Beschwerde seitens der Beteiligten durch ein Mandat vom 3. August 1491 Nürnberg und Windsheim gegen die Vergewaltigung mittels des Landgerichts in Schutz. Und noch wenige Wochen vor seinem Tode gab er, wohl in Zusammenhang mit der Angelegenheit, dem Nürnberger Rat den Befehl, alle solche, welche die nach Nürnberg führenden Reichsstraßen durch Mord, Raub, Brand, Krieg oder sonstige Ungebühr beunruhigen oder dessen verdächtig seien oder die Schuldigen behausten oder speisten, als Majestätsverbrecher zu fangen und nach Stadtrecht zu richten.

Die Erbitterung auf beiden Seiten, auf fürstlicher wie auf städtischer, stieg zu einer bedenklichen Höhe; es verlautete bereits von Rüstungen hüben und drüben und es schien, als ob ein neuer Markgrafenkrieg ausbrechen wollte. Daß dieser Ausbruch doch nicht erfolgte, war allem Anschein nach dem König Maximilian zu verdanken. Markgraf Friedrich gehörte zu dessen ergebensten Anhängern und mochte deshalb wohl auf Unterstützung des jungen Königs gerechnet haben. Zu den vielfachen und weit aussehenden Plänen Maximilians konnte es jedoch durchaus nicht passen, wenn es jetzt zwischen zwei ihm nahe stehenden Reichsständen zum Kriege käme. Der dem König befreundete Herzog Albrecht von Sachsen übernahm die Vermittlung und durch dessen Amtmann von Weissensee, den Ritter Dietrich von Harras, wurde zwischen den streitenden Parteien am 6. Januar 1496 zu Ansbach ein Vergleich zu stande gebracht, welcher nach dem Namen des Unterhändlers der „Harrassche Vertrag“ genannt wird. Nach diesem Vergleich verblieb den Markgrafen das Landgericht für Gostenhof und Wöhrd, doch solle der Rat zwei Ratsfreunde dazu schicken, um Urteil helfen zu schöpfen. Dagegen sollten sämtliche Einwohner Nürnbergs innerhalb der Ringmauer, sowie die draußen wohnenden Hintersassen der Bürger und Stifter von Nürnberg vom Landgericht befreit sein. Hinsichtlich der Lehen, Waldrechte, Geleit u. s. w. sollte es bei den alten Privilegien bleiben, was nichts anderes

bedeutete, als daß mit Ausnahme des Landgerichts alle anderen Anlässe zu Reibereien und Streitigkeiten fortbestanden.

Für eine kurze Zeit lachte nun die Sonne der Eintracht zwischen Fürst und Stadt. Der Rat lud den Markgrafen ein, mit seiner Gemahlin und seinem gesamten Hofstaat zur Fastnacht nach Nürnberg zu kommen und es erschienen auch die Geladenen mit zahlreichem Gefolge und ließen es sich als Gäste der Stadt bei den vom Rate veranstalteten Festlichkeiten, wobei auch ein „Gestech" (Turnier), zehn markgräfliche gegen ebensoviel nürnbergische Helme, auf dem Marktplatz nicht fehlte, sehr wohl gefallen.

Das friedliche Verhältnis zwischen den beiden Nachbarn hatte jedoch keinen langen Bestand, denn auf beiden Seiten machten sich bald neue Beschwerden laut. Man wußte in Nürnberg nur gar zu wohl, daß das heillose Plackerwesen von Kunz Schott und Genossen (Kap. 17, S. 332) vom Markgrafen durch Gewährung von Unterschleif auf markgräflichem Gebiet mittelbar genährt wurde. Die Nürnberger Bürger Dr. Leuschner, Ulman Stromer, Andreas Tucher und der Ratschreiber, welche wegen der Schott'schen Fehde als Gesandtschaft zu einem Tage nach Heidelberg reisten, wurden unterwegs im Wirtshaus zu Riet überfallen und weil sie, sich ihrer Haut wehrend, drei der Angreifer niedergestreckt hatten, vom Markgrafen in Dinkelsbühl festgehalten und vor dem Kaiser peinlich angeklagt. Es bedurfte auf das Anrufen seitens des Nürnberger Rats eines kaiserlichen Befehls, die Gefangenen ledig zu machen.

Bei der durch den „ewigen Landfrieden" in keiner Weise geminderten Unsicherheit hielt es der Rat von Nürnberg für angemessen, die in dem Markgrafenkrieg von 1449 aufgerichteten Landwehren und Blockhäuser in guten Stand zu setzen und ließ vor den fünf Hauptthoren Nürnbergs kleine steinerne, sechzehn Fuß hohe Türme erbauen. Dies erklärte der Markgraf für einen Eingriff in seine landesherrlichen Rechte und verlangte trotz dem sehr begründeten Einwand der Stadt, daß sie doch auf eigenem Grund und Boden bauen könne, was sie wolle, die Niederlegung der Gebäulichkeiten oder eine Entschädigung von 20 000 fl. Diesem absonderlichen Begehren des Markgrafen gegenüber betonte die Stadt den wirklichen Schaden, welchen sie in der Schottschen Fehde teils durch Gewährung von Unterschleif, teils durch höhnende Nichtachtung des Geleits seitens der Placker auf markgräflichem Gebiet erlitten hätte und machte den Anspruch auf einen Schadenersatz von 50 000 fl. geltend. Eine Verständigung über so weit auseinandergehende beiderseitige Ansprüche war von selbst ausgeschlossen. — Als dann nach Ablauf der zwölfjährigen Vertragszeit der schwäbische Bund auf einem Tag zu Nörd-

lingen auf weitere zwölf Jahre erneuert wurde, erhob der Markgraf den heftigsten Einspruch gegen die Aufnahme der Reichsstadt, allerdings ohne Erfolg.

Die Schottsche Fehde war beigelegt, darum hatte jedoch die Beunruhigung von Nürnbergs Umgegend nicht aufgehört, denn diejenigen von Schotts Genossen, welche mit Nürnberg sich noch nicht ausgesöhnt hatten, suchten und fanden anderweitige Gelegenheit, sich an der Stadt zu reiben. Der übel berufene Fuhrmann Kelz von Bruck hatte wegen eines Pferdes der Stadt Nürnberg abgesagt. Diesem Patron schlossen sich jene adeligen Genossen an und zwar nicht ohne Mitwissen und Gönnerschaft des Markgrafen. Die Szenen von Raub und Brand, aus der Schottschen Fehde noch in frischem Gedächtnis, erneuerten sich in schreckenerregendem Maße. Jetzt kehrten aber die Nürnberger den Spieß um und vergalten dem Markgrafen Gleiches mit Gleichem. Ähnlich wie der Markgraf seine Junker, unterstützte die Stadt Nürnberg einen ihrer Mitbürger, Kunz Beringer, in seinen Ansprüchen gegen den Markgrafen. Diesem Absager des Markgrafen lief um geringen Sold in der Hoffnung auf gute Beute eine Menge herrenloser Knechte zu, mit welchen Beringer, raubend, brennend und sengend das markgräfliche Gebiet weit und breit bis Ansbach überzog. Jetzt verklagte der Markgraf die Stadt Nürnberg beim schwäbischen Bund als Landfriedensbrecherin, verweigerte den Nürnberger Kaufleuten das übliche Geleite zur Frankfurter Messe, verlegte ihnen, als sie unter beschöflich bambergischem und würzburgischem Geleite einen anderen Weg einschlugen, im Odenwald mit 800 Reitern die Straße und suchte der Stadt alle Zufuhr abzuschneiden.

Zu allen diesen Beschwerden, Anklagen und Streitigkeiten kam noch der Streitpunkt wegen des Kirchweihschutzes in Affalterbach.

Die Spannung auf beiden Seiten war allgemach so groß geworden, daß ein offener Kampf, ein bei der Heranziehung der beiderseitigen Bundesgenossen weitaussehender Krieg unvermeidlich schien. Diesen zu verhindern, legten sich benachbarte Fürsten ins Mittel und veranstalteten zur Begleichung der vorliegenden Streitpunkte einen Tag zu Erfurt. Je näher aber der anberaumte Sühnetag heranrückte, desto häufiger wiederholten sich die markgräflichen Feindseligkeiten und während noch die Abgesandten der Parteien mit den Ausgleichsverhandlungen beschäftigt waren, kam es durch die jugendliche Ungeduld von des Markgrafen Sohn Kasimir, der schon lange darauf brannte, den noch nicht vergoltenen Tag vom Pillenreuther Weiher den verhaßten Städtern heimzuzahlen, zu dem Ereignis, welches die Schlacht von Affalterbach genannt wird.

Das längst vom Erdboden verschwundene Affalterbach war ein nürnbergischer Weiler mit fünf Häusern und einer Kapelle und lag am linken Ufer der Schwarzach in der Nähe von Burgthann. Zu der alljährlich im Juni, am Sonntag nach Skt. Veit abgehaltenen Kirchweih, bei der es neben dem Wallfahrtsgottesdienst auch nicht an Zech- und Krambuden fehlte, strömte immer viel Volk zusammen. Die Aufrechterhaltung der Ordnung, den sogenannten Kirchweihschutz, sowie die kleinen Einnahmen aus den Abgaben der Krämer nahm von altersher die Stadt Nürnberg in Anspruch; beides aber wurde ihr in jener Zeit vom Markgrafen heftig streitig gemacht. Aus diesem Grunde wurde von Nürnberg zum Kirchweihtag eine größere Anzahl von Söldnern geschickt, welche mit den von dem markgräflichen Amtmann auf Burgthann entsendeten Leuten gewöhnlich Händel bekamen.

Gerüstet wurde schon längst auf beiden Seiten. Nürnberg hatte seine Streitmacht durch Werbungen am Bodensee namhaft verstärkt. Zu Kasimirs Landesaufgebot, das in Kadolzburg, Neustadt a. d. Aisch, und Schwabach sich sammelte, stieß der Landgraf von Hessen, sodaß der Markgraf über 6000 Mann zu Fuß und 1000 Reiter verfügte. Diese Ansammlung markgräflicher Truppen war für die Nürnberger ein deutliches Anzeichen, daß auf der anderen Seite ein Anschlag im Werk sei und daß der Kirchweihtag von Affalterbach, der im Jahre 1502 auf den 19. Juni fiel, nicht ruhig vorübergehen werde.

Markgraf Kasimir brach mit seinen Streitkräften vom Samstag auf Sonntag auf. Der Nürnberger Rat hatte, um ihm auf alle Fälle zuvorzukommen, zur Beschützung des Kirchweihplatzes in Affalterbach schon am Samstag zeitig 2000 Fußknechte und 150 Reiter nebst 12 Geschützen und einer Wagenburg unter den Hauptleuten Wolf Pömer, Wolf Haller und Hans von Weichsdorf dahin abgeordnet. Zugleich wurde für den Fall, daß diese Truppe auf dem Marsch angegriffen würde, zu deren Unterstützung eine Abteilung von 800 Bürgern zu Fuß und 50 Reisigen unter Ulman Stromer in dem Zwinger zwischen dem Frauen- und Spittlerthor in Bereitschaft gestellt. Außerdem waren in Voraussehung, daß es im Laufe des Tages zwischen den Truppen in Affalterbach und den Markgräflichen zum Kampfe kommen werde, noch 2500 Fußknechte, 190 Reiter und eine Wagenburg marschbereit.

Als Kasimir die Nachricht erhielt, daß die Nürnberger den Kirchweihplatz bereits mit starker Macht und in gut verschanzter Lage besetzt hielten, änderte er seine Marschrichtung und nahm am Lorenzer Wald, eine halbe Stunde südlich von Nürnberg Stellung. Die Leitung seines ganzen Heeres erhielt der kriegserfahrene Ewald von

Lichtenstein; unter ihm standen die Hauptleute Paulus von Absberg und Christoph von Giech, beide geschworene Feinde der Nürnberger; Hauptmann des Fußvolks war Hans von Hund. Die markgräflichen Truppen wurden in zwei Haufen geteilt, wovon der eine im Wald im Hinterhalt blieb, während der andere an dem Waldsaum vorrückte und von da aus eine Abteilung gegen Lichtenhof entsendete, welche sofort anfing zu plündern und Vieh wegzutreiben. Ulman Stromer erhielt den Befehl, die Plünderer, welche man für eine Streifschar hielt, zu vertreiben, zugleich aber die Weisung, sich im Wald in kein Gefecht einzulassen.

Unterstützt durch das Feuer der Geschütze von den Türmen der Stadt, das aber meist zu hoch ging, um dem Feind viel Schaden zuzufügen, rückte Stromer von Sft. Peter aus vor und drängte den Feind zurück. Sobald aber Paulus von Absberg das Anrücken der Nürnberger gewahrte, rückte er mit seinem Haufen aus dem Wald, stellte auf der Straße nach Pillenreuth eine Wagenburg auf und griff mit den Reisigen das Nürnberger Volk an. Es gelang jedoch den Nürnberger Schützen, die markgräflichen Reiter zum Rückzug zu zwingen und auch die feindliche Wagenburg zu trennen glückte ihnen nach dreimaligem Ansturm. Der größte Teil des markgräflichen Fußvolks ergriff die Flucht, nur das Kitzinger Fähnlein, 300 Landsknechte und die Schweizer zogen sich in guter Ordnung in den Wald zurück. Hitzig im Eifer des Siegs, ohne Vorsicht und seiner Weisung entgegen drang Stromer nach, als er plötzlich von einer Waldblöße den Markgrafen selbst „mit dem rechten Heer, wohl 1000 zu Roß und vielen zu Fuß" gegen sich anrücken sah. Eiligst trat er den Rückzug an und suchte, auf freiem Feld angekommen, die Wagenburg zu schließen, was aber nicht gelang, denn plötzlich warf sich der in den Reihen des Markgrafen dienende Götz von Berlichingen auf den vordersten Wagenführer der einen Zeile, stach ihn vom Pferde und in die offen stehende Lücke drangen die Reiter ein und stachen die Nürnberger Büchsenschützen, welche ihr Pulver bereits verschossen hatten, haufenweise nieder. Da war denn aller Widerstand vergeblich, kein Halt mehr möglich, alles stürmte ordnungslos in wilder Flucht, in welche selbst die mittlerweile entgegengeführten 1000 Mann städtische Unterstützungstruppen mitfortgerissen wurden, gedrängt von den feindlichen Reitern der Stadt zu.

So hatte der anfängliche Sieg der Nürnberger sich in die blutigste Niederlage verwandelt und der Tag schien ganz verloren. Da erschien im Rücken der Markgräflichen der von Affalterbach heimziehende Wolf Haller, welchem ein Bote Stromers die Kunde von dem Treffen vor den Mauern der Stadt nach Altenfurth ge-

bracht hatte und überfiel in raschem Anprall die bei Kasimir im Wald zurückgebliebenen Reiter. Der Markgraf selbst wurde durch einen Lanzenstich vom Pferde geworfen und konnte nur mit Mühe unter demselben hervorgezogen werden. Sein Hauptmann Link floh mit seiner Mannschaft nach Schwabach und verbreitete dort die Nachricht, der Markgraf sei erschlagen worden. Vor der Gefangenschaft wurde Kasimir durch die von der Verfolgung zurückgekehrten Reiter gerettet. Es entspann sich nun ein neuer Kampf; heldenmütig vor allen kämpfte der Träger des Nürnberger Reiterbanners, Peter Schmied von Donauwörth. An beiden Händen verwundet, riß er das Fähnlein von der Stange, nahm es zwischen die Zähne und verteidigte sich, bis er tot niedersank. Mit ihm wetteiferten an Tapferkeit Konrad Kammerer und Wolf Ketzel. Der Markgraf war gezwungen, den Rückzug anzutreten, welcher von dem Kitzinger Fähnlein, den Landsknechten und den Schweizern gedeckt wurde. Um den Markgräflichen die eroberten Trophäen wieder abzunehmen, waren die Nürnberger zu ermüdet.

Die Waffenehre Nürnbergs war rühmlich gerettet, aber groß und schmerzlich waren die Opfer, und Jammer und Wehklagen erfüllten die Stadt. Denn 299 Bürger, meist Familienväter aus dem Gewerbestand, lagen tot auf der Wahlstatt; von den Patriziern waren gefallen N. Meuerl, Wolf Nützel und Sigmund Peßler. Noch viel größer war der Verlust auf markgräflicher Seite; nach den übereinstimmenden Berichten der Zeitgenossen ließ der Markgraf 6—700 Tote auf dem Schlachtfeld, darunter je einen Grafen v. Hohenlohe, v. Schwarzburg, von Öttingen, 6 Ritter und 20 Edle. An vielen Gefallenen fand man keine Wunden, sie waren wohl infolge der außerordentlichen Hitze in ihren Harnischen erstickt. Ein Teil des versprengten markgräflichen Fußvolks wurde von den nürnbergischen Besatzungen in Wendelstein, Reichelsdorf und Pillenreuth gefangen. 72 derselben, welche man andern Tags nach Nürnberg einlieferte, wurden, ohne daß der Rat die Gewaltthat verhindern konnte, noch vor den Thoren von dem wütenden Volk ermordet.

Kasimirs treuloser, ohne Absagebrief an die Stadt unternommener Angriff und die durch denselben veranlaßten schmerzlichen Opfer drohten die Erfurter Friedensunterhandlungen, welchen der Markgraf Friedrich persönlich beiwohnte, vollständig zu vereiteln. Die Nürnberger errichteten ein eigenes Büchsenschützenkorps von 400 Mann und fingen an, weitere Mannschaften in Böhmen zu werben, während der Markgraf bei Pfalz, Hessen und anderen Herren sich um Hilfe umsah. Es bedurfte des ernsten Friedensgebots des Kaisers und dessen Mahnung an den schwäbischen Bund, bei Fortsetzung des

Streits mit 4000 Mann zu Fuß und 700 zu Roß einzuschreiten, daß der Friede zu Erfurt zu stande kam.

Kurz ehe der Friede abgeschlossen und verkündigt ward (1. Juli), konnte es sich der Rat von Nürnberg nicht versagen, für die von dem Markgrafen erlittene Ungebühr seine Rache einigermaßen noch dadurch zu kühlen, daß er mehreren Hauptleuten den Befehl gab, in das markgräfliche Gebiet einzufallen. Den Schaden hatten bloß die armen Bürger und Bauern, deren Wohnstätten durch die Nürnberger Rächer in Flammen aufgingen. In der Ansbacher Gegend wie im Aischgrund wurde arg von ihnen gehaust; der Markt Plech und zehn Dörfer in dessen Nähe wurden ausgebrannt. Auch als der Friede schon geschlossen war, führte das Lösegeld für die Gefangenen noch zu verschiedenen Gewaltthaten.

* * *

Dieser kurzen kriegerischen Episode, welche bloß die zwei feindlichen Nachbarn berührte, folgte bald ein großer, ganz Süddeutschland in Mitleidenschaft ziehender blutiger Krieg, an welchem Nürnberg als Bundesgenosse der einen Partei teilnahm und als Siegespreis ein ansehnliches Landgebiet erwarb. Es ist dies der Landshuter Erbfolgekrieg.

Der unselige, trotz Kaiser Ludwigs von Bayern Hausvertrag von Pavia von 1329 fortgesetzte Brauch sich immer wiederholender Landesteilungen hat in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters die Machtstellung des Hauses Wittelsbach ungemein beeinträchtigt und dessen Geschichte dritthalbhundert Jahre lang zu einer fast ununterbrochenen Familientragödie gestaltet. Aus den Zwisten der Familienglieder erwuchsen gewöhnlich Kriege der Stammesgenossen, welche Land und Leute ins Verderben brachten. Sehr unerquicklich ist daher die bayerische Geschichte jener Jahrhunderte und noch als ganz besonderes Mühsal wird von der lernenden Jugend unseres engeren Vaterlandes die Aufgabe empfunden, alle die zahlreichen Verästelungen und Abzweigungen der verschiedenen Linien des Herrscherhauses in die Schatzkammer ihres Gedächtnisses aufzunehmen.

Am Anfang des 16. Jahrhunderts bestanden in Bayern noch zwei Linien des Hauses Wittelsbach: die Münchener, an deren Spitze Herzog Albrecht IV., der Weise, stand und die Landshut-Ingolstädter unter Herzog Georg dem Reichen, welche mit diesem im Mannsstamm ausstarb, weil letzterer bloß zwei Töchter besaß, von welchen Margarethe, die Jüngere, den Schleier genommen hatte. Das nächste Anrecht an Herzog Georgs Erbe, sowohl nach den Haus-

verträgen als nach dem Lehenrecht, hatte die Münchener Linie. Herzog Georg konnte es aber nicht über sich gewinnen, den klar vorgezeichneten Weg des Rechts zu gehen. Das Recht und das Interesse des Gesamthauses sowohl als das Wohl des Landes außer Augen setzend, vermählte er seine ältere Tochter Elisabeth mit Ruprecht, einem jüngeren Sohn des Kurfürsten Philipp von der Pfalz und machte testamentarisch seine Tochter und deren Gemahl zu seinen alleinigen Erben. Und dieses Erbe Herzog Georgs war groß. Wie er selbst, so hatten auch schon sein Großvater Heinrich und sein Vater Ludwig mit gutem Grund den Zunamen „der Reiche" bekommen. Von Herzog Georgs Reichtum werden ganz merkwürdige Dinge erzählt. So heißt es in einem Bericht: „Er hinterließ nebst weitschichtigen Ländereien in Niederbayern und im Nordgau einen zu Burghausen aufbewahrten großen Schatz, nämlich: zwölf Apostel in Lebensgröße von Silber, den Weltheiland in Lebensgröße von Gold, auch ganze Stöße von Silberplatten, viel ungeschmelztes Gold, eine große Anzahl von Böden voll Getreide und endlich einen ganzen Turm mit barem Gelde angefüllt, so daß er unter den dortmals lebenden Fürsten unstreitig der reichste war." Trotz dieser ungeheueren Schätze schämte Herzog Georg sich keineswegs, nicht bloß seinen Unterthanen eine schwere Steuer aufzulegen, sondern auch die Wallfahrtskirche zu Altötting um 20000 fl., dann um 60000 fl. nebst 7 Zentnern ungemünzten Goldes zu plündern, um zu dem wegen seiner widerrechtlichen Verfügung über sein Land unvermeidlichen Kriege wohl vorgesehen zu sein.

Herzog Georg erlebte den Krieg nicht mehr, er starb am 1. Dezember 1503. Mit jugendlichem Ungestüm suchte Pfalzgraf Ruprecht, unterstützt von seiner thatkräftigen Gemahlin, sich sofort in den Besitz des Landes zu setzen. Zwar blieb ihm die Huldigung der Landstände versagt, bis daß der Spruch des Kaisers, als obersten Lehensherrn, gefallen wäre, aber nachdem er Landshut durch Überrumpelung gewonnen, fiel auch Burghausen in seine Hände und die dort aufgestapelten Schätze lieferten einstweilen Mittel genug, um ganze Schwärme einheimischer und fremder Ritter anzulocken und ein Heer zur Behauptung des Landes zu bilden. Alles kam nun auf König Maximilian an, in dessen Hand die rechtliche Entscheidung lag. Derselbe handelte aber nicht wie ein uneigennütziger Richter, sondern wie ein schofler, gewinngieriger Makler. Unter der Hand feilschte er mit jeder der beiden Parteien zu gleicher Zeit. Dem Pfalzgrafen Ruprecht verhieß Maximilian, ihm zu einem Drittel des erledigten Fürstentums und zur Hälfte alles Getreides, Geschützes und Hausrats, aber ohne Gold und Silber, zu verhelfen, wenn Ruprecht

ihm geloben wolle, ohne seinen Willen weder mit dem Herzog Albrecht noch mit den Landständen ein Abkommen zu treffen. Von seinem Schwager Herzog Albrecht dagegen beanspruchte der König für seine Unterstützung als „sein Interesse“ neben verschiedenem anderen die Abtretung der Ämter Kufstein, Rattenberg und Zillerthal sowie die Wälder in der Herrschaft Kitzbühel, lauter Landschaften, die von uraltersher zu Bayern gehört hatten und welche zudem seit Jahrzehnten durch ihren Bergsegen für die Landshuter Herzoge zur Goldgrube geworden waren. Diese Unterhandlungen geschahen zu Augsburg, wohin der König auf 5. Februar 1504 einen Tag anberaumt hatte und wo es nach Maximilians Geschmack hoch herging mit Banketten, Turnieren, Mummereien, Tänzen u. s. w. Zu seinem Schaden, aber zum Glück für Bayern wies Ruprecht Maximilians schnödes Anerbieten zurück; in keckem Jugendmut getraute er sich, mit Hilfe seines Burghauser Schatzes auch ohne des Königs Beistand sein Werk durchzuführen. Herzog Albrecht aber willigte mit schwerem Herzen in das Begehren seines königlichen Schwagers und nachdem dieser die Zusage des Münchener Herzogs wohlverbrieft in Händen hatte und nachdem auch das Gaukelspiel der öffentlichen Verfechtung der beiderseitigen Ansprüche durch die gelehrten Räte der beiden Parteien vor sich gegangen war, sprach Maximilian der Münchener Linie das Land zu und verkündete bald darauf die Acht über Pfalzgraf Ruprecht.

Herzog Albrecht hatte in der Voraussicht des nahenden Sturms nicht bloß die eigene Rüstung eifrig betrieben, sondern sich auch, unter Zusicherung entsprechender Entschädigung, zeitig nach Bundesgenossen umgethan. König Maximilian übernahm die Stellung von 10000 Mann; der schwäbische Bund stellte ein Exekutionsheer von 14000 Mann zu Fuß und 1400 Mann zu Pferd; der Herzog von Württemberg und der Landgraf von Hessen versprachen mit ganzer Macht den Angriff auf den Kurfürsten Philipp von der Pfalz; zu ihnen stieß Alexander von Zweibrücken-Veldenz mit 1200 Mann. Außer mit diesen Fürsten hatte Herzog Albrecht auch mit dem Markgraf Friedrich von Ansbach einen Bundesvertrag abgeschlossen, welchem gemäß der Markgraf 5000 Mann stellte, wovon er den größeren Teil von seinem Bruder Joachim aus der Mark erhielt. Mit der Stadt Nürnberg bestand schon seit anfangs Februar ein doppelter Vertrag: 1) die Stadt solle dem Herzog Albrecht gegen jeden Feind, von dem er angegriffen werde, mit 150 Pferden und 500 Fußknechten beistehen; 2) gegen Kurfürst Philipps Land, die obere Pfalz, solle die Stadt mit ganzer Macht zu Felde ziehen, dagegen aber von der Stellung des Kontin-

gents zum schwäbischen Bund befreit sein. Als Entschädigung für ihre Unkosten erhielt die Stadt die Zusicherung aller der Orte, welche sie aus dem pfälzischen Besitz erobern würde; das aus der Hinterlassenschaft Herzog Georgs Eroberte aber solle sie an Herzog Albrecht gegen eine Entschädigung von 40 000 fl. abtreten. Die Gesamtstärke der nürnbergischen Kriegsmacht wurde auf 5000 Mann geschätzt; mit ihrem zahlreichen und stattlichen Geschützwesen that sie es allen anderen zuvor. Je 800 Fußknechte aus der Schweiz und vom Bodensee, der Heimat der deutschen Landsknechte, waren neuerdings geworben, die Reiter waren meistens aus Böhmen. Oberste Hauptleute waren Endres Tucher, Sebald Schürstab, Hans Harsdörfer, Georg Fütterer, Wolf Pömer.

Die gegen Pfalzgraf Ruprecht und dessen Vater, den Kurfürsten Philipp von der Pfalz, ins Feld geschickte Kriegsmacht wird auf 60 000 Mann geschätzt, gegen welche die Streitmacht der zwei pfälzischen Wittelsbacher weit zurückstand. Ruprecht stützte sich außer auf die Hilfe, welche ihm die Grafen von Leuchtenberg und Henneberg zubrachten, und auf die Unterstützung der ihm zugeströmten Ritter, hauptsächlich auf die von ihm geworbenen 10—12000 Böhmen. Die ungeheuere Wucht der ihn umringenden Feinde erschreckte den jungen Pfälzer nicht im geringsten. Seinen kecken Wagemut gab er in einer Inschrift Ausdruck, die er in schwarzem Email in ein goldenes Ritterband schmelzen ließ. Sie lautete:

Bund heb stark und brich nit,
Römischer König, du hast es nit,
Albrecht hats in der Taschen nit,
Landgraf von Hessen schad mir nit,
Alexander der gesteht es nit,
Nürnberg übergibt uns nit.
Ich will bleiben Pfalzgraf am Rhein,
Und widerstehn allen Feinden mein.
Böhmen nimm zu Gehilfen ich,
Henneberg verläßt nit mich,
Leuchtenberg, das lobe ich,
Eine neue Münz vermag ich,
Der ganze Bund steht wider mich,
Da widerstreit ich ritterlich.

Der junge Herr schien nicht zu ahnen, wie übel es um ihn stand.

Schon im Januar hatte Nürnberg zuerst als eilende Hilfe 32 Reisige und alsbald darauf die vertragsmäßigen 150 Reisigen und 450 Fußknechte zu Herzog Albrecht gesandt. Anfangs Mai rückten 878 Mann zu Fuß unter dem Hauptmann Sebald Storch und 88 Reisige unter Wolf Haller ins Lager bei Donauwörth, weil trotz dem mit Herzog Albrecht geschlossenen Vertrag Nürnberg weder

vom Bund noch von König Maximilian von der Stellung seines Kontingents zum schwäbischen Bund entbunden worden war. Zu gleicher Zeit rückten 1000 Mann mit 12 Feldschlangen den zur Unterstützung Ruprechts von Heidelberg heraufziehenden Albrecht von Landenberg und Graf Wilhelm von Henneberg entgegen, um denselben die Straße zu verlegen. Der Rat forderte den mit 1000 Fußknechten und 550 Reisigen zur Belagerung Heidecks ausgezogenen Markgrafen Friedrich zur Mitwirkung an dem Unternehmen auf. Die Vereinigung der markgräflichen und nürnbergischen Truppen fand auch statt und das Unternehmen konnte leicht gelingen, da diese pfälzischen Hilfstruppen bloß 950 Fußknechte und 250 Reisige zählten. Als man aber im Schwabachgrund unweit des Fleckens Neukirchen am Brand auf den Feind stieß, versteckte der Markgraf seine Unlust, mit seinem Schwager Henneberg anzubinden, hinter den nichtigsten Einwendungen. Dadurch wurde der Nürnberger Plan vereitelt und die Pfälzer gelangten fast ohne Schaden nach Lauf und von da nach Neumarkt. Nun verweigerten aber auch die Nürnberger dem Markgrafen ihre Mitwirkung zu dessen Unternehmung gegen Heideck; der Markgraf mußte unverrichteter Dinge abziehen und Heideck verblieb als wertvoller Stützpunkt während des ganzen Kriegs in den Händen der Pfälzer.

Im Juni entbrannte der Kampf, welcher aber weniger mit dem Schwert als mit der Brandfackel geführt wurde, zu gleicher Zeit an der Donau, am Rhein und am Neckar, in Ober- und Niederbayern, in der oberen Pfalz, im Elsaß und in der Rheinpfalz. Grauenhaft waren die Verwüstungen durch das verwilderte Kriegsvolk und die hinterher ziehenden rohen Bauern. An 300 pfälzische Ortschaften sollen eingeäschert worden sein, auch die herrliche Abtei Limburg sank damals in Schutt und Asche. In Bayern trachtete die Kriegsführung vor allem nach der Besitzergreifung der wichtigeren Ortschaften. Nach diesem Grundsatz verfuhr auch die nürnbergische Kriegsleitung.

Am 7. Juni, es war Freitag nach Fronleichnam, schickte die Stadt Nürnberg ihren Absagebrief an Kurfürst Philipp und gleich in der folgenden Nacht begann unter den obersten Hauptleuten Endres Tucher, Sebald Schürstab und Hans Harsdörfer der Ausmarsch des Heeres, welches 3000 zu Fuß und 500 Reisige stark war und 3 große Karthaunen, welche 64 Pfund schwere Eisenkugeln schossen, 3 große Steinbüchsen, 14 Feldschlangen und 28 Hakenbüchsen mit sich führte. Die erste Unternehmung galt dem Städtchen Lauf, welches der pfälzische Pfleger Christoph von Lentersheim zu halten versuchte. Die am Morgen des 8. Juni begonnene Beschießung des Orts wurde vom Schloßturm aus „wacker" erwidert. Am 9. Juni

war aber bereits eine Bresche gelegt und die Truppen machten sich bereit zum Sturm. Da öffneten sich, nachdem der Pfleger mit etlichen Ratspersonen entwichen war, um sich auf den Rothenberg zu flüchten, die Thore, und die Bürger mit den Priestern an ihrer Spitze übergaben den nürnbergischen Hauptleuten die Schlüssel der Stadt.

Wegen des verweigerten Sturmsolds, welchen die Knechte verlangten, obwohl gar kein Sturm stattgefunden hatte, und weil ihnen das Plündern verwehrt wurde, kam es zu meuterischen Auftritten; 100 Knechte vom Bodensee und 40 Böhmen zogen wirklich davon und konnten nur durch eine Geldspende zurückgebracht werden. Auf dieses hin machte auch die übrige Mannschaft Miene, sich zu empören und es wäre vielleicht das ganze Heer auseinander gelaufen, wenn man die unwirsch gewordenen Kriegsknechte nicht mit Geld beschwichtigt hätte.

Noch leichter als von Lauf ging die Einnahme von Hersbruck vor sich. Da keine Aussicht auf Hilfe oder Entsatz bestand und einer nach Lauf entsendeten Abordnung Hersbrucker Bürger Sicherheit für Personen und Habe der Einwohner zugesichert worden, wehrte sich der dortige Pfleger, Hans Hüttenbeck, nicht dagegen, daß die Stadt bei der Ankunft des nürnbergischen Heeres den Nürnberger Hauptleuten übergeben werde.

Noch wildere Szenen als in Lauf fanden hier unter dem Kriegsvolk statt. Die böhmischen Fußknechte plünderten in dem markgräflichen Dorfe Hohenstadt bei Hersbruck und mißhandelten die zur Abstellung des Unfugs abgeschickten deutschen Waibel. Als nun gegen sie die deutschen Knechte geführt wurden, kam es zu einem förmlichen Kampfe, in welchem 70 Böhmen getötet und 150 verwundet wurden. Ein großer Teil der Böhmen verließ infolge dieses Ereignisses das Heer.

Von Henfenfeld waren die Brüder Egloffstein, die Besitzer des Gutes, bereits nach Lauf gekommen, um der Stadt Nürnberg zu huldigen; dasselbe geschah seitens des Orts Reichenschwand. In Hersbruck erschien die Priorin vom Kloster Engelthal mit etlichen Schwestern ihres Konvents, um Huldigung zu leisten und hier wurden auch mit Georg Öttinger, dem Pfleger des wiederhergestellten Schlosses Unterhandlungen gepflogen, die zur freiwilligen Uebergabe des Schlosses Reicheneck, wie der zur Pflegschaft gehörenden Ortschaft Happurg führte. Eine Truppenabteilung begab sich nach dem Benediktinerkloster Weissenohe bei Gräfenberg, wo sowohl die Mönche als die Unterthanen des Klosters ohne Zaudern huldigten. Der Abt war nach Bamberg geflüchtet, stellte sich aber bald darauf dem Rat von Nürnberg vor, um ebenfalls Huldigung zu leisten.

Nachdem Hersbruck und Lauf mit Besatzungen versehen waren, kehrte das Heer nach Nürnberg zurück, um am 21. einen neuen Auszug zu machen, der sich gegen Altdorf richtete. Zu dessen Belagerung wurden neben den vor Lauf gebrauchten drei schweren Geschützen noch weitere drei mitgeführt, wovon die Eule 220 Pfund, der Falke und die Fischerin 100 Pfund schwere Steinkugeln schossen. Schon der erste Schuß der Eule drang durch die Stadtmauer mitten auf den Marktplatz und beschädigte mehrere Häuser. Dennoch wehrten sich die Belagerten bis in den vierten Tag, wo die Kapitulation der beiden Hauptleute Georg von Mistelbach und Lorenz Spangenberg mit freiem Abzug ihrer 250 Mann starken Mannschaft stattfand. Während der Belagerung Altdorfs hatten die Nürnberger Hauptleute Abteilungen entsendet und sich in den Besitz der Schlösser Grünsberg und Deinschwang sowie des Klosters Gnadenberg gesetzt.

In Altdorf wurde außer einer Besatzung von 200 Mann auch das Geschütz zurückgelassen, weil es zu der beabsichtigten Belagerung von Neumarkt verwendet werden sollte. Einstweilen fand der Rückmarsch nach Nürnberg statt, um mittlerweile durch Werbung die Zahl der Reisigen zu verstärken, was angesichts des pfälzischen Übergewichts in dieser Waffengattung dringend geboten erschien. Um aber das Heer inzwischen nicht müßig gehen zu lassen, wurde es zu verschiedenen Unternehmungen in vier Haufen geteilt.

Der erste Haufe unter den Hauptleuten Weißweber, Müller und Kammerer, bestehend aus 1500 Fußknechten mit 6 Falkonets, besetzte Hilpoltstein bei Gräfenberg und bemächtigte sich des Marktes Betzenstein und des Schlosses Stierberg. Am 8. Juli wurde das Städtchen Velden eingenommen, aber schon vier Tage später trotz tapferer Gegenwehr der Bürger von dem pfälzischen Landrichter von Auerbach, Balthasar von Seckendorf, zurückerobert, aber auch geplündert und verbrannt. Die von Nürnberg zum Entsatz gesandte Mannschaft kam zu spät, um das Unglück zu verhindern. Später schickte der schwäbische Bund 150 Mann, um den Platz zu besetzen und im folgenden Jahre bot die Stadt Nürnberg den Bürgern Veldens, welche sich am 12. Juli 1504 so mannhaft gewehrt hatten, die nötige Unterstützung zum Wiederaufbau der zerstörten Häuser.

Der zweite Haufe mit den Böhmen unter Delphin von Haugwitz unternahm, von Hersbruck ausziehend, einen Angriff gegen das Seckendorfische Schloß Königstein, der aber von der Besatzung blutig zurückgewiesen wurde. Der Ort wurde von den Böhmen verbrannt.

Der dritte Haufe lag zu Wendelstein, richtete aber nichts sonderliches aus; selbst das Unternehmen gegen Freystadt mißlang,

weil der Markgraf Georg den Nürnbergern in der Besetzung des Platzes zuvorgekommen war.

Der vierte Haufe endlich, aus den Bodenseeknechten bestehend, der zu Altdorf lag, gewann am 3. Juli den Markt Lauterhofen sowie die Ortschaften Aitelberg, Wilfertshofen und Schlegelmühle, sowie das Schloß Heimburg.

Zur Ausführung des schon früher geplanten Zuges gegen Neumarkt wurden die auswärts verwendeten Truppen zusammengezogen.

Von König Maximilian war von Augsburg aus noch eine besondere Aufmahnung zu dem Unternehmen an den Rat von Nürnberg ergangen, mit dem Hinweis, daß Neumarkt eine Reichsstadt unter dem Schutze Nürnbergs werden solle. Das Heer, welches am 21. Juli ausrückte, zählte 3100 Mann zu Fuß und 350 Reiter, welchen sich 700 zum Schanzen aufgebotene Bauern anschlossen. Zu den bereits genannten Geschützen kam noch die „Sebaldin", welche 263 Pfund schwere Kugeln schoß; außerdem waren 28 Feldschlangen und 60 Hakenbüchsen dabei. Oberste Hauptleute waren Endres Tucher, Leonhard Grundherr und Jakob Muffel, denen sich viele vom Patriziat anschlossen.

So ansehnlich diese Truppenmacht war, so genügte sie doch nicht, um den zur Belagerung ausersehenen Platz vollständig einzuschließen, so daß es dem pfälzischen Vicedom in Amberg, Ludwig von Eyb, gar nicht schwer fiel, der Stadt nicht bloß Verstärkung, sondern auch Proviant und Munition zukommen zu lassen. Auch war nicht bloß die 2000 Mann starke Besatzung, sondern auch die Bürgerschaft von dem festen Entschluß zum äußersten Widerstand beseelt.

Das erste, was die Belagerer vornahmen, war der Angriff auf das Schloß Wolfstein, der bereits nahe daran war, zu gelingen, als die Belagerten ausfielen und Vorstadt und Spital anzündeten, deren Besetzung von den Belagerern versäumt worden war. Hernach begann die Beschießung der Stadt und es war bereits gelungen, eine 50 Fuß lange Bresche zu legen. Aber die geöffnete Stelle war von den Belagerten sofort mit steingefüllten Körben und vollen Fässern ungangbar gemacht; hinter der Sturmbrücke erhob sich eine Bastion und vor dieser war ein Graben gezogen, in welchen Fußangeln und Pulversäcke geworfen wurden.

Den nürnbergischen Hauptleuten drängte sich die Überzeugung auf, daß die verfügbaren Kräfte nicht ausreichten, der Stadt Herr zu werden, zumal auch der größte Teil der Geschütze unbrauchbar geworden war und sie ersuchten deshalb den Rat um weitere Zusendung von 2000 Fußknechten und 400 Reisigen, um die Stadt mit Sturm nehmen zu können. Dies zu thun, war die Stadt

augenblicklich nicht in der Lage und da Kundschaft eingelaufen war, daß die von Ruprecht angeworbenen Böhmen im Anmarsch seien und daß ein großer Teil des fränkischen Adels sich anschicke, in das Nürnberger Gebiet einzufallen, gab der Rat den Befehl, die Belagerung aufzuheben. Damit war der Plan, Neumarkt zur Reichsstadt zu machen, gleich so manchem anderen Maximilianischen Plan, ins Wasser gefallen.

Nach dem mißglückten Unternehmen gegen Neumarkt entließ der Rat nicht bloß einen Teil der Fußknechte, sondern er wies auch die Zumutung König Maximilians, eine Summe Geldes zur Gewinnung von 5000 für Ruprecht geworbener Polen zu liefern, entschieden zurück. Mit den noch vorhandenen Streitkräften suchte der Rat zunächst seine Eroberungen in den Landen des Kurfürsten Philipp zu erweitern und sandte von Hersbruck aus 1200 Fußknechte mit etlichen Geschützen gegen Auerbach. Aber auch dies Unternehmen gegen diesen von 1000 Pfälzern besetzten Platz mißlang. Dann wurde eine gemeinsame Operation mit Markgraf Friedrich verabredet, einmal zur Abwehr der Böhmen, dann aber auch zur gemeinschaftlichen Belagerung, zuerst von Heideck, dann von Neumarkt. Die rechtzeitige Vereinigung am bestimmten Orte konnte jedoch nicht stattfinden, weil die Truppen des Markgrafen ihrem Führer den Gehorsam versagten.

Im August schlugen sich die Bayern mit den böhmischen Söldnern des Pfalzgrafen in der Gegend von Sulzbach herum, das von Ludwig von Eyb mit ansehnlicher Macht hart bedrängt und seiner Bedränger erst entledigt wurde, als die Nachricht vom Anmarsch König Maximilians eintraf. Nürnbergische Truppen machten von Hersbruck aus Streifzüge, auf deren einem sie Balthasar von Seckendorfs an dem unglücklichen Velden verübte Roheit mit Gleichem vergalten, indem sie dessen Schloß und Dorf Weissendorf anzündeten. Überhaupt handelte es sich bei diesen Hin- und Herzügen fast niemals um die persönliche Bekämpfung des Gegners, sondern um Plünderung, Verwüstung und Einäscherung der unglücklichen Ortschaften.

Endlich kam es zum Schlagen, als König Maximilian, um die im Solde Ruprechts von Cham neu heranziehenden Böhmen entscheidend zu treffen, die im Lager bei Donauwörth versammelten Truppen zum Marsch nach Regensburg heranzog und sie mit den vom Markgraf Friedrich und seinen beiden Söhnen Kasimir und Georg herbeigeführten Mannschaften bei Berching vereinigte. Zu dieser Kriegsmacht stieß am andern Tag, 9. August, der Nürnberger Zuzug von 700 Fußknechten, 150 böhmischen Reisigen, 2 Stein-

büchsen, 42 Feldschlangen, 40 Rüstwagen und 300 Bauern zum Schanzgraben. Die Nürnberger, unter den Oberst-Hauptleuten Endres Tucher, Georg Fütterer und Wolf Pömer, entschuldigten sich wegen ihrer geringen Zahl und versprachen, daß 700 Seeknechte unter ihrem Hauptmann Ottmar Spengler in den nächsten Tagen nachkommen würden, was auch geschah.

In dem Winkel zwischen dem Regen und der Donau, bei dem Dorfe Wenzenbach, zwei Stunden oberhalb Regensburg wurden am 12. August die 3000 Mann zu Fuß und 900 zu Pferd starken Böhmen bis zur Vernichtung geschlagen. 1600 blieben tot auf dem Platze, 700 wurden gefangen, 200 Wagen wurden erbeutet. Auf der Seite der Verbündeten war der Verlust ein sehr geringer. Die reichsstädtischen Truppen hatten sich im Kampfe besonders ausgezeichnet; 7 eroberte böhmische Fahnen brachten die Nürnberger, 4 die Straßburger nach Hause. Noch auf dem Schlachtfelde erteilte König Maximilian, der selber mitten im Kampfgewühl einer der ersten gewesen war, den drei nürnbergischen Hauptleuten Tucher, Fütterer und Pömer den Ritterschlag. Daß neben den beiden Herzogen von Bayern, Albrecht und Wolfgang, den beiden jungen Markgrafen, Kasimir und Georg, und vielen anderen Herren auch dem verwegenen Heckenreiter, dem alten „Nürnberger Feind“ Kunz Schott, blutigen Andenkens, diese Ehre zu teil ward, mag die Nürnberger Herren nicht sonderlich ergötzt haben.

Zwei Tage nach dem Treffen bei Wenzenbach starb Elisabeth, die tapfere Gemahlin des Pfalzgrafen Ruprecht, welcher, 23 Jahre alt, ihr schon einige Wochen früher im Tod vorangegangen war. Zwei Knaben, Otto Heinrich und Philipp, der eine zwei Jahre, der andere ein Jahr alt, waren die Erben der väterlichen Rechte und Ansprüche. Die Anhänger des so schwer betroffenen pfälzischen Hauses setzten den Widerstand fort und Maximilian zog von Regensburg aus gegen die wichtige Feste Kufstein, wohin ihm auch, mit Zustimmung des Nürnberger Rats, der Hauptmann Spengler mit 500 Seeknechten und etlichem Geschütz folgte.

Kufstein fiel und Maximilian hat durch die unnötige Grausamkeit gegen Pienzenauer, den tapferen Verteidiger der Veste, indem er diesen und siebzehn in ehrlichem Kampfe besiegte Genossen zu schmählichem Tod dem Henker überlieferte, sein Andenken mit einem schweren Makel beladen. Damit beendete Maximilian seine Thätigkeit in diesem Krieg. Während in Ober- und Niederbayern die beiden Parteien das Land aufs furchtbarste verheerten, vergnügte sich der hohe Herr auf der Gemsjagd in Tirol.

Die nürnbergischen Truppen hatten sich am 16. September bei

Kelheim von dem Heere des Königs und Herzog Albrechts getrennt und zogen über Dietfurt, Beilngries, Hilpoltstein, Roth und Schwabach nach Hause, wo sie am 22. ankamen. Ihre Abwesenheit wurde von den Pfälzern benützt, indem sie von Neumarkt aus, 2000 Mann stark, einen Streifzug bis vor die Thore Nürnbergs unternahmen. Sie verbrannten Feucht, Schwarzenbruck, Glaishammer und Dutzendteich und kehrten beutebeladen nach Neumarkt zurück.

Um die Wiederholung solcher Züge zu verhüten, legte der Rat den Hauptmann Endres Tucher mit dem Geschütz nach Hersbruck, die Reisigen nach Lauf und den Hauptmann Preßler mit 50 Reisigen, 150 Fußknechten und 8 Feldschlangen nach Altdorf. Von da aus nahm Preßler die Dörfer Deining, Ober- und Unterbuch, Trautmannshofen und Pillenhofen dem Feinde ab, plünderte dieselben und verbrannte sie. Tucher unternahm einen abermals vergeblichen Zug gegen die Seckendorfische Veste Königstein, eroberte aber dann am 30. Oktober das Schloß Deinschwang, den einstmaligen Lieblingssitz des Herzogs Otto von Neumarkt und verbrannte das Schloß samt dem Dorf. Tucher und Preßler vereinigten dann ihre beiden Haufen zu einem gemeinschaftlichen Zuge gegen die dem Ludwig von Eyb gehörige Burg Hartenstein. Die Mannschaft aber, vorzüglich die Böhmen, verweigerte jede weitere Dienstleistung vor Auszahlung des Regensburger Sturmsolds.

Der Rat berief nun sämtliche Truppen auf den 16. Oktober nach Nürnberg und entließ sie bis auf 1000 Mann. Die Verabschiedeten begaben sich sofort in pfälzischen Dienst. Durch sie verstärkt machte der Hauptmann von Auerbach einen Raubzug in den Schwabacher Grund, plünderte und verbrannte 32 Ortschaften und kehrte beutebeladen nach Auerbach zurück. Der Vicedom Ludwig von Eyb legte sich mit 1200 Mann vor das von Nürnberg mit einer kleinen Besatzung versehene Betzenstein. Nachdem die Besatzung, kräftig unterstützt von der Bürgerschaft, zwei Angriffe der Pfälzer zurückgewiesen, zog sie sich in das Schloß Stierberg zurück, das dann nach kurzer Gegenwehr der Nürnberger Hauptmann dem Vicedom übergab. Von Hersbruck aus setzte Preßler seine Verheerungszüge fort und von Neumarkt aus thaten die Pfälzer das nämliche. In einer Nacht gingen oft 6—7 Dörfer in Flammen auf. Die Friedensunterhandlungen, welche schon lange im Gange waren, bewirkten in ihrem Fortgang nur soviel, daß die Dörfer nicht mehr verbrannt, sondern nur geplündert wurden.

Es war hohe Zeit, daß der greuelvolle Krieg zu Ende ging. „Vom Zillerthal bis zum Fichtelgebirg wandelte eine arme verzweifelte Bevölkerung über Brandstätten und Fluren, zu deren Bestellung Kraft

und Mittel fehlten. Seit den letzten Ungareinfällen vor 550 Jahren hatte Bayern ein solches Maß von Leiden nicht gekostet." Am 13. April 1505 erließ von Hagenau aus der König ein allgemeines Friedensgebot für alle Stände des Reichs; auf dem Reichstage zu Köln erfolgte am 30. Juli als Friedensschluß der berühmte „Kölner Spruch"; eine vollständige Vereinigung geschah aber erst durch die „Sprüche" von Konstanz vom 2. Juli 1507 und 18. März 1508. Maximilian hatte sein „Interesse" darin nicht vergessen; außer den schon früher bedungenen wußte er noch einige weitere schöne Striche des Bayerlandes für sich einzuheimsen. Für des verstorbenen Pfalzgrafen Ruprecht beide Söhne wurde aus dem Erbe Herzog Georgs ein neues Fürstentum Neuburg-Sulzbach, die sogenannte „junge Pfalz" herausgeschnitten.

Nürnberg besaß jetzt durch Eroberung ein so ansehnliches Gebiet wie keine andere Reichsstadt und konnte sich hinsichtlich der Ausdehnung und des Werts desselben manchem Fürstentum an die Seite stellen. Es galt nun, den erworbenen Besitz rechtlich zu sichern und dessen Verwaltung zu organisieren.

Schon durch eine Urkunde Kaiser Maximilians, ausgestellt zu Augsburg am 17. Juli 1504, hatte sich die Stadt die Bestätigung ihres Besitzes von Lauf, Hersbruck, Reicheneck, Altdorf, Betzenstein, Grünsberg, Deinschwang, Heimburg, Velden u. s. w. sowie des Vogteischutzes der Klöster Engelthal, Gnadenberg und Weissenohe erteilen lassen.

Mit Herzog Albrecht von Bayern hatte sich die Stadt gemäß dem Vertrag vom Februar 1504 dadurch abgefunden, daß sie von der dem Herzog obliegenden Zahlung von 40000 fl. für die Schlösser Hohenstein und Reicheneck und für Albrechts Anteil an Lauf die Hälfte obiger Summe nachließ.

Die von Nürnberg in Besitz genommenen Ortschaften waren zum Teil böhmische Lehen und den Herzogen von Bayern nur gegen Wiedereinlösungsrecht verpfändet. Die betreffenden Orte wurden nun auch von dem böhmischen König reklamiert. Es gelang jedoch dem vom Rat nach Prag an den König Ladislaus abgeordneten Hans Harsdörfer, die Übertragung der Lehen auf die Stadt Nürnberg gegen eine Lehenstaxe von 500 fl. zu bewirken. Die Belehnung wurde von Kaiser Maximilian 1508 bestätigt und von König Ladislaus 1514 erneuert.

Der Besitz der von Nürnberg eingenommenen Ortschaften war zwar der Stadt als Entschädigung für ihre Kriegskosten durch den Richterspruch des Königs bestätigt; der Kurfürst Philipp selbst aber hatte trotz dem „Kölner Spruch" auf die seinem Hause entrissenen Besitzungen nicht förmlich Verzicht geleistet und namentlich erhob er

Anspruch auf Velden und Betzenstein, weil beide Orte im Laufe des Kriegs zurückerobert worden seien. Der Rat wandte sich, da ein neuer Ausbruch des Kampfes drohte, an den schwäbischen Bund, welcher der Stadt auch sofort einige Mannschaft zur Behauptung der genannten Orte sandte und zur Verhandlung der Sache einen Bundestag in Augsburg anberaumte. Das dort — von nürnbergischer Seite durch Willib. Pirkheimer — geführte Wortgefecht führte jedoch zu keinem Ergebnis. Wenn nun auch der ungeschmälerte Besitz durch Kaiser Maximilian der Stadt i. J. 1508 aufs neue in alter Form bestätigt war, so hielt es der Rat doch für gut, vom pfälzischen Haus durch gütlichen Vergleich eine förmliche Verzichtleistung auf seine Ansprüche zu erwirken. Dazu gab sich eine günstige Gelegenheit, als Pfalzgraf Friedrich, der zweite Sohn des i. J. 1508 verstorbenen Kurfürsten Philipp, i. J. 1521 als Vorsitzender des Reichsregiments sich längere Zeit in Nürnberg aufhielt und hier von seinem Bruder, dem Kurfürsten Ludwig V. besucht wurde. Es wird viel erzählt von den verschiedenen Mitteln, welche der Nürnberger Rat angewendet haben soll, um den gewünschten Verzicht dem Pfalzgrafen zu entlocken und von der Rolle, welche die Reize holder Weiblichkeit in der Angelegenheit gespielt haben. Item, der lebenslustige Pfälzer, welcher bei schmalen Einkünften ein flottes Leben führen wollte, ward gewonnen, und die förmliche Abtretung gegen eine Zahlung von 32000 fl. und gegen Auslieferung des Klosters Gnadenberg, sowie des Schlosses Heimburg vollzogen. — Die 32000 fl. aber blieben, wie es hieß, großenteils in Nürnberg sitzen.

Mit den bereits früher durch die Stadt erworbenen Besitzungen wie: Lichtenau, das 1406 von den Herren von Heideck, Hilpoltstein, welches 1503 pfandweise von den Böhmen erworben wurde und Gräfenberg, welches lange Zeit von den Hallerischen Nachkommen an verschiedene Nürnberger Patrizierfamilien vererbt und dann in städtischen Besitz übergeführt ward, wurde das Landgebiet in folgende elf Pflegämter eingeteilt: Altdorf, Lauf, Hersbruck, Reicheneck, Engelthal, Hohenstein, Velden, Betzenstein, Hilpoltstein, Gräfenberg, Lichtenau; kleinere Ämter waren: Hauseck, Stierberg und Wildenfels; Oberbeamte jedes Pflegamts waren die Pfleger, welcher immer aus dem Patriziat, und der Kastner, oder Kastenamtspfleger, welcher meistenteils aus demselben genommen wurde. Unterbeamte waren: der Stadtschreiber, der Stadtleutnant, der die Bürger einexerzierte, die Wachen visitierte und Streifzüge that, der Einspänniger, der Amtsreiter, und der Kastenmesser. Pfleger und Kastner standen unter dem Landpflegamt, eine Verwaltungsstelle des Nürnberger Rats, welche 1513 errichtet wurde.

Die Nürnberger von 1505 haben die erlangte Gebietserweiterung als kostbare Errungenschaft angesehen, die Folgezeit aber hat gelehrt, daß der damit verknüpfte Schaden am Ende größer war als der Gewinn. Dies haben schon mehrere Schriftsteller, wie Lochner, Rettberg u. a. hervorgehoben. Allerdings konnte sich Nürnberg in seiner Gebietsausdehnung fortan mit manchem Fürstentum messen; allerdings hatte es vermehrte Einkünfte, und es war auch nicht ohne Wert, daß es als Handelsstadt wenigstens in einer gewissen Ausdehnung freien Ellenbogenraum hatte, als die Regierungen begannen, in einer bis zur Verrücktheit gesteigerten Handelssperrpolitik das Heil zu suchen. Auch hat in der Zeit, da der Lebenssaft der auf sich selbst angewiesenen Reichsstadt zu vertrocknen anfing und die Freizügigkeit als unentdecktes Land noch in nebelgrauer Zukunftsferne lag, die Zuführung frischen Blutes aus der Landschaft nur wohlthätig gewirkt. Diesen Vorteilen gegenüber ist jedoch zu beachten, daß Nürnberg trotz des gewonnenen Landgebiets doch viel zu klein blieb, um den größeren Nachbarn gegenüber die Wage halten zu können und daß der bei den Nachbarn erweckte Neid dem nürnbergischen Gemeinwesen jedenfalls zum Nachteil gereichte. Auch standen den vermehrten Einkünften die durch die ausgedehnte Verwaltung gesteigerten Ausgaben gegenüber. Noch unerfreulicher war, daß der Rat, in ängstlicher Sorge um die Erhaltung des erworbenen Gebiets, in einen bisher unbekannten Ton äußerster Demut und Kriecherei gegen Fürsten und Herren verfiel, der ihm oft genug vorgeworfen wurde, und „da sich das neue bald ganz abgeschlossene Patriziat durch die Beherrschung der eroberten Pflegämter an den Genuß einer hier fast unumschränkten Macht gewöhnte, so mußte das auf den Untergang des geringen Restes bürgerlicher Gleichheit und republikanischer Sitte notwendig wirken. Nürnberg trat also aus dem ihm einzig zusagenden und zukommenden Geleise.“ (Lochner.)

* * *

Die sieghafte Abwehr des Markgrafen Albrecht Achilles im Kriege von 1449 und die glückliche Überwindung der damaligen schweren Krisis mußte Rat und Bürgerschaft von Nürnberg mit Selbstgefühl und Kraftbewußtsein erfüllen. Ein laut sprechendes Zeugnis für dieses Kraftbewußtsein glauben wir in der beträchtlichen Zahl öffentlicher Bauwerke erblicken zu dürfen, welche wir in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstehen sehen. Es sind nicht mehr Kirchen und Klöster, welche errichtet werden, denn Nürnberg hatte deren genug, auch hatte der glühende Religionseifer der früheren

Jahrhunderte bereits merklich nachgelassen, sondern Bauten für den öffentlichen Nutzen.

Bis nach der Mitte des 15. Jahrhunderts waren die beiden Pegnitzufer bloß durch hölzerne Stege und Brücken verbunden; jetzt wurden dieselben rasch hintereinander durch steinerne Brücken ersetzt. Die erste dieser Steinbrücken, welche darum auch schlechtweg die „steinerne Brücke" genannt wurde und von alten Nürnbergern heute noch so genannt wird, war die jetzige Maxbrücke. Sie wurde i. J. 1457 von Jak. Grimm über drei Bögen gebaut. Nach der Übergabe der Reichsstadt an Bayern erhielt sie den Namen Maxbrücke und wurde i. J. 1852 durch die jetzige, von Baurat Solger gebaut, ersetzt. — Auch am Fleischhaus führte eine Holzbrücke über den Fluß. Dieselbe brannte i. J. 1418 ab; die neuhergestellte wurde 1432 vom Hochwasser fortgerissen und die dann wieder errichtete i. J. 1458 durch eine steinerne, auf einem Pfeiler gebaut, ersetzt. So leistete sie 138 Jahre lang Dienst, bis sie i. J. 1595 ebenfalls vom Hochwasser fortgerissen wurde, worauf dann die Fleischbrücke in ihrer jetzigen Gestalt entstand. Von ihr wird in einem späteren Kapitel die Rede sein. — Im Jahr 1484 wurde durch den Baumeister Heinz Müller die Brücke am Barfüßerkloster, die jetzige Museumsbrücke erbaut. — Im Jahr darauf folgte dann der Bau der Heu- oder Spitalbrücke über den rechten Pegnitzarm, sowie die der Schuldturmbrücke über den linken Arm des Flusses. Im nächsten Jahre 1486 wurde dann vom Gasthof zum Bitterholz (jetzt Bayerischer Hof) zum Säu-(Trödel-)markt hinüber die Säu- oder Derrersbrücke (auch Bitterholzbrücke genannt) erbaut.

Von den öffentlichen Gebäuden, welche in diesem Zeitraum durch den Rat errichtet wurden, ist zuerst das zwischen Henkerssteg und Oberwöhrdstraße i. J. 1491 erbaute Unschlitthaus zu nennen. In dasselbe, welches auch die Wohnung des Amtmanns in sich faßte, war sämtliches Unschlitt zu bringen, um da gesotten und zum Gebrauch gereinigt zu werden. „Ich werde dich beim Unschlittamt verklagen" — dieses alt-nürnbergische Neckwort kann man heutzutage noch manchmal hören. Der Baumeister dieses städtischen Gebäudes mit seiner gemütlichen Thüre an der Südseite war Hans Behaim der ältere, Werkmeister oder Schaffer, „Anschicker" in der Peunt (Bauamt). Von demselben wurden auch die beiden Kornhäuser bei Sft. Sebald und bei Sft. Lorenzen gebaut; das erstere 1495 an der Stelle des niedergebrannten Burggrafenschlosses (die jetzige „Kaiserstallung"), das andere 1499 auf dem alten Stadtgraben bei Sft. Lorenz (das jetzige Hallgebäude). In die Zeit zwischen die

Erbauung der beiden Kornhäuser, nämlich in das Jahr 1495 fällt der Bau der Herren- oder Frohnwage bei Skt. Sebald in der Winklerstraße. Auch von diesem Gebäude mit dem berühmten Hochrelief von Adam Krafft war Hans Behaim der ältere der Baumeister.

Alle diese von Hans Behaim u. a. hergestellten öffentlichen Gebäude der Reichsstadt tragen den Charakter der Einfachheit und Tüchtigkeit und machen einen äußerst stattlichen und würdigen Eindruck; es spiegelt sich in ihnen eindrucksvoll das frische Kraftgefühl des nürnbergischen Gemeinwesens wieder.

In diesen Zeitraum fällt ferner die Erbauung des Wasserwerks beim blauen Stern (Sterngasse) samt dem Turm, durch welchen nun der Fischbach in die Stadt floß (1483) und die Grundsteinlegung zur Erweiterung des Heil. Geistspitals auf zwei Schwibbogen über die Pegnitz (1489). Im Jahre 1491 wurde der schöne Brunnen erneut und vergoldet und i. J. 1497 ließ der Rat im oberen Stock der Frohnwage bei Skt. Sebald ein Gemach als Herrentrinkstube für die Herren vom Rat und für die Geschlechter herrichten. In späteren Zeiten wurde das Lokal für Konzerte, Musikkränzchen und Schauspiele verwendet. Daß bei dieser vom Rat entfalteten energischen Bauthätigkeit die Gräben, Wälle und alles, was zur Befestigung der Stadt gehörte, nicht vernachlässigt wurde, ist selbstverständlich. — In diese Zeit fällt auch die Erbauung der neuen Kirche des Augustinerklosters durch den Baumeister Heinz Beer.

Von hervorragenden Privatbauten, deren Errichtung in diese Periode fällt, ist der Ebracher Hof am Fischbach (Karolinenstraße) und das Ebracher Haus am Roßmarkt (Adlerstraße) zu nennen. Die verbindende Querstraße hieß das Ebracher Gäßlein. Die reiche und berühmte Cisterzienserabtei in Ebrach besaß am Frauengäßchen einen Hof, welchen sie der Stadt verkaufte und errichtete nun (von 1479—1488) den Ebracher Hof, der dem Ebracher Kastner und Pfleger zur Wohnung diente, mit einer schönen Kapelle von Heinz Beer, dem Baumeister der Augustinerklosterkirche, und das Ebracher Haus. Beide wurden in der Folgezeit ein paarmal umgebaut. Jetzt faßt der Ebracher Hof die Amtslokalitäten des Königl. Rentamts, das Ebracher Haus die des Königl. Bezirksamts. — Zu erwähnen ist ferner das sogenannte Kaiserstüblein im Scheuerlhaus an der Burgstraße.

Ein Denkmal der ordnenden Thätigkeit des Nürnberger Rats aus diesem Zeitraum ist das unter dem Namen der „Nürnberger Reformation“ bekannte Rechtsbuch der Stadt Nürnberg von 1479,

gedruckt 1484. Dasselbe wurde nach aller Wahrscheinlichkeit von Gregor Heimburg entworfen, aber erst nach Durchberatung mit anderen Doktoren vom Rat genehmigt und publiziert. Vermehrt und neu gedruckt erschien es in den Jahren 1488, 1498, 1503 und 1522. Die letzte „verbesserte“ Ausgabe erfolgte 1564; es erschienen nachmals noch mehrere Ausgaben, jedoch ohne Veränderung und Vermehrung.

Neunzehntes Kapitel.

Der Humanismus in Nürnberg.

Während der acht Jahrzehnte, in welchen die Kaiser Friedrich III. und Maximilian I. an der Spitze des Reiches standen, ging in der europäischen Kulturwelt eine Umwälzung vor sich, deren Umfang und Tragweite erst die späteren Generationen voll zu ermessen und zu würdigen im stande waren. Es war der Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit, der sich in diesem Zeitraum vollzog. Als Marksteine oder Merkzeichen dieser denkwürdigen Periode können die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Neubelebung der klassischen Studien, die Entdeckung Amerikas und die Auffindung des direkten Seewegs nach Ostindien sowie Luthers Werk der Kirchenreformation angesehen werden. An all diesen Vorgängen sehen wir Nürnberg in mehr oder weniger hervorragendem Grade beteiligt. In Nürnberg war bald nach der Erfindung Gutenbergs die größte Druckerwerkstätte ihrer Zeit; Nürnberg war einer der Brennpunkte der humanistischen Bewegung und zugleich der unvergleichbare Sitz deutscher Kunst; selbst bei den großen Entdeckungen sehen wir Nürnberg vertreten: vorbereitend durch Regiomontanus, eingreifend durch Martin Behaim, und in der kirchenreformatorischen Bewegung war Nürnberg eine der hellsten Leuchten unter den Städten Deutschlands.

Die Gebilde des hierarchisch-feudalistischen Mittelalters waren ausgelebt, der Menschengeist sehnte sich und rang nach neuen Daseinsformen. Wie in dem leiblichen Einzelorganismus das Abwerfen und Ausstoßen der das Wohlbefinden störenden abgelebten Stoffe, der Schlacken, Rückbleibsel, d. h. die Mauser, die Vorbedingung jeder Verjüngung und Neubildung ist, so verhält es sich ähnlich mit dem geistigen Gesamtorganismus der Menschheit. Einer der großen welthistorischen Mauser- und Verjüngungsprozesse ist die Periode des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit. Mit Recht wird sie darum die Renaissance, die Zeit der Wiedergeburt genannt. Ihr litterarischer Ausdruck ist der Humanismus. Durch das wiedererweckte Studium des klassischen Altertums ward der Menschheit gleichsam eine neue Offenbarung zu teil. In den Schriftwerken der

alten Heiden erschloß sich eine Welt von einfachen, natürlichen, weltfreudigen Menschen, die nichts gemein hatten mit den trübseligen, weltverachtenden Büßern und Heiligen der Kirche, und eine Litteratur von so vollendeter Schönheit und Anmut, daß im Vergleich mit ihr die barbarische, geistesöde Scholastik, mit welcher die studierende Jugend gemartert wurde, vollends allen Reiz verlieren mußte. Von Italien, dem damaligen Mittelpunkt und Mutterland der abendländischen Kultur, ging die Bewegung der Geister aus, welche unter dem Namen Humanismus begriffen wird. Hier hatte schon im 14. Jahrhundert das Dreigestirn der italienischen Nationallitteratur: Dante, Petrarca, Bocaccio geglänzt und nach den Universitäten Italiens, den berühmten Lehrstätten für die Litteratur des klassischen Altertums sowohl als für das römische Recht, strömten aus allen Ländern Europas, besonders aber aus Deutschland, nicht bloß Jünglinge sondern auch gereifte Männer. Aber auch gelehrte Italiener, welche nach Deutschland kamen, waren hier für die neue Richtung thätig; unter ihnen voran der geist- und kenntnisreiche, vielgereiste und vielbewanderte Aeneas Silvius. Derselbe benützte seine einflußreiche Stellung am Hofe König Friedrich III., um verschiedene große Herren, welche dorthin kamen, für die Begünstigung der neuen Studien zu gewinnen; in Wien sammelte er einen Kreis von gleichstrebenden Genossen um sich, und auf seinen Reisen durch Deutschland verfehlte er als „Apostel des Humanismus" keine Gelegenheit, um Verbindungen mit humanistisch gesinnten Männern anzuknüpfen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß in Nürnberg, in der Stadt, die von Luther „das Aug und Ohr Deutschlands" genannt wurde und die in so lebhaften Beziehungen zu Italien stand, für die klassischen Studien ein bereites Feld sich fand. Sind auch Handelsstädte gewöhnlich keine Lieblingssitze der Musen, so hat gerade Nürnberg fast zu allen Zeiten eine rühmliche Ausnahme gemacht. Noch ehe die berühmten Häupter des deutschen Humanismus: Reuchlein, Celtis und Erasmus von Rotterdam geboren waren, wurden in Nürnberg schon Keime der neuen Bildung in den Boden gesenkt. Es war um die Mitte des 15. Jahrhunderts, als der im vierzehnten und fünfzehnten Kapitel bereits mehrfach erwähnte Gregor Heimburg, wenn ihm auch die Art seiner Geschäfte keinen ständigen Aufenthalt in Nürnberg gestattete, doch ab und zu längere Zeit hier verweilte. In Italien hatte er während seiner Universitätsstudien vornehmlich mit den Rednern und Philosophen des klassischen Altertums sich vertraut gemacht und aus den Schätzen der altklassischen Litteratur holte er sich hauptsächlich Waffen und Rüstzeug zu seinen späteren Kämpfen. Sich in einsamer Studienzelle in den Genuß der kost-

baren Überreste jener Litteratur zu versenken und dabei den gewonnenen Wissensschatz für sich zu behalten, erlaubte weder seine unruhige Kampfnatur, noch sein Beruf als vielbeschäftigter Stadtjurist und als ein von allen Seiten in Anspruch genommener Diplomat. Mitteilungslustig und anregungskräftig, wie er war, wußte er bald einen Kreis gebildeter Männer um sich zu vereinigen, unter deren Mitwirkung er die humanistischen Studien in Nürnberg in Aufnahme zu bringen strebte. Es waren die mit ihm in der Nürnberger Staatskanzlei beschäftigten Niklas von Wyle und Martin Mair, dann der Pfarrer von Skt. Sebald, Heinrich Leubing, der gelehrte Propst von Skt. Lorenz, Thomas Pirkheimer u. m. a. Daß der von Heimburg ausgestreute Samen nicht auf unfruchtbaren Boden fiel, hat die Folgezeit bewiesen.

In wie großem Ansehen schon in jenen Jahrzenten Nürnberg, „aller Künste voll", stand, zeigt nichts deutlicher, als daß, um seine wissenschaftlichen Zwecke zu fördern, der berühmte Mathematiker und Astronom Johannes Regiomontanus (eigentlich Johannes Müller) aus Königsberg in Franken, der „geistige Vorläufer des Columbus", hier seinen dauernden Aufenthalt nahm. Dies geschah i. J. 1491, also in demselben Jahre, in welchem Nürnbergs berühmtester Sohn, Albrecht Dürer, zum ersten Male die Augen aufschlug, in welchen sich nachmals die schöne Gotteswelt so wunderbar wiederspiegeln sollte. Auch Regiomontan hatte seinen Geist mit der neuen humanistischen Wissenschaft getränkt. Unter dem berühmten Mathematiker Purbach (Peurbach) gebildet, lehrte er eine Zeit lang Mathematik in Wien und reiste i. J. 1461, als er schon 25 Jahre alt war, mit dem gelehrten Kardinal Bessarion nach Italien, um die griechische Sprache zu erlernen, deren Kenntnis damals noch auf einen kleinen Kreis von Gelehrten beschränkt war. Gar manche von den griechischen Schriftstellern hat Regiomantan ins Lateinische übertragen. Durch sein Studium der Quellen des Altertums wurde es ihm möglich, sich weit über seine Vorgänger und Zeitgenossen zu erheben, welche noch blinde Anhänger des Ptolomäus waren, während von Regiomontan anzunehmen ist, daß er bereits der Ansicht von der Bewegung der Erde sich zuneige und auf diese Weise der geistige Vorläufer des Kopernikus wurde. Nachdem er in verschiedenen Städten Italiens verweilt, lebte er am Hofe des großen Beschützers von Kunst und Wissenschaft, des Ungarnkönigs Mathias Corvinus, zu Ofen und begab sich von da nach Nürnberg, weil er wohl wußte, daß er in keiner anderen Stadt so wie hier die richtigen Kräfte zur Herstellung seiner mathematischen und astronomischen Instrumente finden könne. In dem wohlhabenden Nürnberger Bürger Bernhard Walther

fand er nicht bloß einen eifrigen Schüler, sondern auch einen liberalen Förderer seiner wissenschaftlichen Zwecke. Durch Walthers großartige Freigebigkeit wurde ihm nicht nur die Errichtung einer eigenen Buchdruckerei zur Herausgabe seiner mathematischen und astronomischen Schriften ermöglicht, sondern auch die Erbauung einer Sternwarte, der ersten vollkommen eingerichteten in Europa, welche mit allen von ihm erfundenen und verbesserten Instrumenten versehen war. Wie Regiomontan in Deutschland der erste war, welcher das Studium der Algebra in Aufnahme brachte, so war er auch unter den abendländischen Astronomen der erste, welcher die Größe und Umlaufszeit der früher so räthselhaften Kometen bestimmte. Als Verbesserer des Astrolabiums, als Erfinder des Geradstocks oder Jakobstabs und als Begründer der astronomischen Jahrbücher, der Ephemeriden, erwarb er sich, namentlich um die Seefahrtskunde, unendliche Verdienste. Erst durch jene Instrumente, mittels deren die Entfernungen nach der Sonnenhöhe berechnet werden konnten, wurde es den großen Seefahrern Columbus, Vasco de Gama u. s. w. möglich, sich in den weiten Ozean hinauszuwagen und ihre Entdeckungen zu machen.

Für Nürnberg war Regiomontans Aufenthalt deshalb ersprießlich, weil durch ihn die Zirkel-, Reißzeug- und Kompaßmacher viel beschäftigt und durch seine Einwirkung in der Vervollkommnung ihrer Erzeugnisse so sehr gefördert wurden, daß Nürnberg, wo Wissenschaft und Gewerbe so innig Hand in Hand miteinander gingen, als Hauptplatz für die Herstellung mathematischer und physikalischer Instrumente gelten konnte und auch als solcher bei allen Nationen, besonders den seefahrenden, anerkannt ward. Leider war dem ausgezeichneten Mann kein langes Leben beschieden. Im Jahre 1475 erhielt er vom Papst Sixtus IV. den ehrenvollen Ruf nach Rom zur Verbesserung des Julianischen Kalenders. Dort ist er schon im Jahre darauf gestorben. In der Bürgerschaft Nürnbergs, die ihn als Vater und Wohlthäter verehrte, erregte die Nachricht seines Todes tiefe Betrübnis. In seiner Geburtsstadt wurde ihm 400 Jahre später, i. J. 1873, ein Denkmal errichtet.

Zu Regiomontans Schülern gehört zu haben, rühmte sich Martin Behaim, über den bereits oben im sechzehnten Kapitel gehandelt wurde. Derjenige, welcher die von dem Meister in Nürnberg eröffnete Bahn rühmlich weiter verfolgte, war Bernhard Walther. Er setzte während Regiomontans Aufenthalt in Rom und nach seinem Tode dessen astronomische Beobachtungen fort und machte sich um die Fortbildung der Wissenschaft vielfach verdient. So wird ihm u. a. die Kenntnis der atmosphärischen Strahlenbrechung verdankt, welche für die Beurteilung der Himmelserscheinungen

von größter Bedeutung war. Ihm reihten sich bald darauf die Mathematiker Schoner, Werner, Heinfogel u. a. an und selbst Männer, deren Beruf und Streben auf anderen Gebieten lagen, sahen sich von dem Studium der Mathematik angezogen, wie Willibald Pirkheimer und Albrecht Dürer. Lange Zeit hindurch konnte hinsichtlich der Leistungen in den sogenannten exakten Wissenschaften keine Universität es mit Nürnberg aufnehmen und auch in den späteren Jahrhunderten hat dieses Wissenschaftsgebiet zu Nürnberg immer die eifrigste Pflege gefunden.

Eine wesentliche Stütze der humanistischen Bestrebungen war Gutenbergs herrliche Erfindung. Im Jahre 1455 war — das Ergebnis dreijähriger Arbeit — nach großen Mühen und unzähligen Versuchen das große Erstlingswerk der neuen Kunst, eine lateinische Bibel (Biblia latina vulgata) vollendet worden und schon in den ersten 70er Jahren finden wir in Nürnberg drei Druckereien im Gang: die von Regiomontanus, von Sensenschmidt (aus Eger) und die von Koberger. Bald folgten diesen einige weitere, sodaß Nürnberg im 15. Jahrhundert diejenige Stadt in Deutschland war, welche die meisten Druckereien aufzuweisen hatte. Die Leistungen von Regiomontans Druckerei waren wegen ihrer Korrektheit berühmt, und nicht minder vorzüglich waren die Arbeiten, welche Sensenschmidt mit Hilfe seines Teilhabers, Kefer aus Mainz, und des gelehrten Korrektors Andreas Feißner aus Wunsiedel lieferte. Alle Druckwerkstätten Nürnbergs aber wurden bald durch die von Anton Koberger überflügelt.

Anton Koberger, geb. um 1445, einem alteingesessenen Bäckergeschlecht entsprossen, widmete sich nicht, gleich seinen Vorfahren, diesem nahrhaften Gewerbe, sondern der Goldschmiedkunst, mit welcher in jener Zeit die des Stempelschneidens meistens verbunden war, um dann, als die Buchdruckerei als gewinnversprechendes Gewerbe aufkam, sich diesem zuzuwenden. Demnach hat er also nicht den „Backtrog mit dem Preßbengel, sondern den Grabstichel des Goldschmieds mit dem des Stempelschneiders vertauscht."

Die großartigen Erfolge, welche Anton Koberger, der bedeutendste Drucker seiner Zeit — der König unter den Buchdruckern wurde er genannt — in dem von ihm ergriffenen Erwerbszweige errang, hat er zumeist seiner tüchtigen Persönlichkeit zu verdanken. Er wird uns als eine mittelalterige Kernnatur geschildert, als ein Mann, der mit kühnem Unternehmungsgeist die zäheste Ausdauer verband. Er war zugleich Buchdrucker und Verleger; als letzterer hat er neben seiner eigenen noch Druckereien in Basel und Straßburg beschäftigt.

Von Kobergers eigener Druckerei berichtet der Nürnberger Schreibmeister Joh. Neudörffer in seinen „Nachrichten von den vornehmsten Künstlern und Werkleuten Nürnbergs", Koberger habe 24 Pressen und 100 Arbeiter beschäftigt; letztere habe er, entgegen der damaligen Gepflogenheit, außerhalb seines Hauses verköstigt. Und ferner waren, was sonst ebenfalls nicht üblich war, die verschiedenen, in der Entwicklung der späteren Zeit durch starre Zunftgesetze scharf getrennten Hilfs- und Nebenzweige des Gewerbes in seinem Geschäft zu einem Ganzen vereinigt. Mit Genehmigung des Rats errichtete er auf seine Kosten für seinen Geschäftsgebrauch eine eigene Wasserleitung, indem er, die Saugquellen im Stadtgraben zwischen Laufertĥor und Burg benützend, vom Stadtgraben beim Luginsland über den Paniersplatz durch Schild- und Tetzelgasse durch Felsen das Wasser in Röhren in sein Haus am Egydienberg leitete. Seine Behausung umfaßte die jetzigen drei Häuser 9, 11, 13 am Egydienplatz, sowie die beiden Häuser in der Tetzelgasse, jetzt Hs.-Nr. 14 und 18. Außerdem besaß er noch ein Haus, jetzt Nr. 3, an der Burgstraße.

Wie groß der Umfang von Kobergers Drucker- und Verlegerthätigkeit war, erhellt daraus, daß bis Ende des Jahrhunderts aus seinen Pressen an 200, zum Teil mehrbändige Werke, meistens in Folio, hervorgingen. Diese Folianten, hauptsächlich Schriften der Kirchenväter und die Riesenwerke der scholastischen Gelehrsamkeit, an denen sich bis dahin tausende von Federn stumpf geschrieben, waren durchgehends in lateinischer Sprache, welche noch ein paar Jahrhunderte lang die allgemeine und ausschließliche Gelehrtensprache blieb. Wegen des letzteren Umstandes war sozusagen die ganze Welt sein Absatzgebiet. Auch hierin eilte er seiner Zeit und seinen Berufsgenossen voraus, indem er ständige Faktoreien in Paris und Lyon, unständige in Venedig, Ofen, Krakau, Wien, Breslau und Gent errichtete. Seine Hauptabnehmer waren Klöster und Stifte, Universitäten und andere gelehrte Körperschaften, welche als Käufer aufgesucht werden mußten. Außerdem hatte die Frankfurter Messe schon damals für den Büchermarkt ziemlich große Bedeutung. — Im Jahre 1504 stellte Koberger seine Druckerthätigkeit ein und blieb bloß Verleger. Bald darauf folgte seine Aufnahme ins Patriziat, welches wohl mit dem Betrieb einer Werkstatt sich nicht vertrug. Der außerordentliche, bis ins hohe Greisenalter rüstige Mann, welchen als Förderer der Wissenschaft die Gelehrten aller Länder priesen und der mit dem Humanistenkreis, sowie mit den vornehmsten Familien seiner Vaterstadt in naher Beziehung stand, starb 1513 am 30. Oktober. Im Jahre 1889 haben deutsche Buchhändler an seinem Haus Nr. 13 am Egydienplatz zum ehrenden Andenken eine Gedächtnistafel anbringen

lassen; auch eine der neuen Straßen Nürnbergs wurde nach dem Namen des berühmten Buchdruckers benannt.

Von den zwei Frauen — die erste eine geborne Ingram, die zweite eine geborne Holzschuher — hatte Koberger 25 Kinder, wovon 12 in frühester Jugend starben. Durch Hans Koberger, den tüchtigen Vetter Antons, wurde das große Geschäft längere Jahre in der alten Weise fortgesetzt, bis die Führung desselben von dem jüngsten Sohn Hans übernommen werden konnte. Durch Verlumpung des ältesten Sohnes, Erbauszahlungen, Vielköpfigkeit in der Geschäftsleitung und die veränderten Anforderungen einer neuen Zeit erlitt das Geschäft mancherlei Abbruch; doch konnte das Verlagsgeschäft bis 1526, das bedeutende Sortimentsgeschäft bis 1532 fortgesetzt werden. Späterhin ermöglichte der lebhafte Betrieb des Kunsthandels und des Goldschmiedgewerbes die Erhaltung des Grundbesitzes der Familie.

Wie für den großen Mathematiker Johannes Regiomontanus in dem Nürnberger Bürger Bernhard Walther sich ein unvergleichlicher Förderer gefunden hatte, so mangelte es auch denjenigen jungen, der schöngeistigen Litteratur zugewendeten Talenten, welche die Wogen der humanistischen Bewegung emporgetragen, zu Nürnberg nicht an thatbereiten Gönnern. Unter denselben werden Johann Löffelholz, Johannes Pirkheimer und Sebald Schreyer besonders namhaft gemacht. Diese Männer bekundeten ihren Eifer für die Wissenschaft, indem sie Bibliotheken anlegten, reisende Gelehrte gastlich unter ihr Dach aufnahmen und die Werke ihrer Schützlinge zum Druck beförderten. Johann Löffelholz, aus altem ratsfähigen Geschlecht, hatte in Padua studiert und war, nachdem er an den Höfen verschiedener deutscher Fürsten als Jurist thätig gewesen, seit 1476 Konsulent seiner Vaterstadt. Von seiner gediegenen wissenschaftlichen Bildung, sowie von seiner schönen Bibliothek wird viel Rühmens gemacht. — Wie Löffelholz, hatte auch der ebenfalls einem hochgeachteten Nürnberger Geschlecht entstammte Johannes Pirkheimer, Willibalds Vater, in Italien studiert und in Padua die Doktorwürde erlangt. Er war Rat des Bischofs von Eichstätt sowie des Herzogs Albrecht von Bayern und des Herzogs Sigmund von Tirol und seit 1467 Konsulent des Rats von Nürnberg. Seinem Einfluß hauptsächlich wurde die Gründung (1498) der „Poetenschule“, (Lehranstalt für altklassische Litteratur) in dem Gebäude der Herrentrinkstube zugeschrieben. Weitaus die größten Verdienste, als hochherziger Patron nicht bloß der Gelehrten, sondern auch der Künstler, erwarb sich der Kirchenmeister von Sct. Sebald Sebald Schreyer

(1446—1520). Derselbe verbrachte einen Teil seiner Jugendzeit am Hofe Kaiser Friedrich III., dessen Römerzug er mitmachte und widmete dann später seine Kräfte dem Dienste seiner Vaterstadt und seine reichen, teils ererbten, teils erheirateten Mittel der Förderung von Kunst und Wissenschaft. Schreyer war es, welcher in Gemeinschaft mit seinem Schwager Kammermeister die bedeutenden Herstellungskosten von Hartmann Schedels, mit 200 Holzschnitten gezierten, Weltchronik bestritt und so das Erscheinen dieses damals Epoche machenden litterarisch-künstlerischen Erzeugnisses möglich machte. Ebenso verdankte Peter Danhausers Mustersammlung römischer Dichter, Redner und Geschichtschreiber (archetypus triumphantis Romae) mit Abbildungen von Gallendorfer das Erscheinen der Freigebigkeit Schreyers, welcher Honorar wie Herstellungskosten aufbrachte. Als Förderer der Kunst und als Mehrer der Kunstdenkmäler seiner Vaterstadt widmete Schreyer seine Bemühungen und seine Mittel hauptsächlich der Sebalduskirche. So machte er sich um den Ausbau der Türme der Hauptkirche verdient und eine der besten Arbeiten Adam Kraffts, die Grablegung Christi an der Außenseite des Ostchors, welche die Gräber der Familien Schreyer und Landauer umgab und deshalb den Namen „Schreyers Begräbnis" empfing, verdankt ihr Dasein einer Stiftung, an welcher Schreyer der Hauptbeteiligte war. Auch das berühmteste Kunstwerk der Kirche, Peter Vischers Meisterwerk: das Sebaldusgrab ist unter Schreyers eifriger Mitwirkung ins Dasein gerufen worden. Nachdem schon vor Ablauf des Jahrhunderts der Gedanke aufgetaucht war, dem Schutzpatron Alt-Nürnbergs ein würdiges Grabdenkmal zu errichten, gelangte einige Jahre später der Plan zur Ausführung, indem Schreyer im Verein mit dem Kirchenpfleger Anton Tucher, sowie mit Peter Imhoff und Sigmund Fürer „im Vertrauen auf die Hilfe Gottes und die Almosen frommer Menschen" i. J. 1507 dem Meister Peter Vischer den Auftrag zur Herstellung dieses einzigen Grabdenkmals erteilte. — Zu Schreyers Stiftungen gehört dann auch eine mit seiner Gattin Margaretha, geb. Kammermeister, errichtete Kapelle bei den Karthäusern. Aber auch der, welcher nach Schreyers Bethätigung allgemeiner Menschenliebe fragt, erhält eine befriedigende Antwort. Dem von Jörg Keyper gestifteten großen Almosen für in Abwesen geratene Bürger wandte er eine beträchtliche Schenkung zu, und daß auf Grund einer Schenkung Sigmund Toplers für Pestkranke außerhalb der Stadt unterhalb der Weidenmühle das Sebastianspital errichtet wurde, war hauptsächlich Schreyers Werk. Der Bau wurde 1498 begonnen, gelangte jedoch nach Überwindung zahlreicher, aus Geldverlegenheiten

und Meinungsverschiedenheiten entsprungener Schwierigkeiten, im Ganzen nach Schreyers Entwürfen, erst i. J. 1528 zur Vollendung. So wird also Sebald Schreyer unter der großen Zahl der Stifter in Nürnberg für alle Zeiten einen Ehrenplatz einnehmen.

Zwei Patrizier, die Losunger Ruprecht Haller und Nikolaus Groß, waren es auch, welche als Beauftragte des Rats die Veranlassung und die Mittel zur Abfassung der ersten zusammenhängenden Geschichte der Stadt Nürnberg gaben. Der mit dieser Aufgabe Betraute war der Benediktiner Sigmund Meisterlin, welcher bereits eine Geschichte von Augsburg verfaßt hatte und eine Zeit lang Pfarrer bei Skt. Sebald (später in Gründlach und Feucht) war. Der „Vater der nürnbergischen Geschichtschreibung" war von seinen Gönnern in stand gesetzt worden, über die ältere Zeit in den Bibliotheken der Klöster von Niederaltaich, Skt. Emmeran in Regensburg u. s. w. Nachforschungen anzustellen. Das Werk war in lateinischer Sprache abgefaßt (1482—1488) und ist später auch ins Deutsche übertragen worden. Meisterlin bringt alle die alten Fabeleien ohne Bedenken wieder vor und es kann ihm weder strenge Wahrheitsliebe noch unbefangenes Urteil nachgerühmt werden, aber das Buch ist nicht ungeschickt abgefaßt, zeigt des Verfassers Bekanntschaft mit den alten Schriftstellern und ist darum von Bedeutung, weil es Jahrhunderte lang den Nürnbergern gedient hat, sich über die Vergangenheit ihrer Vaterstadt zu unterrichten.

Daß die Nürnberger zu allen Zeiten für die Geschichte ihrer Stadt ein großes Interesse hegten, zeigen die zahlreichen handschriftlich uns erhaltenen Chroniken von Nürnberg, von welchen die Nürnberger Stadtbibliothek allein gegen hundert besitzt, während andere Hunderte in den Bibliotheken der verschiedensten Orte zerstreut sind. Die wertvollsten haben durch das preiswürdige Unternehmen der „deutschen Städtechroniken" ihre Auferstehung im Druck erfahren. Nicht bloß Geistliche, wie der Benediktiner Herdegen im Schottenkloster Skt. Egydien, oder hervorragende, im Regiment der Stadt gewesene Männer, wie Ulman Stromer, Erhard Schürstab u. a. haben das, was sie gesehen und erlebt, niedergeschrieben, sondern auch schlichte Bürger wie der Bierbrauer und „Bettelherr" (Almosenpfleger) Heinrich Deichsler (1446—1520), der gerade damals die Denkwürdigkeiten seiner Zeit abfaßte, als Meisterlin seine Geschichte der Stadt Nürnberg schrieb. Übrigens bestand auch beim Rat selbst die löbliche Übung, daß von jedem größeren, die Stadt berührenden Ereignisse auf Grund der Akten umfassende Beschreibungen angelegt wurden.

Auffallend ist es, wie Wegele in seiner Geschichte der deutschen Historiographie bemerkt, daß man, um eine zusammenhängende Geschichte Nürnbergs hervorzurufen, sich veranlaßt sah, jemanden von auswärts mit diesem Auftrag zu betrauen, während damals ein geborener Nürnberger lebte, der hiezu in vollem Maße das Zeug besaß und der an Arbeitskraft, Gelehrsamkeit und Forschergeist dem Benediktiner Meisterlin unbedingt weit überlegen war. Es ist dies der Mediziner Hartmann Schedel (1440—1514), welcher seine in Leipzig begonnenen Universitätsstudien in Padua fortgesetzt hatte und nachdem er in den Jahren 1470—1484 in Nördlingen und Amberg als Physikus thätig gewesen, die gleiche Stellung in seiner Vaterstadt Nürnberg einnahm. Schedel hatte sich früh neben seinem Fachstudium mit glühendem Eifer auf die humanistischen Studien geworfen und während seines dreijährigen Studienaufenthalts in Italien eine fast unglaubliche Menge von Kopien und Excerpten von Handschriften griechischer und römischer Klassiker, sowie italienischer Humanisten angefertigt. Zugleich forschte er emsig alten Inschriften und Denkmälern nach und legte sich deren eine bedeutende Sammlung an. Seinen unermüdlichen Abschreib- und Sammeleifer setzte er bis zu seinem Tode fort. Die Ergebnisse dieses rastlosen Fleißes sind, nachdem Herzog Albrecht V. von Bayern Schedels Nachlaß erworben, nunmehr in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek aufbewahrt. Alles dies war aber nur ein Teil von Schedels wissenschaftlicher Thätigkeit. Was seinen Namen weit herum bekannt machte, war die von ihm verfaßte und mit der freigebigen Hilfe Sebastian Schreyers herausgegebene, bei Koberger gedruckte, reich illustrierte Weltchronik (Chronicon Norimbergense). Außerdem hat Schedel noch Chroniken von Bamberg und Thüringen sowie vom Egydienkloster u. s. w. verfaßt.

Unter den führenden Geistern der humanistischen Bildung in Deutschland hatte in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts, da der Stern des jüngeren Erasmus von Rotterdam erst im Aufsteigen begriffen war, keiner einen so berühmten Namen erlangt, wie Konrad Celtis (Pickel) aus Wipfeld bei Schweinfurt (1459 bis 1508). Unstet und ruhelos, wie fast alle Humanisten jener Zeit, und fast immer auf der Wanderung, kam er zu wiederholten Malen zu kürzerem oder längerem Aufenthalt auch nach Nürnberg, wo er gewöhnlich Gast Seb. Schreyers, später Willib. Pirkheimers war. Celtis war nicht bloß ein gründlicher Kenner der altklassischen Litteratur, sondern auch der erste (lateinische) Dichter seiner Zeit und besonders in seinen Oden, unter welchen auch eine auf den heil. Sebald nicht fehlt, ein geistvoller Nachahmer altrömischer Dichtung.

Sein gelehrter Spürsinn verschaffte ihm den Ruhm des glücklichen Entdeckers. Im Tegernseer Kloster entdeckte er eine altrömische Reisekarte durch Deutschland, die sogenannte Peutingersche Tafel; im Regensburger Kloster zu Skt. Emmeran eine Handschrift der Lustspiele der Gandersheimer Nonne Roswitha aus der Zeit Kaiser Otto des Großen und im Cisterzienserkloster zu Ebrach den „Ligurinus", ein historisches Gedicht auf die Thaten Friedrich Barbarossas. Durch Gründung gelehrter Gesellschaften in Heidelberg und Wien sicherte er dem Humanismus neue Stützpunkte. Seine genial angelegte, bewegliche und anregende Natur erwarb ihm, wohin er auch kam, Anhänger, Freunde und Gönner. In Nürnberg war Celtis zum ersten Mal i. J. 1487, als er, der erste poeta laureatus in Deutschland, von Kaiser Friedrich III. auf der Burg zu Nürnberg den Dichterlorbeer empfing. Bei seinem zweiten Aufenthalt in Nürnberg, i. J. 1491, faßte er den Plan, eine Geschichte der ihm lieb gewordenen Stadt zu schreiben und er führte nachher denselben auch aus. Sein lateinisch geschriebenes und später vom Losungsschreiber Georg Alt sehr mangelhaft ins Deutsche übertragenes Geschichtsbuch über Nürnberg „De origine, situ et moribus Norimbergae", welches aber eigentlich mehr eine Lobschrift war, gibt neben der Darstellung der älteren Geschichte eine lebhafte, bilderreiche Schilderung von Art, Sitten u. s. w. der Einwohner, sowie der öffentlichen Einrichtungen der von ihm verherrlichten Reichsstadt, in der es weder an Fabeleien noch an Übertreibungen und Überschwenglichkeiten fehlt. Die scharfe Kriminaljustiz der Reichsstadt erregt ihm Grausen und über die Hexenverfolgungen gießt er seinen Spott aus; hinsichtlich der Behandlung des „Pöbels" aber ist der Humanist ganz der Meinung eines alten Ratsherrn, daß man denselben bei seiner sklavischen und zuchtlosen Natur nur durch Geld- und Leibesstrafen in Ordnung halten könne; hier müsse man mit der Furcht und nicht mit dem Ehrgefühl rechnen. Der Dank seitens des Rats, welchem der Verfasser sein Werk gewidmet hatte, war trotz aller Anschmeichelung nicht so vollklingend als der „Erzhumanist" erwartet hatte. Er empfing nach der ersten Überreichung bloß eine Verehrung von 8 fl. und nach der Überreichung der verbesserten Arbeit eine weitere von 20 fl. — Der Plan, durch die Errichtung eines Lehrstuhls für altklassische Litteratur Celtis zum dauernden Aufenthalt an Nürnberg zu fesseln, ist zwar dessen Nürnberger Freunden nicht gelungen, aber durch lebhaften geistigen, persönlichen und schriftlichen Verkehr blieb er mit den zahlreichen strebenden Männern Nürnbergs alleweg eng verbunden. Unter denselben fehlten weder die Mathematiker Walther und Werner und der Maler Albrecht Dürer, noch derjenige, welcher

für einige Jahrzehnte der Mittelpunkt des geistigen Lebens in Nürnberg werden sollte: Willibald Pirkheimer. Celtis war erst 49 Jahre alt, als er mitten unter litterarischen Plänen, zu welchen eine Germania illustrata, d. h. ein geschichtlich beschreibendes Werk über Deutschland gehörte, zu Wien vom Tode weggerafft wurde.

Willibald Pirkheimer war noch ein junger Mann, als er mit Konrad Celtis in Berührung kam. Der Patriziersohn gehörte zu den Sonntagskindern, welche die Tafel des Lebens gedeckt finden; denn abgesehen von der erworbenen vielseitigen Bildung mußten ihm Herkommen und Vermögen allein schon eine bevorzugte Stellung in den Kreisen seiner Vaterstadt sichern. Willibald, geb. 5. Dezember 1470, war der einzige Sohn, und da von den drei Schwestern nur eine, Juliane, sich (mit Martin Geuder) verheiratete und die anderen beiden, Charitas und Klara, den Schleier nahmen, so gelangte der größere Teil des bedeutenden Vermögens in die Hand des jungen Patriziers. Wie der selbst hochgebildete Vater Johannes Pirkheimer für die Ausbildung seiner Kinder gesorgt hat, zeigt schon die hervorragende Bildung der Schwestern Charitas und Klara, welche beide lateinisch und griechisch verstanden und mit den bedeutendsten Gelehrten einen Briefwechsel unterhielten. Den reich begabten Sohn nahm Johann Pirkheimer, nachdem er alle in jener Zeit mögliche Unterweisung in Wissenschaft und Musik ihm hatte angedeihen lassen, zum Studium der Welt mit sich an verschiedene Höfe in Bayern, Österreich u. s. w. und sandte dann den 18jährigen Jüngling, um ihm auch Gelegenheit zur Übung in allen ritterlichen Dingen zu geben, an den bischöflichen Hof in Eichstätt. Von da zog Willibald, 20jährig, nach Italien und erwarb sich in den sieben Jahren, welche er auf den Universitäten zu Padua und Pavia dem Studium der Humaniora und der Rechtswissenschaft widmete, ein weitumfassendes Wissen. Bald nach seiner Rückkehr in die Heimat vermählte er sich mit Kreszentia aus dem Geschlecht der Rieter und nicht lange darauf erfolgte auch seine Aufnahme in den Rat. Sein von einem ungewöhnlichen Gedächtnis unterstütztes Rednertalent befähigte ihn ganz besonders zur Vertretung seiner Vaterstadt nach außen, weshalb er mehrfach zu wichtigen Gesandtschaften verwendet wurde. In dem von ihm beschriebenen sogenannten Schweizer Krieg von 1499 war er der Führer der Nürnberger Heerschar, und Führer wie Truppen haben sich sehr zu ihrem Vorteil vor den meisten Führern und Abteilungen jenes Heeres ausgezeichnet, mit welchem Maximilian I. den letzten — vergeblichen — Versuch gemacht hatte, die Schweizer Eidgenossen zu unterwerfen. Maximilian ließ sich durch die gegen

Pirkheimer gerichteten niedrigen Anschwärzungen mißgünstiger Neidharte nicht beirren, sondern versicherte demselben seine Zufriedenheit und erteilte ihm die Würde eines kaiserlichen Rats.

Bei Pirkheimers hervorragender Begabung konnte nicht ausbleiben, daß er im Rat eine bedeutende Rolle spielte, wenn er auch als Kollega nicht gerade angenehm und beliebt gewesen zu sein scheint. Nach verschiedenen Vorgängen zu schließen, hat ihn das Gefühl seiner geistigen Überlegenheit verführt, sich manchmal allzu sehr gehen zu lassen und es hat ihm an Selbstbeherrschung gemangelt, um seiner Spottsucht den Kollegen gegenüber Zügel anzulegen. So kam es denn, daß selbst die großen Verdienste Pirkheimers um das Gemeinwesen ihn nicht vor den Anfeindungen seiner Ratsgenossen zu schützen vermochten. Die entstandenen Mißhelligkeiten veranlaßten den heftigen, selbstbewußten Mann, i. J. 1502 seine Wiederwahl auf das entschiedenste abzulehnen, trotz der schweren Krisis, in welcher die Stadt zu jener Zeit sich befand und erst das Zureden seiner Freunde konnte ihn nach dreijähriger Rathauspause bewegen, sich wieder wählen zu lassen. Im Jahre 1511 hatte er sich neuerdings gegen Beschuldigungen, welche aus dem Schoße des Rats gegen ihn erhoben wurden, zu verteidigen, was er auch mit der vollen Wucht des in seinem stolzen Selbstgefühl verletzten Mannes that und er war entschlossen, aus dem Rate zu treten, was ihm aber nicht gestattet wurde. Er blieb dann thätiges Ratsmitglied bis zum Jahre 1522.

Doch nicht das, was Pirkheimer auf dem Rathause wirkte und was er als Staatsmann auf den ihm übertragenen Gesandtschaften ausrichtete, erwarb ihm dauernden Nachruhm, und auch wegen seiner eigenen litterarischen Leistungen, so achtbar dieselben auch sein mögen, würde schwerlich der Kranz der Unsterblichkeit um seinen Namen geflochten worden sein: was dem Nürnberger Patrizier in der Geschichte seinen Ehrenplatz verschaffte, war seine Eigenschaft als Förderer und Vorkämpfer des geistigen Fortschritts und als hilfsbereiter Gönner der damaligen „Ritter vom Geist", welche sich um ihn, als einen der Mittelpunkte der humanistischen Bewegung in Deutschland, scharten.

Pirkheimers Haus am Herrenmarkt war ein Versammlungsort für die einheimischen und ein Einkehrhaus für die fremden Gelehrten. An heiteren Gelagen fehlte es darin nicht, denn Pirkheimer war geselliger Natur, ein geistreicher, witziger Gesellschafter und nichts weniger als ein Verächter frohen Lebensgenusses. Junge Gelehrte fanden bei ihm nicht nur offene Tafel, sondern auch sonstige bereitwillige Unterstützung und Aufmunterung sowie Empfehlungen an die Strebensgenossen, und besonders in seiner wohlausgerüsteten Bibliothek, die in ganz Frankenland nicht ihresgleichen hatte und zu den

bedeutendsten in ganz Deutschland gehörte, einen leicht zugänglichen Schatz von kostbarstem Wert. Zu den gelehrten Bekanntschaften, welche der freundliche Patron der Wissenschaft mit den ihn in seinem gastlichen Heim aufsuchenden Jüngern der neuen Bildung machte, gesellten sich die zahlreichen Verbindungen, die der angesehene Staatsmann der blühenden Reichsstadt auf seinen verschiedenen Reisen machte. Ein eifrig gepflegter Briefwechsel, in jener Zeit das einzige und darum doppelt hochgeschätzte Mittel zum Austausch litterarischer Neuigkeiten und Mitteilungen, erhielt die Gesinnungsgenossen in lebendiger Verbindung. Unter den Männern der neuen Richtung, dem „jungen Deutschland" des 16. Jahrhunderts, existiert wohl kein Name von Bedeutung, mit dessen Träger Pirkheimer nicht in engerem oder weiterem Verkehr gestanden hätte. Von den zahlreichen Korrespondenten Pirkheimers, deren Namen uns aufbewahrt sind, leuchten Reuchlin, Erasmus und Ulrich von Hutten besonders hervor.

In dem berühmten Einzelstreit Reuchlins gegen die Kölner Dominikaner und Ketzerrichter, aus welchem sich auf der ganzen Linie ein allgemeiner Kampf der neuen Richtung gegen den abgehausten Scholasticismus um die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung entwickelte, stand Pirkheimer treu und fest an Reuchlins Seite, und eine der gelungensten Streitschriften in jener Geistesfehde, die „Apologie Reuchlins", stammte aus Pirkheimers Feder. Daß ferner Pirkheimer an der Herausgabe der berühmten „Dunkelmännerbriefe", in welchen das Thun und Treiben der Kölner Pfaffen dem Gelächter der Welt preisgegeben wurde, beteiligt gewesen, gilt für mehr als wahrscheinlich. — Zu dem größten und scharfsinnigsten Humanisten jener Zeit, zu Erasmus, dem Verfasser des „Lobes der Narrheit", mag sich Pirkheimer besonders wegen der Beiden gemeinsamen satirischen Ader hingezogen gefühlt haben; viel wärmer aber als zu dem kühlen niederländischen Kosmopoliten Erasmus war Pirkheimers Verhältnis zu dem enthusiastischen deutschen Patrioten aus Franken, Ulrich von Hutten, dessen Feuerseele den Kampf um die Geistesfreiheit da, wo er ermatten wollte, immer wieder neu anfachte. Dessen berühmte Feuerworte: „O Jahrhundert! O Wissenschaften! Es ist eine Freude zu leben, mein Willibald! Es blühen die Studien, die Geister regen sich. Du nimm den Strick, Barbarei, und mache dich auf Verbannung gefaßt!" bilden den Schluß eines Briefes an Pirkheimer. — In inniger Freundschaft war Pirkheimer verbunden mit dem freigesinnten Domherrn Adelmann von Adelmannsfelden von Eichstätt, nachmals in Augsburg, dann aber noch besonders mit seinem Herzensfreund Albrecht Dürer. Auf diesen Freundschaftsbund

sowie auf Pirkheimers Verhältnis zur kirchenreformatorischen Bewegung kommen wir noch an anderer Stelle zu sprechen.

Mit der Förderung der Wissenschaft und einer freieren Richtung in derselben war jedoch Pirkheimers auf Ausbreitung und Hebung der Bildung gerichtetes Streben nicht erschöpft. Sollte der neuen Richtung ein fester Boden gewonnen werden, dann galt es, auch den Schulunterricht des heranwachsenden Geschlechts von den scholastischen Fesseln zu befreien und den geistdrückenden Einfluß der Geistlichkeit zu mindern. Der mächtige Bildungsdrang, welcher sich der damaligen Menschheit bemächtigt hatte und der in der Bürgerschaft Nürnbergs gewiß nicht geringer gewesen ist, als irgendwo, kam den Bemühungen Pirkheimers willig entgegen. Es bestanden in Nürnberg damals vier Schulen: an der Sebalder, Lorenzer, Spitaler Kirche und am Egydienkloster, welche noch ganz nach dem alten scholastischen System eingerichtet waren. Sobald Pirkheimer i. J. 1508 in Gemeinschaft mit Hieronymus Ebner und Hieronymus Holzschuher die Oberaufsicht über die Sebalder und Lorenzer Schule erhalten hatte, ruhte er nicht eher, als bis an denselben eine Stelle für altklassische Litteratur errichtet war. Nach diesem Vorgang erhielt auch die Spitaler Schule einen Rektor für altklassische Litteratur. Damit war die scholastische Lehrweise in Nürnberg für immer abgethan und der weiteren Einleitung des höheren Schulwesens die Bahn gebrochen.

Zwanzigstes Kapitel.

Kunst und Künstler in Nürnberg.

In dem vorigen Kapitel wurden die hervorragendsten Repräsentanten der neuen wissenschaftlichen Bewegung, soweit sie die Geschichte Nürnbergs angehen, vorgeführt; ihren Namen ist in der deutschen Kulturgeschichte ein ehrenvoller Platz für immer gesichert und ihre Zahl ist nicht gering. Noch größer aber ist die Zahl der nürnbergischen Berühmtheiten auf dem Gebiete der bildenden Kunst, und treten wir dem Kreise jener aus dem kerngesunden Handwerk hervorgegangenen Männer näher, welche in still-bescheidenem, rastlosen Schaffen zum Ruhm ihrer Vaterstadt nicht minder als zur eigenen Ehre hier gewirkt haben, so rufen wir mit Göthes Sänger unwillkürlich aus: „Welch reicher Himmel, Stern bei Stern!"

In viel frühere Zeit zurück als die wissenschaftlichen Regungen reichen die Äußerungen der Kunstthätigkeit in Nürnberg. Zuerst ist es die Bildnerei in Stein, noch in engster, dienender Anschmiegung an die Architektur, welche uns in namhaften Schöpfungen entgegentritt. Die zahlreichen Reliefs an den beiden Hauptkirchen Skt. Sebald und Skt. Lorenz, die prächtigen Portale, wie die sog. Brautthüre bei Skt. Sebald und das figurenreiche Hauptportal bei Skt. Lorenz stammen noch aus dem 13. und aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Dazu gehört auch der Pfeilerschmuck der Sebalder Kirche mit der fast unübersehbaren Gallerie von Propheten, Evangelisten und Aposteln, von Kirchenlehrern und Märtyrern, welche, im Laufe der Jahrhunderte von Wind und Wetter beschädigt und zerstört, bei der gegenwärtigen Restaurierung der Kirche durch Nachbildungen ersetzt werden. Aus der Mitte des 14. Jahrhunderts stammt dann die malerische Hauptfassade der Frauenkirche mit ihrem überreichen, plastischen Bilderschmuck, als dessen Schöpfer der Meister Sebastian Schonhover gilt. Die andere Zierde des Marktplatzes, der Schöne Brunnen aus dem letzten Viertel des Jahrhunderts, ist das erste Kunstdenkmal Nürnbergs, welches nicht kirchlichen Zwecken dient und welches nicht Stiftern, sondern der Stadtgemeinde selbst seine Entstehung verdankt.

Die angstvolle Zeit der Hussitenkriege war nicht dazu angethan, künstlerische Bestrebungen zu wecken oder zu fördern, und ebensowenig war dies die Periode, in welcher die Stadt den entscheidungsschweren Kampf mit Albrecht Achilles zu bestehen hatte und dazu alle Kräfte der Bürgerschaft zusammennehmen mußte. Jetzt aber, wo alles frei aufatmen konnte und das erhebende Gefühl der neugewonnenen Sicherheit alle Schichten der Einwohnerschaft durchströmte, regte sich mächtig der Schaffensdrang und aus den Reihen der schlichten Handwerker strebten Kräfte empor, deren Werke wir heute noch bewundern. Begreiflich sind die Leistungen dieser ungeschulten, durch keine Überlieferung unterstützten, einfachen Handwerker nur aus der unbegrenzten Liebe, mit welcher sie sich ihren Stoffen hingaben und durch die vor keinem Zeit- und Müheaufwand zurückschreckende Ausdauer derselben.

Zu diesen schlichten Männern des Handwerks gehörte Adam Krafft (1430—1507). Aus der Hütte der gewöhnlichen Steinmetzen hervorgegangen und im Besitze keiner anderen als der handwerksmäßigen Kenntnisse hat er sich durch rastloses Streben zu jener künstlerischen Höhe emporgeschwungen, wie sie sich in seinen uns erhaltenen zahlreichen Werken darstellt. Zu diesen gehören in erster Reihe die verschiedenen ornamentalen und figürlichen Reliefs an den von Hans Behaim dem älteren aufgeführten städtischen Gebäuden, wie an den beiden Kornhäusern auf der Veste (Kaiserstallung) und Skt. Lorenzen (Mauth), der Herrenwaage (Winklerstraße) und dem Unschlitthause, sowie die an verschiedenen Privatgebäuden angebrachten Steinbilder wie das Hochrelief: Skt. Georg den Drachen tötend, am ehemaligen Paumgärtnerschen Hause (Theresienstraße 23), die thronende Maria über dem Portal des von Forsterschen Hauses (Herrenmarkt 11), die Anbetung des Jesuskindes, im Hofe des Hauses Adlerstraße 21 u. s. w. Von den an so vielen Nürnberger Häusern angebrachten Muttergottesbildern ging eins der schönsten, das an der Ecke der Bindergasse (gläserner Himmel) aus Meister Kraffts Werkstatt hervor. Nachdem sich derselbe durch diese und manche andere kleinere Arbeit Geltung verschafft, wurden ihm auch größere Arbeiten übertragen, zu welchen besonders verschiedene Grabmäler gehören, wie das aus den Jahren 1490—92 stammende sogenannte Schreyersche Begräbnis an der Außenseite des Ostchors der Sebalduskirche; das einst im Kreuzgang des Augustinerklosters gewesene und seit 1816 in der Frauenkirche befindliche Pergenstorfersche Grabmal; die in der Holzschuherschen Grabkapelle auf dem Johanniskirchhofe von Krafft in seinen letzten Jahren begonnene Grablegung Christi u. s. w. Die umfangreichste Leistung Adam Kraffts sind die sieben Leidensstationen (die sieben

Fäll Christi genannt) mit der Schlußgruppe, der Kreuzigung Christi, auf dem Johanniskirchhof. Es ist dieses Werk eine Stiftung des frommen Bürgers Martin Ketzel, von welchem erzählt wird, er habe, nachdem er schon bei seiner ersten Palästinareise (1477) den Leidensweg des Erlösers nach Schritten gemessen, aber seine Aufzeichnungen unterwegs verloren hatte, die Pilgerfahrt i. J. 1488 wiederholt, um das richtige Maß heimzubringen. Nach seiner Rückkehr ließ er dann nach den mitgebrachten Maßen von seinem vor dem Tiergärtnerthor gelegenen Hause bis zum Johanniskirchhof an den treffenden Stellen die Säulen aufrichten. Die tiefe Empfindung, welche sich in diesen von aller theatralischen Gespreiztheit freien, lebensvollen und naturalistisch gehaltenen Gruppen ausspricht, zeigt den Künstler in voller Meisterschaft. Leider sind von den Stationen mehrere so verwittert, daß sie durch (allerdings lobenswerte) Nachahmungen ersetzt werden mußten. — Als die Krone von Adam Kraffts Schöpfungen gilt das von Hans Imhoff gestiftete und in den Jahren 1493—1500 vollendete Sakramentshäuschen (Herrgottshäusle) in der Lorenzkirche, denn es ist wohl das Kühnste und Außerordentlichste, was in der Steinskulptur je geliefert worden ist. — Der Lebensgang Adam Kraffts ist der des schlichten, ausschließlich seiner Arbeit lebenden Handwerksmeisters, der trotz allem Fleiß und trotz aller Kunstfertigkeit von den Gütern dieser Welt nicht mehr als das zum Leben Notwendige zu erwerben im stande war. Selbst die Ruhestätte des Meisters, der selber für andere so manches prächtige Grabmal geschaffen, ist unbekannt.

Viel unruhiger und geräuschvoller als das des wackeren Steinmetzen Adam Krafft verfloß das lange Leben von dessen Kunstverwandten und Zeitgenossen, des Bildschnitzers Veit Stoß; auch verstand sich dieser viel besser auf die Erwerbung irdischer Schätze als jener. Der aus einer seit Anfang des 15. Jahrhunderts in Nürnberg eingebürgerten Handwerkerfamilie entstammte Veit Stoß hatte i. J. 1477 sein Bürgerrecht in Nürnberg gegen den üblichen Revers aufgegeben, um sich in Krakau niederzulassen, von wo er nach 20jähriger Abwesenheit nach Nürnberg zurückkehrte. Daß er in der glänzenden Krönungsstadt des Polenreichs zu Vermögen gekommen, erwies sich, da er bald nach seiner Rückkehr zwei jener Häuser (jetzt Prechtelsgasse 10), welche durch die zweite Vertreibung der Juden i. J. 1499 der Stadt zugefallen waren, um den Preis von 800 fl. ankaufte. Ein paar Jahre später suchte der betriebsame Meister ein weiteres Kapital nutzbar anzulegen, indem er dem Kaufmann Bauer 1000 fl. auf Gewinn und Verlust borgte. Als dieser

nach einiger Zeit (1503) die Gesellschaft kündigte und das Kapital nebst einem Gewinn von 300 fl. zurückbezahlte, frug ihn Stoß um Rat, wie er sein Kapital, das er nicht feiern lassen wolle, anderweitig nutzbringend anlegen könne. Baner zögerte nicht, ihm den Kaufmann Starzedel anzuempfehlen, der an Baner 600 fl. schuldete und welche dieser auch gleich an sich nahm, als das Geschäft zwischen Stoß und Starzedel zu stande gekommen war. Auf diese Weise gelangte Baner zu seinem Guthaben, aber Stoß kam um das seinige, weil Starzedel nicht lange darauf durchbrannte, ohne seine Gläubiger zu befriedigen. Veit Stoß, der in dem Rate Baners eine Perfidie erkannt haben mochte, tröstete sich nicht mit dem Gedanken an die Vergänglichkeit der Güter dieser Welt, sondern machte den erledigten Schuldschein Baners nach und klagte Letzteren auf seine Forderung als noch nicht bezahlt ein, mußte aber im Verlaufe des Prozesses die Fälschung des Schuldscheins zugestehen und wurde als Fälscher und Meineidiger zur Brandmarkung verurteilt. Auf dem Verbrechen stand eigentlich Todesstrafe und Stoß hatte es bloß den für ihn eingelegten Fürbitten zu verdanken, daß man sich begnügte, durch den Scharfrichter ihm mit einem glühenden Eisen die beiden Backen durchbrennen zu lassen. Damit war aber die Sache noch nicht zu Ende. Der Bürger Trummer, Schwiegersohn von Veit Stoß, beging die Kopflosigkeit, sich in den Schutz des hessischen Erbmarschalls Hermann von Riedesel zu begeben und diesen zu veranlassen, von der Stadt Nürnberg Genugthuung zu fordern. Die Folge war, nachdem Riedesel der Stadt seinen Absagebrief gesandt und auch der Graf Reinhard von Hanau sich um Trummer angenommen hatte, eine Jahre lang währende Reihe von Verhandlungen und Schreibereien, um den lästigen Handel aus der Welt zu schaffen. Stoß selbst war aus der Stadt entflohen; seine Bitte um Wiederaufnahme ward abgeschlagen, später aber, wohl aus Rücksicht auf den Trummerschen Handel, genehmigt, doch mußte Veit Stoß sich ein Gefängnis von vier Wochen gefallen lassen und schwören, die Stadt nie mehr ohne des Rats Erlaubnis zu verlassen. Diese Internierung mußte für Stoß besonders lästig sein, weil er gewohnt war, seine Kunsterzeugnisse auf den auswärtigen Messen persönlich zu verwerten. Ausnahmsweise wurde ihm der Besuch der Frankfurter Messe i. J. 1506 gestattet. Ein von Stoß an Kaiser Maximilian gerichtetes Gesuch um Erteilung eines Restitutionsbriefes, durch den er von dem Makel der erlittenen schimpflichen Leibesstrafe ledig gesprochen werde, hatte zwar insofern Erfolg, als der künstlerfreundliche Kaiser die erbetene Urkunde wirklich ausstellte; der Rat aber war durchaus nicht zu bewegen, das kaiserliche Mandat anschlagen zu lassen oder auf sonstige Art zu veröffentlichen.

Unter den erzählten Umständen ist es leicht erklärlich, daß der Rat auf seinen Mitbürger Stoß nicht gut zu sprechen war, obwohl dieser an dem einfältigen Handel seines Schwiegersohns in keiner Weise beteiligt erscheint. Andrerseits hatte aber Stoß guten Grund, sich über den Rat zu beschweren. Zehn Jahre lang mußte Meister Stoß sich abmühen, um das natürliche Erbgut seiner zweiten Frau aus den Händen der Vormünder zu erlangen und wenn er deshalb den Rat überlaufen mußte, so war die Schuld doch nicht dem Bürger, sondern der städtischen Rechtspflege zuzumessen, welche, wie Lochner bemerkt, in Kriminalsachen zwar gewöhnlich kurzen Prozeß machte, dagegen civilrechtliche Fälle auf die lange Bank zu schieben gewohnt war. Ein weiterer Grund zur gegenseitigen Verstimmung lag darin, daß Stoß wegen der Befriedigung verschiedener Forderungen, welche er für gelieferte Arbeiten an die Stadt zu machen hatte, zu wiederholten Malen vorstellig zu werden gezwungen war. E. E. Rat sah sich darob zu der Äußerung veranlaßt, Veit Stoß sei „ein irrig geschreyiger Mann" d. h. ein Krakehler, während dieser sich doch bloß um sein gutes Recht gerührt hat.

Angesichts des Umstandes, daß hinsichtlich der Bestrafung des Veit Stoß in den meisten Handbüchern ohne weiteres bloß kurz bemerkt wird, derselbe sei wegen Fälschung zur Brandmarkung verurteilt worden, bedarf es wohl keiner Rechtfertigung, daß in Vorstehendem das Verhältnis zwischen dem Bürger und dem Rat eingehender dargelegt worden ist, obwohl diese Vorgänge mit der künstlerischen Thätigkeit, wegen welcher Veit Stoß einen dauernden Platz in der deutschen Kunstgeschichte erworben hat, in keinem eigentlichen Zusammenhange stehen. Diese Thätigkeit des Künstlers war ebenso ausgedehnt als mannigfaltig und die meisten der von ihm bekannten und beglaubigten Werke tragen den Stempel der Meisterschaft an sich. Die Kunstgeschichtsschreiber rühmen an seinen Schöpfungen, die noch alle auf dem Boden des Mittelalters stehen, vor allem die eigentümlich zarte und naive Anmut und das freie Gefühl des Meisters für Schönheit und Schwung der Linien, wenn auch der allgemeine Eindruck durch die knitterige Haltung der Gewänder oft beeinträchtigt wird. Aus der Werkstatt von Veit Stoß gingen Kruzifixe, Statuen, Gedächtnistafeln u. s. w. hervor und mit den kleineren Erzeugnissen trieb er einen ausgedehnten Handel, zu welchem Zwecke er die Messen von Süd- und Mitteldeutschland besuchte. Aber auch Werke größeren Umfangs hat Veit Stoß in beträchtlicher Zahl geschaffen; so während seines Aufenthalts in Polen u. a. den Hauptaltar der Marienkirche in Krakau, das Grabmal des Königs Kasimir in rotem Marmor in der Krakauer Kathedrale, das Grabmal

eines polnischen Erzbischofs in Gnesen ebenfalls in rotem Marmor und vieles Andere. In der fränkischen Heimat schuf er dann zum Teil in Gemeinschaft mit Michel Wohlgemuth eine Anzahl Flügelaltäre in Schwabach, Hersbruck, Heilsbronn u. s. w., für Ungarn und andere Gegenden. Ein großer Christus am Kreuz mit den Gestalten der Maria und des Johannes in der Sebaldkirche ist sein Werk und ebenso werden einige der die Häuserecken zierenden Madonnen in Nürnberg ihm zugeschrieben. Als sein berühmtestes Werk gilt der „Englische Gruß" in der Lorenzkirche. Den wie in stürmischem Fluge herabrauschenden Engel und die Himmmelskönigin umgeben musizierende Engel und ein Kranz von Medaillons, welche in Flachreliefs die sieben Freuden der Maria darstellen. Von den ähnlichen Werken seiner Zeitgenossen ist keines diesem gleichgekommen. — Veit Stoß, der i. J. 1533 starb, hat, wie so mancher Sanguiniker, ein hohes Alter erreicht und wenn er auch nicht, wie es heißt, das 95. Lebensjahr erreichte, so hat er doch sicher das 80. überschritten. Von seinen zahlreichen, meistens in der weiten Welt zerstreuten Kindern, die nach des Alten Tode nach Nürnberg der Erbteilung halber kamen, ist am bekanntesten der Karmeliterprior Dr. Andreas Stoß, dem wir in der Nürnberger Reformationsgeschichte begegnen werden.

Ein Mann wieder nach dem ächten Nürnberger Schlag, ähnlich wie Meister Adam Krafft, war der aus einem alten Rotschmiedsgeschlecht entstammte Peter Vischer. Zuerst dessen Vater Hermann, dann ihm selber am meisten, sowie ferner seinen Söhnen ist es zu danken, daß der Erzguß in Deutschland vom Handwerk zur Kunst erhoben und daß die Nürnberger Gießkunst weithin durch alle Lande berühmt wurde. Bei vielen seiner Werke wurde Peter Vischer von seinem Freunde Adam Krafft nicht nur beraten, sondern dieser lieferte ihm für viele seiner größeren künstlerischen Werke die Entwürfe und Modelle. Später erhielt er tüchtigste Beihilfe durch seine Söhne — er hatte deren fünf — besonders durch Hermann den jüngeren und Peter den jüngeren, welche Beide die vom Vater empfangene künstlerische Ausbildung durch eine gemeinschaftliche Reise nach Italien zu erweitern und zu ergänzen suchten. In höchstem Maße eigen war dem Meister Peter Vischer ein freier, offener Blick, rastlos strebender Geist und empfänglicher Sinn für harmonische Schönheit. So gelang es ihm, sich von der Gebundenheit mittelalteriger Formen loszulösen und sich zu einer Freiheit und Höhe der Gestaltungskraft emporzuschwingen, daß man unter den deutschen Künstlern seiner Zeit keinen findet, der ihm gleichkommt.

Groß ist die Zahl der Grabdenkmäler und Epitaphien, welche aus Peter Vischers Gießhütte am Katharinengraben hervorgingen und heute noch in verschiedenen Orten Deutschlands, in Magdeburg, Breslau, Bamberg, Römhild, Hechingen, Wittenberg, Aschaffenburg zu finden sind. Zu dem großartigen Grabmonument Kaiser Maximilians in Innsbruck lieferte Peter Vischer die Standbilder von König Arthur und König Theodorich. Kaiser Maximilian hätte den Nürnberger Meister gerne ganz für seine eigene Gießhütte in Mühlau bei Innsbruck gewonnen, allein die Liebe zur Vaterstadt wie die wohlbegründete Furcht vor der mangelhaften Zahlungsweise des kaiserlichen Romantikers mögen ihn gleicherweise zum Versagen des kaiserlichen Wunsches bestimmt haben. Das berühmteste Hauptwerk Peter Vischers, das derselbe in der Zeit von 1506—1519 mit seinen fünf Söhnen ausführte, das in seiner Art einzige Sebaldusgrab, befindet sich glücklicherweise im Besitze der Stadt Nürnberg, die so viele der herrlichsten Kunstwerke ihrer Söhne entweder verloren, vernichtet oder in der Fremde wissen muß. Das bewundernswürdige Grabmal des Nürnberger Stadtheiligen kam i. J. 1519 zur Aufstellung, also erst zwei Jahre nachdem die Hammerschläge des Augustinermönchs an der Thür der Wittenberger Schloßkirche bereits ihren Wiederhall durch ganz Deutschland gefunden hatten. Ein Wort der Bewunderung über das unvergleichliche Kunstwerk des Nürnberger Meisters hier einzufügen, hieße Wasser ins Meer tragen.

Zu den unwiederbringlich verlorenen Nürnberger Kunstwerken ersten Ranges gehört das bronzene Prachtgitter, welches Peter Vischer mit seinen Söhnen noch in den letzten Jahren seines Lebens für die Familie Fugger in Augsburg ausführte. Dieses letzte Hauptwerk Peter Vischers, in welchem die neue Kunstrichtung der Renaissance zum vollendeten Ausdruck kam, gelangte jedoch nicht an den Ort seiner Bestimmung, nämlich als Abschluß der Fuggerschen Begräbniskapelle bei Skt. Anna in Augsburg, weil auch der letzte der drei Besteller noch vor Vollendung des Kunstwerks verstorben war und die Erben nach vorausgegangenen Streitverhandlungen ebensowohl auf die bereits geleisteten Vorausbezahlungen als auf das Gitter selbst Verzicht leisteten. Es kostete nicht wenig Mühe, den Nürnberger Rat zum Ankauf des beinahe vollendeten Gitters zu bewegen. Der Übergang in den Besitz der Stadt kam in der Weise zu stande, daß die Söhne Peter Vischers die bereits vollendeten Teile um den Spottpreis von 6 fl. per Zentner als Bruchmessing hergaben und die noch fehlenden Teile um den Preis von 18 fl. den Zentner herzustellen sich verpflichteten. Das Ganze wog 253 Zentner und kostete der Stadt 2796 fl. Das Gitter kam i. J. 1540 im großen

Rathaussaale zur Aufstellung und diente als Schranke für das peinliche Halsgericht. Hier befand sich diese herrliche Zierde des Rathaussaales bis zum Untergang der reichsstädtischen Freiheit i. J. 1806, wo es unter den Hammer kam und als altes Messing von dem Handelsmann Fränkel in Fürth um den Gesamtpreis von 12057 fl. und 32 kr. erstanden wurde. Dieser verkaufte es wieder mit einem Gewinn von 1000 fl. an den Nürnberger Kaufmann Schnell, der es dann weiter nach Südfrankreich verhandelte, wo sich alle Spuren desselben verloren.

Ein Altersgenosse und Freund Peter Vischers war der kunstreiche Kupferschmied Sebastian Lindenast (1462—1520), welchen Joh. Neudörffer in seinen „Nachrichten von den vornehmsten Künstlern und Werkleuten Nürnbergs" nicht bloß wegen seiner Kunstfertigkeit in getriebenen Arbeiten, sondern angeblich „desto lieber unter die Künstler einreiht, weil er mit seinen Altersgenossen Adam Krafft und Peter Vischer dem älteren zusammen aufgewachsen wäre und alle drei immer wie Brüder mit einander verkehrt hätten." „Wie sie älter wurden", erzählt Neudörffer, sind sie alle Feiertage zusammengegangen, um sich gemeinsam im Zeichnen zu üben und „sind auch allemal ohne einiges Essen und Trinken freundlich und brüderlich auseinander geschieden."

Sebastian Lindenast hatte sich durch seine in Kupfer getriebenen Arbeiten großen Ruf erworben; als er sich aber beikommen ließ, die von ihm gefertigten Gegenstände: Spangen, Ketten, Ringe, Beschläge u. s. w. zu vergolden und zu versilbern, beschwerten sich die Goldschmiede aufs heftigste gegen diese angebliche Gewerbsbeeinträchtigung und es wurde denn auch dem Gewerbsfrevler vom Rat nicht bloß das Vergolden und Versilbern der von ihm gefertigten Arbeiten aufs schärfste untersagt, sondern ihm auch geboten, sich auf die Anfertigung größeren Kupfergeschirrs zu beschränken. Derselbe Vorgang wiederholte sich später bei Sebastian Lindenasts nicht minder geschicktem Sohn Sebald Lindenast.

Was Sebastian Lindenast zu seiner Berühmtheit verhalf, waren übrigens nicht diese kleineren Arbeiten, sondern sein Anteil an der Herstellung des Uhrwerks an der Frauenkirche. Als der Rat i. J. 1506 beschlossen hatte, die alte Uhr auf dem Michelsthor der Frauenkirche abzubrechen und eine neue mit Kaiser, Kurfürsten, Trompeter, Thürhüter u. s. machen zu lassen, erhielt Meister Lindenast den Auftrag zur Herstellung der in Feuer vergoldeten Figuren, der auch zur vollsten Zufriedenheit des Rats ausgeführt wurde. „Für solche Fälle ließ man sich den Gebrauch von Lindenasts Erfindung wohl gefallen."

Von den durch Lindenast ausgeführten Figuren sind nur der Kaiser und der Posaunenbläser der Verwüstung entgangen und zeigen noch in dem restaurierten Zustand die künstlerische Meisterschaft des Nürnberger Kupferschmieds.

Viel später als die Bildnerei in Stein, Holz und Erz entfaltete sich die andere bildende Kunst, die **Malerei**, zumal die Tafelmalerei, wie anderwärts so auch in Nürnberg. Als älteste Malerschule in Deutschland wird die niederrheinische oder **Kölnische** genannt. Ihr reiht sich in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die **Prager** an, doch waren es nicht etwa einheimische böhmische Meister, welche die vorübergehende Kunstblüte in der Hauptstadt Böhmens hervorriefen, sondern fremde, welche Kaiser Karl IV. zur Ausschmückung seiner Residenzstadt vom Rhein her und aus Italien berufen hatte. An diese beiden Malerschulen schließt sich zunächst die fränkische oder **nürnbergische** an, welche wahrscheinlich sowohl vom Rhein wie von Böhmen her Anregungen empfing. Doch war in Nürnberg die Malerei nicht, wie in Prag, ein durch fürstliche Liebhaberei eingepflanztes und künstlich getriebenes, sondern ein bodenständiges Gewächs, das, von Generation zu Generation sich fortpflanzend und veredelnd, endlich in dem größten Maler deutscher Nation die herrlichste Blume hervorbrachte.

Von den 138 Malern Nürnbergs, deren Namen auf Grund der Bürgerverzeichnisse vom Jahre 1310 bis z. J. 1500 durch H. G. von Murr und J. Baader aufgeführt werden, sind die meisten wohl nicht über den handwerksmäßigen Betrieb hinausgekommen und es sind auch von ihnen nicht ein Dutzend namhaft zu machen, welche durch ihre Schöpfungen sich eine Stelle in der deutschen Kunstgeschichte errungen hätten. Von den meisten der noch vorhandenen Bilder kennt man nicht den Schöpfer und von den wenigsten Malernamen kann angegeben werden, was deren Träger geschaffen haben. So bleibt, um zu einem annähernd sicheren Resultat über die Urheberschaft der einzelnen hervorragenden Kunstschöpfungen zu gelangen, als einziges Mittel nur die stilkritische Vergleichung übrig. Diesen Weg hat auch der Kunstgeschichtschreiber Henry Thode eingeschlagen, welcher die Nürnberger Malerschule im 14. und 15. Jahrhundert zum Gegenstand eingehender Forschungen gemacht hat.

Bisher wurde in den Geschichtsbüchern über Nürnberg als Vorläufer Albrecht Dürers fast einzig und allein dessen Lehrmeister, Michel Wohlgemuth, erwähnt. Und doch existieren nicht nur aus der zweiten, sondern auch aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wahre Perlen deutscher Malerkunst, geschaffen von Nürnberger Meistern

und doch ist mancher dieser Künstler dem ausschließlich genannten Meister Wohlgemuth mehr als ebenbürtig. Es liegt nicht in der Aufgabe dieses Buches, allen Spuren künstlerischer Thätigkeit in Nürnberg nachzugehen, doch scheint es zur Gewinnung einer allgemeinen Anschauung des Nürnberger Kunstlebens geboten, wenigstens der hervorragenden Kunstschöpfungen und deren Meister zu erwähnen.

Aus dem ersten Drittel des 15. Jahrhunderts stammt der dem Meister Berthold zugeschriebene Imhoffsche Altar, jetzt in mehrere Teile zerlegt, wovon mehrere in einer Seitenkapelle der Lorenzkirche, eine Tafel aber im Germanischen Museum zu finden. In das zweite Drittel des 15. Jahrhunderts gehört der Tuchersche Altar in der Frauenkirche, welchen Thode, auf Grund stilistischer Vergleichung mit einem den Namen des Meisters aufweisenden Gemälde der Belvederegallerie in Wien, dem Meister D. Pfenning zuerkennt. Es ist dies der erste Nürnberger Meister, der nach Befreiung von den konventionellen Formen der religiösen Malerei, nach Ausdruck der Empfindung und nach Naturwahrheit strebt. Der Name D. Pfenning fehlt aber in den Nürnberger Bürgerverzeichnissen, sodaß, wenn seine Urheberschaft des Tucherschen Altars sicher ist, bis auf weiteres bloß die Annahme übrig bleibt, daß der Meister nur einen Teil seines Lebens in Nürnberg zugebracht hat.

Mittlerweile war durch die Brüder Hubert und Johann van Eyck eine neue Epoche für die Malerei angebrochen. Es verschwindet der Goldgrund; die heiligen Vorgänge werden mitten hineingestellt in die blühende Landschaft, die biblischen Gestalten werden in Antlitz und Tracht Nachbildungen wirklicher leibhafter Menschen und die häusliche Umgebung dieser Menschen bis auf den geringsten Hausrat erfährt dieselbe liebevolle Behandlung wie der erhabenste Gegenstand. Daneben erfährt auch die Farbentechnik eine bedeutende Vervollkommnung und an die Stelle der mattbraunen Töne treten hellleuchtende Farben. Die neue Malweise fand bald überall Eingang und rasch drang sie den Rhein herauf nach Kolmar, Ulm, Augsburg und Nürnberg. Derjenige Nürnberger Maler, welcher zuerst die neue Bahn einschlug und so der Begründer der neuen Richtung in Nürnberg wurde, war Hans Pleydenwurff. Von ihm stammen die bedeutendsten Werke der Nürnberger Malerei der 50er und 60er Jahre des 15. Jahrhunderts und er wurde der Lehrer von Michel Wohlgemuth, der auch, als sein Meister gestorben war, dessen Witwe heiratete und so der Fortsetzer von Hans Pleydenwurffs Werkstatt wurde. Neben Hans Pleydenwurff galten in jener Zeit als geschickte Maler in Nürnberg noch Hans Peuerl oder Hans Beuerlein, Hans Traut (aus Speyer) und Sebastian Baumhauer.

In den letzten Jahrzehnten des 15. und weit in das nächste Jahrhundert hinein und zwar noch zur Zeit, da der junge Meister Albrecht Dürer durch seine Leistungen schon lange großes Aufsehen erregt hatte, beherrschte Michel Wohlgemuth (1434—1519) fast ausschließlich das ganze Absatzgebiet für die Erzeugnisse der Nürnberger Malerei. Wohlgemuth erscheint fast mehr als Unternehmer oder Fabrikant, wie als schaffender Künstler; seine Werkstatt faßt Gesellen und Lehrlinge in ziemlicher Zahl und er besorgt die Herstellung ganzer Altarwerke einschließlich der Holzschnitzarbeit. Die Preise, welche der im Handwerk stecken gebliebene Meister für seine teilweise fabrikmäßig ausgeführten Arbeiten erhielt, überragen bei weitem die kargen Löhne, welche sein genialer Schüler Dürer später für die seinen erhielt. Auch sollen, wie Kenner behaupten, die besten Werke mit Wohlgemuths Namen nicht einmal von diesem, sondern von einigen seiner Gehilfen herrühren, welche für seine weitberühmte Firma arbeiteten. Unter diesen seinen Mitarbeitern ist wohl sein Stiefsohn Wilhelm Pleydenwurff der bedeutendste. Von den Holzschnitten zu Hartmann Schedels Weltchronik werden gerade die schönsten nicht dem Meister Wohlgemuth, sondern dessen Stiefsohn Wilhelm Pleydenwurff zugeschrieben und wenn Thode recht hat, so ist auch das bedeutendste Werk der Nürnberger Malerschule aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, der Peringsdörffsche Altar (einstmals in der Augustinerkirche, ein Flügelpaar davon jetzt im Germanischen Museum), der immer für ein Werk Wohlgemuths galt, nicht von diesem, sondern von Wilhelm Pleydenwurff gemalt worden. Der hoffnungsvolle Künstler starb schon in jungen Jahren i. J. 1494, während Meister Wohlgemuth sein thätiges Dasein auf 85 Jahre brachte.

Dieser wohlangesehene Meister Michel Wohlgemuth war es, dem i. J. 1486 der Goldschmied Albrecht Dürer der ältere seinen 15jährigen Sohn Albrecht auf drei Jahre in die Lehre gab. Albrecht Dürer, der Vater, geboren in dem ungarischen Flecken Eytes, war als wandernder Goldschmiedgesell mit 28 Jahren nach Nürnberg gekommen und hatte, nachdem er 12 Jahre lang in der Werkstatt des Hieronymus Holper gearbeitet, durch die Verheiratung mit Barbara, der 15jährigen Tochter seines Meisters, die ihm in 24 Jahren 18 Kinder schenkte, im Pirkheimerschen Hinterhause (Winklerstraße 20) sein eigenes Hauswesen gegründet. Im Jahre 1475 verlegte er dasselbe in das von ihm erkaufte Haus „unter der Veste“ (Burgstraße 27). Es waltete ein schlichtes, inniges Familienleben in dem kinderreichen Hause, in welchem der junge Dürer aufwuchs; zeitlebens

erzeigte der Sohn dem für des Lebens Notdurft hart angestrengten Vater die wärmste Dankbarkeit; nach dessen Tode (1502) nahm er die Mutter zu sich.

Nach überstandener Lehrzeit, in welcher er, wie er in seiner Hauschronik bemerkt, von den Gesellen hat viel leiden müssen, war Albrecht Dürer von Ostern 1490 bis Pfingsten 1494 als Malergeselle auf der Wanderschaft. Wohin überall der Wandergeselle seine Schritte gelenkt, ist nicht ermittelt. Sicher ist, daß er am Anfang seiner Wanderschaft Kolmar besuchte, wohin ihn der berühmte Name Martin Schongauer gezogen, den er aber zu seinem Schmerz nicht mehr am Leben traf; wahrscheinlich ist ferner, daß er eine Zeit lang in Basel gearbeitet, und angenommen wird von den meisten Dürerforschern, daß er seine Ausbildungsreise mit einem Aufenthalt in Venedig abschloß. Daß er mit offenem Blick die Länder durchstreifte, zeigen die als kostbare Reliquien in der ganzen Welt zerstreuten Blätter aus seinem Skizzenbuch: Aufnahmen von Landschaften u. s. w. So hat er sich auf seiner Gesellenwanderung die landschaftlichen Motive geholt, deren Mannigfaltigkeit, den Gemälden, Kupferstichen, Holzschnitten des Meisters so hohen Reiz verleihen und die allein schon ihn über die anderen zeitgenössischen Künstler emporhoben.

Ende Mai 1494 war Albrecht Dürer in die Heimat zurückgekehrt und schon am 14. Juli machte er Hochzeit mit Agnes, der Tochter des Hans Frey, eines wohlhabenden angesehenen Bürgers, der sich vom Geschäft zurückgezogen hatte. Die beiden Alten hatten die Heirat ausgemacht, so lange Albrecht noch in der Fremde war. Albrecht mit dem edelgeschnittenen Antlitz und dem lang herabwallenden Lockenhaar war ein bildsauberer Mensch, ausgestattet mit Geist und allen guten, wünschenswerten Eigenschaften; Agnes eine hübsche Erscheinung und in Anbetracht der Verhältnisse, unter denen der junge Maler aufgewachsen war, sogar reich zu nennen; es war also, wie man heutzutage sagen würde, beiderseitig „eine gute Partie". Aber Frau Agnes war eine böse Frau, eine Art Xantippe, die ihren armen Mann ins Grab geärgert hat: so lautete die Mär Jahrhunderte lang. Dies kam so: Freund Pirkheimer hatte nach Dürers Tod zur bösen Stunde in einem Brief an einen Bekannten in Wien seiner Galle Luft gemacht und Frau Agnes arg verlästert, im Zorn darüber, daß ihm aus Dürers Nachlaß ein hübsches Hirschgeweih, auf das er sich Rechnung gemacht hatte, aus Versehen nicht zufiel. Dieser Brief wurde wahrscheinlich nicht einmal abgeschickt, aber das in der hiesigen Stadtbibliothek noch vorhandene Konzept war in Umlauf gekommen, ward als willkommener Klatsch sogar gedruckt, dann von Jahrhundert zu Jahrhundert von einem dem anderen nacherzählt und so wurde

Frau Agnes, ohne daß sie eine Ahnung davon hatte, zur historischen Charakterfigur eines Hausdrachens. Wohl mag sich Frau Agnes mehr wie eine sorgsame Hausfrau als wie eine schwungvolle Künstlersgattin gefühlt und gebärdet und den träumerischen Gatten zuweilen mit einer hausbackenen Mahnung aufgescheucht haben, aber den schlimmen Ruf, der ihr zu teil geworden ist, hat sie keinesfalls verdient.

Fünfzehn Jahre lang, bis er aus des Astronomen Bernhard Walther Nachlaß das geräumige Eckhaus in der Zisselgasse nächst dem Tiergärtnerthor (um 275 fl.) kaufte, behielt Albrecht Dürer seine Wohnung im Elternhause. Auch dieses wurde sein Eigentum, als er i. J. 1518 seinen Bruder Andreas hinaus bezahlte; dazu hatte er 1512 auch einen Garten vor dem Tiergärtnerthor an der Bucherstraße käuflich erworben. Mit der oft erzählten „Armut" Meister Dürers, dessen Vermögensnachlaß ungefähr 120000 Mark unseres Geldwerts betrug, war es also ähnlich beschaffen wie mit der Hausdrachenschaft seiner Gattin. Im Anfang seines Hausstands ging es freilich knapp her, Dürer arbeitete drei Jahre lang als Gehilfe in Wohlgemuths Werkstatt; erst i. J. 1497 machte er sich selbständig und eröffnete eine eigene Werkstatt mit Lehrling und Gesellen. Ganz wie sein ehemaliger Lehrmeister malte er fabrikmäßig Votivtafeln für die Kirchen und lieferte zum Broterwerb Holzschnittbilder von Heiligen u. s. w. zum Verkauf auf Messen und Märkten. Bald aber rührte der Genius seine Schwingen und wagte sich an die gewaltigsten Aufgaben.

Im Jahre 1498 erschienen, vom Künstler selbst verlegt, die Bilder zur Offenbarung Skt. Johannis, eine Reihenfolge von 15 Darstellungen in Folio in Holzschnitt. In dieser Verkörperung der phantastischen Visionen des Verbannten auf Patmos zeigt sich die Erfindungs- und Gestaltungskraft des jungen Künstlers bereits in großartiger Entfaltung. Himmel, Erde und Hölle, Gott, Vater und Sohn, Engel, Mensch und Teufel zaubert sein Stift in ergreifenden Gestalten vor das Auge des Beschauers. Außerdem fallen in die erste Periode seines Künstlerlebens noch mehrere Porträts, sowie verschiedene Kupferstiche.

Eine neue Schaffensperiode des Künstlers beginnt mit dessen Reise nach Italien i. J. 1505. Vorübergehend besuchte er Bologna und Padua; sein Hauptaufenthalt, fast anderthalb Jahre, war Venedig. Daß der Nürnberger ein meisterhafter Zeichner sei, hatten die Italiener schon lange anerkannt. Jetzt wollte dieser ihnen zeigen, daß er auch malen könne und er malte im Auftrage der deutschen Kaufleute in Venedig als Altarbild der dortigen Bartholomäuskirche

das hochpoetische, gestaltenreiche sogenannte Rosenkranzfest. Der Künstler erhielt dafür als Lohn 109 fl. Kaiser Rudolf II. erwarb es 80 oder 90 Jahre später um eine sehr große Summe; jetzt befindet sich das Bild, arg zerstört, im Prämonstratenser Stift Strahow in Prag. Der Doge bot dem Nürnberger Meister 200 Dukaten Jahresgehalt, wenn er der Republik seine Dienste widmen wolle, aber Dürer schlug das Anerbieten aus und machte es 15 Jahre später mit einem ähnlichen ehrenvollen Antrag der Stadt Antwerpen ebenso; er blieb seiner Vaterstadt in treuer Anhänglichkeit fest verbunden.

Nach seiner Heimkunft von Venedig kam rasch nacheinander eine Reihe größerer Gemälde zur Vollendung. Zuerst Adam und Eva, jetzt zu Florenz im Palast Pitti. Dann im Auftrag des Kurfürsten Friedrich des Weisen das Martyrium der Zehntausend, ein abstoßender Gegenstand, jetzt in der Belvederegallerie zu Wien. Für den reichen Tuchfabrikanten Jakob Heller in Frankfurt malte er die Himmelfahrt Mariä als Altarbild für die dortige Predigerkirche, die der fromme Stifter für sich und seine Frau als Ruhestätte ausersehen hatte. Ein volles Jahr und unsäglichen Fleiß hatte Dürer, wie er selber schreibt, auf das Bild verwendet; sein Lohn dafür war 200 fl. Kaiser Rudolf II. bot den Dominikanern vergeblich 10000 fl.; Kurfürst Maximilian hatte später das Glück, es für 1000 Joachimsthaler zu erwerben; bei einem Residenzbrand in München ist es zu Grunde gegangen. Nach allem, was darüber verlautet, war es das Meisterstück von Dürers Gemälden. Auf dieses folgte das Altarbild Die heil. Dreifaltigkeit für das Landauersche Brüderhaus in Nürnberg. Dasselbe wurde vom Nürnberger Rat 1585 an Kaiser Rudolf II. in Prag überlassen und kam von da nach Wien in die kaiserliche Gallerie. „Ein wahres Juwel der Kunst, heute noch lacht es uns unverändert in seiner duftigen Farbenpracht“ so schildert es der Dürerbiograph Thausing. Dürer malte dann noch eine Madonna mit der Birne und dann legte er die Malerei für lange Zeit beiseite und nahm den Grabstichel zur Hand. Daß der Künstler an der Malerei Überdruß bekam, ist nicht zu verwundern; die klingende Anerkennung war doch gar zu kärglich. Empfindungslos und handwerksmäßig zusammengepinselte Tafeln Anderer wurden oft höher bezahlt als Bilder, in welche Dürer seine ganze Seelenkraft gelegt, und Leistungen, welche jetzt mit Gold aufgewogen werden, trugen ihm wenige hundert Gulden ein.

Außer verschiedenen anderen Holzschnitten und Kupferstichen, Madonnen u. s. w. sind es hauptsächlich drei Kupferstiche, durch welche allein Dürer schon den unvergänglichen Ruhm eines gedankenreichen Künstlers und eines Meisters im Kupferstich erworben hätte:

Sft. Hieronymus in der Stube (im Gehäus), die Melancholie und Ritter Tod und Teufel. In denselben Jahren (1511—15) veröffentlichte Dürer die großen Reihenfolgen von Holzschnitten, welche von seiner reichen Erfindungskraft ein glänzendes Zeugnis ablegen und zu seinen besten Leistungen gehören. Es sind dies die kleine Passion, ursprünglich in 37 Blättern, die große Passion in Folio, in Format und Darstellung von der kleinen wesentlich verschieden, in 12 Blättern, und das Leben der Maria (Marienleben) in 20 Darstellungen. Die tiefempfundenen Nachdichtungen der Leidensgeschichte des Erlösers voll erhaben dramatischen Lebens sowie die dem heimatlichen Kleinleben abgelauschten, anmutig naiven, gemütvollen Darstellungen in dem Marienleben sind von unvergänglichem Reiz.

Indessen hatte sich das Verhältnis Dürers zu Kaiser Maximilian angesponnen. Max hielt sich zur Faschingszeit 1512 in Nürnberg auf, den Kopf voll von Entwürfen zu litterarisch-artistischen Unternehmungen, bestimmt zur Verherrlichung seiner Person und seines Hauses, zu deren Ausführung dem Nürnberger Meister der Hauptteil zugedacht war. Vor Allem war es das riesige Holzschnittwerk: die berühmte „Ehrenpforte" des Kaiser Max, nach den Angaben des Kaiserlichen Rats Stabius von Dürer entworfen und von dem unter Dürer herangebildeten berühmten Formschneider Hieronymus Andreä in Holz geschnitten. Diese aus 90 Holzstücken bestehende „Ehrenpforte" bildete nur einen Teil des geplanten „Triumphs", einen anderen sollte der „Triumphwagen" bilden, mit dessen Entwürfen außer Dürer auch andere Künstler, wie Hans Burgkmair, betraut wurden. Bevor aber das allegorische Ungeheuer vollendet war, starb der kunstsinnige Kaiser. Zu den Arbeiten, welche Dürer außerdem für Maximilian lieferte, gehören die phantasievollen Randzeichnungen zu des Kaisers Gebetbuch sowie das Bildnis Maximilians, welches Dürer aufnahm, als er bei Gelegenheit des Reichstags zu Augsburg i. J. 1518 dem Kaiser dort aufwartete. Dieser Vorspruch bei dem Kaiser in Augsburg hatte noch einen besonderen Grund. Die einzige Belohnung, welche Dürer bisher für seine vielfachen Arbeiten vom Kaiser empfing, bestand in einem Leibgeding von 100 fl. jährlich. In Augsburg war nun zwar der Kaiser, wie gewöhnlich, auch nicht bei Kassa, aber gern bereit, den Künstler einigermaßen zufrieden zu stellen, gab er ihm Anweisung auf einen noch unverpfändeten Rest von 200 fl. aus der Nürnberger Reichssteuer. Der fürsichtige Rat jedoch, gewarnt durch den mancherlei Mißbrauch, den Max schon getrieben, lehnte es ab, die kaiserliche Anweisung zu honorieren und da der Kaiser schon wenige Monate später (12. Januar

1519) starb, war dieser Betrag für Dürer auf immer verloren. Der Wunsch, sich nun wenigstens das Leibgeding von 100 fl. zu sichern, mag für Dürer die Haupttriebfeder zu seiner Reise ins Niederland gewesen sein und er hat auch, als er endlich an den Hof des jungen Kaisers Karl V. gelangte, nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten diesen Zweck erreicht.

Diese niederländische Reise, welche Dürer samt Frau und Magd und mit einem reichlichen Vorrat von, zu Geschenken wie zum Verkauf bestimmten, Holzschnitten und Kupferstichen am 12. Juli 1520 antrat und länger als ein volles Jahr ausdehnte, glich, wie Dürers Reisetagebuch aufweist, einem wahren Triumphzug. Stadtvertretungen, Körperschaften und Privatpersonen, Kunstgenossen wie Kaufleute wetteiferten, dem berühmten Meister aus dem Oberland Ehre zu erweisen. Reichlich auch war der Gewinn, der diesem aus der Bekanntschaft mit dem vollblütigen niederländischen Volksleben und der Betrachtung der niederländischen Kunst erwuchs; geringer aber als er gehofft, war der Ertrag aus dem Verkauf seiner Kunsterzeugnisse, sodaß sich eigentlich ein Defizit herausstellte. Doch was wollte dies gegenüber dem reichen geistigen Gewinn bedeuten, welchen der Mensch und der Künstler Dürer mit heimbrachte?

Albrecht Dürer war durch die innige Freundschaft mit Pirkheimer dem Kreise der Nürnberger Humanisten näher getreten: für seine geistige Ausbildung und für die Erweiterung seines Gesichtskreises ein unschätzbarer Gewinn. Dieselben Männer, welche, abschüttelnd das scholastische Joch, Träger des Geistesumschwungs an der Wende des Jahrhunderts waren, treffen wir dann auch wieder als mehr oder minder leidenschaftliche Teilnehmer an dem von dem Wittenberger Augustiner entfachten Kampfe der Geister auf religiösem Gebiet. Wie tief der Heiligen- und Madonnenmaler von dieser mit elementarer Gewalt um sich greifenden Bewegung erfaßt wurde, zeigt hinlänglich sein herzzerreißender Klageruf, als die Kunde von der Aufhebung Luthers bei dessen Rückkehr vom Wormser Reichstage an ihn gelangte und nicht weniger sein letztes, von ächt protestantischem Geiste zeugendes Gemälde der vier Apostel. Wir wissen aber auch, daß er nicht bloß mit den Führern der reformatorischen Bewegung in Nürnberg, wie z. B. Nützel und Spengler, auf freundschaftlichstem Fuße stand, daß Camerarius und Eoban Hesse zu seinen Bewunderern gehörten, sondern auch, daß er mit Melanchthon und Spalatin in Briefwechsel stand und mit Zwingli und Karlstadt Beziehungen hatte.

In den ihm noch vergönnten letzten Lebensjahren wandte sich Dürer von der herkömmlichen religiösen Malerei ab und widmete

sich fast ausschließlich der Bildnismalerei. Während seines niederländischen Aufenthalts malte er u. a. zwei Bildnisse auf Eichenholz, wovon das eine, auf Hans Imhoff genannt, jetzt in Madrid befindlich, von Dürerkennern für die Krone aller Dürerschen Porträts erklärt wird. In der Heimat fertigte Dürer dann die Bildnisse von Pirkheimer, vom Kurfürsten Friedrich dem Weisen, von Melanchthon und von Erasmus in Kupferstich; von Eoban Hesse und vom kaiserlichen Rat Varenbüler in Holzschnitt. Die glänzendsten Proben von Dürers Porträtierkunst befinden sich jetzt im Berliner Museum: die Bildnisse von Jakob Muffel und Hieronymus Holzschuher. Jahre lang konnten, bevor das letztere nach Berlin übersiedelt war, die Bewohner und Besucher Nürnbergs in den Räumen des Germanischen Museums sich an dem Anblick dieses herrlichen Kleinods deutscher Kunst erquicken; jetzt ist es, um 300 000 Mark für Berlin erworben, gleich so vielem Anderen für Nürnberg auf immer verloren.

Sein letztes und größtes Meisterwerk vollendete Dürer zwei Jahre vor seinem Tode. Im Herbst 1526 übergab Albrecht Dürer dem Rat von Nürnberg, als Vermächtnis für seine Vaterstadt, die beiden Tafeln der vier Apostel (auch bekannt als die vier Temperamente), Johannes und Petrus auf der einen, Paulus und Markus auf der anderen. Der Rat nahm das Geschenk an, versagte sich aber nicht, ein Gegengeschenk von 100 fl. zu machen, dazu 12 fl. für seine Frau und 2 fl. für seine Magd. Ein Jahrhundert lang bildete das Bildwerk die Zierde der Losungstube auf dem Rathaus, dann gab der Rat endlich dem fortwährenden Drängen des Kurfürsten Maximilian von Bayern nach und überließ es demselben. Der schlaue Plan, dem ungestümen Bewerber eine Kopie statt des Originals aufzuhängen, scheiterte an des Kurfürsten Kunst- und Weltverstand. Man schickte nämlich dem Kurfürsten mit dem Original zugleich eine Kopie, die man zu diesem Behufe von dem Maler Gärtner hatte anfertigen lassen und deutete unter Anpreisung der wohlgelungenen Nachbildung eindringlich darauf hin, daß das Original an mehreren Stellen schadhaft sei und daß überdies an demselben von Dürer Bibelsprüche vom Widerchrist, Menschensatzungen, Schriftgelehrten und dergleichen angebracht seien, welche bei den Jesuiten unvermeidlich Anstoß erregen würden. Der Kurfürst wußte sich jedoch zu helfen: um seinen Jesuiten kein Ärgernis zu geben, ließ er die Inschriften vom Original (jetzt in der Pinakothek) abnehmen und der Kopie ansetzen und schickte letztere samt den Originalinschriften stracks nach Nürnberg zurück.

Ein würdigeres Vermächtnis als diese Tafeln der vier Apostel, welche in ihrer großartigen Einfachheit und scharfen Individualisierung

ganz einzig dastehen, konnte Dürer seiner Vaterstadt, welcher er die meisten Urbilder seiner manchmal etwas sonderlichen Gestalten entnahm, nicht hinterlassen. Der Künstler, dem man nicht ohne Grund Wunderlichkeiten der Form und knorrige, eckige Derbheit der Gestalten vorwirft: hier am Ende seiner Laufbahn erscheint er durchgedrungen zur Höhe der charakteristischen und doch einfach idealen Schönheit.

Dürer hat nach diesem Meisterwerk nichts Erwähnenswertes mehr geschaffen. Mit unermüdlichem Eifer an seiner Bildung arbeitend und ringend nach Wahrheit und Klarheit, bemühte er sich in den letzten Jahren seines Lebens, die Summe seiner künstlerischen Beobachtungen und Erfahrungen zu ziehen und das Ergebnis schriftlich auszuarbeiten. Das Ganze zu vollenden, war ihm nicht beschieden. Bei seinen Lebzeiten noch sind von ihm im Druck erschienen sein Werk: „Geometrie. Unterweisung der Messung mit Zirkel und Richtscheit u. s. w." und sein Werk über die Befestigungskunst. Die in letzterem gegebenen Unterweisungen wurden bei der Befestigung von Padua und Wien zur Richtschnur genommen. Vor der Vollendung seines Hauptwerks über die Verhältnisse des menschlichen Körpers ist er gestorben. Es sind wahre Goldkörner in diesen schriftlichen Werken des praktischen Theoretikers, wie denn z. B. die Sätze: „Wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie", „Ein guter Maler ist inwendig voller Figur und wenn es möglich wäre, daß er ewiglich lebte, so hätte er vermöge der inneren Ideen, von denen Plato schreibt, allewegs etwas Neues durch seine Werke auszugießen" den ganzen Dürer erkennen lassen. Seine große Bedeutung wird aber immer in der Vielseitigkeit und in der unerschöpflichen Erfindungskraft des ausübenden Künstlers gesucht werden. Was Goethe seine Leonore Sanvitale von Tasso sagen läßt:

Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur,
Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf;
Das Weitzerstreute sammelt sein Gemüt,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er, was uns gemein erschien,
Und das Geschätzte wird vor ihm zu Nichts.
In diesem Zauberkreise wandelt
Der wunderbare Mann und zieht uns an,
Mit ihm zu wandeln, teil an ihm zu nehmen

kann auch von Albrecht Dürer gesagt werden.

Dürer hatte sich bei dem Aufenthalt im Niederland auf der abenteuerlichen Winterreise nach Seeland das Wechselfieber geholt; in den letzten Jahren kränkelte er fortwährend und magerte furchtbar

ab, am 8. April 1528 ist er gestorben. Die Teilnahme, welche sein Tod in den weitesten Kreisen erregte, war groß und schmerzlich die Klage, die darob laut wurde. Denn nicht nur ein großer Künstler, auch ein herrlicher Mensch war dahingegangen. Pirkheimer schrieb an einen Freund: „Er ist dahin, unser Albrecht, o unerbittliche Ordnung des Schicksals, o erbärmliches Menschenloos, o unbarmherzige Härte des Todes! Ein solcher Mann, ja solch ein Mann ist uns entrissen, indes so viele unnütze und nichtsnutzige Menschen eines dauernden Glücks und eines nur allzulangen Lebens genießen!"

Zur vollen Würdigung ist Dürers Bedeutung als Begründers „der deutschen Kunst" erst in unserem Jahrhundert gelangt. Durch die Bemühungen des Albrecht Dürer-Vereins in Nürnberg wurde König Ludwig I. Vorschlag, zur dritten Jahrhundertfeier von des Künstlers Todestag ein Erzstandbild desselben zu errichten, ins Leben gerufen. Am 7. April 1828 wurde in der Nähe von Dürers Wohnhaus, auf dem Milchmarkt, feierlich der Grundstein gelegt und am 22. Mai 1840 fand die festliche Enthüllung des von Rauch modellierten, von Burgschmiet in Erz gegossenen Standbildes statt. Alljährlich an seinem Geburtstag bringt die Nürnberger Künstlerschaft den Manen des unvergleichlichen Meisters an dessen Grabe auf dem Johanniskirchhofe ihre Huldigung dar.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Nürnberger Leben.

Sittengeschichtliche Streiflichter.

Es ist in den bisherigen Kapiteln bereits Einiges aus dem altnürnbergischen Kulturleben berührt worden und Anderes wird beiläufig in späteren Abschnitten erwähnt werden. Da es aber mancherlei gibt, was weder da noch dort eingefügt werden konnte, so soll dieses Kapitel dazu dienen, Einiges von Nürnberger Art und Unart, Recht und Brauch u. s. w. in seinen Rahmen aufzunehmen. Dabei wollen wir aber nicht unterlassen zu bemerken, daß es nicht unsere Absicht sein kann, eine irgendwie erschöpfende Darstellung vom Nürnberger Leben in früheren Jahrhunderten zu geben, denn dazu wäre ein eigenes Buch notwendig, abgesehen davon, daß wir es als unsere Hauptaufgabe betrachten, die Schicksale unserer Stadt seit ihrem Entstehen zu erzählen und das Andenken ihrer verdienten Männer lebendig zu erhalten.

Über das Aussehen des Innern der Stadt im 14. und 15. Jahrhundert mit ihren ungepflasterten Gassen — Straßen gab es damals nicht — und der noch geringen Anzahl von stattlichen Privathäusern ist bereits in früheren Kapiteln berichtet worden. Außer in dem innersten Kern der Altstadt, der auch der Mittelpunkt des geschäftlichen Verkehrs war und wo sich demgemäß Menschen und Häuser aneinander drängten, stießen die Häuser nirgends unmittelbar aneinander. Der Hof befand sich nicht hinter, sondern neben dem Hause, war jedoch durch eine Mauer von der Straße getrennt. Noch weniger stadtartig als in der Altstadt sah es, namentlich in den südlichen und westlichen Teilen, in den nachmals durch die erweiterte Ringmauer eingefaßten vorstädtischen Gegenden aus. Hier lagen die Scheunen und Städel der Bürger zwischen kleinen Wohnhäusern und zahlreiche Gärten verschiedenen Umfangs durchsetzten das unregelmäßig mit Häusern überbaute Gebiet. Man hatte damals keine Ursache, so ängstlich knapp mit dem Raum zu sein als in der jetzigen Zeit der anschwellenden Mittel- und Großstädte; dies zeigen heute noch unzerteilte Anwesen in der Stadt, wie z. B. der Sternhof, der ehemalige Gasthof zur goldenen Gans u. s. w.

Ungeachtet der durchaus nicht anmutenden Beschaffenheit im Punkt der Sauberkeit und Regelmäßigkeit gab es, besonders als in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Stadt einen erneuerten Aufschwung nahm, in den ohne obrigkeitlich gezogene Baulinien entstandenen Gassen gar Manches, was denselben einen heiteren Charakter und einen gewissen Reiz verleihen mußte. Dies waren namentlich die nach und nach sich einführenden Freskogemälde an den Häusern und die zahlreichen bunt bemalten und vergoldeten Muttergottesbilder an den Häuserecken sowie die buntfarbige Kleidertracht der auf den Gassen sich bewegenden Menschen.

Von einer Numerierung der Häuser wußte man während des Mittelalters nichts; es genügte damals die Straße und den Besitzer eines der Nachbarhäuser oder des gegenüber liegenden Gebäudes zu kennen, dann fand man das gesuchte ohne Mühe. Die Häuser und Straßen hatten ihre individuellen Benennungen, welche in Nürnberg, was die Gäßchen betrifft, oft von sehr drastischer und plastischer Art waren. Es gab eine Flederwischgasse, eine Floh- oder Strohsackgasse, ein Gäßchen Kehrum, einen Säusackhof, einen Spinnewebensteg; andere Gäßchen hießen: Beim Bocksbalbier, Beim Kappenzipfel, Leutkappen, In der Hitz, Höllenplatte, Bei der Mausfalle, Beim nackenden Bauch, Mormau, Backschmalzgäßchen, Ochsenberg (beim Hallerthörlein) u. dgl. — Wie zahlreich die Namen der einzelnen Verkaufsmärkte waren, haben wir bereits im Kapitel vom Nürnberger Handel aufgeführt. Noch zahlreicher waren die von den Handwerkern herrührenden Straßenbezeichnungen, wodurch Alt-Nürnberg sich als rechte Arbeits- und Industriestadt kennzeichnet. Manche dieser Straßennamen wie z. B. Tuchscheerergasse, Drahtschmiedsgasse, Lodergasse, Spieglergasse, Plattnersmarkt sind verschwunden; eine ziemlich große Zahl aber hat sich noch bis heute erhalten. Wir erwähnen nur den Kupferschmieds-, Lichterziehers- und Kürschnershof, die Beckschlager-, Nadlers-, Leder-, Weißgerber-, Rotschmieds-, Pfannenschmieds-, Zirkelschmiedsgasse u. s. w.

Am lebhaftesten war der Verkehr in den Straßen am Samstag. An diesem Tage war der besuchteste Wochenmarkt und zur selbigen Zeit rasselten auch die Zufuhrwägen durch die Straßen, welche die Versandtgüter der Kaufleute zu den Fuhrmannsherbergen brachten. Dieselben hatten meistens ihren Sitz in den vier Hauptthorstraßen, wo sich gewöhnlich wahre Wagenburgen ansammelten.

Dies war der regelmäßige Verkehr jahraus jahrein. Besonders lebhaft gestaltete sich das Straßenleben bei außerordentlichen Gelegenheiten. Bei der etwas stark neugierigen Art, die man den Nürnbergern von altersher nachsagt, war es natürlich, daß dann alles

auf den Beinen war. Zu diesen außerordentlichen Gelegenheiten gehörte das Ereignis, wenn ein Jerusalemfahrer in die Heimat zurückkehrte. Da ritten Ratspersonen 1—2 Stunden weit zum feierlichen Empfang entgegen und eine Menge Volks machte wenigstens einen Teil des Wegs zu Fuß. Zu diesen außerordentlichen Gelegenheiten gehörte ferner der Einzug eines Kaisers, wovon bereits ein paar Beispiele erzählt worden sind. Auch die oftmals stattgefundenen Turniere oder Gesellenstechen sowie die Einzüge der Reichsfürsten u. s. w. zu den Hof- und Reichstagen brachten immer viel Volks auf die Beine. Dasselbe war der Fall, wenn ein „armer Sünder" den weiten Weg zur Richtstätte auf den Galgenhof geführt wurde oder wenn bei minder traurigem Anlaß der „Peinlein" unter Trommelschall eine Ladung schlechten Biers oder geschmierten Weins in die Fluten der Pegnitz schüttete. Jährlich sich wiederholende Gelegenheiten zur Befriedigung der Neugierde und zur Ansammlung des Volks waren die am zweiten Feiertag nach Ostern erfolgte Weisung der Reichsheiligtümer und die Feierlichkeiten bei der Ratswahl am Osterdienstag.

Bis ins 17. Jahrhundert hinein erhielt sich auf den Nürnberger Straßen eine christlich-germanische Karrikatur des altheidnischen Dionysosdienstes. Dies war das Urbansreiten, welches alljährlich am 25. Mai, am Tage Skt. Urbans, des Schutzpatrons des Weinbaus, stattfand. Das Reklamemachen der heutigen Zeitungen für die Herren Gastgeber besorgten in jenen zeitungslosen Zeiten die Weinschreier, welche vor den Schänken aufgestellt waren, um die Vorübergehenden zum Eintritt einzuladen. Nach erhaltener Erlaubnis des Rats ritt einer dieser mündlichen Reklamemacher oder Weinschreier, in ein rotes phantastisches Gewand gekleidet, mit einer Art Bischofsmütze auf dem Haupt, auf einem mageren Schimmel durch die Straßen. Voraus zogen ein Stadtknecht und Musikanten und unmittelbar vor dem Urbansreiter wurde ein mit Flitter und Spiegelgläschen behangenes Tannenbäumchen getragen. Nebenher torkelten ein paar Bauern, welche die Betrunkenen spielten und hinterher trugen zwei in rote Schänkröcke und Hüte gekleidete Männer auf Stecken je ein Gefäß, in welches der bei den Weinschänken, vor deren jeder der Zug anhielt, eingesammelte Wein geschüttet wurde; auch Geld wurde in Empfang genommen. Unterwegs schon aber wurde Wein getrunken aus einem silbernen Becher, der von dem Träger des Fichtenbäumchens dem „Urban" genannten Reiter gereicht wurde, der ihn dann wieder Bekannten kredenzte. Hinterher liefen Buben in Menge, welche riefen: „Urban, du mußt in den Trog." Dieser Ruf hatte seinen Grund in dem Volksglauben, daß es ein schlechtes Weinjahr gebe, wenn es

am Urbanstage regnete. Trat wirklich Regen ein, so wurde der Urban in den Brunnentrog bei der Lorenzer Kirche geworfen; blieb es schön Wetter, so kam der Urban doch nicht trocken davon, denn dann wurde er von den Häusern herab reichlich mit Wasser begossen. Der Abend vereinigte dann zuletzt die Zugsteilnehmer und andere Trinklustige zu einem Gezech, bei welchem das gesammelte Geld und Getränk vertrunken wurde.

Von den Handwerkeraufzügen und -Tänzen, welche namentlich im 16. und 17. Jahrhundert in Nürnberg eine große Rolle spielten, wird in einem späteren Kapitel die Rede sein. Mit denselben steht das sogenannte Schembartlaufen in engem Zusammenhang. Wie bereits oben (S. 116) erzählt worden, haben die in dem Aufstand von 1348 dem Rate treu gebliebenen Handwerke der Messerer und der Metzger zum Lohn für ihre Treue die Erlaubnis zu öffentlichen maskierten Aufzügen an Fastnacht erhalten. Ein Jahrhundert lang hielten die beiden Gewerbe ihre Aufzüge durch die Stadt, die Messerer jedoch wegen der großen Kosten nicht regelmäßig jedes Jahr, sondern in Zwischenräumen von sieben und mehr Jahren, während die Metzger von ihrem Privilegium jedes Jahr Gebrauch machten. Im Laufe der Zeit wurde jedoch auch diesen der Aufwand zu groß und sie ließen sich deshalb leicht gewinnen, ihr sogenanntes Recht gegen Entgelt an andere zu verleihen. Bewerber, besonders aus dem Kreise der Jugend der Ehrbaren, waren genug vorhanden und es bildete sich eine Art Faschingsgesellschaft, welcher der Rat zur Hintanhaltung von Unordnungen einen oder zwei Hauptleute zuteilte.

Dies ist der Ursprung des Schembartlaufens. Schembart, im Volksmund Schembert (von Scheinbart oder von Scheme) bedeutete soviel wie Maske oder Larve, bei welcher der Bart die Hauptsache war und Schembartlaufen war also nichts anderes als Maskenlaufen in der zu Nürnberg herausgestalteten Weise. Im Jahre 1449 wurde der erste Schembart unter der Hauptmannschaft des Kunz Eschenloer gehalten und dann fast ein Jahrhundert lang mit manchen durch Landsterben oder andere Ereignisse herbeigeführten Unterbrechungen fortgesetzt. Der Schembartlauf, diese Krone aller Nürnberger Volkslustbarkeiten, ging folgendermaßen vor sich: Den Vortrab machten mehrere Vermummte in Narrentracht, welche mit Kolben und Pritschen Platz machten. Dann kam ein Narr, der aus einem großen Sack Nüsse unter die Menge warf. Dessen Nachfolger war ein anderer Narr, meist zu Pferd, der einen Korb voll Eier mit sich führte, welche mit Rosenwasser gefüllt waren. Damen, welche am Fenster sich befanden, hatten die Ehre, mit diesen wohlriechenden Eiern beworfen zu werden. Hiernach kamen die eigentlichen Schembartläufer selbst.

Ihre Kleidung war reich, aber einfach und nach den Abbildungen, von welchen in den sogenannten Schembartbüchern noch eine große Anzahl existiert, jedes Jahr nach demselben Schnitt und nur durch die Farben verschieden. Einige kleideten sich auch in abenteuerliche Gestalten, in wilde Männer, Indianer, Männer mit Wolfsköpfen u. s. w. — Im Jahre 1523, während der reformatorischen Bewegung machte ein Schembartläufer, der in einem aus lauter Ablaßbriefen mit daran befindlichen päpstlichen Siegeln zusammengesetzten Gewand erschien, ein ganz besonderes Aufsehen. Am Ende des Zuges kam die sogenannte Hölle, ein künstliches Feuerwerk, welches auf einer Schleife nachgefahren und gewöhnlich am Ende des ganzen Faschingsvergnügens vor dem Rathause abgebrannt wurde. Diese Hölle erschien unter den verschiedensten Formen, als ein Schloß, ein Schiff, eine Windmühle, ein Drache, ein Elefant mit einem Turm voll Krieger, ein Teufel, der die bösen Weiber fraß, ein Backofen, worin Narren gebacken wurden, eine Kanone, woraus man böse Weiber schoß, ein Glücksrad, welches lauter Narren herumdrehte u. s. f. Daß die gemachten Fastnachtswitze fast durchweg nicht zu den feinen gehörten, versteht sich in jener derben Zeit von selbst.

Der Schembart wurde bis zum Jahre 1524 mit jeweiligen Unterbrechungen abgehalten. Von da an pausierte er 15 Jahre lang; die reformatorische Bewegung, welche sich aller Geister bemächtigt hatte, wird wohl hauptsächlich Ursache gewesen sein, daß man nicht an den Schembart dachte. Für das Jahr 1539 war aber wieder ein solcher in Vorbereitung, denn wenn man auch in Nürnberg bereits gut protestantisch war, so wollte man darum doch von dem eingebürgerten Faschingsvergnügen nicht lassen. Anders dachte der ebenso hitzige als gelehrte Hauptprediger von Lorenzen, der bekannte Dr. Andreas Osiander. Wie er die Himmelskönigin des englischen Grußes von Veit Stoß eine Grasmagd hieß, so eiferte er von der Kanzel auch gegen das Fastnachtstreiben als ein verwerfliches papistisches Ueberbleibsel. Dies empörte das faschingsfreudige Volk und auch die Schembartunternehmer unterließen es nicht, Rache zu nehmen. Der am 18. Februar ins Werk gesetzte Schembart bestand aus etwa 150 Personen, meistens aus den ehrbaren Geschlechtern und der Aufzug war prächtiger ausgestattet, als er je vorher gewesen ist. Hauptleute waren Jakob Muffel, Joachim Tetzel und Martin von Ploben. Die Hölle war diesmal ein großes Schiff, von Buben gezogen; in diesem saß zwischen einem Doktor und einem Narren ein dicker Pfaffe, welcher statt des Meßbuchs ein Brettspiel in der Hand hatte. Dieser Priester sah dem Dr. Osiander auffallend ähnlich und der so Verhöhnte versäumte nicht, beim Rate seine Beschwerde anzubringen. Die Folge war, daß

man die drei Hauptleute in den Turm sperrte und daß der Schembart für immer verboten wurde. Dabei hatte es sein Verbleiben, wenn auch dann und wann noch kleinere Maskenscherze getrieben wurden.

Der Vergnügungskalender unserer Altvordern war viel magerer bestellt als der in unserer Zeit, wo, wenigstens in den Städten, fast jeder Tag rot angestrichen ist. Darum ist es auch nicht zu verwundern, daß die Alten das Vergnügen, das durchgehends sehr materiell massiver Natur war, um so gründlicher ausgekostet haben. Zu diesen Vergnügungen gehörten auch die Tage lang währenden Kirchweihen auf dem Land wie die in der Stadt. Beide spielten nicht erst zu Grübels Zeiten, sondern schon in den Tagen Hans Rosenplüts und Hans Sachsens eine Rolle, nur mußte der Besuch der Landkirchweihen schon wegen der zeitigen Thorsperren immer ein eingeschränkter bleiben.

Die Tageseinteilung im Mittelalter und noch später unterschied sich wesentlich von der unsrigen. Man speiste um 10 Uhr, längstens 11 Uhr zu Mittag und 12 Uhr wurde schon zum Nachmittag gerechnet. Die Tagesarbeit begann eben viel früher und hörte auch früher auf. Der Schulunterricht begann im Sommer um 6 Uhr, im Winter um 7 Uhr, was jenen Eltern, welche heutzutage jammern, daß ihre Kleinen schon um 8 Uhr in die Schule müssen, jedenfalls sehr barbarisch erscheinen wird. Dagegen war die Zahl der Unterrichtsstunden bloß vier; zwei Vor- und zwei Nachmittag. Von unserem Nachtleben, welches durch unser vervollkommnetes Beleuchtungswesen so sehr erleichtert wird, hatte man in jenen Zeiten keine Ahnung. Aber auch die Jahreszeiten wurden auf eine andere Art ausgenützt; man tanzte damals hauptsächlich im Sommer, meistens im Freien, aber sehr wenig im Winter.

Die erwähnte Tageseinteilung bringt uns auf eine Nürnberger Besonderheit. Es ist dies die vermutlich aus Italien eingeführte und in Nürnberg eingebürgerte sogenannte große oder italienische Uhr mit der Stundeneinteilung von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang und umgekehrt. Es war dies die offizielle Nürnberger Uhr, nach welcher von den Kirchtürmen von Sebald und Lorenzen, sowie vom Laufer Schlagturm und vom weißen Turm die Stunden verkündet wurden. Daneben war aber auch die fast im ganzen übrigen Deutschland übliche kleine Uhr (mit unserer gegenwärtigen Stundeneinteilung) im Gebrauch. Die Zeit bei Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang, später bloß bei letzterem, hieß der Garaus, der durch Läuten verkündet wurde. Von ihm aus wurde gerechnet, aber man gab die einzelnen Stunden nicht nach ihrer eigentlichen Nummer an, sondern man sagte zur Bequemlichkeit z. B. zwei gen Tag, d. h.

zwei Stunden vor Sonnenaufgang oder zwei gen Nacht d. h. zwei Stunden vor Sonnenuntergang. Trotz der vielen Unbequemlichkeiten und Irrungen, welche aus der gleichzeitigen Anwendung der beiden verschiedenen Zeitberechnungen hervorgehen mußten, hat sich die große Uhr als die offizielle bis zum Ende der nürnbergischen Reichsfreiheit erhalten.

Sehr reichhaltig war bis zur Einführung der Reformation der Kirchenfestkalender. Nach dem Fasching mit dem Schembartlaufen folgte die lange, streng gehaltene Fastenzeit, in welcher die Fische eine Hauptrolle spielten. Am Palmsonntag wurde der Palmesel in Prozession herumgeführt. Es war dies ein holzgeschnitzter Christus, der auf dem Esel saß; zuweilen wurde der Messias auch durch einen lebendigen Menschen dargestellt. In der Marterwoche, der Woche vor Ostern, der Zeit des Beichtens, schwiegen die Glocken und statt derselben hörte man die Mißtöne der Ratschen (knarrende Holzinstrumente). Am Gründonnerstag war die Fußwaschung, am Charfreitag die Grablegung, am Ostersamstag die Ostermette, am Ostersonntag die Weihung von Fleisch und Fladen, der Ostermontag gehörte hauptsächlich dem Tanzvergnügen. Nach Ostern folgte die Kreuzwoche, in welcher Prozessionen zu Feldumgängen aufs Land sich bewegten. Am Himmelfahrtstage schmauste man Geflügel. An Pfingsten wiederholten sich die Feldumgänge. In den Frühsommer fällt dann der Fronleichnamstag mit seiner Prachtprozession, der possenhafte Urbanstag, der Johannistag mit dem Johannisfeuer; im Hochsommer ist Mariä Himmelfahrt und dann folgen die Kirchweihen „mit viel Gefreß.“ Am Martinstag werden der Gans die herkömmlichen Ehren erwiesen. Der Nikolaustag, 6. Dezember, ist für die Kinder eine Vorahnung der Weihnachten und nach diesem folgt am 28. Dezember noch der Pfeffertag, an welchem die Kinder und auch größere junge Leute den Nachbarn und Bekannten ins Haus fielen und die Besuchten mit Gerten bearbeiteten, um Leckerwaren als Auslösung zu erlangen.

Dieser mehr oder minder heiteren Seite des Volkslebens im Mittelalter stehen sehr düstere Erscheinungen gegenüber. Zu diesen gehörten insbesondere die Häufigkeit schrecklicher Epidemien und die barbarische Ausübung der Kriminaljustiz.

Seit dem „schwarzen Tod“ i. J. 1348 (s. S. 123), welchem in Europa 25 Millionen Menschen zum Opfer gefallen waren, übte wie an anderen Orten, so auch in Nürnberg länger als drei Jahrhunderte die Pest ihre verheerende Wirkung. Die Nürnberger Chronisten hießen die Seuche „großes Sterben“ „den großen sterb“ oder das

„Landsterben.“ Besonders heftig trat in Nürnberg die Seuche wieder im 15. Jahrhundert auf, wo sie sich siebenmal wiederholte; am schlimmsten wütete sie in den Jahren 1437, 1462 und 1474. Wenn es auch offenbar ungeheuer übertrieben ist, wenn der Zeitgenosse Endres Tucher in seinem Tagebuch niederschreibt, daß i. J. 1437, wo die Krankheit vom Sommer bis Weihnachten wütete, 13000 Menschen gestorben und 9000 geflohen seien, so bleibt für eine Stadt von etwa 25000 Einwohnern die Zahl der Opfer noch erschreckend groß, selbst wenn man die Schätzung Endres Tuchers um die Hälfte herabsetzt. — Im Jahre 1462 sind nach einer glaubhaften, vom Rate veranstalteten Zusammenstellung von der bis in den Anfang von 1463 hinein andauernden Seuche 4500 Einwohner, ungerechnet die Kinder, weggerafft worden. In diesem Jahre eines „großen Sterbens“ gestattete der Rat, daß jeder Erkrankte auch vor gewöhnlichen unbescholtenen Bürgern als Zeugen sein Testament machen dürfe, während dies sonst, wenn es giltig sein sollte, nur in Anwesenheit von mindestens zwei Genannten des größeren Rats geschehen durfte. Ungeachtet dieses schreckbaren Auftretens der unheimlichen Seuche hielt man doch standhaft an der alten Sitte oder eigentlich Unsitte, die Toten innerhalb der Stadt auf den um die Kirchen gelagerten Friedhöfen zu begraben und nur die einzige belanglose Vorsichtsmaßregel wurde in den Jahren 1462 und 1474 getroffen, daß auswärts Gestorbene nicht mehr in der Stadt begraben werden durften und daß einzelne Ausnahmen nur gegen Zahlung einer bedeutenden Geldsumme von 40 oder 50 fl. gestattet wurden. Nach dem Erlöschen der Seuche galt die alte Einrichtung wieder für Einheimische wie für Fremde. — Zum letzten Male in Nürnberg trat die Pest i. J. 1713 heftig auf. Das i. J. 1529 vollendete Sebastianspital war für die Pestkranken bestimmt. Im Jahre 1517 durfte während der Pestilenz niemand außer den Geistlichen in der Stadt begraben werden. Damals entstand auch der Rochuskirchhof (1518), auf welchem bis zur Vollendung des Sebastianspitals ein Lazareth zur Aufnahme der Pestkranken diente. Für das Hinausfahren von Pestkranken und Toten ließ der Rat i. J. 1520 unbeschlagene Wagen anfertigen, welche später in dem sog. Eichstätter Hof, dem nachmaligen Salzmagazin in der Tetzelgasse, standen, wo nebenbei Gerätschaften von allerlei Art untergebracht waren. Das ganze Gebäude erhielt davon den Namen Peststadel.

Es galt bei den Gesetzgebern des Mittelalters und bis weit in die neue Zeit hinein als unumstößlicher Grundsatz, daß es zur Aufrechthaltung der Ordnung und zur Hintanhaltung oder Verminderung der Verbrechen kein anderes oder besseres Mittel gebe als Leibes-

oder Lebensstrafen. Die Abschreckungstheorie war zur grausamsten Praxis entwickelt und auch der alt-nürnbergische Kriminalkodex war mit Blut geschrieben. Dazu kam, daß man von Strafgefängnissen oder Zuchthäusern noch nichts wußte, weshalb man um so leichter den kürzesten Weg, sich des Verbrechers für immer zu entledigen, einschlug, d. h. die Todesstrafe in ihren mannigfaltigen Formen zur Anwendung brachte. Der einzige Ausweg, um geringer geachtete Vergehen zu sühnen und „heilloser", makelbehafteter Personen loszuwerden, war die Verbannung oder das Schicken auf die Galeeren, worüber mit der Republik Venedig Verträge abgeschlossen waren. Joh. Müllner berichtet darüber in seinen Nürnberger Annalen aus dem Jahre 1571. Hinsichtlich des Transports dieser Nürnberger Galioten bestanden mit dem Markgrafen von Ansbach bestimmte Vereinbarungen.

Die Mannigfaltigkeit der Leibes- und Lebensstrafen in Alt-Nürnberg war gegenüber unserer heutzeitigen Einförmigkeit überaus groß. Die Todesstrafe erfolgte durch Hängen, Köpfen, Ertränken, Verbrennen, Lebendigbegraben, Radbrechen. Die Juden wurden am äußersten Balken des Galgens gehängt. Auf den Diebstahl war der Strang gesetzt; die Strafe galt nicht für die härteste, wohl aber für die entehrendste und es wurde deren Umwandlung in die Hinrichtung durch das Schwert als eine Gnade angesehen. Das Rad war die Strafe für Straßenraub und Raubmord; hier ging oft das Zwicken mit glühenden Zangen voraus. Untreue im Amt und Veruntreuung anvertrauten Guts oder Geldes wurde mit dem Schwerte bestraft. Auch für Unzucht, Ehebruch, Blutschande (letztere mit sehr weitgehendem Begriff) wurde das Schwert angewendet; in schweren Fällen ging das Zwicken mit glühenden Zangen voraus. Nicht bloß Giftmischerinnen, sondern auch Diebinnen wurden lebendig begraben (bei dem Galgen) oder in der Pegnitz ertränkt; letzteres geschah gewöhnlich von einer Brücke an der Hallerwiese aus. Lebendig verbrannt wurden Brandstifter und Fälscher und auch Leute, die wegen unnatürlicher Unzucht verurteilt waren.

Ganz in Übereinstimmung mit der Grausamkeit bei dem Strafvollzug war das Verfahren zur Herbeiführung des Geständnisses durch die Folter, welche in einem besonders dazu eingerichteten Gewölbe des in den Kellerräumen des Rathauses befindlichen Lochgefängnisses vorgenommen wurde. Wir wollen den geehrten Leser und auch uns mit der Beschreibung dieser Scheußlichkeiten verschonen.

Neben der Todesstrafe gab es noch folgende Leibesstrafen: Augenausstechen, Ohrenabschneiden (wozu am Krebsstock ein eigener Ohrenstock vorhanden war), Handabhauen, Brandmarken (Durch-

brennen beider Backen), Auspeitschen, Ausstellen am Halseisen, Steintragen, Schnellen. Die Ausweisung oder Verbannung „über die Donau" geschah entweder auf Zeit oder „auf ewiglich".

Ganz in Übereinstimmung mit der grausamen Handhabung der Kriminaljustiz, aber in grellstem Widerspruch zu der Fürsorge für Arme und Kranke stand die Behandlung der Geisteskranken. Ebensowenig als Strafgefängnisse gab es Irrenhäuser. Man ließ die armen Irren entweder frei umherlaufen oder sperrte sie ein. Ihre Bewachung war Privatsache der Angehörigen und diese ließen sich entweder ein Lokal im Hause einrichten oder mieteten ein Privatgefängnis. Selbst mit der Peitsche, Folter und dem Richtschwert ging man gegen sie vor. Fremde Geisteskranke wurden ausgewiesen und über die Grenze gebracht, und kehrten sie wieder zurück, mit Ruthen gepeitscht.

Gegen das Übermaß in sinnlichen Genüssen und die Ausschreitungen gegen Zucht und Sitte fehlt es nicht an polizeilichen Maßregeln und Verordnungen. Die meisten dieser Verordnungen haben einen sehr starken Bevormundungsgeschmack und würden in unserer Zeit ganz unerträglich erscheinen. — Um das Übermaß im Essen kümmerte sich die Obrigkeit auch in früheren Jahrhunderten nicht, weil die Folgen davon der Schlemmer gewöhnlich allein zu tragen hat, und die vielen strengen Verordnungen über die Zahl der Gänge bei festlichen Mahlzeiten waren nichts anders als Luxusgesetze, hauptsächlich bestimmt, die von Obrigkeitswegen geschützten Rangunterschiede aufrecht zu erhalten. — Gegen das Übermaß im Trinken, diesem Nationalvergnügen und Nationallaster der Deutschen, welches am Ende des 15. Jahrhunderts erst recht in Schwung kam, um im 16., vorwiegend in hohen und höchsten Kreisen, seine Höhe zu erreichen, wurde viel verordnet und noch mehr vermahnt; es fruchtete aber weder das eine noch das andere. Das schlechte Beispiel von oben mußte die wohlgemeinten Bemühungen der Obrigkeiten vereiteln. So sah man z. B. i. J. 1547 in Nürnberg, während des Aufenthalts des Kaisers Karl V., einen deutschen Fürsten, den Herzog von Liegnitz, total betrunken, ohne Schuhe, unter Vorantritt der Musikanten, am helllichten Tag durch die Straßen taumeln. Vom Rate wurde damals ein besonderer Wagen gehalten, um die Betrunkenen, die man des Morgens auf der Straße gefunden, nach Hause zu bringen.

Hinsichtlich der öffentlichen Unzucht waren die Anschauungen im Mittelalter äußerst lax. Könige besuchten auf Einladungen der Stadtverwaltungen bei hellem Tage die Frauenhäuser (wie z. B. König Sigmund), wurden mit Blumensträußen empfangen und ließen sich bewirten. Es erregte auch kein Aufsehen, wenn 14jährige Knaben

dort Besuche machten. Die Ansichten und das Verhalten war beim Adel wie im Bürgertum ganz gleich. Das schlechte Beispiel der vielen reichen müßigen Geistlichen hat nicht wenig beigetragen, die Sitten zu verderben. Das Nürnberger sogenannte Frauenhaus mit des Rats Privilegium befand sich im Maukenthal, dem jetzigen Frauengäßchen. Die Dirnen durften bis zum Jahre 1496 sogar an den Tänzen auf dem Rathaus oder beim Derrer an der Derrers- oder Säubrücke (jetzt vereinigt mit den Lokalitäten des ehemaligen Gasthauses zum Bitterholz, das Hotel zum bayerischen Hof), wo häufig Patrizierhochzeiten und Tänze stattfanden, teilnehmen. Es durften jedoch diese Hübscherinnen, fahrende Frauen und wie sie sonst hießen, niemals aus Nürnberger Eingeborenen, sondern bloß von auswärts aufgenommen werden. Charakteristisch ist eine Ratsverordnung von 1480, durch welche, um dem vielfachen Ärgernis, welches durch öffentliche Unzucht in und außerhalb der Stadt, namentlich zu Gostenhof, bereitet wird, vorzubeugen, zu derlei Unfug der Judenbühl und der Anger zwischen dem Reutersbrünnlein (damals Willibaldbrunnen) und dem Plerrer angewiesen wird.

Taufen, Hochzeiten und Leichenbegängnisse waren öffentlich, sie galten gleichsam als öffentliche Angelegenheiten und es bestanden für alle diese Vorgänge im Familienleben die genauesten Vorschriften. Die Zahl der Gevattern wie die der Besucherinnen der Kindbetterin und die Sorten des an jene verabreichten Gebäcks war ebenso genau vorgeschrieben wie die Zahl der Hochzeitsgäste und der Gänge beim Mahl; ebenso die Art und Ordnung der Speisen und Getränke und der Wert der Geschenke bei Taufen und Hochzeiten und ähnlich war es hinsichtlich der Leichenbegängnisse. Im Ganzen war die Hauptabsicht aller dieser zahlreichen Verordnungen, dem überhandnehmenden Luxus zu steuern, der in vielen Beziehungen einen bedenklichen Umfang angenommen hatte. Jede Eheschließung wurde an und für sich schon zweimal gefeiert; am Verlobungstage, dem Tage der Lautmärung (der Bekundung) und am Tage der Trauung (Vertruwung). Der erstere Tag galt eigentlich als der wichtigere. Die Hochzeit dauerte in manchen Städten 3—8 Tage; in Nürnberg wurde durch Verordnung des Rats die eigentliche Hochzeit auf den Trauungstag beschränkt. Dann wurden in den nächsten Monaten nach der Hochzeit zur Ehre des neuen Ehepaars mehrfache Festmahle, sogenannte Höfe, d. h. Gesellschaften, gehalten; auch gegen diese Übung trat der Nürnberger Rat nachdrücklich ein. Zu den Nürnberger Hochzeitsgebräuchen gehörte namentlich das „Hofieren“, welches sowohl bei den zur Hochzeit

gehaltenen Tänzen als am ersten Hochzeitstag nach der Lautmärung stattfand. Es geschah dies durch bezahlte Leute, welche als Pfeifer, Posauner, als der Hegelein oder der Schellemann mit Weib und Gesellen bezeichnet werden. Von diesen Leuten wird berichtet, daß sie angeworben seien, um vor den Häusern „zu hofieren und Hofrecht zu machen"; eine Verordnung spricht von nur acht Häusern, vor welchen dies dieselben zu thun verpflichtet seien. Das „Hofieren" fand stets zur Nachtzeit und auf den Gassen statt. Auch Jungfrauen nahmen daran teil und wandelten dabei in Gesellschaft auf den Gassen hin und her. Das Letztere, das namentlich nach der Lautmärung vorkam, wurde gleich allem nächtlichen Umherziehen der Jungfrauen 1509 verboten, weil es „jungfräulicher Zucht nicht gegezieme." In späteren Zeiten trat an die Stelle des Hofierens die Thätigkeit des aus dem Hegelein, Hengelein oder „Vorhängelein" zum „Ehrensprecher" oder „Schlenkerlein" gewordenen und unter dem Rugsamt stehenden öffentlichen Improvisators bei den Hochzeiten.

Mit diesen Bemerkungen müssen wir aus Rücksicht auf den gebotenen Raum dieses Kapitel schließen, um zu unserer eigentlichen Aufgabe, der Erzählung der Schicksale unserer Stadt, zurückzukehren.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Kirchenreformation und ihre Einführung in Nürnberg.

Das Reichsregiment in Nürnberg.

Über die Notwendigkeit einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern war in der Zeit unmittelbar vor Luthers Auftreten — wenigstens in Deutschland — alle Welt einig. Hat doch sogar ein Papst selbst, Hadrian VI., auf dem Reichstag zu Nürnberg 1522 durch den Mund seines Legaten „die vom römischen Stuhl ausgegangenen Abscheulichkeiten und die vom Haupt auf die Glieder, vom Papst auf die Prälaten verbreitete Verderbtheit" zugestanden. Dieser ehrliche Papst deutscher Herkunft führte bloß zwei Jahre lang das Ruder der heil. Arche, der Kirche; wäre er aber auch schon sechs Jahre früher ans Ruder gekommen, oder wäre ihm ein längeres Leben beschieden gewesen, eine wirkliche Reform der Kirche würde auch er nicht zuwege gebracht haben. Eine innere Erneuerung der Kirche war nicht mehr durch päpstliche Dekrete zu schaffen und in dem Rezeptbuch Papst Hadrians stand als wirksames Heilmittel auch kein anderes als: Ausrottung der Ketzer. Von Arnold von Brescia bis Johann Hus und weiter hat jeder kirchliche Neuerer, als Ketzer gebrandmarkt, sein Ende auf dem Scheiterhaufen genommen und der Ausgang der großen Kirchenversammlungen hat die Hoffnungslosigkeit jedes Versuchs einer Kirchenverbesserung, die von den Kirchengewalten selbst ausging, mit verzweifelter Klarheit dargethan.

Die ganze abendländische Christenheit litt unter den kirchlichen Mißbräuchen, kein Land aber in solchem Maße wie das durch seinen eigenen Kaiser Friedrich III. verratene Deutschland. Frankreich und England hatten es verstanden, gegen die habgierigen Griffe der römischen Kurie wenigstens einigermaßen sich sicher zu stellen. Italien konnte lachen über die deutschen Tölpel, mit deren Geld in Rom Prachtkirchen erbaut, ein Heer von Malern und Bildhauern besoldet und das zahllose päpstliche Hofgeschmeiß gefüttert wurde. Die Summen, welche aus Deutschland nach Rom flossen für Annaten, Kirchenreservationen, Dispensionen, Remissionen, Absolutionen und wie alle

die Namen für die außerordentlichen Befreiungen von Verpflichtungen heißen, gehen ins Ungeheuere.

Schon diese äußere materielle Seite der kirchlichen Verhältnisse, diese schrankenlose Ausbeutung durch die Organe und zu Gunsten des römischen Stuhls wäre allein schon Anlaß genug gewesen zu einer offenen Auflehnung der Nation. Als „Gravamina“, als Beschwerden der deutschen Nation wurden die Klagen über diesen Unfug dutzendmal auf den Reichstagen vorgebracht. Noch mehr als durch diese Ausraubung war das religiöse Gefühl verletzt durch die Entsittlichung und Veräußerlichung der Kirche. Von jenem Christentum, welches einst den germanischen Völkerschaften den Segen der Civilisation gebracht, welches für die Schwachen und Unterdrückten ein Schutz, für alle Gläubigen eine Heilsanstalt gewesen, schien jede Spur verschwunden. Die Bistümer und Domstifte waren fast bloß noch Sinecuren für nachgeborne Prinzen, Grafen und Herren. — Die Pfarrer zeichneten sich durchgehends durch Dummheit und Rohheit aus; der Papst wollte es nicht anders, denn es war ein ausdrückliches Gesetz, daß aus zehn Geistlichen bloß Einer studieren dürfe. So roh wie ihr Verstand waren ihre Sitten. Der Cölibat wurde durch Haushälterinnen umgangen und die Trunksucht bei der Geistlichkeit war so allgemein, daß die Spottgedichte jener Zeit von Anspielungen darauf voll sind. — Am ärgsten sah es in den Klöstern aus. Von den reichen Abteien hieß es in Bezug auf die drei Gelübde: Die Klosteräbte sind durch ihre Armut die reichsten Güterbesitzer, durch ihren Gehorsam gewaltige Fürsten, durch ihre Keuschheit die Männer aller Weiber. Viele Klöster der Bettelorden waren Brutnester aller Laster und manche Nonnenklöster unterschieden sich bloß durch ihren Namen von öffentlichen Frauenhäusern. Die Zahl der Mönche und Nonnen in Deutschland schätzte der i. J. 1484 gestorbene Humanist Rudolf Agricola auf 1 400 000; in Köln allein waren 5000. — Durch die Scholastik war die ganze christliche Symbolik verändert worden. Maria galt fast mehr als Gottvater und Christus. Man dachte sie als das Herz der Dreifaltigkeit und sie wurde nun die Hauptperson, hinter welcher die Gottheit selbst fast völlig zurücktrat. Die Heiligen wurden zu einer Art Olymp von Untergöttern und und die Reliquienverehrung zum reinsten Fetischkultus.

Doch die Krone all dieses Unwesens bildete der Ablaßkram. Seit dem Aufhören der Kreuzzüge hatten die Päpste verordnet, daß eine Wallfahrt zum Jubeljahr nach Rom und ein Opfer auf den Petersaltar ebensoviel Sündenablaß zur Folge haben solle als eine Wallfahrt zum heil. Grabe in Jerusalem. Anfangs sollte das Jubeljahr nur alle 100 Jahre gefeiert werden, da es aber viel Geld ein=

trug, so wiederholte man es schon nach 50, dann nach 33 und endlich gar nach 25 Jahren. Die Gläubigen strömten zu tausenden nach Rom, wo man das Geld mit Rechen von den Altären wegstrich. Da nun aber doch nicht alle Gläubigen nach Rom wallfahren konnten, sorgte der Papst dafür, daß der Ablaß ihnen ins Haus gebracht wurde. In Rom saß der große Bankier der Seligkeit und fabrizierte das auf den Himmel lautende Papiergeld. Als Statthalter Christi auf Erden vergab er alle vergangenen und künftigen Sünden und sicherte Jedem die ewige Seligkeit zu, der bares Geld dafür zahlen mochte, welche Todsünden auch immer auf ihm lasteten, oder welche er noch begehen würde. Diese Ablaßzettel, im voraus auf alle möglichen Vergehen und zu allen Preisen berechnet, wurden durch Ablaßkrämer in allen Ländern feilgeboten.

Auch in Nürnberg bot sich zu verschiedenen Malen Gelegenheit, das Unwesen der Ablaßkrämer genügend kennen zu lernen. Schon i. J. 1451 kam ein Kardinallegat als Ablaßprediger nach Nürnberg; das Geschäft ließ sich sehr gut an, als aber die Sache zu lange dauerte, gab ihm der Rat zu verstehen, er solle ein Ende machen. Zuletzt erhielt man den Ablaß um die halbe Taxe und i. J. 1453 holte ein Kardinal das in Nürnberg aufgesammelte Ablaßgeld ab, das nicht weniger als 40000 fl. betrug.

Als i. J. 1484 eine Erweiterung des Heil. Geist-Spitals durch einen Bau über die Pegnitz notwendig wurde, ersuchte der Rat den Papst um Bewilligung eines Ablasses zur Aufbringung der Baukosten. Gern genehmigte der Papst, daß Jeder, der zum Sakrament ging, zwei Pfennige zu diesem Bau geben solle; als aber das Geld beisammen war (4500 fl.), kamen zwei päpstliche Bevollmächtigte und holten es ab nach Rom. Nun entsandte der Rat den Konsulenten Dr. Letscher in die heil. Stadt, um wenigstens ein Drittel der gesammelten Summe für den Spitalbau und die Findel zurückzuerlangen, der Papst aber zog vor, das Ganze für sich zu behalten und ließ den Dr. Letscher mit leeren Händen heimziehen.

Ebenso schäbig verfuhr Papst Innocenz VIII., als er i. J. 1490 unter außerordentlichem Pomp in Nürnberg einen neuen Ablaß verkündigen ließ. Von den 6500 fl., welche die Gläubigen in Nürnberg aufbrachten, wurden aus ganz besonderer Gnade dem Spital 500 fl. und der Findel 100 fl. überlassen. Nach diesen Erfahrungen konnte der Rat von Nürnberg wohl keine Neigung mehr für päpstliche Ablaßgeschäfte haben. Als i. J. 1516 der Ablaßkrämer Franz Tripontinus nach Nürnberg kam mit der Absicht, seine Gnadenbude aufzuschlagen, erhielt er eine Wegzehrung von 10 fl. und den guten Rat, sich weiter zu schaffen.

Gegen die Verderbnis der römischen Kirche war das religiöse Gefühl wie der gesunde Menschenverstand gleichermaßen empört. Von ersterem mag in Nürnberg nicht mehr vorhanden gewesen sein als anderswo, der gesunde Menschenverstand aber war von altersher hier vorzugsweise zu Hause; beim Handwerker wie beim Kaufmann ist zu allen Zeiten ein gewisser rationalistischer Zug unverkennbar. Für religiöse Neuerungen herrschte wie im ganzen Frankenland, so auch in Nürnberg immer eine große Empfänglichkeit und vom Nürnberger insbesondere bemerkt Lochner: „er ist leicht für eine Idee zu begeistern und begierig, sich mit Leidenschaft dafür auszusprechen".

So stoßen wir denn in Nürnberg schon im ersten Drittel des 14. Jahrhunderts auf deutliche Spuren von Ketzertum. Auf Veranlassung des Bischofs von Bamberg wurde i. J. 1332 durch den Pfarrer von Skt. Sebald, Domherrn Hans von Stein, eine strenge Untersuchung gegen das Ketzerunwesen in Nürnberg vorgenommen. Der Rat sträubte sich, bei dieser Inquisition Hilfe zu leisten, forderte aber, um nicht den Schein der Begünstigung vornehmer Bürger auf sich zu laden, den Inquisitor selbst auf, gegen die reicheren, angeseheneren, der Ketzerei verdächtigen Bürger die Untersuchung vorzunehmen. Das Ende war, daß dem Rate eine Liste von ungefähr 90 Personen, Männern und Frauen, als der Ketzerei überführt vom Inquisitor übergeben wurde. Der größte Teil der Angeklagten gehörte den unteren Ständen an, doch befanden sich auch Angehörige der Geschlechter darunter, u. a. drei von der Familie Tucher. Die von dem Rate verhängte Strafe war nach den Ansichten jener Zeit sehr mild. Den Verurteilten wurde zwar bei Strafe, lebendig in den Sack gesteckt und ertränkt zu werden, die Stadt auf ewig verboten, es scheinen jedoch verschiedene Geächtete später wieder Aufnahme in der Stadt gefunden zu haben. — Im Jahre 1348 wurde ein Priester, Hartmann Graser, auf 100 Jahre aus der Stadt verbannt, weil er „gegen den christlichen Glauben gepredigt", und i. J. 1378 wurde eine Ketzerin verbrannt. — Im Jahre 1399 endlich erlitten sechs Frauen und ein Mann als überführte Ketzer den Feuertod.

Alle diese unglücklichen Opfer der Glaubensverfolgung scheinen der Sekte der Waldenser angehört zu haben, welche seit Anfang des 13. Jahrhunderts von Südfrankreich aus langsam über Süd- und Mitteldeutschland bis nach Böhmen sich verbreitet hatte und in diesem Lande bei der hussitischen Bewegung einen Bestandteil der Taboriten bildete. Die Waldenser mußten der herrschenden Kirche schon deshalb als todeswürdige Ketzer erscheinen, weil sie das freie Bibellesen beanspruchten und auch durch Laien das Predigtamt ausübten. Sie verwarfen aber auch das Fegfeuer, die Gebete für die Verstorbenen,

die Anrufung der Heiligen, den Ablaß, die Feier der Messe und den Eid. Ihre Lehre wurzelte in der Bergpredigt und daß der Lebenswandel dieser teils seßhaften, teils auf immerwährender Wanderschaft befindlichen Erneuerer des apostolischen Christentums ein rühmenswerter war, bezeugen selbst einzelne der Inquisitoren, welche zu ihrer Ausrottung aufgeboten waren.

Es heißt von ihnen: „Die Waldenser sind am besten an ihrer stillen, eingezogenen Lebensweise zu erkennen. Sie sind ohne Hochmut und tragen weder kostbare noch unsaubere Kleider. Handelsgeschäfte machen sie nicht, um Eid, Lug und Trug zu vermeiden, sondern leben von ihrer Hände Arbeit und sind meistens Schuster oder Weber; sie sammeln keine Reichtümer und sind mit Wenigem zufrieden, sie sind vor Allem keusch und mäßig in Speise und Trank, arbeiten, lernen und lehren ohne Unterlaß und beten deshalb zu wenig" u. s. w. Die „Kunden", „Grüblinsleut", „Grubenheimer", „Winkeler", wie man in Deutschland die Waldenser nannte, waren weit verbreitet. Ungefähr um dieselbe Zeit, da das Autodafee in Nürnberg stattfand, erlitten in Steier hundert den Feuertod, wurden im Bistum Eichstätt, zu Wemding, Donauwörth, Dinkelsbühl einige Dutzend verbrannt, loderten an vielen anderen Orten Scheiterhaufen empor. Es war dabei hauptsächlich auf die Reicheren abgesehen, deren Güter nach ihrem Tode an die Kirche fielen, die Ärmeren ließ man häufig laufen. Milder war das Verfahren in Würzburg, wo den Verurteilten, nachdem sie ihre Irrtümer abgeschworen, blaue Kreuze auf die Vorder- und Rückseite ihrer Kleidung angeheftet wurden, die sie, wo sie sich öffentlich zeigten, tragen mußten.

Ein hervorragendes und angesehenes Mitglied der Waldenser in Deutschland war der Kaufmann Hans von Plauen in Nürnberg, dessen Namen heute noch der seinem Geschlecht gehörige Plobenhof trägt. In seinem Hause, wo die waldensischen „Meister" aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands aus- und eingingen, erhielt der merkwürdige Friedrich Reiser aus dem Dorfe Deutach bei Donauwörth seit 1418 nicht bloß die Ausbildung zum Kaufmann, sondern auch die Vorbereitung zum Reiseprediger. So durchwanderte Reiser Jahre lang in Geschäften seines Freundes Hans von Plauen und als Prediger der Waldensergemeinden die verschiedensten Gegenden Deutschlands und die Schweiz, ließ sich später in Kloster Heilsbronn nieder und gründete da, sowie in Heroldsberg waldensische Gemeinden, stand eine Zeit lang in enger Verbindung mit den böhmischen Taboriten, fiel aber endlich, als die Verfolgung wider die Waldenser wieder heftiger wurde, doch in die Netze der päpstlichen Glaubenshäscher und wurde i. J. 1458 zu Straßburg verbrannt.

Durch die hussitische Bewegung und die durch sie hervorgerufenen Kriege wurden die hussitischen Lehren weithin in Deutschland verbreitet. Hussitische Manifeste, welche zur Abwerfung des Jochs der geistlichen Herrschaft aufforderten und in die abgelegensten Ortschaften ihren Weg fanden, schürten nicht wenig die bereits vorhandene Unzufriedenheit. Im Fichtelgebirg, im Frankenwald und Voigtland, im Aisch- und Taubergrund hatte der Hussitismus Wurzel gefaßt, ebenso im Bambergischen; die Herren von Aufseß führten auf ihren Gütern bei Muggendorf die hussitische Lehre ein. Die Stadt Nürnberg wurde trotz der schweren Opfer, die sie während der Hussitenkriege gebracht hatte, doch des Mangels an Rechtgläubigkeit, ja sogar des verräterischen Einvernehmens mit den böhmischen Ketzern verdächtigt und der Rat sah sich veranlaßt, sich aufs entschiedenste gegen solche Anschuldigungen zu verwahren. Als dann nach der Niederwerfung der Taboriten die hussitische Bewegung in der utraquistischen Staatskirche erstarrte und verknöcherte, hörte die Propaganda hussitischer Lehren von selbst auf, nicht aber die bereits fast überall vorhandene, dumpf grollende Gährung. Wie mächtig diese Gährung war, zeigte i. J. 1476 die Wallfahrt zu dem Hirten und Sackpfeifer Hans Böhm in Niklashausen im Taubergrund. Dem „heiligen Jüngling", hieß es, sei die Mutter Gottes erschienen und habe ihm befohlen, das reine und wahre Gotteswort zu verkünden. Die wundersame Kunde verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch alle Gauen Süd- und Mitteldeutschlands und Tausende und Abertausende strömten bis vom Harz und von Lothringen her ins Tauberthal. An manchem Tage waren 30—40000 Wallfahrer bei der Kapelle zu Niklashausen versammelt, wo von einer Bühne herab der „heilige Jüngling" im Auftrag der Mutter Gottes verkündete, daß es künftig weder Kaiser noch Fürsten, weder weltliche noch geistliche Obrigkeit geben, sondern jeder des anderen Bruder sein solle. Auf den 13. Juli 1476, hatte er den Wallfahrern geboten, sollten sie in Wehr und Waffen erscheinen, er habe ihnen auf Befehl der Jungfrau drei Worte zu sagen. Ehe aber dieser Entscheidungstag kam, hatten würzburgische Reiter den Propheten bereits ergriffen und gefangen nach Würzburg geführt, und als dann 16000 Bauern mit Fackeln das Schloß des Bischofs umlagerten, ließ dieser mit Kanonen unter sie schießen und durch seine Reiter die Scharen auseinandertreiben. Eine Anzahl wurde geköpft, der arme Prophet selbst aber erlitt den Tod auf dem Scheiterhaufen. — Noch ehe irgend ein Fürst einen ähnlichen Schritt gethan, hatte der immer fürsichtige Rat von Nürnberg allen Unterthanen aufs strengste verboten, an den Niklashauser Wallfahrten teilzunehmen. — Der sozialrevolutionäre Traum des Jünglings von Niklas-

hausen hatte ein jähes, grausames Ende gefunden. Daß aber der Geist der Unzufriedenheit mit den herrschenden Zuständen nicht auf immer und nicht überall gebannt, daß die in den unteren Volksschichten in Stadt und Land umgehenden Losungsworte, wie „die Pfaffen totschlagen“ und „Alles gemein machen“, nicht auf immer und überall zum Schweigen gebracht seien, dies zeigen in den nächsten Jahrzehnten nach jener „Wallfahrt“ Erscheinungen wie die „Käsebröder“ im Niederland, der „Bundschuh“ im Bruchrain, der „arme Konrad“ in Schwaben, dies zeigt dann endlich fünfzig Jahre später der große Bauernaufstand.

Doch bevor die sozialpolitische Gährung in dem großen Aufruhr der gequälten Bauernschaft zum Ausbruch kam, versetzte die religiöse Frage die Nation in eine so tiefgehende und folgenschwere Bewegung, daß von ihr eine neue Epoche der Weltgeschichte anhebt. Den Anstoß gab der Ablaßunfug, der endlich in einem bis dahin der Welt unbekannt gebliebenen Augustinermönch einen unerschrockenen Bekämpfer findet. Die 95 Thesen wider den Ablaß, welche Martin Luther dem Drange des Gewissens folgend am 31. Oktober 1517 an der Schloßkirche von Wittenberg anschlug, verschafften diesem bisher unbekannten Mönch plötzlich das Gehör der Gebildeten, eroberten ihm im Nu das Herz des Volkes. Noch glaubte dieser selbst fest auf dem Boden der alten Kirche zu stehen, noch hatte er keine Ahnung, daß er berufen sei, ein Reformator in Deutschland zu werden, aber die ihm aufgedrungene Polemik gegen die Verteidiger des Papsttums und der kirchlichen Mißbräuche führten ihn von Schritt zu Schritt weiter. Seine Streitschriften gegen den Ablaßkrämer Tetzel, sein Verhör vor dem Kardinallegaten Cajetan de vio in Augsburg, die vergebliche Unterhandlung mit dem päpstlichen Kämmerer Karl von Miltiz, die Leipziger Disputation mit Joh. Eck zeigen deutlich, wie er im Kampf gegen seine Widersacher sich zu immer größerer Klarheit und Entschlossenheit durchringt. Und Schritt um Schritt gehen auch weiter mit ihm die Tausende, die in ihm den Helden der Befreiung vom lastenden Joch jubelnd begrüßen. Die Menge von meist mit derben Holzschnitten gezierten Flugblättern in Versen und in Prosa, in welchen Luther gepriesen und seine Gegner dem Haß, dem Spott und der Verachtung preisgegeben werden, zeugt von dem mächtigen Eindruck, den das Auftreten des kühnen Mönchs hervorgebracht. Noch mächtiger wurde die Erregung der Geister, als Joh. Eck mit der in Rom gegen Luther und mehrere seiner Anhänger ausgewirkten Bannbulle im Sommer 1520 nach Deutschland zurückkehrte. Jetzt trat auch der federgewandte Ritter Ulrich von Hutten als unermüdlicher Mitstreiter auf den Plan und jetzt warf Luther selbst rasch

nach einander eine Reihe von Flugschriften unter das Volk in einer Sprache, so meisterhaft, klar, markig und feurig, wie sie bisher noch aus keiner deutschen Feder geflossen. „An den christlichen Adel deutscher Nation“, „Von der Freiheit des Christenmenschen“, „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“; dies sind die hauptsächlichsten dieser „Büchlein“, in denen Luther sich an das gesamte deutsche Volk wendet, dessen Sein und Fühlen er erst allmählich verstehen gelernt und mit dem er sich jetzt eins weiß in dem schweren Kampf, den er unternommen. Kaum waren seit dem Thesenanschlag drei Jahre verflossen und das „gewöhnliche Mönchsgezänk“, wie Hutten am Beginn den Ablaßstreit nannte, ist zur wichtigsten Nationalangelegenheit, der einst unbekannte Kuttenträger ist zum geistigen Führer der Nation geworden. Als solcher mag er sich gefühlt haben, als er zum sichtbaren Zeichen, daß der Bruch mit dem römischen Papst und mit der römischen Kirche unwiderruflich vollzogen sei, am 10. Dezember 1520 an der Spitze von Studenten und Bügern vor das Elsterthor in Wittenberg zog und dort die päpstliche Bannbulle samt dem kanonischen Rechtsbuch den Flammen übergab.

Unter den Städten, in welchen Luther sofort nach seinem Auftreten Sympathie und Anhang gewonnen, steht **Nürnberg** obenan. Das Hindernis, das in mancher anderen Stadt der Ausbreitung der neuen Lehre im Wege stand, die Anwesenheit eines bischöflichen Hofes, war hier nicht vorhanden. Nürnberg war nie eine Bischofsstadt und hat sich in den kirchlichen Verhältnissen immer eine ganz besondere Selbständigkeit zu wahren gewußt. Die Pröpste von Skt. Sebald und Skt. Lorenz wurden vom Rat zumeist aus Söhnen der Stadt ernannt und diese Oberen beriefen ihren Klerus. Die Klöster standen unter Aufsicht des Rates, der auch die Zahl der Konventualen und die Wahl der Ordensoberen zu bestätigen hatte. Die Beschäftigung mit kirchlichen und klösterlichen Verhältnissen mußte bei den Ratsgliedern von selbst eine gewisse Teilnahme für religiöse Fragen hervorrufen.

Unter den Nürnberger Klöstern genoß der Augustinerorden deshalb ein besonderes Ansehen, weil in ihm mehr als in den anderen Klöstern die **Predigt** sorgfältig gepflegt wurde. In **Johann von Staupitz**, dem väterlichen Freund und Gönner Martin Luthers besaß der Orden einen Generalvikar, wie er sich ihn nicht besser wünschen konnte. In ihm verband sich ein tiefreligiöser Sinn mit einer ungemeinen Milde des Charakters und mit weltmännischer Feinheit und so war es kein Wunder, daß er in den gebildeten Kreisen

der Stadt Nürnberg, die er auf seinen Visitationsreisen öfters besuchte, leicht die wärmsten Sympathien gewann und behielt. Großartigen Erfolg hatte Staupitz auch als Kanzelredner; wenn er in Nürnberg die Kanzel bestieg, wie in den Jahren 1512 und 1516, war der Zulauf so groß, daß die Kirche die Zahl der Zuhörer nicht zu fassen vermochte. So kam es, daß sich um seine Person ein Kreis hervorragender Bürger Nürnbergs sammelte, der gewöhnlich in dem Refektorium des Augustinerklosters zwanglose Zusammenkünfte hielt und sich selbst sodalitas Staupitziana nannte. Wir finden in dem auserlesenen Kreis von Verehrern des Generalvikars der Augustiner bereits alle jene Männer, welche uns später, als es galt, die Reformation in Nürnberg zur Durchführung zu bringen, als Vordermänner wieder begegnen. Außer Hieronymus Ebner, Kaspar Nützel und dem einflußreichen Ratschreiber Lazarus Spengler werden uns von dem vielgeschäftigen, unvermeidlichen Rechtsgelehrten Dr. Christoph Scheurl, der in der Gesellschaft gleichsam das Amt des Hofmarschalls bekleidete, u. a. Hieronymus Holzschuher, Andres und Martin Tucher, Jakob Welser, der Propst von Skt. Sebald, Georg Beheim genannt; auch Albrecht Dürer und sein Freund Willibald Pirkheimer fehlen nicht in dem Kreise.

Ein besonderes Verdienst um die Stadt Nürnberg erwarb sich Staupitz dadurch, daß er den vertrauten Freund, Kloster- und Studiengenossen Luthers, Wenzel Link, als Augustinerprediger nach Nürnberg brachte. Hinfort war dieser ganz in reformatorischem Geist wirkende wackere Augustiner Mittelpunkt des Kreises, der sich um die Person des Johann von Staupitz gebildet hatte. Link, der an dem Augustinerprior Wolfgang Volprecht einen tüchtigen gleichgesinnten Genossen hatte, war auch der Vermittler in dem Verkehr zwischen Nürnberg und Wittenberg; hier im Augustinerkloster flossen die Nachrichten über die reformatorische Bewegung zusammen und hier wurden, wie die 95 Thesen, so die darauf in Menge auftauchenden litterarischen Erscheinungen besprochen.

Auf der Reise nach Augsburg zu dem Verhör vor dem päpstlichen Gesandten herbergte Luther im Augustinerkloster zu Nürnberg und Link gab ihm nicht bloß eine neue Kutte mit, sondern begleitete ihn auch als treuer Freund zu dem Verhör, welcher mit Luthers heimlicher Flucht endete. Nach dem Wunsche des Kurfürsten Friedrich von Sachsen hätte eigentlich Dr. Christoph Scheurl diese Begleitung übernehmen sollen; der wußte sich aber wegzudrücken; der eitle Herr prahlte zwar gern mit seinen berühmten Bekanntschaften, aber sich wegen derselben in Gefahr zu stürzen, war nicht nach seinem Geschmack.

Zu den hervorragenden Flugschriften jener Zeit heftigster Gährung gehört Lazarus Spenglers „Schutzschrift für die Lehre Luthers", in welcher der gelehrte Nürnberger Ratsschreiber mit Ernst und Freimut darzuthun versuchte, daß diese Lehre sowohl mit der Bibel als mit der Vernunft übereinstimme. Noch größeres Aufsehen als diese würdig gehaltene Schrift und unendlichen Jubel in humanistischen Kreisen erregte eine andere Schrift, die um diese Zeit (Anfang 1520) von Nürnberg ausflog: „Der gehobelte Eck" (Eccius dedolatus), eine Satire derbster Art, die nicht bloß persönlich den charakterlosen, von der Sache des Humanismus abgefallenen, lutherfeindlichen Ingolstädter Professor Eck, sondern den Scholastizismus überhaupt als den Vater von Hexenglauben, Inquisition u. s. w. auf das bitterste verhöhnte. Um die Schrift unter die Masse zu bringen, wurde sie auch umgearbeitet und in deutsche Verse gebracht. Die Satire war mit erdichtetem Namen erschienen, ist aber von niemand anderem als von Willibald Pirkheimer. Eck war wütend und wußte Rache zu nehmen. Als er nach Rom ging, um gegen Luther die Bannbulle auszuwirken, gestattete Papst Leo X., eine Anzahl weiterer Personen, die er der Ketzerei für schuldig halte, hinein zu setzen. Eck benützte diese päpstliche Blancovollmacht, um sechs geachtete Männer als Gesinnungsgenossen des Wittenberger Erzketzers, darunter Lazarus Spengler und Willibald Pirkheimer mit der Exkommunikation zu belegen. Der Rat von Nürnberg war sehr bestürzt, als Eck ihm die Exkommunikation seines Ratsschreibers und seines Ratsfreundes bekannt gab und bot gern die Hand, um durch Anrufung der Vermittlung des Bamberger Bischofs und des Herzogs Wilhelm von Bayern, Ecks Landesherrn, die Rücknahme des Bannspruchs bei Eck zu erwirken. Dieser aber mochte den beiden ihm verhaßten Nürnbergern die Demütigung nicht ersparen und blieb darauf bestehen, daß beide bei ihm um Absolution nachsuchen müßten. Der Rat war aus Rücksicht auf den Kaiser ängstlich bemüht, die widerwärtige Angelegenheit aus der Welt zu schaffen und drängte die Gebannten, sich in das Unvermeidliche zu fügen. So haben denn Pirkheimer und Spengler, obgleich beide vielleicht lieber, wie Luther, die Bulle ins Feuer geworfen hätten, wohl aus Rücksichtnahme für ihre Vaterstadt durch einen Advokaten erklären lassen, daß sie um Absolution nachsuchen, wenn sie aus Neigung zu Luther und seiner Lehre gefehlt haben sollten. Damit würde die Sache wohl noch kein Ende erreicht haben; nach dem Wormser Reichstage aber ist dieser nach Nürnberg entsendete Bannstrahl wie so manches andere in dem Strome wichtigerer Ereignisse spurlos untergegangen.

Zu der tiefen religiösen Bewegung, von welcher seit Luthers

Thesenanschlag fast die ganze Nation ergriffen war, gesellte sich eine Aufregung in der politischen Welt, als nach Kaiser Maximilians Tode die Frage auftrat, wer jetzt Kaiser werden soll in Deutschland. Dem verstorbenen Kaiser war es auf dem Augsburger Reichstage 1518 trotz aller Bemühungen und Geldaufwendungen nicht gelungen, die Reichsstände für die Wahl seines Enkels, Königs Karl von Spanien zu gewinnen. Jetzt, da es zur Entscheidung kommen mußte, traten drei Monarchen des Auslands: der spanisch-niederländische Habsburger Karl, König Heinrich VIII. von England und König Franz I. von Frankreich als Bewerber um die deutsche Kaiserkrone auf. Der einzige deutsche Fürst, Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, welchen die Wähler im Auge hatten, mochte von der deutschen „Dornenkrone“ nichts wissen. Der Engländer betrieb angesichts der großen Summen, welche für die Bestechung der deutschen Wahlfürsten erforderlich waren, seine Bewerbung ziemlich flau; um so hitziger aber der Franzose. Im Grund genommen war der ganze Vorgang eigentlich keine Wahl, sondern eine Versteigerung der Krone an den Meistbietenden. Monate lang durchschwärmten die Agenten der zwei Hauptbewerber das Reich und feilschten, einer den anderen überbietend, mit den einzelnen Fürsten. An würdeloser Habgier übertraf alle seine fürstlichen Kollegen Kurfürst Joachim von Brandenburg; ihm zunächst dessen Bruder, Erzbischof Albrecht von Mainz. Im Ganzen hatte sichs Karl 850000 fl. kosten lassen, wovon 300000 fl. auf die drei geistlichen Kurfürsten Mainz, Köln, Trier und ihre Bedientenschaften fielen. So schamlos ist noch keine Kaiserwahl betrieben worden und dabei prahlten die hohen Herren mit deutscher Ehre und deutschem Patriotismus. Der Papst stand und wühlte auf französischer Seite; den Ausschlag aber gab die Volksstimmung in Deutschland. Durch den Humanismus älterer Schule war das deutsche Nationalbewußtsein geweckt und geschärft worden und es erschien dem deutschen Patriotismus unerträglich, daß ein Herrscher Frankreichs, des Landes, von welchem beständig Versuche auf Kürzung und Schädigung Deutschlands ausgingen, künftig Gebieter in Deutschland sein solle. Besonders leidenschaftlich war die Erregung in der deutschen Ritterschaft. Durch die Agitation Franz von Sickingens und Anderer sollen vor dem Wahltag zwischen Mainz und Frankfurt über 30000 Mann (der englische Gesandte schrieb 46000 Mann) bereit gestanden sein, um im Notfall für Karl das Schwert zu ziehen. Dabei mag habsburgisches Geld auch seine Rolle gespielt haben. Die Fürsten waren, so berichteten die fremden Gesandten, in großer Bestürzung und Furcht vor dem Volke. Unter diesem Druck traten am 28. Juni 1519 die Kurfürsten in der Bartholomäuskirche in Frankfurt zur

Wahl zusammen und einhellig wurde der „Katholische König“ als Karl V. zum deutschen Kaiser gewählt. Die französischen Praktiken und die französischen Kronen waren umsonst verschwendet.

Die Wahl wurde mit unermeßlichen Hoffnungen und Erwartungen begrüßt. Das Volk hoffte wie immer, es hoffte, daß der junge Kaiser die großen drängenden Fragen der Reform in Reich und Kirche im Sinne des Fortschritts lösen werde und die Fürsten hofften, daß sie mit dem jungen, schwächlichen, einsilbigen Herrn nach Wunsch umspringen würden können. Das Volk wurde nur zu bald inne, daß es sich gründlich getäuscht, und die Fürsten erfuhren es später. Einstweilen glaubten die Letzteren, ihre Rechte sowie die des Reichs in der mit Karl vereinbarten Wahlkapitulation oder Handveste, in welcher auch die Errichtung eines ständischen Regiments bestimmt war, so gut als möglich gesichert zu haben.

Der Rat von Nürnberg hielt es für angemessen, an das neue Reichsoberhaupt, welches noch in Spanien weilte, eine Glückwunschdeputation abzusenden und bei dieser Gelegenheit die Anliegen der Reichsstadt allerhöchsten Orts vorzubringen. Die Gesandtschaft bestand aus dem Ratsfreund Nikolaus Galler und dem Rechtskonsulent Dr. Christoph Scheurl, welchen sich einige jüngere Bürger freiwillig anschlossen. Die Bitten der Stadt, welche Scheurl als Wortführer vortrug, betrafen Zänkereien mit den Markgrafen, die Bestätigung des Besitzrechtes an den im Landshuter Erbfolgekrieg gemachten Eroberungen und den Wunsch, daß es gemäß den Stadtprivilegien dem Kaiser gefallen möge, seinen ersten Reichstag in Nürnberg abzuhalten und die Huldigung der Bürgerschaft in eigener Person entgegenzunehmen. Es wurde nicht nur dies allergnädigst gewährt, sondern die Stadt wurde auch nach genügender Auseinandersetzung von der Anklage des Markgrafen Kasimir, Mordbrennerbanden in das markgräfliche Gebiet entsendet zu haben, freigesprochen. Die Gesandschaft, welche am 13. September 1519 abgereist war und sich sechzig Tage lang zu Barcelona in der Huld des Hofes und in spanischer Luft gesonnt hatte, kehrte am 12. Februar 1520 wohlbehalten in die Vaterstadt zurück.

Wenige Monate später unternahm Karl von Spanien aus seine Krönungsfahrt nach Deutschland. Als am 13. Juni die Nachricht von seiner glücklichen Landung in Gent nach Nürnberg kam, verkündeten Glockengeläute und Freudenfeuer der Bürgerschaft das glückliche Ereignis. Als Ratsdeputation, welche die Reichsinsignien zur Krönung in Aachen zu geleiten hatte, reisten Hans Ebner, Leonhard Groland und Nikolaus Haller dem neuen Herrscher bis in die Niederlande entgegen. Unmittelbar nach der am 23. Oktober mit höchster

Pracht erfolgten Krönung wurde der Deputation die Bestätigung der Privilegien der Stadt erteilt. Karl V. hatte den Titel eines erwählten römischen Kaisers angenommen und entbot, da eine grassierende Seuche die Abhaltung des Reichstags in Nürnberg unmöglich machte, die Stände des Reichs auf den 6. Januar nach Worms. Drei Wochen später, am 28. Januar, fand die Eröffnung statt. Der Nürnberger Rat hatte in der Voraussicht der Abhaltung des Reichstags in Nürnberg bereits umfassende Vorkehrungen getroffen und das Rathaus innen und außen nach Dürers Entwürfen von dessen besten Schülern mit Malereien ausstatten lassen.

Der junge Habsburger, der Herr zweier Welten, war erfüllt von dem stolzen Bewußtsein seiner erhabenen Stellung und von dem Zutrauen zu sich selbst, sie ausfüllen zu können. Für den schicksalschweren Inhalt der Fragen, deren Lösung von ihm erwartet wurde und für die innere Kraft der religiösen, nationalpolitischen und sozialen Bewegung, von welcher die deutsche Nation erfaßt war, hatte er aber nicht das mindeste Verständnis. So weit auch sein Herrschergebiet war, so eng war seine Weltanschauung. Die deutsche Sprache verstand er nicht, die sprach er, wie er selber sagte, nur mit seinen Pferden, und noch weniger verstand er deutsches Wesen. „Ein in Deutschland geborener, mit seinem Volk vertrauter, mit ihm empfindender, innerhalb der deutschen Machtsphäre sich bewegender Kaiser würde zu der großen Bewegung selbstverständlich ein ganz anderes Verhältnis genommen haben, als der in den Niederlanden geborene, in französischer Bildung aufgewachsene, mit noch nicht achtzehn Jahren in die spanische Welt verpflanzte, nur durch die spanischen Geldmittel zur Kaiserwürde gelangte Karl. In Karl war nichts Geniales, nicht einmal soviel wie in Louis XIV., nicht zu vergleichen mit Friedrich dem Großen, und doch hat kein Monarch in den letzten sechs Jahrhunderten so gewaltig in unser Schicksal eingegriffen wie Karl V. Daß die deutschen Geschicke in Luthers Tagen sich gestalteten, wie es geschah, ist ganz vorwiegend Karls Werk!" So urteilt der neueste, leider vor Vollendung seines groß angelegten Werkes verstorbene Biograph Karls V., Hermann Baumgarten.

Nun waren alle Augen auf Worms und auf den jungen Kaiser gerichtet und aus allen Gauen strömten Männer des Fortschritts und Freunde des Alten erwartungsvoll herbei. — Als Ratsdeputation von Nürnberg waren Kaspar Nützel, Leonhard Groland und Lazarus Spengler anwesend. — Handelte es sich ja doch nicht mehr allein um die Reichsreform, sondern auch um die große, alle Gemüter bewegende religiöse Angelegenheit. Die Fragen: Wird der Kaiser sich frei machen von Rom? Oder wird er mit dem Papst sich

verbinden zur Unterdrückung Luthers? Und wird der nach Worms zur Verantwortung geforderte kühne Reformator selbst Stand halten gegen seine Widersacher und Unterdrücker? bewegten alle Herzen, schwebten auf allen Lippen.

In Sachen der Reichsreform kam es zu einer Art Kompromiß zwischen Monarchie und ständischer Reichsaristokratie. Das in der Wahlkapitulation ausbedungene Reichsregiment sollte bloß in Abwesenheit des Kaisers regieren und bei der Anstellung der Richter beim Reichskammergericht wurde dem Kaiser eine ausgedehntere Mitwirkung eingeräumt.

In Sachen der religiösen Reform aber blieb es — wenigstens soweit der Wille und die Macht des Kaisers reichte — zur Bestürzung der Reformpartei beim Alten. Der Kaiser glaubte den Papst nötig zu haben in dem voraussichtlichen Kampf mit Frankreich; was konnte einer solchen politischen Erwägung gegenüber die Herzensangelegenheit eines großen Teils der deutschen Nation bedeuten? Zweimal stand Luther in glänzender Reichsversammlung vor dem Kaiser und schloß seine Verantwortung mit der mannhaften Erklärung, daß er bei der Verweigerung des Widerrufs beharren müsse, so lange man ihn nicht mit Zeugnissen, d. h. Schrift, oder mit einleuchtenden Gründen überweise. Die Folge war die Erklärung der Reichsacht gegen Luther, seine Anhänger und Gönner durch kaiserl. Edikt vom 8. Mai 1521. Luthers Schriften sollten verbrannt und zur Vermeidung künftiger Irrsal keine Bücher mehr ohne geistliche Zensur gedruckt werden. Luther hatte schon gleich nach seiner Vernehmung Worms verlassen und war durch die Fürsorge seines Landesherrn und Beschützers auf der Wartburg in Sicherheit gebracht worden.

Wenn die starren Anhänger des Alten glaubten, daß durch den kaiserl. Gewaltspruch der Bewegung gegen das bisherige System Einhalt gethan werden würde, so sollten sie bald eines anderen belehrt werden. Allerdings fiel hie und da einer oder der andere Anhänger Luthers aus Furcht ab, und durch die mit Einkerkerungen und sogar einzelnen Hinrichtungen verbundene Vollziehung des Wormser Edikts in der Mark Brandenburg, in den Gebieten der Herzoge von Sachsen und Bayern und mehrerer geistlicher Fürsten, sowie in den habsburgischen Erblanden und Niederlanden wurden Viele eingeschüchtert, allein diese Reaktionen bedeuteten im ganzen blutwenig gegen die ungeheuere Gewalt und Ausdehnung der Bewegung, wie sie jetzt zu Tage tritt. Gerade daß man den Sprecher der Nation mit Gewalt stille machen wollte und die Ungewißheit über dessen Schicksal erregte den Grimm des Volks und das, was

im Anfang Sache bloß einzelner engerer Kreise gewesen, wurde jetzt zur wichtigsten Angelegenheit des gemeinen Mannes, der Massen. Es erschienen Flugschriften auf Flugschriften und Karrikaturen oft derbster Art, gerichtet gegen Papst und Klerisei, und Wanderprediger, manche von ergreifender Beredtsamkeit, trugen die neue Lehre von Ort zu Ort. Zu diesen Wanderpredigern gehörte u. a. auch der sogenannte Bauer von Wöhrd, ein Prädikant im Bauernkittel, welcher vorgab, weder schreiben noch lesen zu können und in Schwaben und Franken, besonders aber in Nürnberg und Umgegend großes Aufsehen erregte. Die Zuhörer liefen ihm scharenweise zu, als er aber manchmal auch die Obrigkeiten zum Gegenstand seiner Angriffe machte, wies ihn der Rat aus Stadt und Gebiet. In Wirklichkeit war dieser sogenannte Bauer von Wöhrd ein Pfarrer namens Diepold aus dem Ries.

Die Rücksicht auf die erregte Stimmung der verschiedenen Volkskreise und die Furcht vor einem Aufruhr wird, wie in anderen Städten, so auch in Nürnberg Ursache gewesen sein, daß der Rat mit der Bekanntmachung der Achtserklärung gegen Luther und Genossen so lange zögerte, abgesehen davon, daß es jedenfalls dem Rat selbst an innerem Antrieb dazu gemangelt haben wird. Erst am 7. Oktober wurde beschlossen, das kaiserliche Edikt anschlagen zu lassen und zugleich vor Notar und Zeugen sich zu verwahren, daß E. E. Rat damit den kaiserlichen Geboten volle Folge geleistet habe. Auch wurde der Nachdruck Lutherscher Schriften aufs strengste untersagt und den Predigern äußerste Zurückhaltung anempfohlen. Im ganzen wurde durch diese Bekanntmachung des kaiserlichen Befehls auch nicht eine Seele in Nürnberg irre oder abwendig gemacht. Außerhalb des engeren Martinianischen Kreises im Augustinerkloster und mit den Pröpsten von Skt. Sebald und Skt. Lorenz, Pesler und Pömer, beide ehemalige Wittenberger Studenten, gehörten auch alle die jüngeren Männer in Kirchen- und Schulstellen der Lutherschen Richtung mit Leib und Seele an. Nur die Prioren und Prediger der Klöster der Dominikaner, der Barfüßer und Karmeliter, sowie die Prediger der beiden Nonnenklöster machten eine Ausnahme. Daß die Bürgerschatf fast ohne Ausnahme der neuen Lehre zugethan sei, war überhaupt außer Zweifel.

In dieser durchaus reformistisch gesinnten Stadt Nürnberg installierten sich nun im Herbst 1521 gemäß den Wormser Beschlüssen Reichskammergericht und Reichsregiment. So war Nürnberg während der Dauer dieser Einrichtung gleichsam die offizielle politische Hauptstadt Deutschlands. Als Statthalter und Vorsitzender

des Reichsregiments, welches eine Stube des Rathauses zum Sitz seiner Thätigkeit machte (deshalb nachmals Regimentsstube benannt), war des Kaisers Bruder, Erzherzog Ferdinand, vorgesehen. Da aber der junge Habsburger der deutschen Sprache noch nicht kundig war, so übernahm dessen Stellvertreter, der uns bereits aus Kapitel XVIII. bekannte Pfalzgraf Friedrich, den Vorsitz. Von den 22 Mitgliedern des Reichsregiments wurden außer dem Statthalter noch 4 vom Kaiser ernannt, von den übrigen 18 standen ein Drittel den Kurfürsten, ein Drittel den Kreisen und ein Drittel den Fürsten, Prälaten, Städten und Rittern zu. Unter die Zuständigkeit des Regiments fielen alle inneren Angelegenheiten des Reichs, die Aufsicht über das Kammergericht und die höchste Vollzugsgewalt, sowie die sehr wichtige Befugnis, „des Glaubens halber im Reich und mit anderen christlichen Gewalten zu handeln.“ Demgemäß war die eigentliche Regierung im Reich auf das Reichsregiment übergegangen und es war nun an dieser ständischen Zentralgewalt, zu zeigen, was sie auszurichten vermöge.

An gutem Willen, seiner Aufgabe gerecht zu werden, hat es dem Reichskammergericht, welchem die Last von 3800 unerledigten Rechtssachen aufgebürdet war, nicht gefehlt und ebensowenig den Regenten. Aber störend von vornherein und immer wirkte der Mangel an den nötigsten Geldmitteln für die Kosten des Personals durch die Lässigkeit der einzelnen Reichsstände in der Leistung ihrer geringen Beiträge. Es kam so weit, daß das Kammergericht mit der Einstellung seiner Thätigkeit drohte, wenn es nicht sofort Geld bekomme. In dieser äußersten Not half kein Fürst, sondern die ketzerische Stadt Nürnberg mit einem Vorschuß von 6000 fl. Und drückend, schwierig war auch die allgemeine Lage. Da war vor allem der Hilferuf in der Türkennot. Belgrad, dieses Bollwerk des christlichen Abendlandes, war gefallen, 24000 Türken lagen vor Laibach, ein anderes wichtiges Bollwerk, Rhodus, das im nächsten Jahre in die Hände des Sultans fiel, schwebte bereits in höchster Gefahr. Düster lauteten die Nachrichten vom Kriegsschauplatz, auf welchem die Kaiserlichen mit den Franzosen kämpften, und zu der heftigen religiösen Gährung kam noch die Erhebung des Reichsadels unter Franz von Sickingen gegen die Fürstenmacht. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die Angelegenheit wegen der Ausführung des Wormser Edikts gegen Luther einstweilen in den Hintergrund trat. Zur Beratung der vorbereitenden Vorschläge wegen Ordnung des Staatshaushalts, des Landfriedens und der Beseitigung der kirchlichen Mißstände, besonders aber wegen der Türkennot wurde auf Frühjahr 1522 ein Reichstag nach Nürnberg einberufen. Da dieser wegen der wenigen Teil-

nehmer zu keiner weiteren Thätigkeit gelangte, als daß er ganze 3000 Landsknechte als Reichshilfe gegen die Türken aufbot, wurde auf Herbst ein weiterer Reichstag anberaumt.

Zur Zeit, als im Herbst 1522 der Reichstag zu Nürnberg wieder zusammentrat, konnte der große Adelsaufstand unter Franz von Sickingen bereits als vollständig mißlungen angesehen werden. Regiment und Stände des Reichs konnten sich deshalb umsomehr der Behandlung der großen Frage widmen, auf welche Weise dem heiligen römischen Reich finanziell auf die Beine zu helfen sei. Dem Suchen nach ergiebigen Finanzquellen entsprang der merkwürdige Reformplan eines Reichszolls. Nach diesem Plan sollten an der ganzen Reichsgrenze Zollstätten errichtet und von allen aus- und eingehenden Waren ein Zoll von vier Prozent des Einkaufswertes erhoben werden. Zollfrei sollten bleiben die notwendigen Lebensbedürfnisse, Getreide, Bier, Wein, Pferde, Ochsen, Schafe, Schweine und „alle übrigen Tiere und Viecher", sowie Käse, Butter, Schmalz, Malz, Hopfen, Leder und Kupfer. Was die gewiegten Finanzpolitiker des neuen deutschen Reichs seit 1879 in komplizierter Form so ergiebig auszubeuten verstehen, das Gebiet der Verbrauchssteuern, war hier in allerdings noch sehr roher und einfacher Gestalt geplant. Begründet wurde der projektierte Reichszoll, aus dessen Erträgnissen nicht nur Regiment und Reichskammergericht erhalten, sondern auch andere Bedürfnisse des Reichs befriedigt werden sollten, hauptsächlich mit den angeblich fabelhaften Gewinnsten der großen Handelshäuser in Augsburg und Nürnberg vermöge des von ihnen betriebenen Monopolienunfugs und es wurde der Gewinnst am Pfeffer, Zimmet u. s. w. genau vorgerechnet. Verschwiegen wurde natürlich der geheime Herzenswunsch der großen Herren, den Handel überhaupt, d. h. die blühenden Städte gehörig bluten zu lassen. Denn davon war keine Rede, daß auch nur eine einzige von den hunderten von Zollstätten der großen und kleinen Herren, mit welchen das Reich übersät war, aufgehoben werden sollte.

Diejenigen, welche den Plan ausgeheckt, mochten stolz sein auf ihr Columbusei, aber sie fanden keine Gegenliebe bei den Städten; im Gegenteil, sie stießen auf deren erbittertsten Widerstand. Dies war auch kein Wunder; denn zu derselben Zeit, da der Reichszollplan auftauchte, wodurch die Reichsfinanzen ausschließlich auf die Leistungsfähigkeit des Bürgertums angewiesen worden wären, offenbarte sich auf fürstlicher Seite ganz deutlich die Absicht, die Städte durch Entziehung des Stimmrechts auf den Reichstagen politisch mundtot zu machen. Die Städte waren mit Recht schon darüber gereizt, daß sie aus dem obersten Gericht ausgeschlossen waren, denn

während den Grafen und Herren zwei Beisitzer zugestanden waren, gab es keine reichsstädtischen Kammerrichter. Und jetzt sollten sie auch auf den Reichstagen entweder gar nicht mehr stimmen dürfen, oder wenn sie ein ablehnendes Votum abgeben, so sollte dies keinen Wert haben. Es wurde ihnen gesagt: seien sie manchmal in die Ausschüsse gefordert worden, so sei dies seitens der hohen Stände nur aus Gnade geschehen und von einem rechtlichem Anspruche wäre keine Rede gewesen. Diese beabsichtigte Beeinträchtigung der politischen Stellung der Städte paßte vollkommen zu der bereits vorhandenen Ungerechtigkeit in der Verteilung der Reichslasten. So war z. B. Nürnberg für die Unterhaltung von Reichsregiment und Kammergericht ebenso hoch veranlagt, wie jeder Kurfürst und in der Matrikel für den Römerzug sogar noch höher. Die Städte erklärten wiederholt schriftlich, daß sie dem Zollentwurf nicht zustimmen könnten, und wiesen außer auf ihre Beschwernisse durch die mangelhafte Übung des Landfriedens nicht ohne Grund darauf hin, daß für den Fall der Errichtung eines Reichszolls voraussichtlich die anderen Länder das vom Reich gegebene Beispiel nachahmen würden. Die Folge würde die völlige Vernichtung des Handels sein. Nach der Anschauung unserer Zeit lastet der Schein des kurzsichtigen Egoismus auf den Städten; diesen hätten dieselben leicht vermeiden können, wenn sie, den Spieß umdrehend, ihre Zustimmung zum Reichszoll unter der Bedingung gleichzeitiger Aufhebung der Territorialzölle gegeben hätten. Wie schnell würden da die großen Herren ihren großen „Reformplan“ bei Seite gelegt haben. Einstweilen blieb der Entwurf auf dem Papier, weil durch das Eintreffen des päpstlichen Nuntius die religiöse Frage wieder in den Vordergrund trat.

Durch seinen Nuntius Chieragato ließ der Papst Hadrian VI. beim Reichstag vorbringen, daß er, der Papst, die von ihm wohlerkannten und zugestandenen römischen Mißbräuche selber beseitigen werde, hingegen aber unbedingt verlange, daß das Wormser Edikt ausgeführt und mit Luther und seiner Sekte gründlich aufgeräumt werde oder, wie die päpstlichen Worte lauten, „daß die Stände des Reichs nach dem heiligen und ruhmvollen Beispiel ihrer Vorfahren Luther, dem modernen Mohamed, das Schicksal des Hus und Hieronimus von Prag bereiten.“ Über diese Begehren des Papstes sollte der Religionsausschuß des Reichsregiments sein Gutachten abgeben. Nun hatten sich im Regiment mehrere Männer, welche der neuen Richtung vollständig angehörten, durch ihre geistige Überlegenheit einen maßgebenden Einfluß zu erringen gewußt, darunter besonders Joh. von Schwarzenberg, der Hofmeister (oberste Beamte) des Bischofs von Bamberg und der kursächsische Gesandte

Hans von der Planitz. Diesen Männern vor allem ist es zu verdanken, daß der Versuch des Papstes, die Autoritäten des Reichs, Reichstag und Reichsregiment, zur Vernichtung der kirchlichen Opposition in Bewegung zu setzen, vereitelt worden ist. Das Gutachten des Ausschusses, welches am 17. Januar 1523 der Reichsversammlung zur weiteren Beratung übergeben wurde, lautet dahin: Es gehe schon wegen der Stimmung des Volkes nicht an, die Lutherschen Meinungen mit Gewalt zu unterdrücken, wohl aber sei zu wünschen, daß in Jahresfrist eine Kirchenversammlung zusammentrete, auf welcher auch Weltliche Sitz und Stimme haben. Wolle der Papst diese Vorschläge annehmen, so werde man beim Kurfürsten von Sachsen und bei Luther auswirken, „daß dieser und seine Anhänger einstweilen nichts schreiben oder lehren, was zu Ärgernis und Aufruhr Anlaß gibt: nur das heilige Evangelium und bewährte Schrift nach rechtem Verstand soll man lehren".

Mit einigen durch die päpstlichen Mitglieder des Reichstags bewirkten Abschwächungen ist nach heftigen Debatten dieses Gutachten des Ausschusses zum Reichsbeschluß erhoben, am 8. Februar dem Nuntius übergeben und am 6. März als ein im Namen des Kaisers erlassenes Edikt verkündet worden. Das Wormser Edikt hat noch länger fortgespukt, sein Zauber aber war durch den Beschluß des Nürnberger Reichstags zerstört.

Die Anwesenheit des päpstlichen Nuntius und des Reichsstatthalters Erzherzog Ferdinand, sowie der hohen geistlichen Herren am Reichstag schreckte die Prediger in Nürnberg nicht ab, die neue Lehre mit offenem Freimut von den Kanzeln zu verkünden. Bei den Augustinern war Prediger Karl Räß, beim Heil. Geistspital Thomas Venatorius, ein humanistisch gebildeter Theologe, bei Skt. Sebald der Schlesier Dominikus Schleupner und bei Skt. Lorenz Andreas Osiander. Letzterer, als armer Leute Kind in Gunzenhausen 1498 geboren, war eine Zeit lang als Lehrer des Hebräischen im Augustinerkloster beschäftigt gewesen und hatte durch sein ausgebreitetes Wissen wie durch seine Rednergabe die Aufmerksamkeit dermaßen auf sich gezogen, daß man den erst Vierundzwanzigjährigen als Prediger bei Skt. Lorenz bestellte. In entschlossener Thätigkeit für die Ausbreitung der neuen Lehre und in der Kühnheit der Rede überragte er alle seine Amtsgenossen.

Aber nicht bloß von den Kanzeln der Stadtkirchen ertönte mit voller Kraft das Wort der neuen Lehre, auch innerhalb der Klöster rumorte es gewaltig und in den sonst so stillen Räumen kam es oft zum wildesten Streit zwischen den Anhängern des Alten und deren Gegnern. Im Dominikanerkloster befand sich ein Mönch, Gallus

Korn, ein Nürnberger Bürgerssohn, der auf der Kanzel leidenschaftlich gegen das Mönchswesen eiferte. Von seinen Gegnern im Kloster beschimpft und angespieen, vom Prior mit dem Kerker bedroht, flüchtete er ins Augustinerkloster. Es wurde nun dem Rat angesonnen, den Flüchtling ergreifen zu lassen und auszuliefern, der Rat aber weigerte sich dessen ganz entschieden. Ähnlich war es mit dem Mönch Franz Kolb im Karthäuserkloster, der sich mit solcher Entschiedenheit für die neue Lehre erklärte, daß ihn die Mönche einkerkern wollten; auch er fand Zuflucht und Schutz im Augustinerkloster. Ein Barfüßermönch, Kettenbach, ließ zwei Schriften gegen Kaiser und Papst und gegen König Heinrich VIII. von England ausgehen, deren Verkauf aber vom Rat untersagt wurde. Aus dem Karmeliterkloster entsprangen vier Mönche, welche jedoch nicht nur keine Aufnahme als Bürger fanden, sondern sogar der Stadt verwiesen wurden.

Dies geschah innerhalb der Klöster, in welchen die Banden von Zucht und Ordnung sich immer mehr lockerten; vor denselben aber konnte man abends Katzenmusiken hören, begleitet von Fenstereinwerfen, und vor den Nonnenklöstern unsaubere Lieder. Trotz allen Verboten und trotz den spähenden Stadtknechten wurden die massenhaft auftauchenden Flugschriften offen und heimlich vertrieben und in den Baderstuben und Wirtschaften die verfänglichsten Diskussionen geführt. Den edelsten Ausdruck von der damals in Nürnberg herrschenden Volksstimmung gab der Sang von der „Wittenberger Nachtigall“, welchen der junge Meister Hans Sachs in jener Zeit dichtete und bald darauf, im Sommer 1523, ausfliegen ließ.

Und alle diese Greuel geschahen gleichsam unter den Augen des Nuntius und des Reichsstatthalters. Von den beiden Herren wurden denn auch, nachdem vom Papst selbst bereits Mahnschreiben an den Rat ergangen waren, dem Treiben Einhalt zu thun, Versuche gemacht, um auf den Rat persönlich einzuwirken; der Erfolg war jedoch äußerst gering. Der Rat kannte die Stimmung der Bürgerschaft gar wohl und für ihn galt, was er auch einmal aussprach: Mit unseren Bürgern müssen wir fernerhin haushalten, die Fürsten gehen aber bald wieder davon. Als eine Deputation des Rats am 11. Dezember dem Erzherzogstatthalter aufwartete, beschwerte sich dieser höchlich, daß „zu Schmach und Verachtung kaiserlicher Mandate“ lutherische Bücher übermäßig feilgehalten und verkauft würden; der Rat werde hoffentlich ein gebührliches Einsehen haben und sich hüten, daß man gegen ihn nicht einschreiten müsse. Darauf ergingen wieder die schärfsten Warnungen an die Buchführer. Bald darauf, am 3. Januar, erschien der Nuntius vor dem Rat, um unter den heftig-

sten Klagen über das ketzerische Unwesen die Festnehmung der ausgesprungenen Mönche und der vier Prediger zu fordern. Dies reizte die Prediger erst recht, gleich folgenden Tages von ihren Kanzeln gegen den Papst zu predigen, der die Lehre Christi durch Lügen umstoßen wolle, und das Volk zu ermahnen, solches nicht zu dulden; durch die Bürgerschaft ging ein bedenkliches „Murmeln.“ Der Rat beschloß, in der Sache vorläufig nichts weiter zu thun, sollten aber die Prediger ja von einem Fürsten gefangen werden, dieselben, wenn Güte nichts helfe, mit Gewalt zu befreien. Von befreundeter Seite aus dem Reichsregiment war dem Rat der Wink zugeraunt worden, sich vorzusehen, wenn er zum Statthalter geladen werde. Vorsichtsmaßregeln umfassender Art waren jedoch schon längst getroffen. Schon Mitte November waren die Gatter an den Thoren, die Ketten an den Straßenecken untersucht, die Nacht- und Scharwächter verdoppelt. Wie stark die Spannung eine Zeit lang war, zeigen die vom Rat gegen einen allenfallsigen Handstreich getroffenen Vorkehrungen, als die Erzherzogin Anna einen Tanz auf dem Rathause veranstaltete. Es wurden die hinteren Thore geschlossen und mit Knechten besetzt; ebenso wurde das Gatter an der zur Regimentsstube führenden Treppe gesperrt und kein Knecht der Fürsten zugelassen. Unter diesen Umständen mag E. E. Rat erleichtert aufgeatmet haben, als durch das neue Edikt vom 8. März das Wormser Edikt, wenn auch nicht formell, doch dem Wesen nach, lahmgelegt wurde.

Ehe der Reichstag auseinander ging, war von fürstlicher Seite noch einmal ein Versuch gemacht worden, die Städte hinsichtlich des Zolls umzustimmen, jedoch vergeblich. Die Städte machten den Vorschlag einer Einkommensteuer, davon mochten aber die Fürsten nichts wissen. Da die Städte wußten, daß die Stände wegen des Zolls bereits an den Kaiser geschrieben hatten, so beriefen sie eiligst einen Städtetag nach Speyer, auf welchem die sofortige Absendung einer Deputation an den Kaiser, je ein Abgeordneter der Städte Augsburg, Nürnberg, Metz und Straßburg nebst einem „erfahrenen geschickten Doktor“ beschlossen wurde. Die Gesandten der Städte, welche bereits am 3. Juni in Lyon, aber erst am 6. August in Valladolid anlangten, wurden schon zwei Tage nach ihrer Ankunft vom Kaiser in feierlicher Audienz empfangen. In dieser überreichte als Redner der Städte der beigegebene „geschickte Doktor“, Nürnbergs Cicero, Dr. Christoph Scheurl, deren Vollmachten mit einer Rede, „deren Weitläufigkeit ebenso geschmacklos als ihre Unterthänigkeit maßlos war“. Die Städteboten gelangten gar nicht schwer ans Ziel. Die baren „Verehrungen“ an die kaiserlichen Räte verfehlten ihre Wirkung nicht und der unter beständiger Geldverlegenheit leidende

Kaiser konnte das Kapital, das gewiß nicht die Fürsten, wohl aber die geldkräftigen Städte zu bieten vermochten, konnte besonders die großen Augsburger Bankiers nicht entbehren. Als die Gesandten abreisten, konnten sie für sicher annehmen, daß der geplante Reichszoll nicht ins Leben treten und der verrufenen Monopolwirtschaft der Handelsgesellschaften kein allzugroßes Leid geschehen werde. (Wie auch geschehen ist.) Auch ihre Bemühungen am kaiserlichen Hofe, Stimmung gegen das Reichsregiment zu machen, waren nicht erfolglos. — Bei der vertraulichen Berührung der heiklen religiösen Frage, in der der Kaiser bemerkte, der Papst beschwere sich sehr über Druck und Verbreitung lutherischer Bücher in den Städten, stellten sich die Gesandten, indem sie ihre wahre Gesinnung verleugneten, wie unschuldige Kinder, die von gar nichts wissen; der Kaiser solle wegen so grundloser Anschuldigung sich nicht zur Ungnade bewegen lassen.

Die Tage des Reichsregiments waren gezählt. Dieselben Reichsfürsten, welche dem Kaiser die Errichtung einer ständischen Reichsregierung abgerungen hatten, waren jetzt ebenso eifrig am Werk, dieselbe zu stürzen. Die hohen Herren wollten überhaupt gar keine Regierung über sich, auch keine, die sie selber geschaffen und aus ihrer Mitte zusammengesetzt hatten.

Franz von Sickingen war am 8. Mai 1523 im Burggewölbe seiner Veste Landstuhl seinen Wunden erlegen. Die drei Fürsten von Hessen, Pfalz, Trier hatten ihn und mit ihm die ganze Adelsbewegung überwunden und bei dem Zuge gegen den Ritter allen Geboten des Reichsregiments mit schärfster Mißachtung begegnet. — Der schwäbische Bund hatte — hauptsächlich auf Anregung der Stadt Nürnberg — gegen den fränkischen Raubadel, Hans Thomas von Absberg und Genossen, einen erfolgreichen Straf- und Rachezug ausgeführt (s. S. 340) und die Abmahnungen des Reichsregiments, welches als oberste Reichsbehörde sich befugt halten mußte, die Sache selbst zu schlichten, als unbefugte Einmischung schroff und barsch zurückgewiesen. Es sah aus wie Hohn auf die Ohnmacht des Regiments, als das Heer des schwäbischen Bundes am 17. Juli triumphierend in Nürnberg einzog. — Zu dieser Gegnerschaft des Reichsregiments, den rheinischen Fürsten und dem schwäbischen Bund, gesellte sich dann noch aus besonderen Gründen der Herzog von Bayern. Der vereinigte Sturmlauf gegen das Reichsregiment, bei dem auch die Städte nicht unbeteiligt blieben, geschah auf dem Reichstag, der auf 1. September nach Nürnberg einberufen war, aber nach alter Gewohnheit wegen langsamen Erscheinens der einzelnen Stände erst Ende Dezember in Thätigkeit treten konnte.

Alle Mißachtung und Anfeindung hatte das Regiment nicht

abgehalten, eine ganze Reihe von Reformvorschlägen für die Beratung im Reichstag vorzubereiten. Darunter waren verschiedene gegen arge Übel der Zeit, wie der unsinnige Kleiderluxus, das übermäßige Saufen in der Form des Zutrinkens u. s. w., gerichtete Polizeigesetze, welche wegen der charakteristischen Art ihrer Begründung erwähnt zu werden verdienen. Alle Laster der Massen, sagten die Reichsregenten, gehen aus dem schlechten Beispiel der Vornehmen hervor. Sollen die Sitten besser werden, so müssen die Fürsten zuerst ihre Laster ablegen, das Zutrinken unter sich abschaffen und ihre Grafen, Herren und Ritter zu gleichem verpflichten. Außerdem sei in der Halsgerichtsordnung festzusetzen, daß wer in der Trunkenheit ein Verbrechen begeht, dem soll die Strafe nicht gemindert, sondern gemehrt werden. In diesem Sinne, daß man mit der Besserung oben beginnen müsse, wich das Reichsregiment auch vor den damals Mächtigsten im Reich, den Geldherren, nicht zurück und ließ seinen Fiskal gegen Augsburger und Nürnberger Häuser wegen der Monopole einschreiten. Das letztere war fast alles, was das Regiment noch ausrichtete. Seine Reformpläne dienten zu nichts als zur Vermehrung des Aktenvorrats. Anklagen und Beschwerden gegen das Regiment und Abwehr dagegen füllten Monate lang die Thätigkeit des Reichstags aus. Der Kurfürst von Sachsen war zuletzt der einzige, der für die Erhaltung des Reichsregiments eintrat. Der krasse, kurzsichtige Egoismus der Stände hatte die weitere Existenz des Reichsregiments unmöglich gemacht. Das Ende war, daß durch Reichstagsbeschluß vom 22. März das Reichsregiment in Nürnberg beurlaubt wurde, um später in Eßlingen ein Schattendasein noch eine Weile fortzufristen und dann für immer zu verschwinden. Schließlich waren auf dem Reichstage auch die Städteboten sich in die Haare geraten, zuerst um die Monopole, welche Augsburg um jeden Preis retten, die anderen aber dem allgemeinen Haß opfern wollten, und dann über das Regiment selbst, welches Nürnberg doch gern behalten hätte. „Die Städte trabten in zwei Hälften; Zwietracht war das Wesen des Reichs“.

„Auf dem Gebiete des Staatslebens hatte Deutschland zunächst keine Hoffnung; alles drohte in kleinlichem Hader zu versinken. Es gab nur einen Punkt, an dem eine große schöpferische That wirkte, nur einen Mann, der über alle zwieträchtigen Interessen hinaus die Nation im Innersten zu fassen, ihr eine hohe, zugleich menschliche und nationale Aufgabe vorzuhalten, für diese Aufgabe die edelsten Kräfte zu sammeln und zu begeistern vermochte. Freilich sollte auch

diese Bewegung Deutschland den bittersten, ja in das Herz treffenden Kampf bringen. Aber es ist etwas anderes, ob ein großes Volk um die höchsten Probleme ringt oder ob es in engstem Egoismus zerfällt. Indem sie in diesen Kampf eintrat, erhob sie sich aus dem kümmerlichen Gezänk, in welchem sie so lange ihre Kraft zerrieben und ihr Wesen erniedrigt hatte. Dasselbe Jahr, welches die politische Impotenz der deutschen Stände so traurig offenbart hatte, sollte zu diesem religiösen Kampf den entscheidenden Impuls geben." Mit diesen treffenden Worten zeichnet Hermann Baumgarten die Situation.

Während der Reichstag in Nürnberg noch versammelt war, sandte Hadrians Nachfolger, Papst Clemens VII., Lorenzo Campeggio als seinen Legaten nach Deutschland. Der Papst mußte sichs 2000 bare Dukaten kosten lassen und überdies die Versorgung der Kinder des Legaten übernehmen, um diesen zur Reise in das so ungemütlich gewordene, papstfeindliche Deutschland zu bewegen. Es graute demselben nicht ohne Grund vor seiner Mission, denn der Empfang, der dem apostolischen Nuntius in Deutschland zu teil wurde, war der denkbar schlechteste. Als er in Augsburg segnend einzog, wurde er von der Menge förmlich verhöhnt; bei seiner Ankunft in der Nähe Nürnbergs wurde er zwar von etwelchen Fürsten feierlich eingeholt, zugleich aber vom Reichsregiment dringend beraten, das übliche Segenspenden zu unterlassen, sodaß er wie ein gewöhnlicher Privatmensch einritt und sich alsbald in seine Herberge begab, ohne sich der in der Sebalduskirche seiner harrenden Geistlichkeit vorzustellen.

Das, was der Legat auf dem Reichstag bezwecken wollte und was bei der Zusammensetzung des Rumpfreichstags — es standen den 13 weltlichen 17 geistliche Fürsten gegenüber — auch nicht unmöglich erschien, war die Erneuerung des Wormser Edikts. Es war auch eine Mehrheit für einen dahin lautenden Beschluß vorhanden, aber angesichts der drohenden Volksstimmung fürchteten die Herren „für ihre Haut" und so änderte der Reichstagsabschied vom 24. April, in welchem erklärt wurde, man wolle dem Wormser Edikt „so viel als möglich nachkommen" und die weitere Behandlung der kirchlichen Frage einem neuen Reichstag in Speyer vorbehalten, im Grunde genommen an der bisherigen Sachlage gar nichts. Die Städte hatten rundweg erklärt, bei ihnen sei die Durchführung des Wormser Edikts rein unmöglich; wollten sie es versuchen, so sei Ungehorsam und Aufruhr, Mord und Todschlag unvermeidlich.

Daß die Städteboten nicht übertrieben, wenn sie die voraussichtlichen Folgen eines Verfahrens, wie es der Papst verlangte, als

so verhängnisvoll darstellten, konnte der Legat leicht an dem ermessen, was in Nürnberg unter seinen eigenen Augen vorging. Kaum war er in Nürnberg angekommen, so schlugen die Prediger einen noch schärferen Ton als bisher an, besonders Osiander, welcher seinen Zuhörern zurief: Und wenn der Papst zu seinen drei Kronen auch noch eine vierte aufsetzt, so soll er mich doch nicht abwendig machen. Der Papst wurde fast gar nicht mehr anders als Antichrist genannt. Der Straßburger Franziskaner Thomas Murner, der Dichter der lutherfeindlichen „Narrenbeschwörung" und der „Schelmenzunft", der im Auftrage des Straßburger Bischofs nach Nürnberg gekommen war, um beim Reichsregiment gegen den Straßburger Rat Klage zu führen, wurde von den Nürnberger Gassenjungen durch alle Gassen gehetzt und mit den Spottnamen „Murrnarr", „Katzenkopf" u. s. w. verfolgt. Auch der Bischof von Bamberg wurde nachts mit Schmähliedern verfolgt.

Der Abfall von der alten kirchlichen Ordnung, zum Teil unter stillschweigender Gutheißung des Rats, wurde immer augenfälliger. Man unterließ in der Charzeit die Palmweihe und die bildliche Darstellung des heil. Grabes; die Fastenmandate wurden fast gar nicht mehr beachtet. Hier schritt jedoch der Rat ein, da er die „christliche Freiheit" nicht soweit ausgedehnt wissen wollte; er verbot den Bürgern den Genuß des Fleisches in der Fastenzeit und den Metzgern das Feilhalten desselben. Schon im vorhergehenden Jahre waren die Pröbste von Skt. Sebald und Skt. Lorenz von ihren Gemeinden angegangen worden, das heil. Abendmahl in beiderlei Gestalt zu reichen. Diese wagten aber doch nicht auf eigene Faust vorzugehen und wandten sich deshalb an den Rat; dieser wies sie an den Bischof von Bamberg und von diesem wurden sie an ein mutmaßliches, in Bälde zusammengetretenes Konzil gewiesen. Dieser Weg schien dem mutigen Augustinerprior Wolfgang Volprecht viel zu lang und er reichte, alle Rücksichten bei Seite werfend, seinen Konventualen und mehreren Bürgern das Abendmahl nach Luthers Lehre. Derselbe Vorgang wiederholte sich in der Charwoche 1524 in großartigem Maße. Es nahmen bei den Augustinern mehr als 3000 Menschen das Abendmahl in beiderlei Gestalt, darunter mehrere Mitglieder des Reichsregiments, und auf der Burg kommunizierte des Kaisers Schwester Isabella, die Gemahlin des vertriebenen Dänenkönigs Christian II., in gleicher Weise, worüber ihr Bruder Erzherzog Ferdinand sich nicht wenig entsetzte. Dem Beispiele des Augustinerpriors folgten nun auch die Pröpste von Skt. Sebald und Skt. Lorenz und so wie jener änderten auch sie die Messe nach Luthers Anweisung und schafften Ohrenbeichte und lateinischen Gesang als römische

Mißbräuche ab. Dabei blieben sie nicht stehen; auch die Seelenmessen, Jahrestage für die Verstorbenen, sowie verschiedene Feiertage kamen in Abgang, Evangelien und Episteln wurden in deutscher Sprache gelesen, die Kinder unter deutschen Formeln getauft. Der Rat suchte zwar, in Rücksicht auf Kaiser und Stände, die Pröpste zur Zurücknahme der Neuerungen zu veranlassen, dieselben blieben aber standhaft. An den Erzherzog und an den Bischof von Bamberg gingen Entschuldigungsschreiben ab, daß man leider, ohne Aufruhr hervorzurufen, gegen die Neuerung nicht einzuschreiten vermöge.

Daß die römische Kurie mit dem Ergebnisse des Nürnberger Reichstags sich nicht zufrieden geben werde, war vorauszusehen. Der Kaiser in Spanien wurde mit den heftigsten Beschwerden über die deutsche Widerspenstigkeit bestürmt. Das war aber nicht genug. Der Reichstag hatte sich dem Papste versagt, jetzt sollte, was in Nürnberg nicht gelang, auf dem Wege der Sonderbündelei zu erreichen versucht werden. Nach dem Plan der Kurie und des Legaten sollten zum Widerstand gegen eine nationale Kirchenreform in Deutschland einige Fürsten zu einem Bündnis vereinigt und durch Scheinreformen und kleine Zugeständnisse die religiöse Bewegung in Deutschland eingedämmt und unschädlich gemacht werden. Das Ergebnis dieser Bestrebungen war der Konvent in Regensburg im Juli 1524, wo sich unter dem geistlichen Segen des Legaten mit dem Erzherzog Ferdinand die Herzoge von Bayern und etliche süddeutsche Bischöfe zusammenfanden. Das, was der Legat erreichte, war jedoch lange nicht das, was er erstrebt hatte. Es kam zu keinem „Bündnis“, sondern bloß zu einem „Verständnis“ und das eifrige Bemühen, für den Speyerer Reichstag eine geschlossene altkirchliche Partei zu organisieren, erwies sich insofern als überflüssig, als der Kaiser die Abhaltung des Reichstags in Speyer, auf welchem beschlossen werden sollte, wie es bis zu dem erhofften Konzil mit dem Gottesdienst zu halten sei, gleich nach der Regensburger Zusammenkunft untersagte. Darüber, meinte der Kaiser, der für die religiöse Bewegung in Deutschland keinen Funken von Verständnis hatte, sei überhaupt nichts zu beschließen und darum befehle er den Ständen bei Vermeidung des crimen laesae majestatis, kaiserlicher und des Reichs Acht und Aberacht und Verlust aller Gnaden und Freiheiten, daß sie das Wormser Edikt durchführen. Und damit basta. Ein Sic volo, sic jubeo des 16. Jahrhunderts, das in Deutschland durchaus nicht den bezweckten Widerhall fand. In demselben Sinne ließ er sich gegen N ü r n b e r g vernehmen, indem er dem Reichsregiment seinen ernstlichen Willen bekanntgeben ließ, daß zunächst in Nürnberg Ordnung gemacht und ein Beispiel für die anderen aufgestellt werde durch

Entziehung aller Gnaden, Privilegien und Freiheiten; auch solle, wenn die Stadt nicht gehorche, Regiment und Kammergericht wegverlegt werden.

Diesen kaiserlichen Willenserklärungen standen die Gesinnung des Volks und die Entschlüsse der Reichsstädte in Süddeutschland schnurstracks entgegen. Schon am 13. Juli, wenige Tage nach dem Schlusse des Regensburger Konvents, traten in Speyer die Städte zusammen und beschlossen, „daß von ihren Predigern nichts als das Evangelium, die prophetischen und apostolischen Schriften gelehrt werden sollen." Ende des Jahres fand dann nochmals ein Städtetag in Ulm statt, auf dem man sich zu einem Entschuldigungsschreiben an den Kaiser vereinigte, laut dessen man bloß die „guten Lehren Luthers" unverfolgt lassen wollte und zugleich einen Protest beim Reichsregiment gegen gerichtliches Einschreiten des Reichsfiskals wider den Ungehorsam erhob. Zugleich verpflichtete sich eine Reihe von Städten zu gegenseitigem Beistand gegen alle Maßregeln, welche auf gewaltsame Durchführung des Wormser Edikts gerichtet seien. Zu diesen Beschlüssen gemeinsamer Abwehr nahm nur Augsburg, wo die kaiserlichen Hofbankiers, die Fugger, noch einen maßgebenden Einfluß ausübten, eine vollständig ablehnende Haltung ein.

Hinter dem Kaiser, welcher, während er mit dem französischen Nebenbuhler in schwerem Kampfe um die Hegemonie in Europa lag, sich vermaß, zu gleicher Zeit von Spanien aus auch den in Deutschland entbrannten Geisteskampf nach Maßgabe seiner politischen Zwecke lenken, d. h. unterdrücken zu wollen, durften die kleineren Herren natürlich nicht zurückbleiben. So fanden nach dem Regensburger Konvent in verschiedenen Gegenden Deutschlands, namentlich im salzburgischen, bayerischen und österreichischen Gebiet blutige Ketzerverfolgungen statt. Nun machte auch der Bamberger Bischof den Versuch, in die Verhältnisse der Stadt Nürnberg, welche den einen zum rühmlichen Vorbild, den anderen zum verdammungswürdigen Ärgernis geworden war, mit Ernst einzugreifen. Dies geschah in der Weise, daß er die beiden Pröpste von Skt. Sebald und Lorenz und den Augustinerprior zur Verantwortung in Bamberg vorladen ließ. Die Angeklagten folgten der Vorladung, aber sie erschienen nicht bloß selbdritt, sondern in Begleitung einer Anzahl Nürnberger Bürger. Sie bestritten vornherein die Berechtigung der Klage gegen sie durch den Bischof, weil derselbe als Partei nicht Richter sein könne und weil zudem der ganze Handel eigentlich die Gemeinde Nürnberg und nicht ihre Personen angehe. Übrigens weigerten sie sich nicht, die ihnen gestellten sechzehn Fragen mit rückhaltlosem Freimut zu beantworten. Bei dem auf 19. September gesetzten Urteilstermin er-

schienen die Angeklagten nicht in eigener Person, sondern ließen sich durch einen Anwalt vertreten, welcher gegen das gefällte Verdammungsurteil an ein künftiges Konzilium appellierte. Die Appellation wurde von den Angeklagten am 17. Oktober vor Notar und Zeugen wiederholt, dem Bischof zugestellt und durch den Druck veröffentlicht. Der Bischof beachtete weder Protestation noch Appellation, entsetzte die Pröpste ihrer Würde und verhängte über sie den größeren Bann, der aber ohne alle Wirkung blieb, weil sich weder ein weltlicher noch ein geistlicher Arm zur Vollziehung des bischöflichen Bannspruchs fand. Sowohl der Rat als der Abt Pistorius vom Schottenkloster als Lokalvertreter des Bischofs verweigerten ihre Hilfe. Damit war der Bruch mit den kirchlichen Autoritäten entschieden. Der Rat ließ es sich zwar noch verschiedene angenehme Redensarten und beschwichtigende Erklärungen an den Bischof kosten, welche aber an der thatsächlichen Lossagung vom Papst, wenn sie auch formell noch nicht vollzogen war, nichts mehr änderten.

Der Rat hatte sich bisher mit großem Geschick durch die Schwierigkeiten hindurchgewunden, welche ihm einerseits durch die Zumutung der Autoritäten auf Durchführung des Wormser Edikts, andererseits durch das Drängen der Bürgerschaft auf entschiedene Maßregeln zu gunsten der Kirchenreform erwachsen waren. Auf die Länge war aber dieser leidige zweideutige Zustand des Lavierens nicht zu halten und es mochte deshalb denjenigen Ratsgliedern, welche auf eine baldige Lösung der Kirchenfrage im Sinne der Reform hindrängten, nicht unerwünscht sein, daß verschiedene Umstände, besonders das heftige Auftreten eines Teils der in zwei Lager geteilten Klostergeistlichkeit ein längeres Hinausschieben der Entscheidung unzuträglich machten.

Von den sechs Mannsklöstern hielten die Barfüßer, Dominikaner und Karmeliter fest am alten Glauben, begnügten sich aber nicht mit dem passiven Beharren im alten Geleise, sondern eiferten von der Kanzel, hetzten im Beichtstuhl gegen die verdammten Neuerungen. Das, was darüber herumgetragen wurde, steigerte dann wieder die bereits in hohem Grade vorhandene Erbitterung gegen die Klöster, die sich in verschiedenen Flugschriften kundgab, wozu auch einer der damals erschienenen vier Dialoge des Hans Sachs gehörte. Der Dominikanermönch Wunderlin, der sich einigen Frauen gegenüber ausließ, man werde den lutherfreundlichen Rat noch zum Rathaus hinauswerfen, wurde aus der Stadt verwiesen. Dasselbe Schicksal widerfuhr dem P. Martin bei den Karthäusern. Die Augustiner hatten bereits Mitte Dezember ihre Kutten abgelegt und dem Rat aus freien Stücken die Uebergabe des Klosters unter bestimmten

Bedingungen angeboten. Dasselbe beabsichtigten nun auch die Karthäuser, ihr Prior Blasius Stöckel an der Spitze. Dagegen erhoben sich unter Führung des P. Martin die übrigen Klostergenossen. Der Prior wurde abgesetzt und hätte noch schlimmeres erfahren, wenn nicht der Rat sich seiner angenommen und dem P. Martin als Ruhestörer die Stadt verwiesen hätte. Der Rat suchte nun die neuerungsfeindlichen Mönche auf andere Wege zu bringen, indem er sie zwingen wollte, das „Evangelium" aus den Predigten der vom alten Glauben abgefallenen Prediger kennen zu lernen; auch untersagte er den Barfüßern und Dominikanern die Ausübung der ihnen zustehenden Seelsorge in den beiden Frauenklöstern. Diese gewaltsamen Eingriffe in die inneren Angelegenheiten der Ordensmänner erzeugte nur weitere Erbitterung bei denselben, die sich in leidenschaftlichen Predigten Luft machte.

Als letztes Auskunftsmittel wurde nun der Weg des „Religionsgesprächs" beschritten. Es ergab sich zwar bei diesen theologischen Redeturnieren in der Regel kein Teil als überwunden, nichtsdestoweniger waren sie als brauchbare Handhabe, um der Einführung der Reformation in den einzelnen Territorien den Nimbus der Rechtmäßigkeit zu verleihen, sehr beliebt. Die Einladung zu einem „Colloquium", welches der Rat an sämtliche geistliche Genossenschaften sowie an die Weltgeistlichen gerichtet, lehnten die Barfüßer, Karmeliter und Dominikaner kurzweg mit der Erklärung ab, daß sie sich zu keinen Disputationen herbeilassen wollten. Erst als ihnen vom Rat versichert worden, daß es auf keine „Disputation" abgesehen sei, sondern auf ein „christliches Gespräch" behufs einer Verständigung über die streitigen Punkte und daß auch ihr Nichtkommen den Rat in seinem Vorgehen nicht aufhalten werde, sträubten sie sich nicht länger.

So begann denn unter erwartungsvoller Teilnahme der ganzen Einwohnerschaft der wichtige Akt im großen Rathaussal, am Freitag den 3. März 1525. Es waren wohl 500 Bürger als Zuhörer anwesend und vor dem Rathause wogte eine Menschenmenge auf und ab. Den Vorsitz führten der Abt von Egydien Franz Pistorius, die Pröpste Peßler und Pömer und der eigens vom Rate zu dieser Versammlung berufene Domprediger Poliander von Würzburg. Vom Rate waren verordnet Dr. Christoph Scheurl als Redner und Fragesteller und der Ratsschreiber Lazarus Spengler als Syndikus und Lektor. Vertreter der evangelischen Lehre waren die Prediger von Skt. Sebald, Skt. Lorenzen und dem Heil. Geistspital, Schleupner, Osiander und Venatorius; der Augustinerprior Volprecht sowie die Prediger bei Skt. Egydien, bei den Karthäusern und bei Skt. Jakob, Fürnschild, Heberlein und Tollmann. Als Vertreter der römisch-katholischen

Lehre waren anwesend der Karmeliterprior Dr. Andreas Stoß, der Dominikanerprior Pflüger und der Barfüßerguardian Friß; die Prediger bei den Barfüßern, Dominikanern und Karmelitern, Ebner, Pregel und Hirschvogel, sowie die Prediger an den zwei Nonnenklöstern Skt. Clara und Skt. Katharina, Lichtenstein und Erbar. Als Notare waren verordnet die Rektoren bei Skt. Sebald, Skt. Lorenz und im Spital: Sebastian Heiden, Johann Kretzmann und Leonhard Cullmann, sowie Johann Dürlmeier von Amberg und Pfarrer Georg Ebner von Leimburg.

Nach der gut ausgeführten Eröffnungsrede des Dr. Christoph Scheurl verlas Lazarus Spengler die zur Verhandlung gestellten zwölf Fragen: 1) Was Sünde sei und ihre Strafe. 2) Warum das Gesetz gegeben und wie es zu gebrauchen. 3) Was Gerechtigkeit sei, die vor Gott gilt. 4) Was das Evangelium sei, daraus dann erwächst Glaube, Liebe, Hoffnung. 5) Was die Taufe sei, was sie bedeute und was ihre Wirkung sei. 6) Welcher Gestalt der alte Adam müsse getötet werden. 7) Was das Sakrament des Altars sei und was es in uns wirken solle. 8) Was gute Werke seien und ob man durch die Werke zur Gerechtigkeit kommen oder ob die Werke aus der Gerechtigkeit fließen. 9) Was Menschengebot oder Lehre sei und wiefern man die halten oder nicht halten soll. 10) Was weltliche Obrigkeit, von Gott eingesetzt, Gewalt habe zu gebieten und wiefern und wieweit man ihr Gehorsam schuldig sei. 11) Was Ärgernisse seien und wiefern man diese vermeiden müsse. 12) Ob sich die Diener der Kirche verheiraten mögen und ob im ehebrecherischen Fall der unschuldige Teil bei Leben des schuldigen wieder zur Ehe schreiten möge oder nicht.

In den sechstägigen Verhandlungen ließen sich die Vertreter des alten Glaubens angesichts der geistigen Überlegenheit ihrer Gegner auf eine Besprechung der einzelnen Punkte gar nicht ein. Einer der ihrigen, der Karmeliterprior Dr. Andreas Stoß, gleich seinem Vater, dem berühmten Bildschnitzer, ein Mann mit böser Zunge, erging sich zu großem Unwillen der Laienzuhörerschaft in höchst anzüglichen Reden und verwies als ein allen Gründen der Vernunft und der heil. Schrift unzugänglicher, konsequenter Kirchenmann auf die Kirchenväter, die Überlieferung, die Konzilien, die kaiserl. Mandate u. s. w., während seine Parteigenossen schriftliche Verhandlungen beantragten. Darauf ging jedoch der Rat nicht ein. Zur Abkürzung der Besprechungen, in welchen auf evangelischer Seite jeder Artikel aufs gründlichste erörtert wurde, kam man beiderseits überein, daß auf jeder Seite nur Einer sprechen solle und es wurden von den Evangelischen Osiander, von den Altgläubigen der Franziskanerguardian aufgestellt. Auf den 14. März war die Schlußsitzung bestimmt. In dieser sollte

zum Zweck einer Verständigung von den Sprechern beider Parteien eine Zusammenfassung der bisherigen Verhandlungen gegeben werden. Die Mönche erschienen aber diesmal nicht und entschuldigten ihr Wegbleiben mit der Erklärung: Aus dem „Gespräch" sei doch eine „Disputation" geworden, bei welcher mangels unparteiischer Richter für sie ein Sieg unmöglich sei. Übrigens könnten sie sich auch eigenmächtig auf keine Neuerungen einlassen und machten ihr weiteres Verhalten von ihrem Ordinarius und von den Gutachten der drei Universitäten in Heidelberg, Tübingen und Ingolstadt abhängig. Die so zur Rumpfversammlung gewordene Reformationskonferenz ließ sich im Einverständnis mit dem Rat durch das Wegbleiben der Ordensgeistlichkeit nicht abhalten, der Sache den nötigen Abschluß zu geben. Der Aufforderung Scheurls, das, was allenfalls noch nicht vorgebracht sei, zu ergänzen und das, was von den Einwürfen der Gegner nicht genügend sei, zu vollenden, genügte Osiander in einer zweistündigen Rede, an deren Schluß er erklärte, die evangelischen Prediger wollten nicht länger auf ein Konzil warten, sondern bei Gottes Wort Leib und Leben wagen, worauf Scheurl das „Religionsgespräch" schloß, über welches ein Rechenschaftsbericht im Druck veröffentlicht wurde.

Die Erklärung der Evangelischen fand die völlige Billigung des Rats und dieser zögerte jetzt keinen Augenblick mehr, alle zur Einführung der Reformation dienlichen Maßregeln zu ergreifen. Die jahrelang beobachtete ängstlich-bedächtige Politik des Zauderns und Lavierens ist abgethan und macht einem durchgreifenden Verfahren Platz, welches manchmal den Charakter rücksichtsloser Härte annimmt. An der Spitze des Stadtregiments standen die beiden Losunger Hieronymus Ebner und Kaspar Nützel. Der erstere, ausgestattet mit reichem Wissen und beseelt von idealem Streben, bei unbestechlichem Gerechtigkeitssinn von größter Milde und bei vornehmer Würde von gewinnender Leutseligkeit, erfreute sich allgemeiner Beliebtheit. Ebner gehörte zu den begeistertsten Verehrern Luthers; Scheurl nennt ihn die Blüte der Optimaten, die Perle des Volks. Die Seele der ganzen Aktion war der zweite Losunger Kaspar Nützel, ein Mann, durchglüht von Eifer für die neue Lehre, von hellstem Verstand und durchgreifender Energie, die auch vor keiner Schroffheit zurückscheute. Andere hervorragende Mitglieder des Rats waren Hieronymus Paumgärtner, Schüler und Freund Melanchthons und Bewunderer Luthers; Sigmund Fürer, der entschiedene Bruder des konservativeren Christoph; Hieronymus Holzschuher, Christoph Kreß, Klemens Volkamer. Die festeste Stütze Nützels und aller ihm gleichgesinnten Ratsgenossen war der tiefreligiöse,

humanistisch und theologisch gebildete, geschäftstüchtige Ratsschreiber Lazarus Spengler, der durch seine gehaltvolle Persönlichkeit einen weit über seine Amtsstellung hinausgehenden Einfluß ausübte. Schon vor fünf Jahren hatte er durch seine „Schutzschrift für die Lehre Luthers" sein Verständnis und seinen Eifer für die Reformation bekundet; durch sein Kirchenlied „Durch Adams Fall" u. a. gehörte er zu den besten deutschen Kirchenliederdichtern. Einen überaus eifrigen und tüchtigen Mithelfer am Reformationswerk hatten die Männer vom Rathaus in dem schneidigen Prediger von Skt. Lorenz Andreas Osiander. Durch seine rastlose Thätigkeit erwarb er sich so weitgreifenden Einfluß, daß man von ihm sagte, er spiele auch auf dem Rathause die erste Geige. Theologische Rechthaberei und pfäffische Herrschsucht haben ihm in der Folge der Jahre manche Feindschaft zugezogen.

Der erste Schritt geschah gegen die Klöster; man hob dieselben nicht sofort auf, aber man beschränkte sie in ihrer Wirksamkeit. Den Karmelitern, Barfüßern und Dominikanern wurde Predigt und Beichthören verboten, sowie Seelsorge und Predigtamt in den Nonnenklöstern abgenommen und an ihrer Stelle evangelischen Predigern übergeben. Der Karmeliterprior Andreas Stoß, der durch sein Auftreten beim Religionsgespräch so großen Unwillen erregt hatte, wurde der Stadt verwiesen. Dem Barfüßerguardian Friß wurde auf besonderes Ansuchen gestattet, seinen Konventualen bei verschlossenen Thüren zu predigen; er wurde aber hernach gleichfalls aus der Stadt gewiesen, weil er es nicht lassen konnte, auf den Rat zu schmähen. Die übrigen Mannsklöster und die Priester des Deutschherrnordens bei Skt. Jakob mußten sich nach der gottesdienstlichen Ordnung der Stadtkirchen richten. Das Verbot des Fleischessens an den Fasttagen wurde aufgehoben und die ganze Reihe „päpstlicher Feiertage" abgeschafft. Von allen diesen Anordnungen wurden der nürnbergische Gesandte am kaiserlichen Hof, Michael von Caden, sowie der Bischof von Bamberg in Kenntnis gesetzt und auf den heftigen Einspruch des letzteren erwiedert, daß jetzt eben eine andere Zeit sei und daß man, sofern man nicht aus der heil. Schrift eines Besseren belehrt würde, sich in der Abschaffung von Mißbräuchen nicht beirren lassen werde.

Doch sollte die Auflösung der Klöster nicht lange auf sich warten lassen. Daß dabei neben dem Eifer für das Evangelium und neben der Überzeugung von der Überflüssigkeit oder Schädlichkeit dieser Institute auch die angenehme Aussicht auf den Besitz des reichen Klosterguts entscheidend mitgewirkt hat, steht wohl außer Zweifel und ebensowenig ist zu leugnen, daß dabei das Recht an und für sich zu kurz gekommen ist. Schon wenige Tage nach dem Religions-

gespräch, am 25. März 1525, übergaben die Augustiner freiwillig ihr Kloster dem Almosenamt, welches zur Aufnahme und Verwaltung des Kirchen- und Klosterguts bestimmt war und das im Augustinerkloster seinen Sitz aufschlug. Ihre Bedingungen: daß die zu Geistlichen tauglichen als Geistliche verwendet, daß denjenigen, welche in den weltlichen Stand treten wollten, Unterstützung gewährt und daß die leistungsunfähigen aus dem Almosen erhalten werden sollten, nahm der Rat, allerdings mit einer vorsichtigen Wahrung aller Folgen, bereitwillig an. — Die Übergabe des Karmeliterklosters geschah am 15. Mai; durch die Ausweisung des Priors war das Haupthindernis beseitigt, zumal sich in dem noch aus 15 Mönchen bestehenden Konvent bereits eine evangelische Partei gebildet hatte. Nach langen, schwierigen Verhandlungen erfolgte die Übergabe des Karthäuserklosters, dessen Konvent 12 Mönche zählte, am 5. Juli und gleich darauf, am 12. desselben Monats, übergab auch der Abt Pistorius das reiche Schottenkloster, welches 25 Konventualen zählte. Die Barfüßer und Dominikaner widerstrebten hartnäckig der Auflösung ihrer Konvente; man beschränkte sich also auf Inventarisierung des vorhandenen Klostervermögens, auf Untersagung jeglicher Seelsorge und auf das Verbot, neue Glieder aufzunehmen. Diese Einschränkungen führten den Dominikanerkonvent, der zuletzt nur noch 5 Mönche zählte, zur Auflösung und zur Übergabe an den Rat. Das Barfüßerkloster gelangte erst i. J. 1562 in den Besitz der Stadt, nachdem der letzte Barfüßermönch gestorben war.

Noch viel größere Last als durch die Verhandlungen mit den Mannsklöstern erwuchs dem Nürnberger Rat aus dem hartnäckigen Widerstand der Frauenklöster. Zwar das Kloster Zum Himmelthron in Gründlach wurde von der Priorin Margaretha Frohnhofer schon am 28. Juli dem Rat übergeben, aber die übrigen drei Frauenklöster in Pillenreuth, Engelthal und Nürnberg wollten von einer Einfügung in den neuen Zustand nichts wissen. Die schwarzverschleierten Klausnerinnen in Pillenreuth setzten den Überredungsversuchen ihres Pflegers Lienhard Tucher einen hartnäckigen Widerstand entgegen und besonders ihre Priorin, Magdalena Kreß, welche, obwohl ihr Geschlecht in Nürnberg sich mit Begeisterung der neuen Richtung angeschlossen hatte, mit unverbrüchlicher Treue am alten Glauben hielt, wehrte sich mit äußerster Tapferkeit. Die evangelischen Prediger, welche zur Belehrung der Schwestern nach Pillenreuth abgeordnet wurden, predigten vor leeren Bänken. Ihnen zu entgegnen, sandte der Bischof von Eichstätt, zu dessen Diözese das Kloster gehörte, Geistliche von Eichstätt und es kam zu

höchst ärgerlichen Auftritten. Durch den Bauernkrieg verscheucht und im Klarakloster in Nürnberg einstweilen untergebracht, wurden die Nonnen von Herren des Rats aufs neue bestürmt, ob sie denn nicht zu ihren Verwandten gehen oder heiraten möchten. Die Schwestern widerstanden jedoch allen Verlockungen zur Rückkehr in die Welt und trachteten bloß nach ihrer Klause in Maria Schiedung zurück. Dort versperrten sie sich förmlich gegen die Außenwelt, da sich auch kein römisch-katholischer Priester mehr für ihre Seelsorge einfand. Durch den Raub- und Brandkrieg des Markgrafen Albrecht Alcibiades, der nach ihrer bereits glücklich vollzogenen Flucht die Brandfackel in ihr geliebtes Kloster schleuderte, aufs neue verscheucht und wiederum im Klarakloster aufgenommen, trachteten sie, das zerstörte Kloster wieder aufzubauen, mußten aber wegen Mangel an Mitteln davon abstehen, sodaß ihnen nichts übrig blieb, als in ihrem Nürnberger Asyl allmählich abzusterben. Die letzte Klausnerin von Pillenreuth starb im Klarakloster 1591. Was von Klostergütern noch vorhanden war, fiel an die Stadt Nürnberg.

Auch mit dem Kloster Engelthal kam es zu keiner Verständigung. Dieses Kloster hatte durch die in den Tagen Kaiser Karl IV. dort lebende Nonne Christine Ebner einen weit verbreiteten Ruhm erlangt. Nach dem Glauben ihrer Zeitgenossen besaß dieselbe die Gabe der Weissagung und ihr Gebet die Kraft, Kranke gesund zu machen. Christus selbst ist ihr nach ihrem Vorgeben öfters leibhaftig erschienen und hat gar freundlich mit ihr geredet. Der Ruf der begnadeten Nonne veranlaßte den frommen Luxemburger Karl IV. bei einem seiner Aufenthalte in Nürnberg, mit großem Gefolge von Herzogen, Grafen, Edlen und Hofbediensteten nach Engelthal zu reiten, um sich den Segen der Nonne und einen Trunk zu erbitten. Das Kloster lebte später mit dem Rat von Nürnberg fast beständig auf dem Kriegsfuß, weil es dessen Schutzrecht und damit dessen Aufsicht über die weltlichen Verhältnisse des Klosters durchaus nicht gelten lassen wollte. Ein Schutzherr in weiterer Entfernung wäre den ehrwürdigen Schwestern jedenfalls lieber gewesen. Nach dem Landshuter Erbfolgekrieg wandten sie sich an Kaiser Maximilian I. um einen Schutzbrief und erhielten ihn auch. Nach den begründeten Vorstellungen des Rats widerrief aber der Kaiser denselben und bestätigte aufs neue das ewige und unveräußerliche Schutzrecht des Nürnberger Rats über das Kloster.

Das reichbegüterte Kloster war durch den unsauberen Lebenswandel seiner Insassen in einen üblen Ruf gekommen und bei der Auswahl der Visitatoren scheint zuweilen der Bock zum Gärtner gemacht worden zu sein. Als i. J. 1508 ein Dominikanerprovinzial

von Straßburg zur Visitation ins Kloster kam, ließ derselbe dort sechs Tage lang Musikanten zum Tanz aufspielen. Der schlechte Ruf des Klosters gelangte endlich auch zu den Ohren des Dominikanergenerals Thomas Cajetan, der dann den Ordensprovinzial in Deutschland beauftragte, das Kloster zu visitieren und zu reformieren, während zugleich Papst Leo X. den Äbten von Egydien und von Kloster Heilsbronn, sowie dem Rat von Nürnberg gebot, dem verordneten Dominikanerprovinzial Tauffkirchner Beistand zu leisten. Als nun die Kommission, bestehend aus dem Dominikanerprovinzial und den drei Räten Hieronymus Paumgärtner, Jakob Muffel und Georg Fütterer samt 10 reformierten Nonnen vom Katharinenkloster, welche die Unverbesserlichen unter den Engelthalerinnen ersetzen sollten, eintraf, läuteten die wütenden Nonnen Sturm, setzten sich zur Wehre und schlugen auf die mitgebrachten Nürnberger Schwestern, sodaß die Pforten mit Gewalt geöffnet werden mußten. Die Untersuchung ergab, daß über das Luderleben der ehrwürdigen Schwestern kein Wort zu viel gesagt worden war. Sie trugen keine Scheu, Kinder zu haben; die Kreuzgänge waren zum Stall für die Pferde der „Hausfreunde" hergerichtet. Die Priorin und Subpriorin nebst drei anderen Schwestern wurden zuerst mit Ketten geschlossen, dann aber auf Fürbitten deren wieder entledigt. Die Priorin und eine Schwester wurden nach Nürnberg ins Katharinenkloster geschafft. — Der Rat hatte aber noch lange seine liebe Not mit dem Engelthaler Konvent, auch nach dessen Reformierung. Dreizehn Schwestern, die sich zu der eingeführten strengen Observanz nicht verstanden, wandten sich mit Beschwerden über den Nürnberger Rat an den Bischof von Eichstätt und an den Herzog von Bayern und zogen eine große Anzahl Adeliger in ihr Interesse. Auch als die Kirchenreformation in Nürnberg durchgeführt war, wollte es dem Rat nicht gelingen, in Engelthal die neue Ordnung zur Annahme zu bringen. Noch i. J. 1543 widersetzte sich die Priorin Brigitte Haller dem Ratsbefehl, den Gottesdienst den bestehenden Vorschriften gemäß abzuhalten. Der Rat ließ dann die Priorin samt ihrer Base Anna Haller auf einen Wagen setzen und nach Nürnberg bringen, um sie ins Katharinenkloster zu schaffen. Dieselben sprangen aber bei der Ankunft in Nürnberg vom Wagen und entliefen. — Doch auch diesem Kloster waren die Tage gezählt; i. J. 1565 bestand der ganze Konvent nur noch aus der Priorin Anna Tucher und einer Konventualin, von welchen das Kloster mit seinem ganzen Besitz dem Rat übergeben wurde.

Fast noch mehr Widerwärtigkeiten als mit den Nonnen von Pillenreuth und Engelthal hatte der Rat mit den Klarissinnen in Nürnberg, welche unter der Leitung von Willibald Pirkheimers

geist- und charaktervoller Schwester Charitas standen. Dieselbe war beim Rat schon dadurch mißliebig geworden, daß sie in einem an den grimmigen Lutherfeind Hieronymus Emser gerichteten, unglücklicherweise an die Öffentlichkeit gelangten Briefe sich aufs schärfste über die Zustände in Nürnberg und über die Herren vom Rat ausgelassen hatte. Es ist wohl anzunehmen, daß dieser Umstand beigetragen hat, das Verhältnis zwischen Rat und Äbtissin noch mehr zu verbittern. Nachdem die bisher von den Barfüßern im Klarakloster versehene Seelsorge durch Ratsbefehl aufgehört hatte, versuchte der Pfleger des Klosters, Kaspar Nützel, der selbst drei Töchter im Kloster hatte, durch gütliches Zureden wie durch Drohungen die Schwestern von Skt. Klara zum Anhören evangelischer Prediger zu bewegen. Da dies nicht gelang, wurden sie mit Gewalt genötigt, diese Predigten anzuhören, in welchen besonders die Nichtigkeit der Klostergelübde und die Nichtsnutzigkeit des Klosterlebens in rücksichtslosester Weise dargelegt wurde. Dies geschah unter großem Zudrang von Neugierigen und zur Wonne des skandalsüchtigen Mob, der es an Verhöhnungen und Bedrohungen nicht fehlen ließ. Der weitere Widerstand der Äbtissin richtete sich gegen die Zumutung, von evangelischen Geistlichen das Abendmahl zu nehmen, sowie gegen das Begehren, daß jeder Nonne der Austritt aus dem Kloster unter Mitwegnehmen des dem Kloster zugebrachten Vermögens gestattet werden solle. Da die Äbtissin auf ihrem Widerstand beharrte, so wurden die Töchter von Hieronymus Ebner, Kaspar Nützel und Friedrich Tetzel wider deren Willen gewaltsam aus dem Kloster genommen, d. h. buchstäblich hinausgeschleift. Die Szenen, wie die Nonnen sich nicht von ihrer geistlichen Mutter, der Äbtissin, trennen wollen, die sich wie eine Löwin um ihre Jungen wehrt, und wie im Gegensatz zu diesem herzergreifenden Auftritt draußen vorm Klosterthor der johlende Janhagel den Kammerwagen umringt, auf dem die Sachen der ihrem friedlichen Asyl gewaltsam entrissenen Christusbräute fortgeführt werden sollen, werden von ultramontanen Schriftstellern auf Grund einer erst um die Mitte dieses Jahrhunderts ans Licht gekommenen Handschrift der Charitas Pirkheimer mit brennenden Farben geschildert. Es ist nur schade, daß der Pinsel dieser Herren gewöhnlich feiert, wenn es sich um die rohesten Gewaltsamkeiten auf der anderen Seite handelt. — Es ist eben eine alte Erfahrung:

„Keimt ein Glaube neu, wird oft Lieb und Treu
Wie ein böses Unkraut ausgerauft.“

Dieselbe Handschrift, in welcher die Vorgänge im Kloster erzählt werden, enthält auch die von der Äbtissin an E. E. Rat gerichteten Bitt- und Beschwerdeschriften, sowie deren Briefwechsel mit Kaspar

Nützel, dem Pfleger des Klosters. In der Art, wie Charitas Pirkheimer in diesen Briefen ihren Standpunkt verteidigt, tritt ihre Geisteskraft vollmächtig hervor und die Entgegnungen des grundgescheiden Losungers erscheinen der schneidigen Dialektik der 60jährigen Klosterfrau gegenüber wie ein unbeholfenes Stammeln. Auch Willibald Pirkheimer nahm sich in einer meisterhaften Denkschrift um die Insassen des Klaraklosters an, aber ebenfalls ohne Erfolg. Erst durch die Verwendung Melanchthons, welcher während seiner durch die Gründung des Gymnasiums veranlaßten Anwesenheit in Nürnberg auch das Klarakloster besuchte, scheint seitens des Rats ein milderes, rücksichtsvolleres Verfahren eingeschlagen worden zu sein. Durch die unvermeidliche Verringerung der Einnahmen wurde die Lage der Klosterfrauen sehr beengt und unsicher. Charitas Pirkheimer starb 1532; ihre Schwester und Nachfolgerin Klara im Jahre darauf. Pirkheimers Tochter Katharina, gestorben 1563, schloß die Reihe der Äbtissinen. Die letzte Klosterfrau in Skt. Klara, Ursula Muffel, der man verstattete, ihres Glaubens zu leben, starb 1591. Die Dominikanernonnen in Skt. Katharina, welche besonders im Abschreiben von Büchern eine große Thätigkeit entwickelten, erhielten die Erlaubnis, bis zu ihrem Ende im Kloster zu verbleiben; sie durften aber keine Novizen mehr aufnehmen. Die letzte Nonne in Skt. Katharina starb 1596.

So hatte der Rat kraft seines Hoheitsrechtes, das er unter dem Beifall der Bürger auf die gesamten kirchlichen Verhältnisse ausdehnte, die Reformation mit fester, manchmal rauher Hand durchgeführt. Der öffentliche katholische Gottesdienst war gänzlich untersagt und nur der Hausgottesdienst erlaubt. Infolgedessen errichteten die Deutschherren in ihrem Ordenshause ein Oratorium, in welchem fremde Priester Gottesdienst hielten. Der Rat war gemäß der ganzen Entwicklung der oberste Bischof in Stadt und Gebiet; ein Konsistorium, wie in den fürstlichen Ländern geschah, hat er nicht errichtet. Das ganze Kloster- und Kirchenvermögen stand zu seiner Verfügung; es wurde unter die Verwaltung des Land- und des Stadtalmosens gestellt, von welchem sich später das Kirchenamt abzweigte. Für Kirchenzwecke blieb höchstens ein Zehntel des gesamten geistlichen Vermögens vorbehalten; der größte Teil wurde zu den Wohlthätigkeitsstiftungen geschlagen und ein Teil wurde der allgemeinen Staatskasse einverleibt. Von den kostbaren Kirchengeräten wurde gleich ein Teil eingeschmolzen und zu Geld gemacht, das übrige inventarisiert und in Aufbewahrung genommen. Die neue Kirche, wie sie sich nach dem Grundriß Luthers entwickelte, war die Kostgängerin des Staats. Die ausgetretenen Mönche und Nonnen, soweit erstere nicht in Pfarr-

dienst übernommen wurden, erhielten demgemäß ausreichende Jahrgelder oder Unterstützungen, wenn sie sich verehelichen wollten. Alle angestellte Geistliche erhielten fixe Besoldung, wurden aber gleich Bürgern der Besteuerung unterworfen und mußten sich ins Bürgerrecht aufnehmen lassen.

Gemäß den strengeren Anschauungen, welche sich durch die Lehre Luthers auch für das öffentliche Leben geltend machten, bemühte der Rat sich mit Ernst und Eifer, der Volksgesittigung einen ernsteren Charakter aufzuprägen und die in den unruhevollen Jahren eingetretene Lockerung der Sitten soviel als möglich zu beseitigen. Karten-, Würfel- und Kegelspiel wurden teils verboten, teils eingeschränkt, den Spielleuten das Absingen schandbarer Lieder untersagt, die Zecher unter strengere Aufsicht genommen, der Karnevalsunfug beschränkt, dem übertriebenen Luxus bei Hochzeiten durch eine neue Hochzeitordnung engere Grenzen gezogen. Besonders mußte die laxe Übung, welche in Ehestandssachen, in Bezug auf Eheschließung, Ehescheidung, Ehebruch eingerissen war, einer strengeren, teilweise überstrengen Ordnung weichen.

Die Armenpflege, welche im Mittelalter überall fast ausschließlich Angelegenheit der Kirche war, war in Nürnberg schon lange vor der Reformation von Gemeindewegen besser organisiert als in irgend einer Stadt Deutschlands. Die älteste bekannte Bettelordnung in Deutschland ist die Nürnberger v. J. 1478. Eine Folge des Reformationswerks war die Einschränkung des Straßenbettels und eine durch den großen Zufluß aus dem eingezogenen Kirchengut zum Almosenfonds ermöglichte bessere und ausgiebigere Organisation der Armenpflege auf Grund der durchgedrungenen neuen Anschauung, daß die Fürsorge für die Armen Sache der Gemeinde sei.

Zu den wertvollsten Errungenschaften der Reformation gehört die erhöhte Sorge für das Schulwesen; darüber ist bereits im XIX. Kapitel gehandelt worden; ein weiteres folgt an anderer Stelle.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Nürnberg im Bauernkrieg.

Schwarmgeister in Nürnberg.

Zur selbigen Zeit, da sich im Anschluß an das Religionsgespräch im Rathaussaale die Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse in Nürnberg sich vollzog, ging in den Gauen Süd- und Mitteldeutschlands ein erschütterndes Drama, bei welchem Nürnberg nur eine unbedeutende Rolle zugeteilt war, seinem Ende entgegen. Hauptsächlich in den Wochen zwischen Ostern und Pfingsten des Jahres 1525 tobte am Main, Neckar und Rhein, im Schwarzwald und am Bodensee, im Elsaß, im Algäu und in Thüringen, sowie in den Thälern und Bergen von Salzburg und Tirol jener Aufstand des „armen Mannes“ wider seine Bedrücker und Aussauger, welchen man den „Bauernkrieg“ nennt. Der letzte Akt des Trauerspiels spielte um und an Pfingsten im Frankenland.

Daß die Ursache dieses gewaltigen Aufstandes bloß in dem unerträglichen Druck zu suchen ist, unter dem der Bauer seufzte, wird mit Ausnahme weniger ultramontaner Schriftsteller jetzt selbst von denjenigen zugegeben, welche sonst in jeder Auflehnung gegen unerträgliche Gewalt einen Frevel gegen die göttliche Weltordnung erblicken. Hinabgestoßen in schmähliche Knechtschaft, in Leibeigenschaft oder Hörigkeit, recht- und schutzlos, ohne Vertretung im Reich oder auf den Landtagen, fast erdrückt von Frohnden, vom großen und kleinen Zehent, vom Sterbfall oder Besthaupt, von Steuern und immer steigenden Abgaben, getreten vom Herrn, gehudelt vom Amtmann und Schreiber, mißachtet vom Städter, war der deutsche Bauer um die Wende des Jahrhunderts nichts als ein „Lasttier der Gesellschaft.“ „Der Bauer ist an Ochsen Statt, nur daß er keine Hörner hat.“ Und für diesen bis zur Verzweiflung gequälten, im ganzen kerngesunden Bauernstand sollte nicht auch einmal die Stunde schlagen, wo er in dem Gefühl des an ihm verübten Unrechts sich aufbäumt gegen seine Unterdrücker? In der That, es wäre ein Wunder gewesen, wenn es nicht so gekommen wäre wie es kam.

Daß die politischen Ereignisse, welche in den Jahren vor dem Ausbruch des Aufstandes alle Kreise der Nation mehr oder weniger

erregten, wie die Kaiserwahl, die Erhebung des Adels unter Sickingen und das Fehlschlagen der Reichsreformversuche durch das Reichsregiment auch auf die Bauerschaft nicht ohne Eindruck bleiben konnten, ist selbstverständlich. Einen viel gewaltigeren Eindruck in der Landbevölkerung mußte aber Luthers Auftreten hervorrufen und ist auch die soziale Revolution des Jahres 1525 nicht eine Frucht der von Luther ins Werk gesetzten Kirchenreformation, wie es ultramontane Geschichtschreiber hinzustellen belieben, so ist doch auch nicht in Abrede zu stellen, daß durch die religiöse Bewegung die bereits vorhandene Gährung in den bäuerlichen Massen in hohem Maße gesteigert worden ist. Schon das Beispiel mußte zündend wirken; ist ja im Grund genommen Luthers Lossagung von der römischen Kirche auch eine revolutionäre That, denn Papst und Prälaten waren so gut legitime Mächte, wie irgendwelche in der Welt. Und dann erst das Wort! Jene flammenden Flugschriften des Reformators voll Saft und Kraft, in welchen die „evangelische Freiheit" aller Christenmenschen verkündet wurde und welche, durch die Welt flatternd, auch ihren Weg in die Dörfer, Weiler und Höfe des platten Landes fanden, mußten sie jenen geknechteten Menschen nicht wie eine Botschaft klingen, daß auch für sie der Tag der Befreiung gekommen sei, sobald sie sich entschließen, das Joch abzuschütteln? „Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand unterthan." So stand geschrieben. Allerdings wollten die Reformatoren diese „evangelische Freiheit" im geistlichen Sinn, rein innerlich, verstanden haben; der Bauer aber, und wer wollte es ihm bei seiner elenden Lage verdenken, zog die buchstäbliche und handgreifliche Deutung vor.

Die Unruhen begannen im Mai 1524 in Franken und zwar in Forchheim, wo sich die Gemeinde gegen ihren Herrn, den Bischof von Bamberg, erhob, um „Wasser, Wald, Wild und Vogel" frei zu bekommen. Diesem Begehren schloß sich das Landvolk der Umgegend an und alsbald verbreitete sich die Bewegung auf das nürnbergische Gebiet. In Gründlach, Reichelsdorf und an andern Orten traten die Bauern zusammen und besprachen sich, wie dem Rat von Nürnberg einige Zugeständnisse abzunötigen seien; vor allem wollte man keine Zehenten mehr abliefern. Um der Sache größeren Nachdruck zu geben, war eine große Sturmversammlung in Poppenreuth beabsichtigt. Hier fuhr aber der Rat, sobald er von dem Vorhaben Wind bekommen hatte, gleich dazwischen, indem er die Haupträdelsführer in Tennenlohe, Höfles, Almoshof, Wetzendorf und Altenberg fassen und sie einen Eid schwören ließ, daß sie dieser Versammlung nicht beiwohnen würden. An die Ämter auf dem Lande erging die strikte Weisung, darauf zu sehen, daß von den

Unterthanen Renten, Zins und Gült ohne Murren entrichtet würden. Wo Weigerungen stattfanden, wie z. B. in Heroldsberg, wo dem Abt von Egydien der Heuzehent verweigert wurde oder in Hensenfeld, wo dem Pfarrer ähnliches geschah, wurde den mit Schaden Bedrohten durch strenge Maßregeln zu ihrem Rechte verholfen. Die Bauern ließen sich jedoch nicht abhalten, ihrer Widersetzlichkeit dadurch Ausdruck zu geben, daß sie an verschiedenen Orten das zum Zehenten bestimmte Getreide auf dem Felde anzündeten. Wo es der Rat für angemessen hielt, Milde zu üben, gab er, wie z. B. im Amt Lichtenau, die Weisung, den Zehent für das laufende Jahr zu erlassen.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß die Lage der Bauern nürnbergischen Gebiets günstiger war als in den meisten Ländern und den angrenzenden Gebieten. Wenn auch die dinglichen Lasten und die persönlichen Leistungen hoch waren, so standen sie doch nicht in schreiendem Mißverhältnis zu den Erträgnissen des Bodens; es bestand keine Leibeigenschaft im strengen Sinne des Worts und was besondere Erwähnung verdient: dem nürnbergischen Bauer wurde in seinem Verhältnis zum Gutsherrn Recht und Schutz nicht verweigert. Der Rat konnte somit hoffen, daß er mit der Landbevölkerung allmählich zurecht kommen werde.

Viel größere Sorge machte dem Rat die herrschende Unzufriedenheit in der Stadt. In den meisten Städten Süddeutschlands war der „gemeine Mann", waren Handwerker und Insassen geneigt, mit den Bauern gemeinsame Sache zu machen und im Verlaufe des Aufstands hat sich auch eine große Anzahl von Städten, in welchen die Oppositionspartei die Oberhand bekam, freiwillig in „die christliche Gemeinschaft" der Bauern begeben. In dem gewerbevollen Nürnberg, wo die kirchenreformatorische Bewegung schon seit Jahren die Gemüter aufgewühlt und die Leidenschaften entzündet hatte, stand die Sache besonders schlimm. Der Rat machte sich auch kein Hehl daraus und suchte vor allem durch Belehrung zu wirken. Die Geistlichen in Stadt und Land mußten von der Kanzel die Gemeinden zum Beharren bei den Pflichten gegen die Obrigkeit vermahnen und den Begriff der „evangelischen Freiheit" im geistigen Sinn zum Verständnis zu bringen suchen. Der Rat selbst ließ sich gegen die Bürgerschaft vernehmen, daß es ihm, der sich doch der Bürgerschaft „immer väterlich getreulich und gutwillig gezeigt", sehr betrübe, daß viele Bürger anfingen, ungeschickte Reden gegen den Rat zu führen und daß durch „Schmachzettel", angeheftet an Kirchen und Häusern, die Leute aufgehetzt würden. Es sei doch offenbar, daß der gemeine Mann in Nürnberg so gut sitze wie in irgend einem Ort des Reichs. Übrigens sei der armen Bürgerschaft mit dem Spital und dem großen

nen aufgerichteten Almosen so geholfen, daß niemand Ursache habe, sich zu beschweren. Sollte eine Theuerung eintreten, so werde der Rat außerdem den gemeinen Mann, der sich ruhig verhalte, mit Getreid, Brot, Schmalz, Salz, Kohlen und anderem Vorrat hinreichend versehen. — Außerdem ließ es der Rat nicht an Maßregeln fehlen, um die Ordnung in Stadt und Land aufrecht zu erhalten. Den Bürgern wurde verboten, in die Versammlungen der Bauern zu laufen und die Unterthanen in Hersbruck, Lauf, Altdorf, Velden und Betzenstein u. s. w. wurden ernstlich ermahnt, ihre Thore zu schließen und sich nicht in die mutwilligen Sachen der Bauern einzulassen, die doch weder im Wort Gottes noch in menschlichen Satzungen einigen Grund hätten. Übrigens hatte es bei Lehren und Ermahnungen nicht sein Bewenden. Am 5. Juli 1524 wurde der Wirt Uberhan in Wöhrd und der Tuchknappe Hans von Nürnberg wegen ihrer bösen, aufrührerischen Reden, daß Bürger und Bauern zusammenhalten müßten um das Ungeld abzuschaffen, öffentlich mit dem Schwert hingerichtet.

Während in Nürnberg und seinem Gebiet das Feuer des Aufruhrs bloß glimmte, loderte es im Schwarzwald in heller Flamme empor. In der nämlichen Zeit, im Monat Mai 1524, als Forchheim den Reigen der Unruhen eröffnete, verweigerten die Bauern in Sft. Blasien im Schwarzwald ihrem Herrn, dem Abt, die Frohndienste. Wenige Wochen darauf, an Johanni, befanden sich auch die Bauern der Landgrafschaft Stühlingen unweit Schaffhausen in hellem Aufstand wegen Überlastung mit Frohndiensten. Der Übermut der gnädigen Herren war so weit gegangen, daß die Bauern als Frohndienst die Flöhe in den Betten ihrer Herren fangen oder die Frösche zum Schweigen bringen mußten. Der Gräfin von Lupfen oberhalb Stühlingen mußten die Bauern mitten in der Ernte Schneckenhäuslein zum Garnaufwinden sammeln. Nun kündigten die Bauern ihren Herren Frohndienst und Lehenspflicht und hatten das Glück, in Hans Müller von Bulgenbach, einem früheren Landsknecht, einem stattlichen Mann mit viel natürlicher Beredsamkeit, einen Führer zu bekommen, wie sie sich ihn nicht besser wünschen konnten. Schon am 24. August zog dieser an der Spitze von 1200 Mann mit schwarz-rot-gelben Fähnlein in das vorderösterreichische Städtchen Waldshut ein, dessen Bürger sofort Gemeinschaft mit den Bauern machten und einen Bund mit dem Namen „Evangelische Brüderschaft“ errichteten. So ward Waldshut Mittelpunkt der Bewegung, welche durch vertraute Boten in die umliegenden Gebiete weitergetragen wurde. Bald hatte sich der Aufstand auch über den Klettgau und den Hegau verbreitet.

Gewaltthaten geschahen keine, aber die Frohnden wurden nicht mehr geleistet, der Zins nicht mehr entrichtet. Die Grafen von Stühlingen und ihre Genossen, welche durch den Wegfall ihrer Einkünfte in Not kamen, bebten vor Wut und wandten sich an den schwäbischen Bund sowohl wie an den Erzherzog Ferdinand. Beide waren aber nicht so gerüstet, um die Bauern nach dem Wunsch der Herren zum Gehorsam zwingen zu können. Der Kaiser hatte zu dem Entscheidungskampfe mit dem Franzosenkaiser in Oberitalien alle Streitkräfte an sich gezogen; so befand sich Ferdinand ohne Truppen, aber auch ohne Geld. Unter diesen Umständen mußte man sich begnügen, mit den Bauern gütlich zu verhandeln, ob sie denn den Herren nicht wieder zu willen sein wollten, mit dem Hintergedanken, dieselben niederzuschlagen, sobald man die Kraft dazu habe. Die Verhandlungen zogen sich bis in den Winter hinein, wo die Bauern auseinander liefen.

Mittlerweile war auch im Elsaß (im Dezember) der Aufstand ausgebrochen und als im neuen Jahre die Tage zu wachsen begannen, rührte sichs in der Bauerschaft im ganzen schwäbischen Oberland. Die nächsten, welche sich erhoben, waren die Unterthanen des als Bauernschinder geschichtsbekannten Fürstabts von Kempten, welche am 21. Januar in einer großen Versammlung an der uralten Malstatt auf der Luibas bei Kempten einmütig beschlossen, ihre sehr gerechten Beschwerden vor das Gericht des schwäbischen Bundes zu bringen; wenn es aber nicht anders ginge, die Sturmglocken zu läuten oder Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Die reichsfreie Altstadt Kempten war im Einverständnis mit den Bauern und ließ dieselben nach der Versammlung unter großem Halloh durch die Stadt ziehen. Den stiftischen Bauern vom Kemptener Land schlossen sich die Leute des Bischofs von Augsburg, des Grafen v. Montfort und des Herrn Waldburg an und sie allgesamt hießen sich den Oberalgäuer Haufen. Ein zweiter Haufen bildete sich zwischen Ulm und Biberach. Alle Bauern im Ried und um dasselbe, alle Unterthanen der Klöster und der weltlichen Herren bis nach Memmingen hinauf und der Iller entlang traten zu der Verbrüderung, die in kurzem mehr als 12000 Menschen zählte. Es war dies der Baldringer Haufen und ihr Hauptmann Ulrich Schmid aus Sulmingen, ein tüchtiger, gemäßigter Mann. Die Bauern am Bodensee, vereint mit denen um Ravensburg, nannten sich den Niederalgäuer Haufen und nahmen nachher den Namen des Seehaufens an.

Der Bewegung schlossen sich bald Landgeistliche in ziemlicher Anzahl an und diese waren nicht die letzten, welche ihr allmählich eine radikalere Färbung gaben. Einstweilen ging alles noch sehr manierlich zu und daß die Forderungen der Bauern nicht übertrieben

oder unbillig, sondern sehr gemäßigt waren, erhellt hinlänglich aus den berühmten 12 Artikeln, welche auf dem Bauernparlament zu Memmingen, 6.—8. März, von 50 Hauptleuten der genannten drei oberschwäbischen Haufen gebilligt und angenommen und sofort als Programm und Manifest der empörten Bauerschaft durch alle Lande liefen. Was darin verlangt wurde, war die freie Predigt des Evangeliums, die Beseitigung der drückendsten Feudallasten und die Abschaffung verschiedener neu aufgelegter Beschwernisse und Leistungen, alles gestützt auf Aussprüche der heil. Schrift. Wäre auf Seite der Herren nur eine Spur von Billigkeit vorhanden gewesen, so war, besonders solange die gemäßigten Elemente in der Bauerschaft die Oberhand hatten, leicht eine Verständigung möglich. Eine solche wollte aber der starre Hochmut der Herren nicht, sondern unbedingte Unterwerfung. Allerdings war viel Hin- und Herreitens zwischen Ulm, dem Sitz des Rats des schwäbischen Bundes, und den Bauernlagern, und die oberländischen Städte, welche die Berechtigung der Bauernforderungen nicht verkannten, ließen sich das Vermitteln sehr angelegen sein; wer aber nicht blind sein wollte, mußte sehen, daß den meisten Herren vom Bundesrat bloß darum zu thun war, die einfältigen Bauern so lange mit trügerischen Verhandlungen zu narren, bis genügende Mittel bereit waren, ihnen mit Gewalt entgegenzutreten. Die Forderung der „Evangelischen Vereinigung", daß eine Anzahl bezeichneter Männer, darunter Luther, Melanchthon, Zwingli, Brenz, Osiander von Nürnberg u. a. als Richter über die Übereinstimmung der 12 Artikel mit dem Evangelium angerufen werden sollten, wurde vom Bundesrat höhnisch zurückgewiesen. Schließlich wären die Bauernführer auch mit einem einfachen Schiedsgericht zufrieden gewesen, allein dieses Zurückweichen war nicht nach dem Sinn der Massen, in welchen das ahnende Gefühl vorherrschte, daß mit den Herren auf gütlichem Wege doch nichts zu erreichen sei und bald lief das Losungswort durch die Haufen, daß Klöster und Adel vertilgt werden müßten; es begannen die Gewaltthaten und das Unheil vollbrachte seinen Lauf.

Zuerst schlug der Baldringer Haufen los und verheerte eine Anzahl Klöster und Schlösser. Auch im Ries waren die Bauern außer Rand und Band und hausten wie die Vandalen in Kirchen und Klöstern. Doch den Unthaten folgte die Strafe auf dem Fuß. Nachdem der Anschlag des vertriebenen Herzogs Ulrich von Württemberg, mit Hilfe der Bauern wieder in den Besitz seines Landes zu gelangen — es war um Fastnacht —, mißglückt war, hatte das Heer des schwäbischen Bundes Luft bekommen und nun warf sich der bestellte Bundeshauptmann Graf Georg Truchseß von Waldburg

auf die Bauern. Am 4. April schlug er den Baldringer Haufen bei Leipheim. Derselbe hatte bereits Leipheim und Günzburg eingenommen und Ulm, den Sitz des Bundesrats, bedroht. Dem Pfarrer Jakob Wehe, der am Aufstand thätig war und acht Führern wurden die Köpfe abgeschlagen; Leipheim und Günzburg mußten sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Die Leute vom Baldringer Haufen erklärten sich willig, die Frohndienste weiter zu leisten. Dasselbe Schicksal wie die Baldringer erlitten 7000 Bauern vom Algäuer Haufen am 14. April bei Wurzach; hunderte wurden erstochen, 100 ertranken in einem tiefen Wassergraben. Der Rest zog auf Weingarten bei Ravensburg, wo auch der Seehaufen sein Lager aufgeschlagen hatte, sodaß wohl 12000 Mann beisammen waren. Mit dieser Menge anzubinden, erschien dem Truchseß zu gewagt, weshalb er sich zu Unterhandlungen herbeiließ. Es kam ein Vertrag zu stande, wonach die beiden Bauernhaufen sich auflösten, ihre Fahnen ablieferten, Aufruhr künftig zu unterlassen, Zehenten u. s. w. weiter zu leisten und die eingenommenen Schlösser zurückzugeben versprachen. Ein Schiedsgericht sollte die weiteren Streitpunkte zum Ausgleich bringen. Über diesen Ausgang freuten sich Viele, weil er Hoffnung gab, daß der Aufruhr auch anderwärts auf diese Weise gestillt werden könnte; nicht so der Bundesrat in Ulm, der bloß von Hauen und Stechen, aber nichts von Unterhandeln wissen wollte. Der Truchseß wandte sich dann westwärts mit der Absicht, die Flammen des Aufruhrs dort, wo sie zuerst ausgebrochen, in Stühlingen, im Klettgau und im Hegau auszutreten und er stand schon dem Schwarzwälder Haufen gegenüber, als die Botschaft an ihn gelangte, er solle eilends nach Württemberg marschieren, wo die Bauern nun auch daran gingen, „ihre Herren und Obrigkeiten zu verjagen.“ So begnügte er sich auch hier mit einem Vertrag, den die Bauernführer „auf Hintersichbringen“ annahmen.

Viel gefährlicher als die Bewegungen in Württemberg, dem schwäbischen Unterland, war die in Franken. Hier hatte sich in der Reichsstadt Rothenburg o. T. ein wahrer Revolutionsherd gebildet, sodaß die Stadt ein Hauptstützpunkt der Bauernbewegung wurde. Schon im März hatten sich in Ohrenbach, zwei Stunden von Rothenburg, die Bauern zusammengeschart, desgleichen die im Hohenloheschen und im Odenwald. Bald reihten sich ihnen die Bauern im Taubergrund und in der Rothenburger „Landwehr“ an. Führer der Hohenloheschen war Wendelin Hipler, der frühere Kanzler des Grafen, ein geschulter und energischer Mann; der der Odenwäldler war der verwegene Jörg Metzler von Ballenberg. In Rothenburg hatte der aus Sachsen vertriebene Dr. Karlstadt

einen Unterschlupf gefunden und sich verborgen gehalten; als die Bewegung anschwoll, trat er aus dem Dunkel heraus an die Öffentlichkeit. Neben ihm schürten das Feuer ein blinder Mönch und mehrere Prädikanten, sowie Stephan von Menzingen, ein Ritterbürtiger aus Schwaben, ein verschlagener Mann von zweideutigem Charakter. Aus den sich zusammenrottenden Handwerkern der Gemeinde bildete sich ein Ausschuß, der das Stadtregiment der Ehrbaren allgemach, wenn auch nicht formell, doch thatsächlich bei Seite schob, und als am 14. Mai der aus den aufständischen Bauern des Taubergrunds und der Rothenburger Landwehr bestehende sogenannte Fränkische Haufen vor die Stadt rückte, trat Rothenburg auf „hundert und ein Jahr“ dem Bauernbunde bei. Der Nürnberger Rat hatte, um zwischen Rat und Gemeinde zu vermitteln, die Ratsfreunde Nikolaus Haller und Leo Schürstab nach Rothenburg gesandt. Dieselben konnten aber nichts ausrichten, da man sie gar nicht zum Wort kommen ließ.

Unter den verschiedenen Bauernhaufen that sich die von dem fränkischen Ritter Florian Geyer (von Giebelstadt) geführte sogenannte „Schwarze Schar“ durch Mannszucht und Ausrüstung besonders hervor; der radikale Ritter selbst leuchtet neben den zum großen Teil rohen verwilderten Gestalten der anderen Bauernführer wie eine Art idealer Erscheinung. Unordnung suchte er nach Kräften hintan zu halten. Oberster Grundsatz ist ihm die Idee der Gleichheit. Für Adel und Pfaffen soll kein anderes Gesetz bestehen als für Bürger und Bauern, der Edelmann soll inskünftige auch nur eine Thür haben wie der Bauer. Diese „Schwarze Schar“ und den Odenwalder Haufen sieht man jetzt meistens gemeinsam operieren. Sie bemächtigen sich des hohenloheschen Städtchens Oehringen, verwüsten das herrliche Cisterzienserkloster Schönthal im Jagstgrund, zwingen die Grafen Hohenlohe die 12 Artikel zu beschwören und der „Evangelischen Verbrüderung“ beizutreten und wälzen sich dann in „hellen Haufen“ dem Neckar zu. Unterwegs erfahren die Grafen Löwenstein dieselbe Nötigung wie die Hohenlohe, das Schloß der Deutschherren in Lauda wird verbrannt, der Flammenschein zerstörter Ritterburgen und Herrenhäuser bezeichnet den Weg der immer zuchtloser werdenden Scharen. Klöster werden geplündert, Kirchen ihres kostbaren Schmuckwerks beraubt, Kornspeicher und Keller geleert, Menschenleben aber verschont.

Ein Abweichen von dieser Menschenleben schonenden Praxis zeigt auf schauerliche Weise die oft geschilderte Blutthat von Weinsberg am Osterfest, den 16. April. Graf Ludwig von Helfenstein, der mit 70—80 Reisigen das feste Schloß von Weinsberg besetzt

hielt und den Bauern viel Abbruch gethan hatte, indem er einzelne dem Bauernheer zuziehende Abteilungen überfiel und zersprengte, büßte auf schreckliche Art für das, was Hunderte seiner Standesgenossen an Leib und Leben ihrer Bauern verbrochen hatten und Tausende von Bauern mußten dann wieder für diese blutige Einzelthat büßen. Daß auf die Abgesandten des Bauernheeres, welches Weinsberg umzingelte, vom Schloß aus geschossen wurde, hatte die Bauern noch besonders gereizt. Als das Schloß, die berühmte Weibertreu, erstürmt war, wurde von den Rasenden fast alles niedergemacht und Graf Helfenstein selbst mit etlichen gefangenen Edlen und Knechten andern Tags auf einer Wiese in die vorgehaltenen Spieße der Bauern gejagt.

Von der Stätte der Unthat weg wandten sich die Haufen gegen Heilbronn, wo der Rat, da ein großer Teil der Bürger, darunter sehr angesehene, mit den Bauern einverstanden war und im Weigerungsfall ein Aufruhr unvermeidlich schien, den Bauern nicht bloß die Thore öffnete, sondern für die Beratungen ihrer Führer sogar eine Stube auf dem Rathaus einräumte. Das Haus der Deutschherren wurde den Bauern zur Plünderung überlassen, sonst widerfuhr Niemandem etwas Ungutes. In diese Zeit fällt die Berufung des Ritters Götz von Berlichingen zum Feldhauptmann des „hellen“ (Odenwalder) Haufens, nachdem derselbe vorher in die Evangelische Brüderschaft aufgenommen worden war. Weitsichtigere Männer, wie Wendelin Hipler, hatten lange erkannt, daß bei der Zuchtlosigkeit der zusammengelaufenen Bauern, von denen die meisten es nur auf Beutemachen absahen, ein ständiger Obersthauptmann dringend vonnöten sei. In Götz glaubte Hipler den richtigen Mann gefunden zu haben; weniger war dies bei den Bauern der Fall; manche meinten, ein Ritter gehöre eher an einen Baum gehenkt, als an die Spitze des Heeres gestellt.

Götz von Berlichingen wurde einstweilen für einen Monat in Pflicht genommen. Derselbe hielt es für das richtigste, dem ihm von Grund des Herzens verhaßten schwäbischen Bund, dessen Heer zur Zeit unter Truchseß von Waldburg in Württemberg stand, mit großen Massen in offenem Feld entgegenzutreten; die Meinung, nach Würzburg zu marschieren, hatte jedoch die Oberhand. Am 6. und 7. Mai erschienen alle drei Bauernheere, das odenwäldische, das fränkische und die schwarze Schar in Heidingsfeld, angesichts der fränkischen Bischofstadt. Die Bürgerschaft derselben, welcher die Bischöfe im Laufe der Zeit mit List und Gewalt die alten Stadtrechte entwunden hatten, erblickte in den Bauern ihre Befreier und Rächer. Warum sollten sie nicht auch eine freie Reichsstadt werden können, wie es

das mächtige, blühende Nürnberg war? Das ganze bischöfliche Gebiet befand sich in heftigster Gährung; der Lehensadel konnte sich selber nicht helfen, geschweige denn seinem Lehensherrn, dem Bischof Konrad von Thüngen. Derselbe machte sich davon, eilte nach Heidelberg und überließ die Verteidigung des festen Schlosses auf dem Marienberg seinen Rittern und Reisigen, an deren Spitze der tapfere Sebastian von Rotenhan und der Dompropst Friedrich von Brandenburg standen.

Dieses Schloß zu erobern war die Absicht der Bauernführer. Gelang ihnen das Vorhaben, diese Veste mitten im Frankenland als Stützpunkt für weitere Unternehmungen in die Hand zu bekommen, wer wollte es dann noch wagen, ihrer Herr werden zu wollen? Und war es denn so vermessen, die Erreichung dieses Zieles zu hoffen, nachdem ihnen so viel schon gelungen war? Fast ganz Schwaben und Franken, die uralten Kernlande des Reichs, hatten willig oder gezwungen die 12 Artikel angenommen. Fast in allen Städten, wenn man die Ehrbarkeit ausnimmt, gehörten die Sympathien der Bürgerschaft überwiegend der Bauernbewegung. Nur das abseits der eigentlichen Hochflut gelegene, von seinem Rat mit fester Hand gelenkte Nürnberg; Ulm, wo der Rat des schwäbischen Bundes seinen Sitz aufgeschlagen; Schwäbisch-Hall, wo Brenz, der schwäbische Reformator mit unbeugsamer lutherscher Konsequenz den Unterthanen Gehorsam gegen die Obrigkeit predigte, und Eßlingen, wo das Reichsregiment sein schattenhaftes Dasein fristete, verhielten sich ablehnend. Wie die Hohenlohe und Löwenstein, so hatten die Grafen von Wertheim und Rheineck, die Herren von Gemmingen, Winterstetten, Stettenfeld, Zobel, Frauenberg u. s. f. sich gefügt; der Kurfürst von Mainz hatte die 12 Artikel angenommen; Markgraf Ernst von Baden mußte aus seiner Residenz Durlach fliehen, weil er die Annahme der Artikel verweigerte; die verhaßte österreichische Regierung in Stuttgart flüchtete auf das feste Hohentübingen; der Bischof von Bamberg, der Abt von Hersfeld und der Koadjutor in Fulda gestanden die Forderungen der Bauern zu. Dieser Koadjutor in Fulda erklärte den Bauern, er habe den weltlichen Stand angenommen und ließ sich als „Fürst von der Buchen“ begrüßen. Sein Bruder, der Graf von Henneberg, versprach: „Alles frei zu lassen, was Gott der Allmächtige gefreiet in Christo, seinem Sohn.“ Diesem Beispiele folgten die meisten Ritter und Herren, sowie die Städte Schmalkalden, Salzungen, Meiningen. Bis nach Hessen und Westfalen erstreckte sich die Bewegung; Thüringen war durch Thomas Münzer ganz unterwühlt. In den weingesegneten Gauen der Pfalz und an den Ufern des Rheins glichen die Auszüge der Aufständischen zumeist wahren Bacchanalien, ganze Fuder der

edelsten Tropfen, welche für die Tafelfreuden der geistlichen Herren sorgsam behütet waren, verschwanden in den dauerhaften Gurgeln der Bauern. Im oberen Elsaß standen im April 13000 Bauern zu einer Armee vereinigt unter zehn Hauptleuten; auch hier waren die kleinen Städte auf der Seite der Bauern. Und ähnlich wie im Westen lagen die Dinge im Osten des Reichs. Die Bauern des Salzkammerguts belagerten ihren Fürstbischof in seiner Veste Hohensalzburg; der Aufstand wütete hier noch, als in Schwaben und Franken die Bewegung bereits niedergeschlagen war. Noch am 5. Juli erlitt bei Schladming der kärntnische und steierische Adel eine furchtbare Niederlage durch die Bauern. In Tirol hatten die Bauern sich unter Michael Geißmayer zusammengeschart, an hundert feste Schlösser gebrochen und eine neue Landesordnung aufgerichtet.

Den weiter blickenden Köpfen unter den Vordermännern des Aufstands mußte angesichts dieser gewaltigen Ausbreitung der Bewegung die Sorge sich aufdrängen, auf welche Weise die Errungenschaften festzuhalten seien. Wie dies zu bewirken, sollte eine am 7. Mai zu Heilbronn zusammentretende Versammlung von Abgeordneten der verschiedenen im Felde stehenden Bauernhaufen entscheiden. Das Werk dieses Bauernkonvents war der kühne und doch in den Grenzen der Möglichkeit bleibende Entwurf einer politischen und sozialen Reichsreform. Als die Urheber dieses merkwürdigen Aufrisses einer Verfassung für das deutsche Reich werden Wendel Hipler, der beim Odenwälder Haufen als Feldschreiber sich befand, und Friedrich Weigand, der kurmainzische Amtskeller von Miltenberg, angenommen. Seit Jahrhunderten wurde nach einer Reform des Reichs gerufen, Ansätze im kleinen wurden versucht, aber alles, was bisher — meist vergeblich — versucht worden war, reicht nicht im entferntesten an diesen ebenso großartigen als praktischen Entwurf der Bauernführer. Wobei allerdings nicht verschwiegen werden darf, daß die Bauernführer besser daran gethan hätten, erst für eine richtige Mannszucht in den Bauernheeren zu sorgen, bevor sie an die künftige Reichsverfassung dachten.

Ein bäuerlich-religiöses Programm stellten die schwäbischem Boden entsprossenen 12 Artikel vor, ein bäuerlich-national-politisches ist der von Männern des Frankenlands herrührende Heilbronner Entwurf. Es wird darin verlangt: Einziehung der geistlichen Güter. Beschränkung der Einkünfte der Geistlichkeit auf „ziemliche Notdurft." Entschädigung der Fürsten, Herren und Städte für ihre durch Aufhebung der Feudalrechte entstehenden Verluste mit den aus der Säkularisation gewonnenen Mitteln. Ablösbarkeit aller Bodenzinse. Aufhebung aller Zölle im Innern des Reichs. Wiederher-

stellung des heimischen Rechts an Stelle des römischen. Nur alle 10 Jahre Erhebung einer Steuer für den Kaiser, der allein Schirm und Gewalt haben soll im Reich mit Ausschluß aller Sonderbündnisse von Fürsten, Herren und Städten. Eine Gerichtsverfassung in Abstufungen von Dorf- und Stadtgerichten, Freigerichten und Landgerichten bis zum Reichskammergericht. Einheit von Münze, Maß und Gewicht. Sicherheit des Handels, aber auch Schutz gegen Wucher und Übervorteilung durch die großen Wechsler und Handelsgesellschaften. (Monopolien.)

Eine merkwürdige Anticipation, eine Vorausgreifung, wie sie nur sehr vereinzelt in der Weltgeschichte vorkommt, ist dieser Heilbronner Entwurf. Mehr als drei Jahrhunderte voll Zwiespalt und Verfall mußten über Deutschland hinziehen, bis jene Ideen von 1525 wieder Fleisch und Blut gewannen. Allerdings brachte die berühmte Versailler Augustnacht von 1789 den Franzosen die Aufhebung der Feudallasten und der Fortgang der Revolution und ihrer Siege brachte auch den in die Gewalt der Franzosen gefallenen deutschen Landstrichen dieselbe Befreiung; aber im größten Teil von Deutschland wurde erst durch den Anstoß von 1848 der deutsche Bauer ein freier Mann auf freiem Grund. Einige Forderungen jener Bauern sind erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts durch die Gründung des neuen deutschen Reichs verwirklicht worden.

Wie der Heilbronner Entwurf zeigt, schwebte dessen Schöpfern als Ziel ein aus freien „reformierten", d. h. demokratischen Gemeinden bestehendes Reich unter dem Schutz und Schirm eines lebenskräftigen Kaisertums vor. Deutschland wäre zur staatlichen Einheit gelangt, wenn jener Entwurf zur Ausführung gekommen wäre. Von diesem Gesichtspunkt aus hat auch Napoleon I. sich dahin ausgesprochen, daß Karl V. die kaiserfreundliche Stimmung der deutschen Bauernmassen hätte benützen sollen, um aus Deutschland ein einheitliches Reich zu schaffen. Auch Karls Kanzler Gattinara hat seinem Herrn einen dahinzielenden Rat gegeben. Da hätte aber der die Weltherrschaft anstrebende spanische Habsburger doch erst seine Haut ausziehen müssen, um den Gedanken fassen zu können, mit Hilfe evangelischer Bürger und Bauern die deutsche Einheit zu gründen. Übrigens wäre es auch unbillig und verkehrt gewesen, von einem Karl V. zu erwarten, daß er für die Not und die Strebungen deutscher Bauern ein Verständnis haben soll. Wohl aber war dies von Martin Luther, dem Bauernsohn, zu erwarten, der durch seinen bewundernswürdigen, allen irdischen Mächten Trotz bietenden Mut und durch die Gunst der Zeitumstände der wahre Geistesbeherrscher in Deutschland geworden war. Darum sahen auch die Bauern zu ihm, als dem berufenen

Schiedsrichter empor. Sie sollten aber in ihren Erwartungen bitter getäuscht werden. Zwar hat Luther in seiner ersten Schrift über die 12 Artikel den Bauern noch den Schein der Unparteilichkeit insofern gewahrt, als er beiden Teilen, den Herren wie den Bauern, in seiner Art die Meinung sagte. Als er aber die Weinsberger Unthat vernahm, fuhr er los wie ein Besessener. In seiner mehr als leidenschaftlichen, blutdürstigen Schrift „wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern" ermahnte er die Fürsten, die Bauern totzuschlagen wie die tollen Hunde: „Hie soll man zuschmeißen, würgen, stechen, heimlich oder öffentlich, wer da kann." „Der Esel will Schläge haben und der Pöbel will mit Gewalt regiert sein, das wußte Gott wohl, darum gab er der Obrigkeit nicht einen Fuchsschwanz, sondern ein Schwert in die Hand." Über dieses wilde, unbesonnene Gebahren des Reformators schreibt F. von Bezold in seiner klassischen Geschichte des Reformationszeitalters: „Eine traurige Rolle für den größten Sohn des damaligen Deutschlands, eine Reaktion, die an Unmenschlichkeit ihres Gleichen sucht, als Herold und Wegebereiter zu dienen. All seine Ehrlichkeit und Unerschrockenheit vermag die Thatsache nicht aufzuwiegen, daß er für den eigentlichen Kern der Bewegung kein Verständnis und von seinem eigenen Anteil an der Erregung der Massen kein Bewußtsein hatte." Nicht weniger grausam als sein Freund Luther äußerte sich der sanfte Melanchthon. — Nun, Luthers grausame Mahnungen sollten in vollstem Maße ihre Verwirklichung finden. Doch bevor wir die entsetzliche Episode des Ausgangs der Bewegung berühren, mag uns noch ein Blick auf Nürnberg zeigen, wie Rat und Gemeinde in den gefährlichen „Leufden" sich zurechtgefunden haben.

Es war eine äußerst schwierige Stellung, in welcher der Nürnberger Rat sich zur Zeit des Bauernaufstandes befand, besonders seit die Bauernheere im Hochstift Würzburg eingerückt waren; und die Aufgabe, die er zu lösen hatte, erforderte bei den sich kreuzenden und widerstrebenden Anforderungen, denen er genügen sollte, die ganze Umsicht und Geschicklichkeit der Lenker des nürnbergischen Staatswesens. Daß es hiebei nicht ohne Zweideutigkeiten abging und daß die Handlungsweise des Nürnberger Rats manchmal nach der einen oder der anderen Seite in einem verdächtigen Zwielicht erschien, ist leicht begreiflich. Seiner Verpflichtung gegen den schwäbischen Bund genügte der Rat pünktlich, indem er rechtzeitig 270 Mann Fußvolk und 2 Feldschlangen als ein Drittel der ihm obliegenden Bundeshilfe stellte. Als weitere Mannschaft verlangt wurde, löste der Rat seine Verbindlichkeit durch Geld, da gute Knechte schwer zu

haben waren. Die Aussicht auf Beute war ja im Bauernheer viel günstiger, auch führte Sympathie für die Sache des Aufstands manchen dienstfreien Landsknecht in das Lager der Bauern. Als ständige Gesandte Nürnbergs befanden sich beim Rat und im Feldlager des schwäbischen Bundes Clemens Volkamer und der ausgezeichnete, im Feld wie im Rat viel erprobte Christoph Kreß. Es ist nicht zu zweifeln, daß Beide vom Anfang bis zum Ende ihrer Mission, ihrer Weisung gemäß, stets im Sinne der Versöhnlichkeit und des Ausgleichs gewirkt und nicht versäumt haben, wiederholt auf die Berechtigung mancher Beschwerden und Forderungen der Bauern hinzuweisen. Schnurstracks das Gegenteil von dem, was die Nürnberger Gesandten anstrebten, verfolgte der Vertreter der Herzoge von Bayern, der fast allmächtige Kanzler Leonhard von Eck. Dieser „leidenschaftliche Vorkämpfer unbeschränkter Fürstengewalt" benützte auf schandbare Weise die Revolutionsfurcht der Fürsten zur Durchsetzung der härtesten Maßregeln. Mit eiskaltem Hohn behandelte dieser Feind und Verächter des Volks jede Äußerung der Milde; für seinen erbarmungslosen Sinn gab es nur ein Ziel: Kampf bis zur vollständigen Vernichtung des Gegners. Das schlimmste war, daß Eck durch seine Scharfsichtigkeit, seine Thatkraft und seine Geschäftsgewandtheit es dahin gebracht hatte, daß in seiner Hand die eigentliche Leitung des ganzen Bundes ruhte. Daß gegen diesen von Fürstengunst getragenen, felsenharten Volksfeind die weitsichtigere und weitherzigere Politik der Nürnberger Patrizier nicht aufkommen konnte, ist leicht zu ermessen.

Um gegen allenfallsige Angriffe der Bauern und gegen Ruhestörungen in Stadt oder Land gewappnet zu sein, ergriff der Rat verschiedene Vorsichts- und Sicherheitsmaßregeln. Es wurden 1200 Knechte angeworben, zum Teil aus der eigenen Bevölkerung, welche teils zum Schutz der Stadt bestimmt waren, teils in die Herrensitze der Umgegend sowie nach Altdorf, Hersbruck, Lauf u. s. w. verlegt wurden, um jede Zusammenrottung der Bauern zu verhindern. Mehrere Thore, wie Hallerthörlein und Vestnerthor, wurden bei Nacht geschlossen gehalten und die übrigen mit geeigneten Leuten besetzt, welche auf die Passanten acht zu geben und das Woher der Ankommenden genau zu erforschen hatten.

Eine Beschwichtigungsmaßregel war die Einrichtung, daß zwei Herren vom Rat, Bartholomäus Haller und Seyfried Koler, an bestimmten Tagen die Klagen und Beschwerden der Unterthanen entgegennahmen und verhandelten. Doch waren diese Besänftigungsmittelchen bei weitem nicht ausreichend, um die Gährung zu stillen; es rumorte noch immer in der Stadt wie auf dem Lande. Dies erhellt deutlich

aus einem Briefe des Rats an Christoph Kreß vom 13. April, in welchem über den zunehmenden meuterischen Geist der Bürgerschaft und über die heimlichen Praktiken und Briefe, womit die aufständischen Bauern in der Gemeinde Aufruhr und Meuterei zu stiften suchen, lebhaft geklagt wird. Ein gleichzeitiger Nürnberger Chronist, den Waldau in seinen Beiträgen zur Geschichte Nürnbergs anführt, bezeichnet außer den vielen „Steuern, Gült und Zehenten", welche die Bauern geben müssen, als Ursache der Unzufriedenheit den Umstand, daß man zwar den Kirchen alle kostbaren Geräte genommen, silberne und goldene Kelche mit messingenen vertauscht und Mönche und Nonnen zur äußersten Notdurft „abgespannt" habe, daß aber trotzdem „ein größerer Mangel an Geld sei, als je gewesen ist" und schließt mit den Worten: „O allmächtiger Gott, siehe doch diese arme Leut und schwere Last an und schicke ihnen auch einen Mosen, der sie von solchem Pharao erlöse, aus dem schweren Egypten führe und frei mache, wie du den Kindern Israel gethan hast".

Der Rat sah ein, daß er sich zu ausgiebigeren Zugeständnissen entschließen müsse. So hob er denn am 23. Mai „aus christlichen guten Ursachen und zur Erhaltung des Friedens und der Eintracht" im ganzen Nürnberger Gebiet den sogenannten lebendigen Zehenten von Tieren, sowie den kleinen oder toten von Erbsen, Heidel, Hirse, Heu, Hopfen, Kraut, Rüben, Hanf, Flachs und aller anderen Schmalsaat auf, während der sogenannte große oder harte Zehenten auf Korn, Dinkel, Weizen, Gerste bestehen blieb. Den Bürgern der Stadt wurde die Ablösbarkeit der Erbzinse verstattet und ferner bewilligt, daß das Ungeld fortan zur einen Hälfte in Gold, zur anderen in guter Münze entrichtet werden dürfe. Außerdem wurde das Marktgeld beschränkt und den Geistlichen verboten, für Reichung der Sakramente, für Beichthören, Kindtaufen u. s. w. Geld oder Geschenke anzunehmen. Der Rat versprach überdies seiner armen Bürgerschaft wiederholt, in der Zeit der Not Getreide zu einem niederen Preise zu erlassen und unterließ nicht, seine „väterliche Fürsorge" bei jeder Gelegenheit ins gehörige Licht zu setzen. Durch die „schweren sorglichen leufden" sah sich jedoch der Rat doch gezwungen, ein außerordentliches Ungeld zu erheben, von welchem nur Bürger mit einem Vermögen unter 100 fl. befreit waren.

Die aufgeführten Erleichterungen verfehlten wenigstens in der S t a d t ihren Zweck nicht; die Stimmung wurde allgemach etwas ruhiger. Weniger war dies auf dem Lande der Fall; hier hätte man sich am liebsten aller Abgaben samt und sonders entschlagen. Besonders lebhaft wurde, und zwar mit Grund, über den Wildschaden geklagt, zumal dort, wo nürnbergisches Gebiet mit markgräflichem

zusammenstieß. Markgraf Kasimir gewährte denn endlich auch Ende April einige Erleichterungen, indem er u. a. den Bauern gestattete, das Wild auf ihren Feldern zu schießen, doch mußten sie dasselbe an den Amtmann abliefern, der ihnen dann die Haut davon abließ. Der Rat von Nürnberg wollte diese Vergünstigung auch auf das nürnbergische Gebiet übertragen; dagegen protestierten aber der Markgraf und die anderen Bundesstände. Im übrigen enthielt sich der Nürnberger Rat nicht, dem Markgrafen, als er Nürnberg wiederholt um Hilfe wider seine Bauern anging, den weisen Rat zu erteilen, vorerst die Ursachen zu beseitigen, aus denen Unzufriedenheit und Unruhen entstehen.

Von dem Bauernlager in Heidingsfeld kam schon wenige Tage nach dem Einrücken des Bauernheeres ins Würzburgische eine Abordnung nach Nürnberg (13. Mai), um den Rat zu fragen, wessen sie sich von ihm und der Stadt zu versehen hätten, und ihm ein gegen den Markgrafen Kasimir gerichtetes Bündnis vorzuschlagen. Sie müßten dies wissen, weil sie nach dem Fall des Würzburger Schlosses gegen den Markgrafen zu ziehen vorhätten und also in die Nähe von Nürnberg kommen würden. Sie wollten nichts unrechtes, sondern Sicherheit des Verkehrs und der Landstraßen; auch wollten sie gegen niemanden vorgehen, als gegen solche, die, wie der Markgraf, wider Gott, Ehre, Recht und Billigkeit viele Leute und besonders Nürnberg schädigen. Im Namen des Rats verhandelten mit den Abgesandten Hans Ebner und Martin Tucher, welche nach einer langen Auseinandersetzung über den von der Stadt durch die vielerlei Fehden erlittenen Schaden und über die wegen Festhalten am heil. Evangelium erduldeten üblen Nachreden erklärten, daß der Rat, da derselbe die Lage des gemeinen Mannes wohl kenne, gegen die Bauern nichts Unfreundliches unternehmen werde, aber auch weder Hilfe leisten noch mit ihnen sich verbünden könne. Nürnberg sei eine Stadt Sr. heil. röm. kaiserl. Majestät und sitze mit dem Markgrafen in der Vereinigung des Bundes zu Schwaben. Den Bauern Geschütz, Pulver oder Kriegsvolk zur Schädigung eines Bundesgenossen zu geben, „hieße christliche und menschliche Pflicht vergessen und wider Gott, Ehre, Brief und Siegel handeln." Der Rat hoffe also, die Bauerschaft, welche sich für „Aufrichter des heil. Evangeliums berühme", werde auch fürder nichts Thätliches gegen die Stadt vornehmen. Der Aufenthalt in der Umgebung von Nürnberg sei übrigens den Bauern schon deshalb zu widerraten, weil der Boden unergiebig sei und sie deshalb keine Vorräte von Lebensmitteln finden würden. Auch das Verlangen nach 100 Ztr. Pulver und etlichen Geschützen gegen Barzahlung wurde abgeschlagen.

Dieser Bescheid lautete ganz anders als die Abgeordneten, welche auf die unruhige Stimmung in der Stadt stark rechneten, erwartet hatten. Sie nahmen, da auch weitere Bitten nichts fruchteten, eine trotzige Miene an und sagten im Weggehen: Der Rat möge sich nur vorsehen, denn es könne kommen, daß er eher der Bauern Hilfe bedürfe als diese die seinige, dann wollten sie mit demselben Maße messen, mit dem ihnen gemessen wurde. „Trutzig, prächtig und stolz, als ob ihnen die Welt gehöre" verließen sie das Rathaus und äußerten in der Stadt: sie gedenken im ganzen Land kein Haus zu dulden, das besser sei, als ein Bauernhaus.

Der Rat konnte sich nach diesem von seiten der Bauern des Schlimmsten versehen, besonders wenn deren Plan auf die Einnahme des Marienbergs glückte. Er betrieb deshalb sofort die Anwerbung von Söldnern am Bodensee und in Oberschwaben, aber ohne Erfolg und wandte sich dringend an den schwäbischen Bund um die Richtung hinreichender Streitkräfte nach Franken. Um seinem Gesuch den gehörigen Nachdruck zu geben, verlangte der Rat die Rücksendung seiner eigenen Söldner aus dem Bundesheer und verweigerte das begehrte Darlehen so lange, bis das Bundesheer „den Kopf nach Franken strecke." Auf dieses hin bewilligten die Bundesstände eine Hilfe für Nürnberg mit 200 Pferden und 3000 Mann zu Fuß, doch sollte von dieser Hilfe nur im alleräußersten Notfall Gebrauch gemacht werden.

Vor diesem Äußersten blieb Nürnberg bewahrt. Schon am Tage vor dem Besuche der Bauerndelegation in Nürnberg hatte der Truchseß von Waldburg das 12000 Mann starke unterschwäbische Bauernheer bei B ö b l i n g e n, unweit Stuttgart, bis zur Vernichtung geschlagen. 2000 erschlagene Bauern bedeckten das Feld. Unter den bei der Verfolgung Aufgegriffenen befand sich jener Pfeifer, der bei der Blutthat in Weinsberg aufgespielt hatte. Derselbe wurde an einen Baum gebunden, um den in kleiner Entfernung ein Holzstoß aufgeschichtet war, und dann langsam gebraten.

Auf scheußliche Art ging die Niederschlagung des Aufstandes im unteren E l s a ß vor sich. Hier hatte der Herzog A n t o n von L o t h r i n g e n, aus dem fanatisch-altgläubigen Geschlecht der Guisen, die Mission der Bauernabschlachtung übernommen. Nachdem am 17. Mai eine Abteilung des Bauernheeres bei Lupfstein niedergemetzelt oder mit dem Dorfe verbrannt worden war — man schätzte die Zahl der Getöteten auf 5—6000 Mann und das vergossene Blut bedeckte wie ein ausgetretener Bach das Feld —, ergab sich der größere Haufen in Zabern bei Stellung von 100 Geiseln auf Gnade und Ungnade. Aber beim Auszug, wo die waffenlosen Bauern, weiße Stäblein in

der Hand, zwischen einer Hecke der lothringischen Landsknechte einherschritten, entstand ein Streit; man vernahm den Ruf: Schlagt zu, es ist alles erlaubt, und in kurzer Zeit waren 16—18000 Bauern niedergemetzelt. Das ausgemordete Zabern war eine einzige Blutlache; die von den entmenschten Söldnern verübten Scheußlichkeiten spotten jeder Beschreibung. Dies geschah am 19. Mai. Ein zweites Bauernheer wurde Tags darauf bei Scherweiler unweit Schlettstadt überwältigt. Es sind bei 4000 Bauern erschlagen worden. Zum Lohn für diese Heldenthaten erhielt Herzog Anton von Lothringen als Überwinder der Lutheraner vom Papst einen außerordentlichen Jubiläumsnachlaß.

Zwischen diesen Schlachten und Metzeleien in Schwaben und im Elsaß fiel durch die Schlacht bei Frankenhausen am 15. Mai auch die Entscheidung in Thüringen. Hier hatte der schwärmerische Thomas Münzer die von ihm unumschränkt beherrschte Reichsstadt Mühlhausen zu seinem Hauptquartier und zum Mittelpunkt einer Bewegung gemacht, die vom Thüringer Wald bis zum Harz alles in ihre wilden Strudel hineinriß. Durch die Persönlichkeit dieses mystisch-sozialistischen, fanatischen Revolutionspropheten, der sich unterzeichnete: „Thomas Münzer mit dem Schwert Gideonis" und der zu den Seinen fast nur in Bildern aus der Apokalypse und dem Propheten Ezechiel sprach, erhielt die Bewegung in Thüringen ein viel wilderes Gesicht als in Schwaben und Franken. Hier durfte nicht von Verträgeschließen geredet werden, sondern bloß von Vernichtung. Vergebens war, als die fürstlichen Heere heranrückten, der Hilferuf an das Bauernheer in Franken ergangen; dasselbe hatte sich, weder links noch rechts schauend, in das Unternehmen gegen den Marienberg verbissen. Auf den Höhen bei Frankenhausen geschah die Vernichtung des schlechtbewehrten, führerlosen, vergebens auf himmlische Hilfe harrenden Thüringer Bauernheeres durch die wohlgerüsteten Scharen der Fürsten von Sachsen, Hessen und Braunschweig. Fast kampflos war der Sieg der Fürsten über die Bauern errungen. 5000 Erschlagene lagen in den Feldern und in den Straßen des erstürmten Frankenhausen, 300 Gefangene wurden vor dem Rathause enthauptet. Münzer selbst ward nach schrecklichen Folterqualen geköpft und die alte Reichsstadt Mühlhausen durch die ihr aufgelegten Strafgelder um ihren Wohlstand und durch die ihr aufgedrungene Schirmherrschaft um ihre Freiheit gebracht.

Auch für das fränkische Heer nahte die Entscheidung. Der Marienberg wurde zum Verhängnis der ganzen Bewegung. Die Führer konnten sich nicht entschließen, weder nordwärts den Thüringern die Hand zu reichen, noch die Bewegung ostwärts gegen Nürnberg

zu tragen. Die Reichsstadt mit ihrem reichen Kriegsmaterial zu gewinnen wäre bei der bedenklichen Stimmung eines großen Teils der Einwohnerschaft und bei der weiten Entfernung des Bundesheeres unter dem Truchseß gar nicht so schwer gewesen. Statt dessen wurden ein paar Wochen lang Tag für Tag Angriffe und Stürme auf das ebenso gut befestigte als tapfer und umsichtig verteidigte Schloß auf dem Marienberg versucht. Am Tage der Schlacht bei Frankenhausen wurde um Mitternacht der Hauptsturm unternommen. Angriff und Abwehr erfolgten mit gleicher Wucht. Schon waren die Stürmenden bis in die Gräben gelangt und hatten Leitern an die Schloßmauer angelegt, da rissen die aus nächster Nähe von den Belagerten abgefeuerten Geschütze furchtbare Lücken in die Reihen der Stürmenden und die aus allen Öffnungen der Veste auf sie herabgeschleuderten Pechkränze, Feuerkugeln u. s. w. blendeten und verbrannten sie dermaßen, daß sie von der Verfolgung der erlangten Vorteile abstehen mußten. Das beiderseitige Feuern war so stark, daß das Schloß in Flammen zu stehen schien. Zitternd vor Erwartung standen die Bürger Würzburgs auf Straßen und Plätzen, um den Verlauf des Kampfes zu beobachten. Ein wiederholter Sturm führte ebenfalls zu keinem Erfolg. Leichenhaufen erfüllten Gräben und Schanzen.

Die Lage der Aufständischen in Franken gestaltete sich immer beängstigender und den Führern wurde das Wams enger und enger. Da erließen sie ein Manifest an die Fürsten, Herren und Städte, in welchem sie nach Darlegung der begründeten Beschwerden der Bauern und nach Rechtfertigung ihrer Absicht, „daß sie zur Erhaltung des Evangeliums und zur Handhabung des Friedens und Rechts sich in einer brüderlichen Vereinigung zusammengethan und verbunden haben“, zu einer Tagsatzung in Schweinfurt einluden. Am 27. Mai gelangte dieselbe auch an den Rat von Nürnberg, der dieselbe aber in einem sehr ausführlichen und salbungsvollen Antwortschreiben ablehnte. Die guten Lehren und Ermahnungen, die der nach den Siegen des Truchseß von seiner größten Angst befreite Nürnberger Senat nunmehr dem Bauernrat zu erteilen für gut fand, waren jedoch ebenso verspätet als die Einladung selbst. Es fanden sich nur wenige Abgeordnete ein und schon war der Feldhauptmann des schwäbischen Bundes auf dem Hermarsch aus Schwaben, um auch dem Aufstand in Franken den Garaus zu machen. Strafend, Ortschaften verbrennend, ohne viel nach größerer oder geringerer Schuld zu fragen, zog derselbe durch das zitternde Württemberg. Die Volkskanzlei in Heilbronn stob auseinander. Der in die Hände der österreichischen Besatzung auf dem Asberg gefallene und dem Truchseß ausgelieferte Bauernführer Jäcklein Rohrbach von Böckingen, der bei der Bluthat

in Weinsberg eine Rolle gespielt, wurde ebenfalls an einen Baum gebunden und langsam gebraten. Das von seinen Einwohnern verlassene Weinsberg wurde angezündet und zerstört.

Zu gleicher Zeit räumte der Kurfürst von der Pfalz im Bruchrain auf; Bruchsal öffnete erschrocken die Thore und lieferte die Rädelsführer aus. Der Henker war Tag für Tag vollauf beschäftigt. Um die Vereinigung des Kurfürsten mit dem Truchseß zu verhindern, wurde vom Bauernrat in Heidingsfeld Götz von Berlichingen mit 8000 Mann entsendet. Als derselbe in Krautheim an der Jagst von den Erfolgen der fürstlichen Truppen vernahm, merkte er, wie er sich selbst ausdrückt, daß die Katze den Bauern den Rücken hinaufliefe, ließ sein Heer im Stich und machte sich bei Nacht und Nebel davon. Zu seiner angeblichen Rechtfertigung brachte er, der vor jedem Kriegsgericht der Welt wegen seines Verhaltens das Todesurteil empfangen hätte, später vor, die Zeit seiner Verpflichtung sei um gewesen. Mit ihm verlief auch ein Teil der Bauernscharen. Diejenigen, welche noch Stand hielten, Odenwäldler und Tauberthaler, wichen auf Königshofen a. d. Tauber, nördlich von Mergentheim, zurück. Es waren immer noch 6000 Mann, welche, nunmehr von Jörg Metzler befehligt, todesmutig den Kampf mit dem schwäbischen Bundesheer aufnahmen. Aber auch ihr Los war die Vernichtung. Wie „auf einer Schweinshatz“ wurden die Zersprengten gejagt, niedergemacht.

So waren jetzt durch den Truchseß die Haufen der Neckarthaler, der Odenwäldler und der Tauberthaler vernichtet. Übrig waren noch der fränkische und der „schwarze Haufen“, für welche sich ein Schimmer von Hoffnung zeigte, weil die Landsknechte meuterten, nachdem der Truchseß denjenigen von ihnen, welche bei Königshofen nicht mitgefochten, den Schlachtsold verweigert hatte. So mußten denn die Reisigen den unschweren Kampf gegen diesen letzten Heerhaufen der Bauern in Franken allein auf sich nehmen. Es war am Pfingstsonntag den 4. Juni unweit Heidingsfeld zwischen den Dörfern Sulzfeld und Giebelstadt. Bald öffnete sich die Wagenburg der Bauern und hinaus ergoß sich die wilde Flucht über Wiesen und Felder. In einer Stunde waren 3—4000 der unglücklichen Bauern niedergeritten, niedergehauen. Mitten in dem rasenden Getümmel sah man eine wohlgerüstete Schar von 600 Mann auf die Anhöhen dem Kirchdorf Ingolstadt zu sich in guter Ordnung zurückziehen. Der kleinere Teil dieser Schar, der Rest des Rothenburger „schwarzen Haufens“ warf sich in den befestigten Kirchhof und in die Dorfkirche, die anderen 400 aber besetzten, bereit zum letzten Verzweiflungskampf, die Trümmer des Schlosses Ingolstadt. In heldenmütigem Kampfe

gegen die Überzahl von Rittern mit ihren Knechten, welche mit Büchsen und schwerem Geschütz, zuletzt mit Feuerbränden Kirche und Schloß vollständig zerstörten, starben alle bis auf den letzten Mann. Nur dem heldenhaften Führer Florian Geyer war es im Schutz der Dunkelheit gelungen, mit einigen Getreuen durchzukommen. Auch er, überfallen von seinem eigenen Schwager, Wilhelm von Grumbach, fand einige Tage darauf, „auf dem Spaltich“, eine Waldhöhe unweit von Hall, in offenem Kampfe den Tod.

Der Aufstand im Frankenland war zu Ende. In den Rheinlanden wurde die Bewegung in dem Blut der in der Schlacht bei Pfeddersheim am 23. Juni niedergehauenen 4000 Bauern erstickt. — Im Algäu fand auf derselben Stelle, auf welcher der oberschwäbische Aufstand begonnen hatte, auf der Luibas bei Kempten am 14. Juli noch ein Zusammenstoß statt. Den 8000 Mann Bundestruppen hatte Georg von Frundsberg noch 2000 Landsknechte zugeführt, die nach dem Siege bei Pavia in die Heimat zurückkehrten. Ihnen standen 20000 Bauern gegenüber. Nachdem sich beide Teile heftig beschossen und scharmuziert hatten, zogen die Bauern, am Siege verzweifelnd, in der Nacht heimlich davon. Durch Verfolgung und Niederbrennung ihrer Dörfer mürbe gemacht, ergaben sie sich auf Gnade und Ungnade, gelobten, ihren Herrschaften nach wie vor willig und dienstbar zu sein und entrichteten als Brandsteuer 6 fl. für die Herdstätte. 29 Rädelsführern wurden die Köpfe abgeschlagen. — Im Hegau und Klettgau wurde teils durch die österreichischen Waffen, teils durch Vermittlung der Schweizer die Ruhe wieder hergestellt. — Am längsten und hartnäckigsten tobte der Aufstand in Salzburg und Tirol und schließlich ward hier mehr durch Austrag und Vergleich als durch Waffengewalt die „Ordnung“ wieder hergestellt.

Dem Siege folgte überall die Rache auf dem Fuße nach. Die Feder sträubt sich, die ganze Reihe der Scheußlichkeiten aufzuführen, deren sich die „Wiederhersteller der Ordnung“ schuldig machten. Wir beschränken uns in der Kennzeichnung dieser Reaktion darauf, bloß Einiges von dem, was in unserer Nachbarschaft geschah, zu berichten. Freilich gehört gerade das, was in Franken von den Rächern der alten Ordnung verübt wurde, zum Schlimmsten, was überhaupt geschah. Rühmenswert ist die Haltung und die Thätigkeit des Nürnberger Rats. Überall, wo er etwas im Sinne der Milde ausrichten zu können hofft, versucht er auf die Bundesgenossen einzuwirken. Leider sind diese humanen Bemühungen durch den rohen, erbarmungslosen Sinn der Sieger gewöhnlich vereitelt worden. Die Bundesgesandten, Kreß und Volkamer, wurden angelegentlichst angewiesen, alles aufzubieten, was zur Milderung des Schicksals der

Würzburger Bürgerschaft dienen könne und ebenso für Schweinfurt ein gutes Wort einzulegen. Wie wenig das gute Wort der Nürnberger Herren für Würzburg half, zeigte das Schicksal der Bischofstadt. Am 8. Juni zog der Truchseß in die Stadt ein, nachdem dieselbe Tags vorher auf Gnade und Ungnade sich ergeben hatte, und sofort begannen die vier Henker, welche die nächste Umgebung des Truchseß bildeten, ihr Werk. Nicht weniger als 81 Bürger von Stadt und Land wurden hingerichtet. An den Bund zahlte die Stadt 8000 fl. Der Bischof Konrad holte für sich, für Geistlichkeit und Adel des Stifts 218000 fl. Acht Tage lang wurde die Umgegend von den Fürsten gebrandschatzt. Das Übrige vollführte dann der Bischof. Die Kirche wurde im ganzen Gebiet des Hochstifts wieder auf dem alten Fuß eingerichtet. Auf der „Blutreise", die der Fürstbischof durch das ganze Land machte, fielen Hunderte unter dem Richtbeil und die Brandschatzungen, Gütereinziehungen und Verfolgungen waren ohne Ende.

Von Schweinfurt, das sich am 13. Juni ergab, und wo auch etliche geköpft wurden, zog der Truchseß auf den Ruf des Bischofs nach Bamberg. Gern hätte auf Anrufen Bamberger Bürger der Nürnberger Rat den Truchseß von diesem „zwecklosen" Zug abgehalten, aber seine Bemühung war umsonst. Der geistreiche Bischof Georg von Limburg war 1522 gestorben, jetzt nahm der finstere, fanatische Weigand von Redwitz den Bischofsitz ein. Infolge eines Mißverständnisses war in der Woche vor Ostern bei den zahlreichen evangelisch Gesinnten die Furcht vor einem Überfall des vom Bischof einberufenen Landadels entstanden. Aus den Zusammenrottungen entwickelte sich ein förmlicher Aufstand, vor dem der Bischof sich auf die Altenburg flüchtete. Zugleich verbreitete sich die Empörung über das ganze Gebiet des Hochstifts. In den Monaten April und Mai wurden 72 Schlösser zerstört und eine Menge Klöster geplündert und verwüstet. Der Bischof wandte sich an die benachbarten Fürsten und an den schwäbischen Bund um Hilfe; da ihm aber eine solche von keiner Seite in Aussicht gestellt werden konnte, ließ er sich herbei, unter Geleite in die Stadt herabzukommen und mit dem aus Bürgern und Landleuten gebildeten Ausschuß in Verhandlung zu treten. Das, was von ihm verlangt wurde: Einziehung der geistlichen und adeligen Güter zum allgemeinen Besten, mochte er aber nicht zugestehen. So ritt er wieder von dannen, hörte aber noch auf dem Wege zur Altenburg hinter sich Sturmläuten. Die bischöfliche Residenz ging in Flammen auf, die Höfe der Domherren und die Häuser der Geistlichen wurden geplündert. Jetzt verstand sich der Bischof dazu, daß ein Landesausschuß, gebildet aus Abgeordneten der Ritterschaft, der

Stadt und der Landschaft zusammentrete und die Beschwerden des Landes aufnehme. Bis zum Austrag der Sache sollten weder Zins noch Zehenten gefordert werden, das Domkapitel aufhören, der Bischof allein Herr des Landes sein. Auch der freien Predigt des Evangeliums wurde nichts mehr in den Weg gelegt. Der Nürnberger Rat hatte die Ratsfreunde Martin Tucher und Bernhard Paumgärtner entsendet, um die Irrungen schlichten zu helfen, der Bischof wollte aber von den guten Diensten der Nürnberger nichts wissen. Seine Sehnsucht stand nach der bewaffneten Einmischung des Truchseß und nicht nach der friedlichen Vermittlung der Nachbarn von Nürnberg.

Obwohl zu der Zeit, da der Truchseß in Würzburg war, die größte Ruhe in Bamberg herrschte und die Thätigkeit des Landesausschusses hoffen ließ, daß das Land ohne jede Einmischung zur vollen Beruhigung zurückkehren werde, richtete der Bischof doch einen wahren Jammerbrief an den Truchseß, in welchem er über seine Bedrängnisse bitter klagt und den Truchseß beschwört, nach Bamberg zu kommen, um zu richten und zu strafen. Der Truchseß säumte nicht, für den Pfaffen den Henker zu spielen. Ohne dem geringsten Widerstand zu begegnen, rückte er am 19. Juni in Bamberg ein. Zwölf am Aufstand beteiligte Bürger wurden sofort enthauptet, darunter zwei vom Rat, ebenso zwölf Bauern. Neun Bürger, die in keiner Weise am Aufstand beteiligt waren, vielmehr sich schützend um das Eigenthum des Bischofs angenommen hatten, welche aber reich und evangelisch waren, ließ der Truchseß in den Turm werfen und verschenkte ihre Güter an fünf vornehme Herren im Bundesheer. Nur die kräftige Einsprache Nürnbergs errettete sie. Viele Bürger, es wird von 400 geschrieben, waren schon vor der Ankunft des Truchseß nach Nürnberg geflüchtet, mußten aber bald den Flüchtlingsstab weitersetzen, weil der Markgraf Kasimir den Nürnberger Rat beim schwäbischen Bund verklagte, daß er „Feinde des Bundes" beherberge. Der Landesausschuß verschwand von der Bildfläche, dem Land wurde ein Schadenersatz von 170000 fl. für Bischof und Adel auferlegt, Hallstadt wurde bis auf einige Häuser niedergebrannt.

Von Bamberg weg zog der Truchseß auf Nürnberg zu, um von da den Weg ins Ries und nach Oberschwaben fortzusetzen. Die zuchtlos gewordenen Scharen des Bundesheeres hausten unterwegs wie in Feindesland, raubten Schafe und Rinder, die sie in Heerden mit sich führten und verderbten Felder und Wiesen. Die erschreckten Bauern bestürmten den Rat von Nürnberg um Schutz und Hilfe. Es wurden Schilder mit dem Nürnberger Stadtwappen verteilt, welche die Bauern an ihre Häuser hefteten. Für Nürnberg wurde dem Heer der Durchzug verstattet, aber nur durch die Hauptstraße;

alle Nebengassen waren mit Ketten abgesperrt, auch war das Nürnberger Kriegsvolk samt dem Geschütz aufgestellt. In Nördlingen setzte der Truchseß den alten Rat wieder ein, ließ einer Anzahl Bürger die Köpfe abschlagen, brandschatzte Stadt und Umgegend und zog dann ins Algäu, um dort, wie bereits erzählt ist, seine Mission als „Wiederhersteller der Ordnung“ zu schließen.

Aus dem Vorstehenden erhellt zur Genüge, daß es der Truchseß an Hinrichtungen und Grausamkeiten nicht fehlen ließ; viel ärger noch trieb es der Bischof von Würzburg, doch Beide und alle die anderen Herren, welche ihre Rache für die ausgestandene Angst in Bauernblut stillten, bleiben Stümper gegen den Nachbar der Reichsstadt Nürnberg, den Markgrafen Kasimir von Ansbach. Derselbe hatte am 7. Mai im südlichen Franken bei Ostheim am Hahnenkamm einen größeren Bauernhaufen zersprengt, sich aber dann nach Ansbach zurückgezogen, obwohl der größte Teil seines Ländchens sich dem Aufstand angeschlossen hatte. Hier lag er auf der Lauer, um zu sehen, auf welcher Seite er am besten seine Pfeifen schneiden könne. Die Möglichkeit lag ja gar nicht so fern, daß die Bauern vollständig das Übergewicht erhielten und warum sollte dann nicht auch mit den dummen Bauern ein Geschäft zu machen sein? Auch andere Fürsten lauerten auf den Augenblick, wo der weltlichen Herrschaft der geistlichen Herren ein Ende gemacht werde, wie z. B. Herzog Wilhelm von Bayern, der schon längst Eichstätt und Salzburg für sich ausersehen hatte und nur deshalb mit Erzherzog Ferdinand zerfiel, weil er mit demselben über die erwünschte Beute nicht einig werden konnte. Für den Markgrafen von Ansbach wären die Stifte von Bamberg und Würzburg gar prächtige Bissen gewesen. Darum stellte er auch den Bauernführern so lange seine „Verbrüderung“ in Aussicht, bis das Übergewicht der fürstlichen Waffen gesichert schien. Als dieser Fall eingetreten war, säumte er keinen Augenblick mehr, seinen Durst nach Rache zu stillen. Mit dem Truchseß zog er von Würzburg nach Bamberg und trennte sich hier von diesem, um in seiner Art die „Ordnung“ in seinem Lande wiederherzustellen. Schon vor dieser gemeinschaftlichen Blut- und Brandreise hatte er am 7. Juni in Kitzingen, das drei Fähnlein zu dem Bauernheer gestellt hatte, Strafgericht gehalten. Fünf Bürgern von Burgbernheim, die er mit sich geführt, ließ er die Köpfe abschlagen, einer Anzahl von Bürgern von Kitzingen die Finger abhacken und 59 die Augen ausstechen, unter dem gleichzeitigen Verbot, sie zu verbinden und zu führen. In Neustadt a. d. A. ließ er 18, in Markt Bürgel 43 enthaupten. Das Reichsstädtchen Windsheim wurde nur durch die eifrige Vermittlung des Nürnberger Rats vor seiner Rache errettet. Sein

Bruder Georg schrieb ihm: „Sollten alle Bauern erstochen werden, wo nähmen wir uns andere Bauern, die uns ernähren?" Dies war allerdings der einzige Grund, der bei einem solchen Unmenschen noch verfangen konnte. Zu guterletzt wurde dem Markgrafen noch das Strafgericht in Rothenburg übertragen, da der Truchseß nicht selbst hinkommen konnte. Am 28. Juni zog Kasimir in Rothenburg ein. Brettheim und Orenbach wurden vom Boden weg verbrannt; die Bauern hatten sich und ihre Habe in die Wälder geflüchtet. Auch in Rothenburg hatten sich von den 70 Bürgern, die auf der Anklageliste standen, die meisten geflüchtet; 21 konnten noch geköpft werden. Darnach zog der Markgraf heim und ließ noch unterwegs eine Anzahl enthaupteter Leichname und verbrannter Dörfer hinter sich. Der alte wiederhergestellte Rat von Rothenburg setzte dann eine Zeit lang das Werk des Markgrafen fort und ließ noch verschiedene enthaupten.

Die Zahl der Opfer des Bauernkriegs wird auf 130—150000 geschätzt. Die Bewegung, so gewaltig sie war, sie mußte scheitern, weil es ihr an durchgreifender Leitung, an Zusammengreifen der einzelnen landschaftlichen Haufen, weil es ihr an organisatorischen Kräften, an Männern von militärischer Fähigkeit und maßgebender Autorität gebrach. Von den sieben Hauptschlachten haben die Bauern nicht eine einzige gewonnen. Noch größer erscheinen die Gebrechen und Mißerfolge, wenn man, absehend von den kriegerischen Thaten der stammverwandten Standesgenossen in der Schweiz, die Leistungen der tschechischen Bauern in den Hussitenkriegen vergleichungsweise betrachtet. Allerdings war der gepreßte Ritter mit der eisernen Hand kein Ziska und der Schenkwirt Metzler von Ballenberg kein Prokop. — Die Folgen des mißglückten Aufstands waren im höchsten Grade traurig. Der allgemeine Aufschwung der Geister erlahmte; von einer politischen Reform, geschweige denn von einer sozialen, war keine Rede mehr und die kirchenreformatorische Bewegung beschränkte hinfort sich auf die Städte, denn der Bauer zählte nicht mehr. Die Lage der Bauerschaft wurde auf Jahrhunderte hinaus noch elender als sie gewesen, denn es waren nur äußerst wenige Herren, welche sich zu dem Entschlusse erhoben, das Los der Gedrückten und Gequälten zu mildern.

Daß die Männer vom Regiment in Nürnberg zu den wenigen gehörten, welche nicht bloß den Leuten des eigenen Gebiets gegenüber ein billiges Einsehen hatten, sondern auch bei den Bundesgenossen die Sache der Menschlichkeit vertraten, wurde ihnen von den Verständigen unter den Zeitgenossen wie von der Nachwelt als Verdienst angerechnet, als das Gegenteil aber, ja fast als ein Verbrechen von seiten der Fürsten,

besonders durch den gehässigen hämischen Markgrafen Kasimir. Die schon während des Aufstands gegen die Stadt verbreiteten Verleumdungen wiederholten und erweiterten sich jetzt nach dem Triumphe der Fürsten. In den Beschuldigungen des Verkaufs von Waffen und Munition durch Nürnberger Geschäftsleute an die Aufständischen, der Aufnahme von Flüchtlingen, geheimer Unterstützung des Aufstands u. s. w. kam der fürstliche Haß gegen die Städte zum widerwärtigsten Ausdruck. Allerdings handhabte der Rat anfangs eine milde Praxis, von der Ansicht ausgehend, daß es unchristlich sei, bedrängte Menschen, die nicht wissen wo sie sonst hin sollen, in der höchsten Not zu vertreiben und daß Nürnberg ein Ort sei, wo es niemandem, der nicht strafbar sei, verwehrt sein solle, sein Geld zu verzehren. Als aber der Zudrang sehr groß wurde, übte er eine schärfere Polizei und wies die Verdächtigen aus. Gegen die Verunglimpfung wegen des geduldeten Verkaufs von Waffen und Munition bemerkte der Rat, daß es ihn „die Not und der Markt gelehrt hätten", den Handel frei zu lassen, und daß die Fürstenschaft an seiner Stelle wohl ebenso gehandelt hätte, zumal bei der Saumsal des Bundes mit seiner Hilfe.

*
* *

Der Rat hatte die Reformation mit fester Hand in Nürnberg durchgeführt, er konnte aber nicht verhindern, daß links und rechts Strömungen sich geltend machten, welche mit den von ihm verfolgten Zielen nicht übereinstimmten und manchen der von Luther aufgestellten und hartnäckig verfochtenen Glaubenssätzen widerstrebten. Selbst innerhalb des Patriziats befanden sich gewichtige Männer, welche der kirchenreformatorischen Bewegung anfänglich sich mit wärmstem Eifer anschlossen und dann im weiteren Verlauf derselben eine Stellung abseits einnahmen.

Von diesen Männern ist vor allen Christoph Fürer (1479 bis 1537) zu nennen. Derselbe machte die gewöhnliche Laufbahn des Geschlechtersohns, erlernte in Venedig den Handel, vertrat als junger Mann die Interessen des väterlichen Hauses auf den Hüttenwerken in Eisleben und Gräfenthal, stand von 1510—1512 dem Gesamtgeschäft der Familie in Nürnberg vor und trat, nachdem er als Feldoberster auch kriegerisch thätig gewesen war, 1513 in den Rat. Als Mitglied desselben wohnte er dem Religionsgespräch von 1525 bei; er wollte aber schon 1526 aus dem Rat treten, der Austritt ward ihm aber erst 1528 bewilligt. Was in Fürer, dem Mann mit dem schlichten, aber klaren Verstand, hauptsächlich Anstoß erregte, war Luthers einseitige Lehre von der Rechtfertigung durch

den Glauben allein und dessen Leugnung der menschlichen Willensfreiheit. Fürer machte seine abweichenden Ansichten nicht laut geltend, er offenbarte sie bloß in den Briefen an seine Freunde und hinterließ sie in seinen Tagebüchern, aber er zog sich allmählich von dem öffentlichen Leben vollständig zurück.

Von ganz anderen Beweggründen als Christoph Fürer war der durch seine Vielgeschäftigkeit in weiten Kreisen zu einem gewissen Ruf gelangte Dr. Christoph Scheurl geleitet, als er der Reformation den Rücken kehrte. Dieser Sohn des 1467 aus Schlesien eingewanderten Christoph Scheurl d. Ä. hatte in Heidelberg und Bologna studiert, war Doktor beider Rechte und hatte an der Wittenberger Universität gelehrt, bis er 1512 als Ratskonsulent nach Nürnberg berufen wurde. In der Rede wie mit der Feder äußerst gewandt und von außerordentlicher Arbeitskraft, hatte Scheurl sich in der Reichsstadt bald eine angesehene Stellung erworben. Dabei kam ihm seine Verwandtschaft mit den ältesten ratsfähigen Geschlechtern, indem seine Mutter eine geborene Tucher, seine Gattin eine geborene Fütterer war, nicht wenig zu statten. Wichtigen Gesandtschaften wurde er als Sprecher beigegeben, auch war er in Sachen der Kirchenreformation als Bevollmächtigter des Rats öfters thätig, zuletzt noch als Redner und Fragesteller bei dem Religionsgespräch 1525. Einer der unermüdlichsten Briefschreiber aller Zeiten, suchte er mit Luther und dessen gefährlichstem Gegner, Dr. Eck, zu gleicher Zeit auf gutem Fuße zu stehen. Eitelkeit und charakterschwache Achselträgerei war sein Wesen und der Verkehr mit berühmten oder hochgestellten Persönlichkeiten seine höchste Glückseligkeit. — Jedenfalls hat die Sache der Reformation, deren Grundwesen Scheurl niemals mit wahrem Ernst erfaßte, dadurch keinen Abbruch erlitten, daß sich der eitle Mann schließlich gleichgiltig von ihr abwandte.

Ein Abtrünniger im Sinne der strikten Lutheraner war auch Willibald Pirkheimer. Schon wegen der hervorragenden Stellung dieses Mannes in seiner Vaterstadt mußte sein Verhältnis zur Reformation immer ein lebhaftes Interesse hervorrufen. Denselben Mann, der schon in der ersten Zeit der reformatorischen Bewegung mit dem päpstlichen Bann belegt wurde, der mit den Männern der Bewegung im innigsten Verkehr stand, der, wie im Humanismus so auch in der Reformation eine Befreiung der Geister erblickt und freudig begrüßt hatte, ihn sehen wir im letzten Abschnitt seines Lebens eine, wenn auch nicht ausgesprochen feindselige, doch schroff abweisende Stellung gegenüber der herrschenden, in ausschließlich lutherischem Sinn wirkenden Partei in Nürnberg einnehmen. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß diese anscheinende Umwandlung

von fast Allen für höchst auffallend, von den Meisten für tadelnswert gefunden wurde. Zur Erklärung dieses Umschlags und besonders auch der tief gereizten Stimmung, welche sich in den letzten Lebensjahren Pirkheimers kund gibt, ist Manches aufgeführt worden, wie z. B. die seiner geliebten Schwester, der Äbtissin Charitas, durch den Rat widerfahrene rauhe Behandlung, der Tod seines Herzensfreundes Albrecht Dürer, das Unglück, von dem seine Lieblingstochter Felicitas betroffen wurde, indem deren erster Mann durch einen Sprung verunglückte, und ihr zweiter, Hans Kleberger, davon ging und sie sitzen ließ, was die Arme so tief kränkte, daß sie hinsiechte und frühzeitig starb, sowie die arge Plage, die er mit dem leidigen Podagra hatte, dessen Lob er meist in besseren Tagen in einer geistreichen Satire verkündet hatte. Man kann jedoch von all diesem absehen, denn die Abwendung des Nürnberger Patriziers von der meist durch ihn so lebhaft vertretenen Sache erklärt sich schon durch die Gestalt, welche die Dinge in jener Zeit angenommen hatten und aus seiner Persönlichkeit. Pirkheimer war vor allem Humanist, und jetzt mußte er, der selbst an der Befreiung der Geister vom Joche des Scholastizismus mitgearbeitet hatte, sehen, wie durch lutherischen Dogmenzwang dem Geiste neue Fesseln geschmiedet wurden. Er, der begeisterte Freund der altklassischen Litteratur, mußte erleben, daß von lutherischen Prädikanten von der Verderblichkeit der menschlichen Vernunft und der Schädlichkeit gelehrten Wissens gepredigt, ja daß von Vielen sogar das Latein und Griechisch für überflüssig erklärt wurde, weil man ja das Buch der Bücher, die Bibel, nunmehr deutsch lesen könne. — Pirkheimer war aber auch eine aristokratische, eine vornehme Natur, und jetzt sah er nicht bloß, wie der Ton in der Litteratur immer plebejischer ward, sondern auch, daß, wie im Bauernkrieg, zaum- und zuchtlose Gewalten die ganze Kultur zu überfluten drohten. In einer ähnlichen Situation, wie sie im dritten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts sich darstellt, dichtete Goethe in den Revolutions- und Kriegsstürmen am Ende des vorigen Jahrhunderts die Zeilen:

> Franztum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehmals
> Luthertum es gethan, ruhige Bildung zurück.

Von dem Unmut darüber, daß diese „ruhige Bildung“ in Gefahr, befreite sich der Olympier in Weimar durch seine Verse, der Patrizier in Nürnberg ließ ihn seiner Umgebung entgelten. Als ein Weiser, der die mit jeder gewaltigen Umwälzung verbundenen widerwärtigen Erscheinungen als unvermeidlich ansieht und sie deshalb ohne Zorn mit in Kauf nimmt, hat sich Willibald Pirkheimer freilich nicht bewährt, aber ein Apostat ist er nie gewesen, wenn er auch den hochverdienten Lazarus Spengler „einen stolzen Schreiber ohne

Ehrbarkeit“ und den Prediger Osiander einen „hoffärtigen Pfaffen ohne alle Erfahrung“ nennt.

Auf die Entwicklung der kirchlichen Angelegenheiten in Nürnberg konnten die aufgeführten konservativen Männer des passiven Widerstands keinen Einfluß ausüben und ebensowenig vermochten dies die Radikalen, welche Luther ungeachtet ihrer Verschiedenheit samt und sonders als „Schwarm- und Rottengeister“ in ein und denselben Topf der Verdammnis warf. Es wäre ein Wunder, wenn Nürnberg von diesen „Schwarmgeistern“ frei geblieben wäre, denn es ist wohl keine Übertreibung oder Überhebung, wenn man Nürnberg als die geistige Hauptstadt wenigstens Süddeutschlands in jener Zeit bezeichnet, in welcher wie in einem Brennpunkt alle Ausstrahlungen des damaligen Geisteslebens zusammenliefen. Gerade diejenigen Bewegungsmänner, für welche Luther bereits ein überwundener Standpunkt war, konnten hoffen, hier in der hellsinnigen, leichtbeweglichen Bevölkerung Anhänger und Gesinnungsgenossen zu finden. Andrerseits mußten sie aber auch bald gewahr werden, daß ihren Bestrebungen in der strengen Aufsicht des Nürnberger Rats ein starkes Hemmnis entgegenstand. Allerdings hatte der Rat in seiner großen Mehrheit sich schon frühzeitig der kirchenreformatorischen Richtung angeschlossen; als aber diese an einem Haltepunkt angelangt war, zögerte der Rat, und zwar schon lange vor dem „Religionsgespräch“, keinen Augenblick, den herkömmlichen konservativen Standpunkt wieder herauszukehren. Nürnberg war schon eine ausschließlich lutherische Stadt, ehe die Reformation von Ratswegen eingeführt war.

Als Thomas Münzer i. J. 1524 auf Luthers Betreiben aus Allstädt, wo er Prediger war, weichen mußte, wußte er zunächst keinen besseren Zufluchtsort als Nürnberg, wo es ihm, wie er selbst schreibt, ein leichtes gewesen wäre, einen Aufruhr zu entzünden, daß dem Rat Hören und Sehen vergangen wäre. Hier in Nürnberg brachte er seine Brandschrift zum Druck: „Wider das geistlose sanftlebende Fleisch zu Wittenberg.“ In leidenschaftlicher Weise, Wahres und Falsches miteinander vermischend, bekämpft Münzer darin hauptsächlich Luthers Lehren vom Glauben und von der Unfreiheit des Willens, sucht aber auch Luthers Persönlichkeit als einen Fürstenknecht zu verdächtigen, der bloß Bürger und Bauern schelte, gegen die Fürsten aber, die es am meisten brauchten, nichts sage, sondern sogar im Gegenteil ihnen schmeichle, und schließt mit den Worten: „Das Volk wird frei werden und Gott will allein Herr darüber sein.“ Dem Drucker trug diese Schrift das Lochgefängnis ein,

Münzer selbst aber wurde sofort nach dem Bekanntwerden der Schrift aus der Stadt gejagt. Nicht besser als ihm erging es zweien seiner eifrigsten Jünger, die sich ebenfalls nach Nürnberg gewendet hatten. Es waren dies Heinrich Schwertfisch alias Pfeifer, ein ehemaliger Mönch aus Thüringen, und der Pfarrer Martin Reinhard aus Jena. Schwertfisch machte sich durch Predigten und Disputieren viel Anhang in Nürnberg, als aber der Rat dies gewahr wurde, ließ er ihm anzeigen, man sei in Nürnberg mit guten christlichen Predigern wohl versehen, er solle also sein Geld anderswo verzehren. Schwertfisch erhob dagegen Beschwerde, er wurde aber trotzdem „bei Sonnenschein" aus der Stadt gebracht. Ebenso mußte Reinhard mit Weib und Kind die Stadt verlassen.

Doch nicht bloß gegen zugereiste, sondern auch gegen einheimische „Schwarmgeister" sah sich der Rat veranlaßt, seine Religionspolizei zu bethätigen. Es waren die drei sogenannten „gottlosen Maler" Georg Pencz und die Brüder Barthel und Sebald Beham, welche von dem Bannstrahl des Nürnberger Rats getroffen wurden. Alle drei galten für Schüler Albrecht Dürers; die beiden Beham stehen unter den sogenannten Kleinmeistern (so genannt von dem kleinen Format ihrer Kupferstiche) obenan und ihre Blätter werden heute noch als Zierden jeder Sammlung geschätzt. Auch Pencz, der ebenfalls hauptsächlich als Kupferstecher bekannt ist, gehört zu dieser Gruppe der Kleinmeister, doch war er auch als Porträtmaler sehr bedeutend. Auf welche Weise die jungen Künstler zu ihren unlutherischen Ansichten gekommen sind, ob durch Münzers Schriften oder sonstwie, ist nicht nachweisbar. Diese Ansichten treten sehr bezeichnend aus den Verhören hervor, welche die drei Frevler, nachdem sie angeklagt und gefangengesetzt worden waren, zu bestehen hatten. Das Verhör von Georg Pencz lautet: „Ob er glaub, daß ain got sei? Ja, er empfinds zum teil, ob er aber wiß, was er wahrhafft für denselben got sol halten, weiß er nit. — Was er von Christo halt? Halt von Christo nichts. — Ob er dem heil. Evangelio und wort gotes in der schrifft verfaßt glaube? Kon der schrifft nit glauben. — Was er von dem sakrament des Altars halt? Halt vom sakrament des Altars nichts. — Was er von der tauff halt? Halt von der tauff nichts. — Ob er ain weltliche Oberkait glaub und einen Rat zu Nürnberg für sein Herrn erkenne über sein leib, gut und was äußerlich ist? Wiß von keinem Herrn, denn allein von got." — Sebald Beham äußerte hinsichtlich der Taufe: er wolle sie weder loben noch tadeln; am Wasser liege nichts.

Sämtliche drei Künstler wurden der Stadt verwiesen. Barthel Beham fand in Herzog Wilhelm in München einen Gönner, der

ihn auch auf seine Kosten nach Italien schickte, wo er sich in der Kupferstecherkunst nach Marcanton weiter ausbildete und (1540) in Venedig starb. — Sein Bruder Sebald, welcher 1528 wieder nach Nürnberg kam und sich dann ebenfalls, wahrscheinlich aus Mangel an Beschäftigung, nach München wandte, ließ sich nachher dauernd in Frankfurt nieder, wo er 1550 starb. — Pencz mochte sich am schwersten von der lieben Vaterstadt trennen. Schon im Jahre nach der Verbannung bat er den Rat um Erlaubnis zur Rückkehr, worauf ihm wenigstens gestattet wurde, sich in Windsheim niederzulassen, jedoch blieb ihm Nürnberg, Stadt und Gebiet, vorläufig noch verschlossen. Späterhin wurde ihm aber doch nicht bloß die Rückkehr verstattet, sondern er wurde sogar wieder zu Gnaden aufgenommen, indem er 1532 mit einem Wartegeld von 10 fl. eine Bestallung erhielt, „einem rate zu gewarten mit weißen, malen und visier machen.“ Er war also sozusagen Stadtmaler und hat als solcher für den Rat gegen besondere Zahlung verschiedene Arbeiten, wie die Vergoldung der Leisten zu Albrecht Dürers Gemälde der vier Temperamente u. s. w. gefertigt. Für das dem Rat verehrte, jetzt im Germanischen Museum befindliche Gemälde des heil. Hieronymus erhielt er 80 fl. als Gegengabe. Der von seinen nihilistischen Anwandlungen jedenfalls längst zurückgekommene Stadtmaler brachte es aber nie zu leidlichem Wohlstand, denn er hinterließ Weib und Kinder in solcher Armut, daß der Rat die 60 fl. zahlte, welche Pencz einer Vormundschaft schuldig war. — Auch ein „Künstlers Erdenwallen“ wie so manches andere.

Unter den „Schwarmgeistern“, welchen ihrer Meinungen halber vom Rat von Nürnberg das Los der Verbannung zugeteilt wurde, ist Hans Denk, der Rektor an der Skt. Sebaldschule, unstreitig die bedeutendste und anziehendste Erscheinung. Fast noch ein Jüngling, kam er auf die Empfehlung Ökolampads in Basel, wo er studiert und eine Zeit lang als Buchdruckereikorrektor sein Brot verdient hatte, i. J. 1523 nach Nürnberg, um hier die Rektorsstelle an der Schule zu Skt. Sebald zu übernehmen. Seiner Abstammung nach war er ein Oberpfälzer, vermutlich aus Sulzbach, doch ist darüber, sowie über seine Jugendzeit nichts Näheres bekannt. Die Unbefangenen unter seinen Zeitgenossen schildern ihn als jungen, stattlichen Mann von imponierendem Äußeren und maßvollem Auftreten, dessen allem Guten und Edlen zugewandtes, mildes und liebreiches Wesen ihm die Herzen gewann. Bei unbegrenzter Wahrheitsliebe war er erfüllt von dem Mut der Überzeugung und so vertrat er denn auch ohne Menschenfurcht seine Ansichten gegen Jedermann. Sebastian Frank nennt ihn einen stillen, frommen, eingezogenen Mann, von Anderen wird er der Apollo unter den Anapaptisten genannt. Für Luther und sonstige

eifrige Bekenner der neuen Orthodoxie war er natürlich ein verworfener Mensch.

Es läßt sich annehmen, daß Denk, als er nach Nürnberg kam, in seinen Ansichten noch nicht völlig abgeklärt war, wenn auch die Grundzüge seiner Überzeugung bereits festlagen. Zu diesen gehörte, daß er den Schwerpunkt der Religion in der Bethätigung eines sittlichreinen Lebens suchte. Seinem jugendlichen Idealismus mochte es besonders auffallen, daß von einer Erneuerung des sittlichen Lebens infolge der Reformation noch so wenig zu spüren war und so mag er darauf gekommen sein, in der Lehre Luthers, welche alle guten Werke ohne allen Unterschied als unnütz zur Seligkeit hinstellte, nicht einen Weg zum Heil, sondern eine Ursache des Verderbens zu erblicken. Übrigens kam sein Gegner und Verfolger Osiander später selbst zu einer von der schroffen Rechtfertigungslehre Luthers abweichenden Auffassung, die sich mit der Anschauung Denks fast vollständig deckte. Doch nicht darüber kam der Schulrektor von Skt. Sebald mit dem Prediger von Skt. Lorenzen in Streit, sondern über die Abendmahlslehre. Denk scheute sich nicht, seine Meinung rückhaltlos auszusprechen und Osiander denunzierte ihn beim Rat. Die Folge war eine Vorladung zur mündlichen Verantwortung, bei welcher Osiander zugegen war. In der sich entspinnenden Disputation zog Denk nicht den kürzeren, wohl aber sein Gegner. Darauf erhielt Denk den Ratsbefehl, sein Bekenntnis über 7 Artikel des Glaubens schriftlich vorzulegen. Dies geschah um Neujahr, am 11. Januar gaben die Nürnberger Prediger ihre Widerlegung ab und am 21. Januar erfolgte der Ratsbeschluß, daß der Magister Hans Denk sich noch vor Nachts aus der Stadt zu begeben und dieselbe auf 10 Meilen Wegs zu meiden habe. Als Grund der Maßregel wurde angeführt, daß Denk etliche unchristliche Irrtümer eingeführt, zu verbreiten gesucht und verteidigt habe, auch habe er keine Unterweisung annehmen wollen und seine Antworten so „verzwickt und verschlagen“ gestellt, daß man auf eine Frucht ferneren Unterrichts keine Hoffnung setzen könne.

Der aus Nürnberg Verbannte mußte mitten im Winter den erst gegründeten häuslichen Herd, die noch nicht lange angetraute Gattin verlassen, um ein angst- und qualvolles Flüchtlingsleben anzutreten, von dem ihn erst ein frühzeitiger Tod erlöste. Die neuen Rechtgläubigen sorgten dafür, daß ihm überall, wohin er den Fuß setzte, der ungerechte Ruf eines gefährlichen Menschen vorauseilte, der in Übereinstimmung mit Münzer gelehrt habe, daß man der Obrigkeit keinen Gehorsam schuldig sei. Was in Nürnberg durch Osiander geschah, das besorgten in Augsburg Urban Rhegius, in Straßburg Martin Bucer. So sehen wir den vom Luthertum Verfehmten in

den drei Jahren, die ihm noch zu leben vergönnt waren, ohne daß es ihm ein einziges Mal gelungen, eine bleibende Stätte zu finden, in Skt. Gallen, Augsburg, Straßburg, Landau, Worms, Ulm, bis er im Spätherbst 1527 in seinem letzten Asyl zu Basel müde gehetzt zusammenbrach.

Hans Denk hatte sich in Skt. Gallen den Wiedertäufern angeschlossen, welche sich in jener Zeit namentlich am Oberrhein, in Schwaben und in Holland stark ausbreiteten und in Straßburg und Augsburg Mittelpunkte besaßen. Seinem idealistischen Sinn hatte ein Bund vorgeschwebt, der alle Guten umfaßt; eine Sekte zu stiften dachte Denk nicht; wohl aber mochte er hoffen, manches von dem, was er suchte und erstrebte, bei den Taufgesinnten zu finden. Der Name der Wiedertäufer hat durch die kommunistische Orgie des Königs von Sion und seiner Propheten in Münster einen abschreckenden Klang erhalten. Es wird aber häufig übersehen, daß jenem Ausbruch wahnwitziger Leidenschaft die grausamsten Verfolgungen vorausgegangen sind, und daß die Empörung über die erlittene maßlose Verfolgung, über die grausamen und unmenschlichen Qualen, über die ganze Teufelei der religiösen Intoleranz jene Menschen zum äußersten gebracht hat. Jedenfalls hatten die Gemeinschaften der Taufgemeinden zur Zeit, da Denk unter ihnen wirkte — Bischof den Täufer nannten ihn manche — im ganzen einen harmlosen Charakter und die Täufer selbst zeichneten sich nach den Zeugnissen von Zeitgenossen durch einen exemplarischen Lebenswandel aus, der von der bei Hoch und Nieder jener Zeit herrschenden rohen Genußsucht grell abstach. Für die lutherischen Theologen war der ehrbare Lebenswandel der Täufer natürlich nichts als Heuchelei und ein Werk des Teufels.

Den Kern der Täufer (in Augsburg nannte man sie „Gartenbrüder"), die sich um einzelne theologisch und humanistisch gebildete Männer scharten, bildeten schwärmerisch erregte Handwerksleute in den Städten, doch hielten in Augsburg auch Patrizier und vornehme Frauen zu ihnen. Als äußeres Kennzeichen diente ihnen seit 1525 die Wiedertaufe, welcher aber die innere Zerknirschung, die innerliche Erneuerung vorausgehen sollte. Indem die Taufgesinnten das Urchristentum erneuern, die apostolischen Gemeinden nachbilden wollten, verwarfen sie Zinsen, Zehenten, Pfründen in jeder Form, während sie die Gütergemeinschaft nach urchristlichem Muster zu verwirklichen suchten. Zu gleicher Zeit hielten sie jeden Gebrauch obrigkeitlicher Gewalt, zumal in Glaubenssachen, jeden Zwang vor Gericht und zum Kriegsdienst, die Anrufung Gottes zum Schwur und die Führung des Schwertes für unstatthaft. Rechtsprechung und Strafen

wurden unter den Brüdern durch ernste Ermahnung und den durch die Gemeinden geübten Bann ersetzt. So lagen die Keime von Gesundem und Krankhaftem, von Praktischem und Phantastischem, von Konfusem und Klarem dicht beieinander. Wenn in der Folge durch die unmenschlichen Verfolgungen die Leidenschaften bis zur Gluthitze gesteigert wurden und die Anhänger eines fanatischen Prophetentums einerseits und des sozialen Umsturzes andererseits die Oberhand gewannen, so trifft daran Denk jedenfalls keine Schuld. Noch auf dem von Denk geleiteten Täufer-Konvent in Augsburg 1527 wurde festgesetzt, daß die Brüder sich nirgends des Regiments auf ungesetzlichem Wege bemächtigen sollen. Denk selbst hat seine, von dem Bekenntnis der Gemeinschaft, die ihn ausgestoßen, abweichenden Ansichten immer in einer Form ausgedrückt, die deutlich erkennen ließ, daß er gegen niemand Haß oder Verachtung wecken wolle. Daß die Obrigkeit zu Gewaltmaßregeln in Sachen des Glaubens berechtigt sein soll, hat Denk immer bestritten; dasselbe that aber Luther auch, so lang er nicht auf die Höhe der Macht gelangt war; nachher nahm er freilich beklagenswerter Weise eine andere Praxis an. Noch in seinen letzten Lebenstagen äußerte Denk: „Es scheint mir unbillig, daß es nicht erlaubt sein soll, daß der eine anders denkt als der andere, vorausgesetzt, daß es sich nicht um Meinungen handelt, welche weder ertragen werden können noch dürfen.“

Für Denk bestand das Wesen des Christentums in der Liebe, welche allein den rechten Glauben erzeugt. Wenn Luther im Menschen jede Anlage zum Guten leugnet und den Menschen „von Natur aus in Sünden ganz ersoffen“ sein läßt, so sagt Denk dagegen, daß in jedem Menschen etwas ist, was dem angeborenen Hang kräftig Widerstand leistet und in ihm die Sehnsucht nach einem besseren und reineren Leben weckt, was man Seligkeit zu nennen pflegt. Und auf die Erfahrungsthatsache, daß eine innere Empfindung jedem Menschen sagt, daß er das Gute thun solle, baut Denk seinen Glauben auf. Für ihn bildet die Stimme des Gewissens und das religiöse Gefühl den Ausgangspunkt aller Religion. Der Glaube ist ihm nicht ein blindes Fürwahrhalten der Dinge, die in der Bibel stehen, sondern Unterordnung unter den Willen Gottes. Was die Bibel selbst angeht, fragt Denk, woher wißt ihr denn, daß diese von Menschenhand geschriebenen Bücher Ausdruck des göttlichen Willens und Geistes sind? Woher haben dann die Menschen, welche die heil. Schrift nicht besaßen, ihren Glauben geschöpft? Wie würdet ihr auf die Bibel Vertrauen setzen, wenn ihr nicht an sie heranträtet schon in der Überzeugung, daß sie göttlichen Ursprungs ist? Diese Überzeugung gibt uns aber

die Übereinstimmung mit unserem inneren Gefühl, mit den Forderungen des Gesetzes in unserer Brust. „Christum vermag niemand zu erkennen, es sei denn, daß er ihm nachfolge im Leben.“ — Denk nahm an, Gott wolle für die Menschen nur das Gute. Darum verwarf er die seiner Gottesidee widerstrebende grausame Vorstellung von den ewigen Höllenstrafen und von der Hölle selbst, er leugnet die Höllenfahrt Christi und nimmt an, daß alle Menschen zuletzt selig würden, selbst diejenigen, welche auf der Erde ein gottloses Leben geführt, endlich sogar der Teufel.

Diese Andeutungen über Denks religionsphilosophische Ideen, so dürftig und unvollständig sie sind, lassen doch zur Genüge erkennen, daß der Verfehmte von 1525 drei Jahrhunderte zu früh auf die Welt gekommen ist. Die Ideen, die damals für unchristlich und gefährlich und deren Träger für todeswürdig angesehen wurden, jetzt sind sie in das allgemeine religiöse Leben und Bewußtsein übergegangen. Der Wandel der Zeiten läßt sich nicht drastischer darstellen als durch die Thatsache, daß in derselben Stadt, aus der Hans Denk im Januar 1525 wegen seiner Ketzereien vertrieben wurde, der in Nürnbergs Mauern verstorbene größte Ketzer des 19. Jahrhunderts, Ludwig Feuerbach, einer der neuen Straßen der Maxvorstadt hat seinen Namen geben dürfen. Wenn der Ausspruch Fichtes: „Durch die ganze Kirchen-, Ketzer- und Verfolgungsgeschichte hindurch stehen die Verfolgten jedesmal auf dem verhältnismäßig höheren, die Verfolger auf dem niedrigeren Standpunkt“ auf irgend einen der Ketzer des 16. Jahrhunderts anwendbar ist, so ist dies bei Hans Denk, dem vertriebenen Rektor bei Sft. Sebald, der Fall.

Die Verfolgung gegen die Taufgesinnten tobte hauptsächlich in den Jahren 1527—1530. Sie erhielt noch eine besondere Sanktion durch ein kaiserliches Mandat, welches Karl V. 1528 gegen die Sekte erließ. Infolgedessen schickte der schwäbische Bund einige hundert Reiter auf die Streife gegen Täufer und Zwinglianer, welche alles, was ihnen davon in die Hände kam, ohne Urteil töteten. In einer Reihe schwäbischer Städte wurden zahlreiche Hinrichtungen vorgenommen, selbst an Frauen und Jungfrauen, zuweilen unter vorausgehenden unmenschlichen Martern, Zwicken mit glühenden Zangen und Ausschneiden der Zunge. Zu Ensisheim, dem Sitz der vorderösterreichischen Regierung, wurden 600 Täufer umgebracht. In der Pfalz ließ Kurfürst Ludwig vierthalb hundert „um des Glaubens willen“ hinrichten. In Tirol und Görz starben mehr als 1000 für ihren Glauben. In Rothenburg o. T. wurde Michael Sattler mit 20 Genossen hingerichtet. Noch schärfer verfuhr Herzog Wilhelm von Bayern, der Herr des Kanzlers Leonhard v. Eck, indem er den

Befehl erließ: Wer widerruft, wird geköpft; wer nicht widerruft, wird verbrannt. Es war eine furchtbare Nachlese zu den Greueln des Bauernkriegs.

Der Rat von Nürnberg war bei der Verfolgung gegen die Täufer mit einem einzigen Fall beteiligt. Der von Bopfingen 1526 ins Nürnbergische übergesiedelte Pfarrer Wolfgang Vogel von Eltersdorf, vorher ein „redlicher Lutheraner", gab sich den schwärmerischen Ansichten Thomas Münzers hin, war widerspenstig gegen die Anordnungen des Nürnberger Rats und machte in den Nachbardörfern Poppenreuth u. s. w. eifrig Propaganda für das Täufertum. Er wurde deshalb von den Leuten des Markgrafen Georg aufgehoben, zur Aburteilung nach Nürnberg gebracht und hier, da er „halsstarrig auf seinen Irrtümern beharrte", am 20. März 1527 mit dem Schwert hingerichtet. Eine große Zahl seiner Anhänger in Baiersdorf wurde eingekerkert und mußte Urfehde schwören. Zwei Jahre später wurden in Baiersdorf wieder etliche Schwärmer und Täufer ergriffen; einige von ihnen ließ der Markgraf hinrichten, die anderen wurden an den Pranger gestellt, mit Ruten gestrichen und des Landes verwiesen. Die Zeitgenossen bestätigen übereinstimmend, daß die heldenmütige Standhaftigkeit, mit der die verfolgten Täufer für ihre Überzeugung in den Tod gingen, über alles Lob erhaben war. Für Luther freilich war dieser Todesmut nichts als teuflische Verstocktheit.

Der Nürnberger Rat zeigte auch bei den Wiedertäuferverfolgungen eine menschlichere Haltung als die fürstlichen und geistlichen Stände des schwäbischen Bundes. Als dieser befahl, daß alle Wiedertäufer ohne alle weitere Untersuchung hingerichtet werden sollten, erhob der Rat durch Volkamer, seinen Gesandten beim Bund, entschiedenen Protest gegen die barbarische Maßregel, freilich ohne Erfolg. Der Rat selbst strafte (mit Ausnahme des Vogelschen Falles) die Wiedertäufer bloß mit Landesverweisung; wer widerrief, erhielt das Bürgerrecht wieder, mußte aber vorher Kirchenbuße thun.

Diese kleine Gallerie aus der nürnbergischen Ketzergeschichte der Reformationszeit wäre unvollständig, wenn wir nicht noch eines Mannes gedächten, der selbst weder päpstisch noch lutherisch, zwinglianisch oder wiedertäuferisch genannt werden wollte. Es ist dies Sebastian Frank aus Donauwörth (1490—1545), ein Seitenstück in mancher Beziehung zu Hans Denk, dem selbständigen Religionsdenker. Auch Frank hat etliche Jahre in Nürnberg gelebt und sich hier ein Weib genommen; und wenn er auch nicht wie Denk gewaltsam aus Nürnberg vertrieben wurde, so hat er doch, freiwillig oder gezwungen, den Anfeindungen weichen müssen, welche ihm durch seine

Ketzerfreundschaften erwuchsen. Frank schrieb weder lutherfresserische Pamphlete, noch war er ein Fanatiker wie Thomas Münzer, er war kein Täuferapostel wie Hans Denk und er war auch kein kühner Mann der That wie die Kraftnatur Luther, aber er war einer der größten deutschen Volksschriftsteller, ein sinniger, vorurteilsloser Betrachter der menschlichen Dinge und ein geborener naturwüchsiger Geschichtschreiber voll Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit. Mit Denk hat er noch das gemein, daß er auch ein selbständiger, unabhängiger Denker war und daß auch seinen Leistungen erst in neuerer Zeit Gerechtigkeit widerfahren ist. Der um die Geschichte Nürnbergs wohlverdiente G. E. Waldau beschwerte sich noch vor hundert Jahren* höchlich darüber, daß ein neuerer Schriftsteller (Lessing) Frank einen Philosophen und Denker heiße, welcher „rein, körnig und über manche Materien mit Klarheit und Präzision schriebe", während Franks Sprache doch keine andere als die gewöhnliche des 16. Jahrhunderts sei. Ja derselbe schreibe nicht einmal richtig, verstehe nicht einmal Latein** und seine Schriften, ausgenommen die über die wiedertäuferischen Händel, seien nichts als armselige Kompilationen. Dem entgegen stimmen alle Neueren, welche sich mit Sebastian Franks Schriften vertraut gemacht haben, darin überein, daß nächst Luther kein anderer Schriftsteller jener Zeit die deutsche Muttersprache so meisterhaft gehandhabt habe wie Sebastian Frank und daß seine Schriften eine wahre Fundgrube für den deutschen Sprachforscher seien. Viele Wörter wie: Ausdruck, gemeinnützig, selbständig, Spitzfindigkeit, Eigentum, zeitlos, begierdelos und viele andere wurden erst durch ihn in Umlauf gesetzt. Am Ende hätte Frank der Ausbildung unserer Muttersprache vielleicht nicht einmal so viel genützt, wenn er des Lateinischen so kundig gewesen wäre wie der Pegnese Pfarrer Waldau.

Von Sebastian Frank, der sich von der streng-lutherischen Lehre aus allmählich zu einer freieren religiösen Anschauung, namentlich während seines Aufenthalts in Nürnberg, emporgearbeitet hatte, sagte Luther: „Er kann nichts als lästern, als wäre er des Teufels eigen und sein liebstes Lästermaul, der da Richter und Meister über die heil. Schrift sein will aus dem Geiste." Darauf paßt Friedrich von Bezolds Bemerkung in seiner Geschichte des Reformationszeitalters: „Es wäre eine Schande für das Deutschland des 16. Jahrhunderts, wenn all die eigenartigen Köpfe, die sich von der alten Kirche lossagten, nun auch bedingungslos dem Gewaltigen von Wittenberg sich

* 1791 in einer im Pegnesischen Blumenorden gehaltenen Rede.

** Was nicht wahr ist, denn Frank hat mehrere Werke aus dem Lateinischen ins Deutsche übertragen.

unterworfen hätten und wenn das Verlangen nach voller geistiger Freiheit und der Abscheu vor jedem Gewissenszwang unter dem Druck der erst neu erstandenen neuen Kirche gar keine Stimme mehr gefunden hätte".

Über den Lebensgang des „trutzigen Rottengeistes", wie ihn Melanchthon hieß, oder des „Schwaben", wie er sich selbst gern nannte, mag kurz folgendes bemerkt werden. Von der frühen Lebensperiode des in den 90er Jahren des 15. Jahrhunderts zu Donauwörth Geborenen ist nichts bekannt; er wird sich wohl gleich vielen Anderen in jener aufgeregten Zeit unstät umhergetrieben haben, bis er in den 20er Jahren des 16. Jahrhunderts in die Gegend von Nürnberg kam. Im Jahre 1527 hielt er sich bei dem Nachfolger des hingerichteten Pfarrers Vogel, bei seinem Freund und Landsmann Pfarrer Althammer in Eltersdorf auf. Als dieser 1528 Diakonus an der Sebalduskirche in Nürnberg wurde, siedelte auch er dahin über und heirathete als Litterat ohne Amt und Stellung eine Ottilie Behaim, welche jedoch nicht der bekannten Patrizierfamilie angehörte. Schmerzlich wird ihm nach vier Jahren, in welchen er u. a. eine von einem Bulgaren lateinisch verfaßte Türkenchronik ins Deutsche übertrug und seine eigenen Geschichtswerke vorbereitete, der Abschied von der ihm lieb gewordenen Stadt, dem Mittelpunkt des geistigen Verkehrs, geworden sein. Nach Straßburg, wohin er sich wandte, um seine Geschichtsbibel drucken zu lassen, scheint ihm der Ruf seiner freien Ansichten vorausgeflogen zu sein. Man verstattete ihm den Druck erst auf seine Aussage hin, daß sein Geschichtsbuch bloß aus Auszügen aus den alten Autoren bestehe. Als aber das Werk gedruckt war und der Rat entdeckte, daß der Verfasser allen Sekten und Meinungen gerecht wurde nach dem Grundsatz, es genüge, wenn man der inneren Stimme folge, wurde er zur Strafe in den Turm gelegt und dann ausgewiesen. Er nährte sich dann ein Jahr lang in Eßlingen mit der wahrscheinlich in Nürnberg erlernten Kunst des Seifensiedens und Lichterziehens und ging hierauf nach Ulm, wo er sich in die Zunft der Buchdrucker aufnehmen ließ. Doch auch hier konnte er nicht warm werden. Wohl hielten ihm einige freisinnige Männer im Rat die Stange, aber größer als deren Einfluß war die Macht des von Melanchthon noch besonders gehetzten Seniors des geistlichen Ministerii, Frecht. So mußte er auch von Ulm weichen und wandte sich nach Basel, um auch diese Stadt bald wieder verlassen zu müssen. Melanchthon hatte sich nämlich auch an den Landgrafen von Hessen gewendet, damit dieser die Vertreibung Franks aus Ulm bewirke. Hierauf strengte dieser einen Injurienprozeß gegen Frecht an. Die Sache brachte dann Melanchthon vor eine Ver-

sammlung evangelischer Theologen in Schmalkalden, welche sich auf eine Art Verrufserklärung gegen Frank einigte. Ein Kirchenbann neuer Façon. Damit war Franks Stellung auch in Basel unhaltbar. Er wendete sich nun wieder nach Straßburg, um auch da von neuem ausgewiesen zu werden. Dem Vermuten nach ging er dann ins Meißnische und dann wieder nach Basel, wo er sich an einer Buchdruckerei beteiligte und i. J. 1543 sein ruheloses Leben schloß. So gefährlich war es, von dem Pfade der neuen Orthodoxie abzuweichen; wenn auch nicht immer das Leben, so kostete es doch stets die Ruhe und das Lebensglück.

Von Sebastian Franks Werken sind seine „Geschichtsbibel vom Anbeginn bis 1531", seine von patriotischem Geist durchwehte „Chronik des ganzen deutschen Landes", seine „Sprichwörtersammlung" und seine „Paradoxen" besonders hervorzuheben. Die beiden Geschichtsbücher wurden im Laufe des 16. Jahrhunderts vielmals aufgelegt und nachgedruckt und durften wegen ihrer originellen, anmutenden Fassung in der Muttersprache in keiner ordentlichen deutschen Büchersammlung fehlen. — Aus den Geschichtsbibeln des 16. Jahrhunderts hat sich die deutsche Geschichtschreibung entwickelt.

Einige Aussprüche Sebastian Franks, die hier folgen, dienen am Ende besser als alle Auseinandersetzung, die Gedankengänge des „seltsamen Schwaben" zu kennzeichnen.

„Sonst im Papsttum ist man viel freier gewesen, die Laster auch der Fürsten und Herren zu strafen, jetzt muß es alles gehofieret sein oder es ist aufrührisch, so zart ist jetzt die Welt worden." — „Es beklagen sich die Fürsten, das Evangelium mache Aufruhr. Sie sollten sich selbst bei den Ohren nehmen, so würden sie sehen, wer Aufruhr macht." — „Mit dem Buchstaben haben die Pharisäer Christum tot geschlagen." — „Nichts Schlechtes, das man nicht mit der heil. Schrift beschönigen könnte, jeder findet ein Polsterlein darin. Darum lasse sich niemand mit der Schrift betäuben und bezaubern, sondern probiere erst die Schrift, ob sie sich mit seinem Herzen vergleiche." — „Alles Aeußerliche ist Gott ein Greuel, wenn mans nicht braucht als Figur, als Sinnbild, sondern Gott damit hofieren will, als Beschneidung, Taufe, Nachtmahl, Kirche. Jeder kann für sich selbst recht fromm sein, wo er auch ist. Es bedarf nicht des Hin- und Herlaufens, nicht Sekte, Taufe, Kirche, aber jede Sekte will Gott für sich allein haben." — „Im Reiche Gottes, das eitel Freiheit des Geistes ist, muß Alles frei gehn."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Das Gymnasium in Nürnberg und seine Lehrer.

Die Reformation im Kampf ums Dasein.

Eine der Wirkungen der Reformation und ihrer Einführung in Nürnberg war die Errichtung des Gymnasiums. Das auf die allgemeine Hebung des Schulwesens gerichtete Bestreben der Reformatoren in Wittenberg und der Wunsch der leitenden Männer auf dem Rathause in Nürnberg, ihrer Vaterstadt eine höhere Lehranstalt zu verschaffen, reichten sich hier gegenseitig die Hand. Das von Luther 1524 an die Bürgermeister und Ratsherren aller Städte deutscher Nation gerichtete, zur Aufrichtung von Schulen anfeuernde Sendschreiben fand nirgends kräftigeren Widerhall als in Nürnberg. Schon am 17. Oktober 1524 erfolgte der Ratsbeschluß, daß Melanchthon als Lehrer und als Leiter des Nürnberger Unterrichtswesens zu gewinnen gesucht werden solle, sowie der Auftrag an Hieronymus Paumgärtner, mit seinem Wittenberger Freund darüber ins Benehmen zu treten. Dies geschah, aber ohne Erfolg, weil Melanchthon von Wittenberg, von Luther und von seinem Landesherrn sich nicht trennen wollte, doch gab derselbe die Zusicherung, alles was er sonst vermöge, zur Verwirklichung des löblichen Vorhabens beizutragen.

Die Stürme des Jahres 1525 drängten die Sache einstweilen in den Hintergrund, doch blieb sie nicht ganz ruhen. Nachdem Willibald Pirkheimer den öffentlichen Geschäften Valet gesagt, waren es hauptsächlich Hieronymus Paumgärtner und Lazarus Spengler, beide ebenso eifrige Förderer der Reformation wie der humanistischen Studien, welche unablässig auf die Ausführung des Planes drängten. So erging denn im September 1525 vom Rat eine Einladung Melanchthons nach Nürnberg, welcher derselben auch und zwar in Begleitung des ihm treu ergebenen Joachim Camerarius im Oktober entsprach und bereits am 17. November erfolgte der Ratsbeschluß, daß auf Grund der Vorschläge Melanchthons und auf Kosten ge-

meiner Stadt das Unternehmen ins Werk gesetzt werden solle. Neben der Ausarbeitung des Lehrplans hatte Melanchthon auch die Gewinnung der nötigen Lehrkräfte übernommen. Dieselben bestanden aus den Philologen Camerarius, Hesse und Roting und dem Mathematiker Schoner, jeder tüchtig in seinem Fach und im besten Mannesalter. Der 23. Mai 1526 war der Tag, an welchem die mit großen Hoffnungen begrüßte neue Anstalt, das Gymnasium oder die Patrizierschule, wie man sie in Nürnberg auch nannte, in den Räumen des aufgelösten Schottenklosters zu Egydien von Melanchthon mit einer Weihrede feierlich eröffnet wurde.

Wäre es bloß auf die Tüchtigkeit der gewählten Lehrer angekommen, so waren jene großen Hoffnungen vollauf berechtigt. Der als Mensch wie als Gelehrter gleich ausgezeichnete Joachim Camerarius aus Bamberg, der Rektor, später eine weltberühmte Leuchte deutscher Gelehrsamkeit, war ein bedeutender Hellenist. — Michael Roting, aus Sulzfeld in Franken, ein gründlicher Philolog und ein biederer, offener, ironisch angehauchter Charakter, der zuletzt allein noch unter veränderten Umständen nach Schoners Tod in Nürnberg blieb, erwies sich auch dann noch, als um die Mitte des Jahrhunderts die theologische Luft immer dicker wurde, als unentwegter Humanist. — Johann Schoner aus Karlstadt (1477—1547) war Priester im Bistum Bamberg und widmete sich, trotzdem er der Theologie zugeschworen war, von früh an mit Leidenschaft den mathematischen und astronomischen Studien. Seine Stiftspfründe verlor er, weil er über seinem Lieblingsstudium öfter den Chor versäumte; von Kirchehrenbach, wohin er als Pfarrverweser gesetzt worden, vertrieben ihn die Bauernunruhen. Es war ein glücklicher Griff Melanchthons, daß er diesen würdigen Nachfolger der Regiomontanus und Walther in die Stadt brachte, mit welcher derselbe schon lange als Verfertiger von Erd- und Himmelskugeln, sowie von mathematischen und astronomischen Instrumenten in geschäftlicher Verbindung stand.

Die blendendste Erscheinung im Lehrerkollegium war unstreitig Eoban Hesse (1488—1540), der Sprosse armer Bauersleute in Hessen. Eine „Frohnatur“ im vollsten Sinne des Worts, alles auf die leichte Achsel nehmend, wußte er die unsäglichen Schwierigkeiten, die sich der Vollendung seiner Studienlaufbahn entgegenstemmten, glücklich zu überwinden. In aller Not und allem Elend blieb er immer der gleiche, gelassene, frohgemute Gesell. Nach vollendeten Studien hatte er das Glück, in dem Bischof Hiob von Dobeneck zu Riesenburg an der Weichsel einen äußerst wohlwollenden Gönner zu finden und zugleich bot ihm der vierjährige Aufenthalt am bischöflichen Hofe

Gelegenheit, sich in allen Leibesübungen, im Schwimmen, Tanzen, Reiten und — im Trinken zum vollendeten Meister auszubilden. Von der letzteren Kunstübung wird manches Meisterstück des Gelehrten berichtet. Doch hatte derselbe mit dem auf den Hochschulen üblichen „viehischen Saufen“ nichts gemein, auch ließ er sich zum Bier bloß dann herab, wenn kein Wein zu erreichen war. Und ebenso wurde durch die Freude am Becher sein Gelehrtenfleiß in keiner Weise beeinträchtigt. Der vortreffliche Gönner ließ sein bisheriges Factotum sogar auf seine Kosten zum Studium der Rechte nach Leipzig und Frankfurt a. d. O. gehen, aber die Liebe zu den humanistischen Studien war in dem jungen Mann viel zu mächtig, als daß er die von dem guten Bischof für ihn bestimmte glänzendere Laufbahn hätte einschlagen mögen. So finden wir ihn denn länger als ein Jahrzehnt an dem damals berühmten Musensitz Erfurt in verschiedenen Stellungen, eine Zeit lang sogar als erbärmlich bezahlten lateinischen Schulmeister. Hier wählte er sich auch seine Gattin, eine Wirtstochter, die ihm zwar nicht eine sehr wünschenswerte Mitgift, wohl aber einen liederlichen Schwiegervater und liederliche Schwäger zubrachte. Aus dem mancherlei meist selbst geschaffenen Elend, da er mit dem Geld nicht geschickter umzugehen wußte wie ein Kind, riß ihn die durch Melanchthon bewirkte Berufung nach Nürnberg.

Als Eoban Hesse nach Nürnberg kam, war sein Ruf als erster (lateinischer) Dichter seiner Zeit, als „Fürst der Poeten“, bereits weit verbreitet. Sein Formtalent war geradezu wunderbar, er schüttelte die Verse dutzendweise gleichsam aus den Ärmeln. Seine Originaldichtungen: Heroiden (Briefe von Heiligen), Trauergesänge, Idyllen und Elegien, umfassen Tausende von Versen; noch mehr seine von den Zeitgenossen als Wunderwerke angestaunten Übertragungen in lateinische Verse von der Ilias, den Psalmen und dem Theokrit. Auch die Stadt Nürnberg wurde von der fruchtbaren Muse des Lateindichters mit einer Gabe bedacht. In seinem (1532) dem Rate der Stadt zugeeigneten „Verherrlichten Nürnberg“ (Norimberga illustrata) pries er in nicht weniger als 1400 Hexametern und in überschwänglichen Bildern die unvergleichlichen Herrlichkeiten Nürnbergs, deren es so viele gebe, daß man gar nicht wisse, wo man anfangen solle. Da erscheinen alle Gebäude, öffentliche und private, wie Königspaläste; keine Stadt des Altertums, weder Korinth noch Ephesus, kommt hierin der Republik an der Pegnitz gleich. Das hunderttorige Theben steht weit zurück gegen das dreifach mit Mauern umgürtete, durch 200 Türme befestigte Nürnberg. Und dann das Rathaus mit seinen gold- und mennigstrahlenden Bildern,

seinen Sälen, die für Götter und Könige erschaffen scheinen; der ehrwürdige Sitz des „heiligen Senats, herrlicher wie die Curie des Cicero" u. s. w. — Der „heilige Senat" belohnte das Werk des kunstreichen Poeten mit der anständigen Gabe von 40 fl. und erließ ihm dazu noch eine Schuld von 30 fl.

Zur selben Zeit, da Eoban Hesse durch seine eleganten lateinischen Poesien die gelehrte Welt Deutschlands zur Bewunderung hinriß, dichtete zu Nürnberg ein ehrsamer Handwerksmeister mit unverdrossenem Fleiß in seiner Muttersprache seine Schwänke, Spiele, Erzählungen ꝛc. ꝛc. Den dichtenden Zeit- und Stadtgenossen als Bruder in Apoll zu begrüßen, wäre natürlich dem lateinischen Poeten nicht einmal im Traum eingefallen; im Gegenteil, er blickte mit Geringschätzung auf die „barbarische" Sprache, in welcher Hans Sachs seine Mitbürger erbaute. Zwei Jahre vor Hesses „Verherrlichtem Nürnberg" war Hans Sachsens „Lobspruch der Stadt Nürnberg" erschienen und nun klagte der Professor in der Vorrede zu seinem Opus bitter über die Werke schlechten Geschmacks, welche von Leuten aus dem Volk geschrieben und vom Volk mit bedauernswertem Eifer gelesen werden. — Nun — die lateinischen Poesien des Gelehrten sind längst dem Moder der Vergessenheit verfallen, während der Fund einer Handschrift des biederen Volksdichters heute noch als litterarisches Ereignis begrüßt wird.

So war die Lehrerschaft der neuen Anstalt bestellt, welche mit so großen Hoffnungen begrüßt wurde. Diese Erwartungen sollten jedoch nicht in Erfüllung gehen. Die unruhigen Zeiten beeinträchtigten den Besuch von auswärts und der Zudrang aus der Stadt war ein äußerst mäßiger, weil die vornehmeren Familien ihre Jungen nach wie vor meistens ins Ausland schickten, in der Meinung, daß die richtige Bildung und dazu der feine Schliff bloß in Italien und Frankreich zu holen seien. Der schlechten Frequenz entsprach die schon vor Abfluß eines Jahrzehnts eingetretene Halbierung des Lehrerbestandes. Der erste, der ging, war Eoban Hesse. Derselbe hatte vielleicht gehofft, als er im August 1532 den Dienst kündigte, daß ihn der Rat durch günstige Anerbietungen zu halten suchen werde; aber es geschah nichts dergleichen. Eoban war, als er nach Nürnberg kam, ehrenvoll aufgenommen worden. Der schöne, stattliche Mann mit prächtigem Bart und martialischem Gesichtsausdruck (wer ihn nicht kannte, sagt Dürer, der ihn porträtirte, würde ihn für einen Kriegsmann gehalten haben) und mit der treuherzigen Offenheit seines Benehmens, mußte einen günstigen Eindruck hervorrufen. Auch fand derselbe im Umgang mit seinen Kollegen, besonders in dem von Camerarius mit glänzenden Farben geschilderten Kränzchen und im Verkehr mit gleich lebenslustigen

Genossen, gewiß manche Befriedigung. Dies sieht man u. a. aus folgenden, lange nach seinem Weggang von Nürnberg an Wenzeslaus Link gerichteten Zeilen: „O mein Wenzeslaus, was machen denn dort unsere Tröstungen? Wöhrd, Leonhard, Hallerwiese, Mögeldorf (megalodorphium), Albus (Weiß) an der Mauer, Bernhard am Fischbach und die anderen Absteigquartiere in der Stadt? O Nürnberg, o Seen, o Quellen, o Flüsse, o alles Süße, was wir überall hatten!“ — Allein Hesse war noch gar nicht lange in Nürnberg, so mußte ihm der Abstand zwischen dem eigenen burschikosen, ungebundenen Wesen und der streng abgemessenen Weise der soliden Kaufmannstadt, sowie der gravitätischen Zurückhaltung der Patrizier stark fühlbar werden. „Die Nürnberger“, sagte er einmal, „träumen von nichts als von Pfeffer und Safran und denken bloß an ihre Pfennige“. Daß er selber zu wenig an seine Pfennige dachte, war aber gerade sein Unglück. Die Erfurter Freunde mußten alles aufbieten, um den arg verschuldeten, kindergesegneten Professorpoeten in Nürnberg loszueisen. Die weiteren Etappen seiner Lebensbahn, als er Nürnberg verlassen hatte, waren Erfurt, dann Marburg, wo er 1540 starb. Leider ist das sonst so freundliche Bild des vielbewunderten Verskünstlers durch einen garstigen Flecken verunziert: er war kein Charakter. Der bei vielen Humanisten jüngerer Ordnung vorwaltende Zug gesinnungsloser Bettelei bei den Mächtigen um Gunst oder Geld tritt auch bei Eoban Hesse stark hervor.

Im Jahre 1535 ging auch Camerarius fort infolge eines ehrenvollen Rufes nach Tübingen. So schrumpfte die Lehranstalt schon im neunten Jahre ihres Bestehens zu einem einstündigen, durch Michael Roting versehenen Lehrkurs in der griechischen Sprache zusammen. Nur der in Nürnberg stets hochgehaltene Mathematikunterricht behielt immer seinen festen Bestand und die Stelle für diesen Lehrgegenstand wurde auch nach Johannes Schoners Tode (1547) immer wieder besetzt. — Fast ein volles Jahrhundert seit der Anstaltsgründung 1526 dauerte es dann, bis eine vollständige Wiederherstellung des Egydier Gymnasiums erfolgte.

*
* *

Daß das Wormser Edikt unausgeführt blieb und daß die Reformation sich in den meisten Gebieten Deutschlands ungehindert ausbreiten konnte, hatte diese nicht bloß der inneren Kraft der Bewegung, sondern auch, und zwar nicht zum kleinsten Teile, dem Umstand zu verdanken, daß der Kaiser, der geschworne Feind jeder Religionsveränderung, seine Aufmerksamkeit einem anderen Kampfe zuwenden

mußte, der für ihn weit wichtiger war als der Religionsstreit und die soziale Revolution in Deutschland. Es war dies der große Ringkampf um die politische Suprematie in Europa zwischen den Häusern Habsburg und Valois, der in diesen Jahren auf den Blachfeldern Italiens ausgefochten wurde. Das Schicksal entschied zu Gunsten des Habsburgers. Am 24. Februar 1525 verlor der glänzende Franzosenkönig Franz I. bei Pavia die Schlacht und die Freiheit. Als Gefangener nach Spanien gebracht, unterwarf er sich in dem Vertrag von Madrid am 14. Januar 1526 den demütigendsten und zugleich unerfüllbaren Bedingungen mit dem inneren Vorbehalt, sein Wort zu brechen, sobald er könne. Kaum in Freiheit, trat er der sogenannten heil. Liga bei, welche zwischen Papst Clemens VII., Venedig, Mailand und Florenz zur Befreiung Italiens vom spanischen Joch geschlossen worden war. Abermals brach der Kriegssturm in Italien los, oft war die Lage der Kaiserlichen eine verzweifelte, schließlich blieb aber wieder Habsburg der Sieger. So furchtbare Schläge wie die Erstürmung und Plünderung Roms durch die deutschen Landsknechte (6. Mai 1527), der Untergang des französischen Heeres bei Neapel durch die Pestilenz, der Abfall Genuas und die Zersprengung eines anderen französischen Heeres bei Landriano in Oberitalien (21. Juli 1529) zwangen den Papst und seine Verbündeten zum Frieden.

Dem Friedensschluß von Cambray zwischen Kaiser und König folgte die Begegnung des Kaisers mit dem Papst. Was in Cambray angebahnt wurde, sollte in Bologna besiegelt werden: Die spanische Herrschaft in Italien und damit der politische Tod des unglücklichen, verwüsteten und entvölkerten Landes. Um die von seinen Generalen errungenen Triumphe einzuheimsen und sicher zu stellen, kam der Kaiser aus Spanien nach Italien; der Friedenskuß mit dem Papst sollte die Krönung des neuen Friedensgebäudes bilden. In den Wintermonaten vom November 1527 bis Ende Februar 1530 weilten die beiden Häupter der Christenheit in der päpstlichen Stadt Bologna und verständigten sich über die Maßregeln zur gemeinsamen Beherrschung und Unterjochung der Welt. Zum Schlusse der Tage von Bologna ließ sich Karl mit der eisernen Krone zum König von Italien und mit der Kaiserkrone zum römischen Kaiser krönen. Dies war das letzte Mal, daß ein deutscher Kaiser vom Papst gekrönt wurde.

Seit Karl dem Großen gebot kein Kaiser im Abendland über eine solche Fülle von Macht als Karl V. Nach allem, was ihm bisher gelungen, konnte er hoffen, auch das, was er noch vorhatte, vollenden zu können. Schon in Cambray kamen die Herrscher von Spanien und Frankreich überein, alle Ketzereien auszurotten. Dieses gottselige Werk

zu vollführen gelobte in Bologna auch dem Papst der Kaiser, der jetzt über die Alpen ging, um den Deutschen den Herrn zu zeigen.

Daß es einmal so kommen werde, hatten einzelne Reichsfürsten schon lange vor der Kaiserreise ins Reich erwartet. Ihre Befürchtungen wurden bestärkt durch das, was einer der reformfeindlichen Fürsten, Herzog Heinrich von Braunschweig, nach seiner Reise an den Hof in Spanien über die Absichten des Kaisers herumtrug. Dieselben stimmten mit den auf die Ausrottung aller Ketzerei gerichteten Absichten des Herzogs Georg von Sachsen und der anderen im Dessauer Bündnis vereinigten Fürsten vollständig überein. Der kühnste und entschlossenste unter den evangelischen Reichsständen, der junge Landgraf Philipp von Hessen, nahm davon Veranlassung, auf Gegenwehr durch Vereinigung der evangelischen Stände zu denken. So kam es im Frühjahr 1526 zu dem sogenannten Torgauer Bündnis, das aber nur eine Anzahl evangelischer Stände umfaßte und überhaupt keine feste Gestalt gewann, zumal Luther jede offene Widersetzlichkeit gegen den Kaiser verdammte und entschieden dagegen war, daß man „das Wort Gottes“ durch „fleischliche Waffen und Vorsicht“ schützen wolle. Auch die Städte wollten nichts von einem Bündnis wissen, welches man als Ungehorsam gegen den Kaiser hätte deuten können. Nürnberg, auf dessen Beitritt man wegen seiner festen evangelischen Haltung sicher gerechnet hatte, lehnte entschieden ab.

Dagegen waren es gerade die Städte, welche auf dem im Sommer 1526 in Speyer zusammentretenden Reichstag durch ihre rückhaltlose Erklärung, daß das Wormser Edikt undurchführbar sei, die kaiserlichen Unterdrückungspläne durchkreuzten und Nürnberg besonders, das durch Christoph Kreß und Bernhard Paumgärtner vortrefflich vertreten war, hat durch seine entschiedene, standhafte Haltung den Widerstandsmut der evangelischen Stände gestählt. Des Kaisers Bruder und Stellvertreter, Ferdinand, konnte angesichts der neuen Bedrängnis durch die heil. Liga und wegen der Notwendigkeit, die Hilfe auch der evangelischen Stände gegen die Türken in Anspruch zu nehmen, es nicht aufs äußerste ankommen lassen und so bekam der Reichstagsabschied wider Erwarten ein ganz leidliches Gesicht. Es sollte, hieß es darin, binnen längstens anderthalb Jahren ein allgemeines oder doch ein Nationalkonzil in Deutschland gehalten werden und bis zur Berufung desselben hinsichtlich des Wormser Edikts jeder Stand gegen seine Unterthanen sich so verhalten, wie er es vor Gott und dem Kaiser zu verantworten sich getraue. Mit diesem biegsamen Beschluß war der Entfaltung und Befestigung des Reformationswerks eine weitere Frist gesichert.

Diesem der Reformation förderlichen Zwischenzustand sollte nach der Meinung des Kaisers der auf den 21. Februar 1529 wiederum nach Speyer berufene (stark besuchte) Reichstag ein Ende machen. Für ihn, den Überwinder der heil. Liga, der sich im Geiste schon als unbeschränkten Herrn im Reich ansah, mochte es nun ein leichtes scheinen, Hand in Hand mit dem Papste auch mit der religiösen Opposition in Deutschland fertig zu werden. Der in vollkommen gesetzlicher Weise zu stande gekommene Speyerer Reichstagsabschied von 1526, der dem Herkommen nach nur durch gemeinsamen Beschluß von Kaiser und Ständen hätte wieder beseitigt werden können, wurde von ihm mit selbstherrlicher Willkür einfach kassiert. Er verlangte von den versammelten Ständen ausgiebige Türkenhilfe, Aufbringung der Mittel zur Unterhaltung von Reichsregiment und Kammergericht, und „befahl", an Stelle des Speyerer Abschieds von 1526 die Bestimmung zu setzen, daß bis zur Berufung eines Konzils bei des Reiches Acht und Aberacht niemand mit Einziehung geistlicher und weltlicher Obrigkeit vergewaltigt oder zum „unrechten Glauben" oder neuen Sekten verleitet werden dürfe. — Wurde des Kaisers Gebot Reichsgesetz, so war die Reformation zum Stillstand verurteilt, welchem notwendig Rückgang und Untergang folgen mußte.

In dem zur Beratung der Religionsangelegenheit niedergesetzten Ausschuß, in welchen von seiten der Städte Jakob Sturm von Straßburg und Christoph Tetzel von Nürnberg gewählt wurden (neben Tetzel waren Christoph Kreß und Bernhard Paumgärtner als nürnbergische Gesandte anwesend), bildeten die Altgläubigen weitaus die Mehrheit. Der Beschluß derselben, welchem auch die Mehrheit der Stände zustimmte, lautete: Das Wormser Edikt bleibt in Kraft überall, wo es bisher gehalten wurde; in jenen Gebieten jedoch, wo man davon abgewichen, solle keine weitere Neuerung geschehen, und niemandem verwehrt sein, die Messe zu lesen oder zu hören. Den Bischöfen u. s. w. darf an ihren Einkünften kein Abbruch geschehen; endlich seien die Sekten, welche das Sakrament des wahren Fleisches und Blutes verwerfen, gar nicht zu dulden so wenig wie die Wiedertäufer. — Damit war der Speyerer Abschied von 1526 thatsächlich aufgehoben.

Die Minderheit war sich der schweren Bedeutung dieses Beschlusses voll bewußt, aber alle ihre Einsprachen waren fruchtlos; der kaiserliche Stellvertreter Ferdinand erklärte trocken: nach alter löblicher Gewohnheit hat die Minderheit der Mehrheit sich zu fügen. Dies war aber für diesen Fall nicht die Meinung der Minderheit. Dieselbe machte den neuen Grundsatz geltend, daß es in religiösen Dingen keine Entscheidung nach Mehrheit oder Minderheit gebe,

sondern bloß nach Maßgabe des Gewissens. Nach diesem Grundsatze handelnd, setzte sie eine ausführliche Protestationsschrift auf, in welcher in den höflichsten Formen erklärt wurde, daß der einmütig gefaßte vorige Speyerer Abschied von Rechtswegen auch nur durch einhellige Bewilligung des Reichstags hätte aufgehoben oder abgeändert werden können und daß in so wichtigen Dingen, die Gottes Ehre und der Seelen Heil und Seligkeit beträfen, eine Minderheit keine gemeingiltigen Beschlüsse fassen könne; da müsse ein Jeglicher für sich selbst stehen und Gott Rechenschaft geben. Die Schrift wurde unterzeichnet von den Fürsten von Kursachsen, Brandenburg, Braunschweig, Lüneburg, Hessen, Anhalt, sowie von 14 Reichsstädten, darunter Nürnberg, Weissenburg und Windsheim, und trug als Datum den 27. April 1529. Von diesem Tag an erhielten die Evangelischen von ihren Gegnern den Namen Protestanten und behielten ihn. Der mutarme Melanchthon jammerte über die Gefährlichkeit der Protestation, die Nürnberger Geistlichen dagegen erklärten: Gottes Bann sei mehr zu fürchten als des Kaisers Acht.

Wenige Tage nach der Übergabe der Protestation wurde zu Speyer zwischen Kursachsen, Hessen, Straßburg, Ulm und Nürnberg ein „geheimes Verständnis" beschlossen, laut welchem man sich gegenseitige Hilfe gelobte, falls man vom schwäbischen Bund, vom Reichsregiment oder vom Kammergericht angegriffen würde. Zur Festsetzung der Bedingungen sollte eine spätere Zusammenkunft zu Rodach im oberen Franken stattfinden. Zugleich wurde auch eine Zusammenkunft in Nürnberg verabredet, auf welcher über eine eigene Gesandtschaft an den Kaiser zur Rechtfertigung ihres Vorgehens beschlossen werden sollte. Bei der Besprechung am 26. Mai 1529 wurden als Deputation der vielgereiste und gelehrte Nürnberger Syndikus Michel von Kaden, der markgräflich brandenburgische Geheimschreiber Frauentraut und der Bürgermeister Ehinger von Memmingen bestimmt. Von den zu 3887 fl. veranschlagten Reisekosten nahmen die Städte den größeren Teil auf sich. Das Unternehmen, vor des Kaisers Angesicht zu treten, muß gefährlich erschienen sein, denn vom Markgrafen sowohl als von der Stadt Nürnberg wurde ihren Gesandten die Versorgung ihrer Weiber und Kinder (Kaden hatte deren 10) zugesichert, falls ihnen draußen etwas zustoßen sollte. Den Gesandten wurde, als sie den Kaiser in Piacenza fanden, zwar Audienz erteilt, der schriftliche Bescheid aber, der ihnen endlich nach Verfluß eines vollen Monats zugestellt wurde, lautete nichts weniger als tröstlich: unter dem Ausdruck des kaiserlichen Mißfallens über das Vorgehen der protestierenden Stände wurde darin erklärt, daß es bei dem letzten Speyerer Abschied sein Verbleiben habe. Als die

Gesandten dann ihren Weisungen gemäß von dem kaiserlichen Dekret an ein „gemein frei christenlich Konzilium" appellierten und diese Appellation, als der kaiserliche Sekretär deren Entgegennahme verweigerte, auf dessen Tisch niederlegten, wurde ihnen ob dieser „Ungebühr" Arrest in ihrer Herberge auferlegt mit dem Befehl, solche weder zu verlassen noch nach Hause zu schreiben. Erst nach viel Bitte und Fürsprache erlangten Ehinger und Frauentraut am 30. Oktober zu Parma, wohin sie dem Kaiser hatten folgen müssen, ihre Freiheit wieder. Der Nürnberger Syndikus, der so unvorsichtig war, dem Kaiser im Auftrag des Landgrafen von Hessen ein evangelisches Büchlein zu überreichen, in welchem die neue Lehre erklärt war, wurde noch länger zurückbehalten, weil sich der Kaiser hatte sagen lassen, dasselbe sei wiedertäuferischen, aufrührischen Inhalts. Doch gelang es Kaden bald darauf, heimlich zu entwischen und über Ferrara und Venedig nach Hause zurückzukehren.

Diese schimpfliche Behandlung der drei Botschafter der protestierenden Stände zeigte klar genug, wessen sich dieselben vom Kaiser zu versehen hätten. Da mußte sich der Gedanke förmlich aufdrängen, durch einen Zusammenschluß aller antirömisch Gesinnten der drohenden Gefahr zu begegnen. Dieser Gedanke bewegte schon lange den energischen Sinn des Landgrafen Philipp und ihm entsprang dessen Plan, durch eine persönliche Begegnung der Wittenberger und Schweizer Reformatoren die vorhandenen dogmatischen Streitpunkte auszugleichen, um dann alle antirömischen Elemente zu einer geschlossenen Phalanx zu vereinigen. Leider entsprach der Ausgang des „Religionsgesprächs", welches in Anwesenheit aller hervorragenden Häupter der Reformation (von Nürnberg war Osiander da) anfangs Oktober im Landgrafenschloß zu Marburg stattfand, nicht den Erwartungen, die dessen Urheber gehegt. Über 14 Punkte einigte man sich; die Verständigung über Punkt 15, die Abendmahlslehre, scheiterte an dem unbeugsamen Starrsinn Luthers, der auch um den hohen Preis der Kraft durch die Einigkeit das Mysterium im Sakrament nicht preisgeben wollte. Es fanden dann noch weitere Protestantenversammlungen statt in Schwabach, in Schmalkalden und in N ü r n b e r g (6. Januar 1530), ohne einen Schritt in der Einigung und in der Vorbereitung zum Widerstand weiterzukommen. Alle Anregungen des Landgrafen, an Gegenwehr gegen allenfallsige Gewaltversuche des Kaisers zu denken, wurden durch den energischen Widerspruch Luthers, der den Reichsständen das Recht, des Kaisers Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, auf das entschiedenste bestritt, und der von ihm beeinflußten Stände zunichte gemacht. Der Spruch des Apostels Paulus: „Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat" und das

Vertrauen auf die Hilfe Gottes bildeten den Inbegriff der politischen Weisheit des Reformators, zu der sich auch der Nürnberger Rat, nicht aber Osiander bekannte. Gespalten und ungerüstet gingen die Evangelischen dem auf den 8. April 1539 vom Kaiser nach Augsburg einberufenen Reichstage entgegen.

Welche Wichtigkeit diesem Reichstage auch vom Nürnberger Rat beigelegt wurde, erhellt schon aus der ansehnlichen Gesandtschaft, welcher die Vertretung der Stadt Nürnberg anvertraut wurde. Zu den ordentlichen Gesandten Christoph Kreß und Klemens Volkamer gesellten sich noch Christoph Koler sowie Bernhard und Hieronymus Paumgärtner. Andreas Osiander ritt im Auftrag mehrmals nach Augsburg und außerdem war während der langen Dauer des Reichstags der Briefwechsel zwischen dem Rat und seinen Abgesandten ungemein lebhaft.

Die Hauptverhandlung auf dem Reichstag war die Verlesung der von Melanchthon sorgfältig ausgearbeiteten und von sämtlichen evangelischen Fürsten sowie von den zwei Städten Nürnberg und Reutlingen unterzeichneten Bekenntnisschrift („Augsburger Konfession") am 25. Juni. Ihr widmeten am 3. August die römischen Theologen eine Widerlegung (Confutation), an welche sich dann eine Reihe von Konferenzen bis tief in den Herbst hinein anschloß. In jener Bekenntnisschrift war alles vermieden, was die Anhänger der alten Kirche hätte verletzen können und nur das war mit Schärfe betont, was die Lutherischen von den Zwinglianern unterschied. Zum Entsetzen der meisten Evangelischen, namentlich auch des Rats von Nürnberg, zeigte sich Melanchthon in den Konferenzen so jämmerlich schwach und nachgiebig, daß man in Nürnberg ernsthaft glaubte, er sei von den Gegnern bestochen worden. Von dem ganzen Reformationswerk wäre blutwenig übrig geblieben, wenn die Römischen so klug gewesen wären, sich mit dem reichlich Angebotenen zu begnügen. Besonders mögen den Nürnberger Rat die Zugeständnisse der Wiederherstellung des bischöflichen Regiments, der Erhaltung der noch nicht aufgelösten Klöster und eines billigen Abkommens über die eingezogenen Kirchen- und Klostergüter bestürzt haben, denn hier war der nervus rerum empfindlich berührt, sodaß es nicht zu verwundern ist, wenn die Männer der Stadtverwaltung vor Schmerz und Zorn aufgezuckt haben.

Melanchthon hatte in seinem würdelosen Kompromißeifer jedoch zwei Mächte außer Rechnung gelassen: seinen Freund Luther und den Papst. Als Geächteter konnte sich Luther nicht nach Augsburg wagen; er verblieb daher während der Dauer des Reichstags auf der Veste Koburg. Von da sandte er, als er gewahrte, daß man

darüber sei, sein Werk zu verpfuschen, an die Freunde und Gesinnungsgenossen unablässig urkräftige, herzerfrischende Worte und auch seinem Landesherrn wie den anderen Fürsten wußte er ihr evangelisches Gewissen so zu schärfen, daß sie, ihrer Weichmütigkeit sich schämend, eine standhaftere Haltung annahmen und bewahrten. Die Vertreter der Stadt Nürnberg waren standhafte Männer, die keiner Mahnung bedurften. Nichtsdestoweniger versäumte der Rat fast in keinem seiner zahlreichen Schreiben an die Gesandten, seinem festen Willen, bei der gereinigten Religion zu bleiben, Ausdruck zu geben und der Gedanke, daß es besser sei, der Menschen Ungnade als den Zorn Gottes zu erfahren, kehrt in verschiedenen Wendungen immer wieder.

Der Papst und ebenso der Vogt der Kirche, der Kaiser, wollte keine Versöhnung, sondern Unterwerfung. Dies hätte sich Melanchthon, wäre er kein so ausgemachter Illusionär gewesen, denken können. Spät hat er erkannt, daß alles Klügeln und Konferenzeln vergeblich und daß jeder Ausgleichsversuch an dem bekannten non possumus der Hierarchie scheitern mußte. Landgraf Philipp war im Unmut über Melanchthons „Leisetreterei“ schon am 6. August, ohne Abschied zu nehmen, abgereist. Der wider seinen Willen zurückgehaltene Kurfürst Johann von Sachsen ritt am 24. September davon; ihm folgte ohne Urlaub Herzog Albrecht von Mecklenburg. Als die Fürsten weg waren, versuchte Karl es mit den Städten; was er bei ersteren mit seinen Künsten nicht zu stande gebracht, wollte er bei den Städten durch Einschüchterung erreichen. Bei deren Spaltung in lutherische und zwinglische mochte ihm dies leicht erscheinen, aber auch hier täuschte er sich; seine Drohungen prallten ab an dem mannhaften Sinn der Städteboten. Neben Kempten, Heilbronn, Windsheim, Weissenburg, die sich zu den Nürnbergern hielten, verweigerten auch Frankfurt, Ulm, Schwäbisch-Hall, ja zum nicht geringen Zorn des Kaisers sogar Augsburg, die Reichstagsstadt, in welcher er all seine Macht und Herrlichkeit entfaltet hatte, die Beistimmung zum Reichstagsabschied. Derselbe wurde am 19. November verkündet; er war eine förmliche Kriegserklärung gegen die protestierenden Stände. Es wurde darin die unbedingte Rückkehr zur alten Kirche mit allen ihren Lehren und Gebräuchen und die Wiederherstellung des geistlichen Regiments, aller Klöster u. s. w. auf das bestimmteste befohlen.

Der erste Schritt des Kaisers auf dem Wege, der zur Unterdrückung der Opposition führen sollte, war das Durchsetzen der Wahl des erbitterten Feindes der Reformation, seines Bruders Ferdinand, zum römischen König. Durch reichliche Handsalben hatte der Kaiser die drei geistlichen Kurfürsten sowie Brandenburg und die Pfalz für

die Erwählung Ferdinands gewonnen. Kursachsen erhob Protest gegen die Wahl, weil es gegen Recht und Herkommen sei, bei Lebzeiten eines Kaiserkönigs noch einen römischen König zu erwählen, aber selbstverständlich vergebens. Am 5. Januar 1531 fand in Köln die Wahl statt, am 11. die Krönung in Aachen. Damit hatte nach 10jährigem Bestand die von den Reichsfürsten hervorgerufene und von ihnen auch zu grunde gerichtete ständische Reichsregierung, das sogenannte Reichsregiment, sein Ende gefunden.

Zur Zeit, wo diese Staatsaktion am Niederrhein vor sich ging, war auf der anderen Seite bereits ein Gegenschlag erfolgt. In der letzten Dezemberwoche 1530 waren die evangelischen Fürsten und die Bevollmächtigten von 24 Städten im Städtchen Schmalkalden zusammengetreten, um über Mittel und Wege zur Begegnung der dem evangelischen Bekenntnis drohenden Gefahren zu beraten. Das Ergebnis der Beratungen war die Grundlegung des schmalkaldischen Bundes. Gegen die Bedenken der sächsischen Theologen, welche das deutsche Reich und das römische Imperium auf eine Stufe stellten und immer wieder auf das: „Seid unterthan der Obrigkeit" hinwiesen, machten die Juristen geltend, daß die deutsche Reichsverfassung und die des römischen Imperiums von sehr verschiedener Natur seien; in Deutschland regieren die Stände mit dem Kaiser, dieser sei kein Monarch und vor allem stehe ihm nicht das Recht zu, in Glaubenssachen zu gebieten. Diesen Argumenten gegenüber gab endlich auch Luther seinen Widerstand auf. In dem Bundesvertrag verpflichteten sich die Teilnehmer zum gegenseitigen Beistand, wenn einer von ihnen um der Religion willen angegriffen und vergewaltigt werden sollte. Ausdrücklich wurde hervorgehoben, daß die geschlossene Vereinigung nur ein Schutzbündnis sei „zur Erhaltung christlicher Wahrheit und Friedens und zur Abwehr unbilliger Gewalt." Die meisten Anwesenden unterzeichneten sogleich, andere nachträglich. Der Gesandte des Markgrafen Georg von Brandenburg-Ansbach und die Abgeordneten von Nürnberg, Christoph Kreß und Leo Schürstab, erklärten, sie hätten keine Vollmacht für eine so schwere Sache, worüber sie von den übrigen Ständen mehr Vorwürfe empfingen als ihnen lieb war.

Der Bund, welchem schon von Anfang an Bremen, Lübeck und Magdeburg angehörten, gewann durch den Beitritt anderer norddeutscher Städte, wie Braunschweig, Goslar, Nordhausen, Hamburg, großen Zuwachs an Kraft und Bedeutung. Im Dezember 1531 wurde in Frankfurt durch Vereinbarung über die Hauptmannschaft (Kursachsen und Hessen) und über die Leistungen der Bundesglieder eine Organisation geschaffen, welche auch einem kräftigen Anprall gewachsen war. Der Kaiser wurde bald inne, daß sich hier eine

Organisation entfaltete, welche für alle habsburgfeindlichen Mächte ein Gegenstand der Umwerbung werden mußte. Bereits wurde Ferdinands Königswahl zum Vergnügen der bayerischen Herzoge bestritten. Und wie sollte es werden, wie auch hernach geschah, wenn Frankreich die Situation zu seinen antihabsburgischen Zwecken ausbeutete? Und vollends, wenn der Großsultan seinen Gewaltangriff auf Ungarn und Österreich erneuerte? Allerdings war es im Oktober 1529 der todesmutigen Tapferkeit der Besatzungstruppen gelungen, ein Heer von 200 000 Türken von den baufälligen Mauern Wiens zurückzuweisen. Wer hätte sich aber verbürgen mögen, daß ein zweites Mal den Verteidigern ein gleiches Glück lächeln würde? Und man wußte, daß Suleiman bereits einen neuen Krieg vorbereite.

Unter diesen Umständen hielt es der Kaiser für geraten, einzulenken. Der Schirmherr der Kirche, der Ketzerverfolger, trat zurück hinter dem Politiker und selbst der Papst verschloß die Augen nicht gegen das Gebot der Notwendigkeit und trat den auf eine Verständigung mit den protestierenden Ständen hinzielenden Maßregeln des Kaisers mit keinem Einspruch entgegen. So wurde denn, nachdem, vom Kaiser beauftragt, Kurmainz und Pfalz als Vermittler in verschiedenen Zusammenkünften das Nötige eingeleitet hatten, im Juli 1532 zu Nürnberg zwischen kaiserlichen Bevollmächtigten und schmalkaldischen Bundesgenossen der sogenannte Nürnberger Religionsfrieden vereinbart. Demselben gemäß sollten bis zum Konzil oder bis zum nächsten Reichstag die Stände der Religion wegen einander nicht bekriegen, verfolgen oder überziehen. Die wegen Ausführung der Augsburger Reichstagsbeschlüsse anhängigen Prozesse wurden eingestellt. Damit war den bisherigen Bekennern der Augsburger Konfession der Friede gesichert, nicht aber den fremden, noch den künftigen Glaubensverwandten. Auch hatten sich die schmalkaldischen Verbündeten in besonderem Abkommen verpflichtet, zum Bunde nur Bekenner der Augsburger Konfession zuzulassen, mithin alle Zwinglianer und Wiedertäufer zurückzuweisen. „Sakramentierer", wie Luther die Zwinglianer nannte, und Wiedertäufer sind diesem immer Kinder des Satans geblieben.

Es war ein halbes Werk, das weder nach der einen noch nach der anderen Seite befriedigte. Die Altgläubigen wüteten, daß dieser Friede den früheren Reichstagsbeschlüssen widersprach und die Neugläubigen sahen mit Unmut der Ausbreitung ihres Glaubens einen Riegel vorgeschoben. Und doch war es gerade Luther, dem aber bei all seiner Streitbarkeit jede Widerspenstigkeit gegen den Kaiser ein Greuel war, der das Nürnberger Notabkommen besonders gefördert hatte. Er sagte damals: „Wer zu hart schneuzt, der zwingt

Blut heraus und wer das Geringe verschmäht, dem wird das Größere nicht." Am meisten zuwider war dieser „faule Friede" dem Landgrafen Philipp und er zögerte auch lange mit seiner Unterschrift, endlich fügte aber auch er sich. Jedenfalls hat die Nürnberger Übereinkunft dazu gedient, den Frieden zwischen den beiden Religionsparteien zwölf Jahre lang notdürftig aufrecht zu erhalten.

Ursache, in vollem Maße zufrieden zu sein, hatte der Kaiser. Auf dem zur Zeit des Abschlusses des Nürnberger Religionsfriedens in seiner Anwesenheit versammelten Reichstag zu Regensburg wurde ihm die verlangte Türkenhilfe bereitwillig zugestanden. Die evangelischen Reichsstände wetteiferten in den Rüstungen und die bedeutenderen Reichsstädte thaten sich besonders hervor. Nürnberg stellte 80 Reiter und 500 Knechte. Auf jeden Kurfürsten, auf Bayern, Hessen, Salzburg entfielen je 120 Reiter und 554 Knechte. Seit Jahrhunderten hatte Deutschland kein solches Heer mehr gesehen. Suleiman war bereits wieder mit gewaltigen Heeresmassen auf dem Marsch nach Wien, wurde aber von der kleinen Heldenschar der Besatzung von Güns so lange aufgehalten, daß Wien nicht wieder in Gefahr kam. Vor dem 76000 Mann starken, wohlgerüsteten Reichsheer wich Suleiman zurück und zog, links und rechts plündernd, wieder heim nach Konstantinopel. Wäre König Ferdinand nicht so borniert gewesen, seinen Ketzerhaß offen zur Schau zu tragen, so hätte ihm das Reichsaufgebot vielleicht zur Besitzergreifung des ihm als Erbe zugefallenen Königreichs Ungarn geholfen; so aber begnügten sich die deutschen Kriegsmänner mit dem Verdienst, die Reichsgrenze geschirmt zu haben und verzichteten auf die weitere Ehre, die Herrlichkeit des Hauses Habsburg zu mehren.

Ein empfindlicher Schlag dagegen für das Haus Österreich und zugleich ein bedeutender Erfolg für die Reformation war, daß das Land Württemberg durch einen kühnen Streich des Landgrafen Philipp den Habsburgern wieder aus der Hand gerissen wurde. Als i. J. 1520 Herzog Ulrich wegen seiner gewaltsamen Wegnahme der Reichsstadt Reutlingen vom schwäbischen Bund aus seinem Land vertrieben worden war, verfügte der Bund über das Land, verkaufte es um 200000 fl. an Österreich und Karl V. belehnte 1530 seinen Bruder Ferdinand damit. Nun löste sich aber im Jahre 1534 der Bund, diese feste Säule der österreichischen Herrschaft, nach 46jährigem Bestehen auf, weil die evangelischen Stände wegen der reaktionären Politik des Bundes nicht mehr mitthun mochten. Herzog Ulrichs hoffnungsvoller Sohn Christoph, der als Geisel am österreichischen Hofe sich aufhielt, entfloh heimlich nach Bayern, um sein Recht geltend zu machen und Ulrich selbst, der ehemalige Volksschinder, der in

14jährigem Exil ein ernsthafter, verständiger Mann geworden war, weilte in letzter Zeit bei seinem Verwandten, dem Landgrafen Philipp von Hessen, der sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen wollte, dem Hause Habsburg ein Schnippchen zu schlagen. Derselbe warb, zum Teil mit französischem Geld, eine ansehnliche Kriegsmacht, fiel in Württemberg ein und fegte durch seinen Sieg bei Lauffen mit einem Schlag die österreichische Herrschaft aus dem Land. Der Kaiser und sein Bruder Ferdinand mochten es nicht auf einen allgemeinen Krieg ankommen lassen und gaben im Frieden von Kaaden unter der Bedingung nach, daß Ferdinand als römischer König anerkannt würde und daß Württemberg (ohne Beeinträchtigung des Herzogs in seiner Stellung als deutscher Reichsfürst) ein österreichisches Lehen bleibe. Zugestanden wurde dem Herzog auch, daß er Gewalt haben solle, „christliche Ordnung mit seinen Unterthanen vorzunehmen." So war für den Herzog wieder sein Land und — für die Reformation ein neues Gebiet erobert.

Diesem der Reformation neu erschlossenen Gebiete reihten sich bald andere an, wie Anhalt, Pommern, Mecklenburg und fast der ganze Niederrhein, wo allerdings nach der schrecklichen Wiedertäuferepisode in Münster in vielen Strichen ein Rückschlag erfolgte. Noch ehe das vierte Zehent des Jahrhunderts zu Ende ging, wurden durch den Tod zweier Persönlichkeiten zwei weitere wichtige Länder für die Reformation gewonnen. Einer der verbissensten Gegner der Reformation unter den deutschen Fürsten, Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, starb 1535. Sein Sohn und Nachfolger Joachim II. behauptete zuerst eine Zeit lang eine vermittelnde Stellung, i. J. 1540 brachte aber auch er in seinem Lande die Reformation zur Einführung. Dasselbe geschah zur nämlichen Zeit im Herzogtum Sachsen, welches der hartnäckige Widersacher des Luthertums, der 1539 gestorbene Herzog Georg, nachdem er seine beiden Söhne durch den Tod verloren hatte, sehr wider seinen Willen seinem der Reformation gewonnenen Bruder Heinrich hatte hinterlassen müssen. So gehörte jetzt schon fast ganz Norddeutschland dem neuen Bekenntnis und in demselben Maße ging es auch mit der Erweiterung und Befestigung der schmalkaldischen Bundesgenossenschaft vorwärts. — Zu statten kam der Sache, daß in der letzten Zeit Luthers gehässig-schroffe Haltung den „Sakramentierern" gegenüber sich etwas milderte, wodurch das Verhältnis zwischen Lutheranern und Zwinglianern, zwischen Sachsen und Süddeutschen erträglicher wurde. Der gemeinsame Haß gegen den Papismus führte die beiden Richtungen doch immer wieder zusammen.

Die Erfolge der Schmalkaldener schufen manchem ihrer Feinde

arge Beklemmungen. Ein leidenschaftlicher Gegner der Reformation, der kaiserliche Vizekanzler Dr. Held, faßte scheinbar im Auftrage, in Wirklichkeit jedoch ohne Vorwissen und Zustimmung des Kaisers, der zur Zeit, wo er sich im Doppelkampf gegen Türken und Franzosen befand, alle Ursachen zur Schonung der Protestanten hatte, den Plan, einen Gegenbund zu gründen. Auf sein Betreiben fand zu diesem Zweck im Juni 1538 zu Nürnberg eine Fürstenversammlung statt, die denn wirklich auch bis zur Unterzeichnung der Bundesurkunde gelangte. Als Zweck des Bundes waren angeführt die Bewahrung von Friede und Recht, die Beobachtung des Nürnberger Friedens und der Reichstagsabschiede, die Erhaltung der Stände bei ihrer wahren Religion und die Fürsorge, daß einer friedlich neben dem anderen wohne. Es klingt dies alles sehr unschuldig und merkwürdigerweise ward sogar den evangelischen Ständen der Beitritt zu dieser heil. Liga freigestellt. Man machte auch wirklich der Stadt Nürnberg (wahrscheinlich pro forma) den Antrag, dem Bunde beizutreten, der Rat lehnte jedoch „mit Glimpf" ab. Es waren überhaupt bloß acht fürstliche Unterzeichner, kein Kurfürst und keine Reichsstadt. Zu Bedeutung und Leben ist der „Kontrabund" nie gelangt.

Mit der Ausbreitung des Protestantismus hielt die innere Organisation des Bekenntnisses gleichen Schritt. Mit der Verabfassung einer neuen Kirchenordnung für Nürnberg wurden gleich nach dem Nürnberger Religionsfrieden der Prediger Osiander und der schwäbische Reformator Johann Brenz betraut. Diese Nürnberger Kirchenordnung wurde dann auch von Markgraf Georg in seinem Gebiet eingeführt und diente zunächst ebenso den fränkischen Reichsstädten, dann aber als nürnberg-fränkische Kirchenordnung auch in vielen anderen Gebieten als Vorbild. Das Kirchenregiment hielt der Rat in fester Hand. Als bei einem Religionsgespräch in Worms im November 1538 von etlichen Theologen angeregt wurde, den Kirchenbann in der evangelischen Kirche einzuführen und die Nürnberger Prediger Osiander und Link dem Vorschlage zustimmten, erhielt der Gesandte Erasmus Ebner vom Rate die Weisung, den stürmischen Osiander unverweilt nach Hause zu schicken, während zugleich dem Dr. Link bemerkt wurde, daß er in allen Stücken sich nach dem Gesandten zu richten habe.

Man hätte meinen sollen, daß infolge der neu entstandenen Glaubensgemeinschaft die nachbarlichen Verhältnisse zwischen Nürnberg und dem Markgrafen sich freundlicher gestalten müßten. Dies war jedoch nicht der Fall. Schon i. J. 1526 hatten die markgräflichen Brüder, Kasimir und Georg, den alten Span wieder ausgegraben und verklagten den Rat von Nürnberg wegen angeblicher

Verletzung ihrer Landeshoheit durch den Bau des Sebastianspitals auf „ihrem“ Territorium sowie ihrer Rechte auf den Nürnberger Wald, ferner wegen des Geleits vor dem Frauen- und Laufertthor und wegen widerrechtlicher Anmaßung der peinlichen Gerichtsbarkeit (der „Fraisch“) u. s. w., woraus sich dann ein Rechtsstreit, der sogenannte „Fraischprozeß“ entspann, der Jahrhunderte lang „schwebte“ und schwebend blieb bis ans Ende des heil. römischen Reichs.

Diesem Streit reihte sich 1538 ein neuer an. Markgraf Kasimir war 1537 gestorben und sein Bruder Georg, wegen seines Eifers für das neue Bekenntnis „der Bekenner“ oder „der Fromme“ genannt, übernahm als Vormund von Kasimirs hinterlassenem Sohn Albrecht (Alcibiades) die Regierung von Brandenburg-Ansbach. Der damals (1538) 16jährige Albrecht, ein Unband sondergleichen von klein an, stürmte oft mit seinen Jagdgesellen in die Wildbahnen der Nürnberger hinüber, was sich diese nicht gefallen ließen, sondern einige Frevler auf ihrem Gebiet aufgriffen. Dafür übte dann der junge Brandenburger durch seine Jagdgenossen nicht bloß an Nürnberger Jägern Vergeltung, sondern er ließ sogar Nürnberger Kaufleute überfallen, ausplündern und festsetzen. Statt nun, wie sichs gehört hätte, dem übermütigen Markgräflein den gebührenden Wischer zu geben, beteiligte sich der Vormund, der „fromme“ Georg, selbst an den Vexationen. Es wurde damals der Bau jener gewaltigen Bastei unternommen, welche die Nürnberger Reichsburg umgibt. Am 13. September 1538 wurde im Beisein der älteren Herren des Rats der Grund- und Eckstein gelegt. Als Baumeister war ein Italiener, Antonio Fazuni, genannt der Malteser, berufen. Diesen Bau betrachtete der Markgraf als Eingriff in die markgräfliche Landeshoheit, die er noch immer bis an die Mauern der Stadt in Anspruch nahm und begehrte vom Rat die Einstellung desselben. Die Entgegnung des Rats, daß dieser behaupteten Landeshoheit von jeher widersprochen worden sei und daß die Reichsstadt auf ihrem eigenen Grund und Boden bauen könne, was sie wolle, belehrte ihn natürlich nicht eines besseren und die Hudeleien dauerten fort. Um den Bau zu hindern, wurden nächtlicherweile die Seile abgeschnitten u. s. w., sodaß man auf dem Bauplatz ein Wachthaus errichten mußte, das von einer mit Schießlöchern versehenen starken hölzernen Einfassung umgeben war. Außer dem, daß man Nürnberger Bürger als angebliche Jagdfrevler ins Gefängnis warf, wurden auch den Vogelstellern ihre Herde zerstört und ihr Geräte weggenommen. Die Erbitterung wurde so stark, daß man den Ausbruch eines Krieges fürchtete, zu dem sich die Stadt ernsthaft zu rüsten begann. Da legten sich endlich Kursachsen und Kurbrandenburg ins Mittel und von König Ferdinand wurden beide Teile zur

Ruhe und zur Erledigung des Streits an das Reichskammergericht gewiesen, wo derselbe samt dem übrigen weiter „schwebte". Nürnberg baute seine Burgbastei ruhig weiter, die Gefangenen wurden ledig und selbst die Vogelsteller bekamen ihre Geräte wieder. Weil auch diese friedfertigen Menschen ins Gedränge kamen, hieß dieser Handel im Volksmund der Meisenkrieg.

Neun Jahre nach dem Regensburger Reichstage von 1532 kam der Kaiser wieder ins Reich und zum ersten Male auch nach Nürnberg. Er hatte inzwischen den berühmten Zug nach Tunis vollführt und einen unglücklichen Krieg mit Frankreich bestanden, hatte dann in Spanien seine geliebte, tiefbetrauerte Isabella begraben, ging durch Frankreich in die Niederlande, wo er den wegen der übermäßigen Kriegssteuern ausgebrochenen Genter Aufstand blutig niederwarf und war jetzt auf dem Wege nach Regensburg, wo auf einem neuen Reichstage eine gütliche Einigung der beiden Religionsparteien versucht werden sollte, nachdem das Gebot unbedingter Unterwerfung keinen Gehorsam gefunden hatte.

Die Ankunft des Kaisers in Nürnberg erfolgte am 16. Februar 1541. Es ist nicht anzunehmen, daß dem Halbspanier die Herzen der Nürnberger Bürger freudig entgegenschlugen, jedoch geschah alles, was dazu dienen konnte, ihm die Freude über die der Stadt widerfahrene Ehre und ihre Ergebenheit auszudrücken. Der unter Kanonendonner und Glockengeläute vor sich gehende Einzug des Weltgebieters, der unter einem von 4 Patriziern getragenen rotsammtnen Himmel „mit einem schwarzen Röcklein und einem spanischen Hütlein angethan" auf einem weißen Zelter einherritt, geschah mit der größten Prachtentfaltung. Hunderte von spanischen, niederländischen und burgundischen Trabanten und berittenen Hartschieren eröffneten und schlossen den Zug, in welchem sich auch Eines Ehrbaren Rats Reisige und Einspännige mit roten Röcken und Kappen, sowie 300 schwarzgekleidete Bürger und Kaufleute, mit Federhüten und goldenen Ketten geschmückt, sich befanden. 3200 wohlausgerüstete Bürger bildeten Hecke vom Spittlerthor bis zur Burg. Fruchtgehänge „nach welscher Art" waren in den Straßen angebracht und unterhalb der Veste erhob sich eine dreithorige Triumphpforte im Renaissancestil. Das mit großem Zeremoniell dem Kaiser überreichte Geschenk bestand in einer silbernen, vergoldeten Schüssel, gefüllt mit hundert eigens geprägten Goldstücken, wovon das geringste einen Gulden, das hundertste 100 fl. wert war und die somit einen Gesamtwert von 5050 fl. darstellten. Der Kaiser unterließ nicht, den Stolz der Reichsstadt, ihr Zeughaus und ihre Kornmagazine zu besichtigen und nahm am 19. Februar

die Huldigung von Rat und Bürgerschaft entgegen. Im Rathaussaal, sitzend auf bereit gehaltenem Thron, umgeben von seinem Hof, empfing er Huldigung und Eidesleistung des Rats, gelobte dagegen, die Stadt bei ihren Rechten und Freiheiten zu erhalten und nahm dann, durch das mittlere Saalfenster sich auf eine schwarzbehangene Bühne begebend, auch die Huldigung und den Eidschwur des vor dem Rathause versammelten Volkes entgegen.

Der Rat hat es in keiner Weise an Ergebenheitsbezeigungen fehlen lassen, aber in Religionssachen hielt er an dem gewonnenen Standpunkt unerschütterlich fest. Die noch vorhandenen Barfüßermönche benützten die kaiserliche Anwesenheit zu einem von kaiserlicher Majestät befürworteten Gesuch um freie Ausübung ihrer Religion. Der Rat aber lehnte unter ehrfurchtvollster Verbeugung vor dem Kaiser dasselbe mit aller Entschiedenheit ab.

Es währte sechs Jahre, bis Nürnberg den Kaiser wieder in seinen Mauern sah. Am Ende dieses kurzen Zeitraums war aber die Lage der Protestanten eine ganz andere als in den Tagen, in welchen Karl zum ersten Mal in Nürnberg weilte.

Das beabsichtigte Religionsgespräch fand während des Reichstags in Regensburg statt, aber, wie vorauszusehen, ohne den vom Kaiser erwarteten Erfolg. Je länger die beiderseitigen Theologen beisammen waren, desto weiter gerieten sie auseinander. Zwischen Wittenberg und Rom war kein Ausgleich mehr möglich. Dem Kaiser war es zur Zeit bloß darum zu thun, den Anschluß der Schmalkaldener an Frankreich und England zu verhindern und die Türkenhilfe bewilligt zu erhalten, was er auch beides erreichte. Die Ungeduldigen unter den Katholischen hätten gerne die Aufhebung des Nürnberger Religionsfriedens gehabt, der Kaiser wußte aber, daß die protestantischen Spieße und Büchsen ebenso wirksam seien wie die katholischen. So wurde denn im Reichstagsabschied der Nürnberger Friede aufs neue bestätigt und in einer „Deklaration" des Kaisers wurden die Evangelischen noch besonders beruhigt. Man nannte diesen Abschluß des Reichstags das „Regensburger Interim".

Der Reichstag in Nürnberg von 1543, der letzte, der in Nürnberg gehalten wurde, war ohne Bedeutung. Die bei dieser Gelegenheit wiederholte Aufforderung an Nürnberg, dem schmalkaldischen Bund beizutreten, wurde wieder abgelehnt. Wichtiger waren die Reichstage von 1542 und 1544, beide in Speyer. Auf dem ersten verlangte König Ferdinand eine erneuerte Türkenhilfe von größerem Belang, weil nur mit einer ansehnlichen Streitmacht die Zurückeroberung Ungarns zu erhoffen war. Es wurde ihm auch die doppelte Reichshilfe mit 40000 Mann zu Fuß und 8000 Reitern

bewilligt, dagegen mußte er den Protestanten die Dauer des „Regensburger Interims“ auf weitere 5 Jahre zugestehen. Aber auch mit der verdoppelten Reichshilfe wurde der verfolgte Zweck nicht erreicht; zu Schimpf und Schmach wurde das deutsch-ungarische Heer von den Mauern der Hauptstadt Ofen-Pest zurückgeschlagen. Und ebenso unglücklich endete der mit ungeheueren Kosten ins Werk gesetzte Kriegszug des Kaisers gegen die Seeräuberstadt Algier.

Diese Unfälle der habsburgischen Macht waren für den französischen Rivalen, den Bundesgenossen des Sultans, ein Hochgenuß. Derselbe suchte dem Gegner überall Feinde zu erwecken und es begann der vierte Krieg zwischen Karl V. und Franz I. Diesmal aber wollte Karl mit dem Franzosen gründlich abrechnen. Es gelang ihm nicht bloß die Aussöhnung mit König Heinrich VIII. von England, sondern auch das Bündnis mit demselben zum gemeinsamen Krieg gegen Frankreich. Den Bundesgenossen des französischen Königs, den Herzog von Kleve, schlug er im August 1543 in wenigen Tagen zu Boden und zwang ihn zur Aufgabe seiner Ansprüche auf das Herzogtum Geldern und des Bundes mit Frankreich sowohl als des evangelischen Bekenntnisses. Dann sollte ihm der andere Reichstag in Speyer in (Februar 1544) die Mittel zu dem Schlag gegen Frankreich selbst liefern. Es wurde auch auf dem glänzend besuchten Reichstag dem Kaiser zu dem Doppelkrieg gegen Franzosen und Türken alles bewilligt, was er verlangte und andrerseits war der Kaiser gegen die Evangelischen die Willfährigkeit selbst. Alles was nicht die Rücksicht auf die katholische Mehrheit unbedingt verbot, wurde ihnen gewährt. Die schmalkaldischen Bundesgenossen werden wohl gefühlt haben, daß sie sich ihres eigenen Rückhalts beraubten, wenn sie den Franzosenkönig besiegen halfen, aber es war doch offenbarer Verrat an Kaiser und Reich, wenn sie hier den Beistand versagten.

In dem auf französischem Boden geführten Feldzug wurde zwar nicht alles erreicht, was der Kaiser erstrebte, immerhin konnte dieser befriedigter sein als sein Gegner. Der König mußte in dem Frieden von Crepy (18. Sept. 1544) dem Bündnis mit dem Türken entsagen und zur Wiedereroberung Ungarns Hilfstruppen versprechen. Außerdem verständigten sich die beiden hohen Herren im geheimen über die Wiederherstellung der Glaubenseinheit. Daß es dem einen wie dem anderen damit Ernst war, ist nicht zu bezweifeln, denn in Frankreich wie in den Niederlanden waren bereits Tausende, zum Teil auf die schrecklichste Weise, dieser Glaubenseinheit, d. h. dem Religionsfanatismus, zum Opfer gefallen.

Eine ganz andere Temperatur als auf dem Speyerer Reichstag

herrschte auf dem Reichstag zu Worms im Frühjahr 1545. Nach der Herstellung des Einvernehmens zwischen Karl V. und Franz I. konnten die Protestanten erwarten, daß der Kaiser jetzt andere Saiten aufziehen werde. So kam es auch. Ein Einverständnis zwischen Kaiser und Papst zur Vergewaltigung der Schmalkaldener war bereits im Gang, als der Kaiser in Worms einritt. Es war in der letzten Zeit manches eingetreten, um ihm den Weg der Gewalt anzuraten. Der neue Kurfürst von der Pfalz war im Begriff, das evangelische Bekenntnis anzunehmen und der alte Erzbischof und Kurfürst von Köln, Hermann von Wied, hatte unter Zustimmung des größten Teils vom Adel und Volk die Reformierung des Erzstifts nach den Grundsätzen der neuen Lehre begonnen. Wenn dies so weiter ging, so mußten die katholischen Stände unausbleiblich in die Minderheit kommen. Einstweilen ging der Kaiser noch sachte vorwärts. Vorerst sollten die Protestanten zur Anerkennung des auf Andringen des Kaisers endlich vom Papst nach Trient einberufenen Konzils veranlaßt werden. Die Protestanten aber konnten, wollten sie keinen Selbstmord begehen, sich nicht von vornherein den künftigen Beschlüssen einer vom Papst einberufenen und von dessen Legaten geleiteten Kirchenversammlung unterwerfen und verlangten die Sicherstellung ihrer Rechte ohne Rücksicht auf das Konzil und dessen Beschlüsse. Dies, erklärte ihnen der Kaiser, könne er ihnen wegen der anderen Nationen nicht gewähren, beteuerte ihnen aber seine friedliche Gesinnung; das übrige werde sich auf dem nach Regensburg einberufenen Reichstag finden, wo auch nochmals ein Religionsgespräch stattfinden sollte.

Dieses Regensburger Religionsgespräch ging im Februar und März 1546 unter noch viel ungünstigeren Umständen vor sich als das letzte Colloquium. Der Wortführer der Katholischen war ein ganz verbohrter spanischer Theologe, mit welchem auch die geringste Verständigung ausgeschlossen war. Des nutzlosen Hin- und Herredens satt, gingen die evangelischen Theologen, ohne den Schluß abzuwarten, davon. In diesen Tagen (18. Februar 1546) starb der frühgealterte Dr. Martin Luther. Damit war dem großen Reformator der Schmerz erspart, mit ansehen zu müssen, wie sein mit so viel Mannesmut und Geisteskraft begonnenes Werk durch die Unfähigkeit der fürstlichen Führer der Evangelischen und durch die Tücke des Kaisers an den Rand des Abgrundes geführt wurde.

Als noch vor Ende Mai des Kaisers lange im Sinn getragener Entschluß feststand, den Krieg zu beginnen, ging er sofort mit ganzer Kraft und mit allen Künsten des Trugs ans Werk. Den katholischen Ständen wurde versichert, es gelte für den Glauben; den protestantischen, es handle sich blos darum, die dem Reiche Ungehorsamen zu

strafen. Der Papst versprach vertragsmäßig die Stellung von 12500 Mann und 200000 Dukaten. Der Herzog Wilhelm von Bayern wurde mit dem pfälzer Kurhut geködert. Bei der Werbung um die fränkische Reichsritterschaft mußte der Adelshaß gegen die Fürsten herhalten. An die Städte Nürnberg, Augsburg, Ulm, Straßburg erging ein besonderes Schreiben, in welchem das Mißtrauen gegen die Fürsten, welche alles an sich reißen wollten, erregt und nachdrücklich versichert wurde, daß die Kriegsrüstung keineswegs gegen die Religion, sondern bloß gegen etliche Verächter kaiserlicher Majestät gerichtet sei. Hier verfing aber die spanische Politik nicht; die Bürgerschaften der Städte waren einig in dem Entschluß, ihr Schicksal nicht von dem der evangelischen Fürsten zu trennen. Nur das rein patrizische Stadtregiment von Nürnberg verharrte in kühler Absonderung. Aus seiner behutsamen Zurückhaltung wurde der Nürnberger Rat jedoch aufgestört, als der Papst die Eidgenossen über den Zweck des zwischen ihm und dem Kaiser abgeschlossenen Bündnisses aufgeklärt hatte, der kein anderer war, als die Protestanten unter den Gehorsam des Konzils, d. h. des Papstes, zurückzuführen. Jetzt hatten die Schmalkaldener den sonnenklaren Beweis für den ausweichenden Rat von Nürnberg, daß die Versicherung des Kaisers, sein Vorhaben gelte nicht dem evangelischen Bekenntnis, eitel Flunkerei sei. Zu einer thätigen Teilnahme an dem Unternehmen zur Abwehr gegen den Kaiser ließ sich der Rat gleichwohl nicht fortreißen und auch der Vorwurf, daß man dem Kaiser den Bezug von 1300 Zentner Pulver sowie von anderem Kriegsbedarf und Waffen aus Nürnberg gestattet habe, während man den Glaubensverwandten jede Handreichung verweigere, prallte wirkungslos ab. Das Einzige, was die Schmalkaldener erreichten, war, daß sie statt der begehrten 200000 fl. als Darlehen einmal 25000 fl. und dann wieder 20000 und 10000 fl. erhielten mit dem Beding, daß der Kaiser nichts davon erfahren solle. Die Bürgerschaft war mit dieser furchtsamen Politik nichts weniger als einverstanden und die Unzufriedenheit wurde so laut, daß sich der Rat bemüßigt sah, Warnungszettel unter die Bürger zu verteilen, daß sie die „bösen und ungeschickten Reden“ unterlassen sollen.

Mit mehr Glück als bei den Städten fuhr der Kaiser bei verschiedenen protestantischen Fürsten und es war von doppeltem Vorteil für ihn, daß er die beiden brandenburgischen Markgrafen Albrecht Alcibiades von Kulmbach-Bayreuth und Hans von Küstrin, sowie Moritz, den jungen Herzog von Sachsen für sich gewann, weil durch die Teilhaberschaft protestantischer Fürsten sein Unternehmen, wenigstens in den Augen der vielen Unverständigen, den Anschein eines politischen Kriegs gewann und nicht mehr als Religions-

kampf erschien. Es war ein politischer Meisterstreich Karl V., diese Fürsten einzufangen, und ein Unglück für die vom Regensburger Reichstag fern gebliebenen Führer des schmalkaldischen Bundes, daß sie von allen diesen Machenschaften keine Ahnung hatten.

Als sie im Juli ins Feld rückten, verkündeten sie in ihrem Manifest, daß sie sich entschlossen hätten, das göttliche Wort und die deutsche Freiheit zu verteidigen, nachdem sie auf ihre Anfrage nach dem Zwecke der großen Rüstungen keine befriedigende Antwort erhalten hätten und weil den Gesandten verschiedener Städte erklärt worden sei, daß Kaiserliche Majestät etliche ungehorsame Fürsten zu strafen vorhabe. Die Antwort des Kaisers war die Achtserklärung gegen den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen. Der Sieg konnte den Verbündeten nicht fehlen, wenn sie klug und rasch entschlossen handelten; aber ihre Politik war blind, ihre Kriegführung lahm und lässig; dies brachte sie ins Verderben. Man konnte den Kaiser, der noch bloß von einigen hundert Mann umgeben war, in Regensburg einschließen; es unterblieb. Man konnte das Vordringen der päpstlichen und der anderen italienischen Hilfstruppen verhindern; aber man scheute sich, das Gebiet von des Kaisers Bruder Ferdinand und das dem Kaiser doch längst verkauften des Bayernherzogs zu verletzen. Man mußte unbedingt die aus den Niederlanden heranrückenden 20000 Kaiserlichen abschneiden; aber auch dies wurde unterlassen. Statt dessen zog man planlos an der oberen Donau hin und her; eine nutzlose Kanonade bei Ingolstadt war das einzige kriegerische Ereignis. Schon wüteten — es war schlimmes Oktoberwetter — Krankheiten hüben und drüben, da fiel wie eine Bombe eine Nachricht ins Lager der Schmalkaldischen, welche der Sache plötzlich eine Wendung gab. Der vermeintliche Freund der protestantischen Sache und Schwiegersohn des Landgrafen Philipp von Hessen hatte plötzlich die Maske abgeworfen, war als Vollstrecker der kaiserlichen Acht ins Kurfürstentum Sachsen eingefallen, hatte im Nu das von Verteidigern entblößte Land eingenommen und — den Kurhut erobert.

Am 23. November zogen der Kurfürst und der Landgraf nach Norden und überließen Süddeutschland den Griffen des Kaisers. Wie unbarmherzig derselbe zu greifen und zu drücken verstand, erfuhren die Stadtgemeinden in überschwänglichem Maße: sie hatten sich mit den ihnen für den Krieg zugemuteten Geldleistungen sehr knauserig gezeigt, jetzt wurden sie um das vielfache von dem, was sie angeblich nicht hatten leisten können, vom Kaiser geschatzt. So mußten z. B. Augsburg 150000, Ulm 100000, Frankfurt 80000 fl. zahlen und außerdem wurden ihnen ihre reichen Waffenvorräte ab=

genommen. Im ganzen haben die süddeutschen Reichsstädte mit Württemberg dem Kaiser 1200000 fl. entrichtet. Übrigens mußten auch die dem Kaiser treu gebliebenen Reichsstände wegen der „übermäßigen Kriegskosten", wenn auch kleinere Summen, beisteuern. Nur Nürnberg, von dem der Kaiser in seinen Denkwürdigkeiten selbst sagte, daß es ihm immer freundlich gewesen, ging frei aus; nur ein paar Geldbarlehen mußte es dem Kaiser gewähren. Die Nürnberger mußten aber wegen dieses „Hofierens" viel giftige Worte hören und sich „Achselträger" schimpfen lassen.

Den ganzen Winter hindurch war der Kaiser vollauf beschäftigt, die Kniefälle und Unterwürfigkeitsbezeugungen von Bürgermeistern und Räten der Städte entgegenzunehmen. Am 24. März 1547 kam er von Nördlingen her, auf dem Wege nach dem Norden, nach Nürnberg. Der Kurfürst Johann Friedrich hatte die Kriegsscharen seines verräterischen Vetters ebenso schnell aus dem Lande gejagt als sie hereingekommen waren und jetzt wurde der „Judas von Meißen" vom Kurfürsten bereits im eigenen Lande bedrängt. Ihm zu helfen und zugleich Norddeutschland zu unterwerfen, waren die Truppen des Kaisers und seines Bruders Ferdinand in Bewegung; in Böhmen sollten sich dieselben zum Einmarsch in Sachsen vereinigen. Auf dem Wege dahin traf am 14. März der kaiserliche Feldherr, Herzog Alba, vor Nürnberg ein. Schon während die Truppen Albas in der Nähe Nürnbergs waren, kamen einzelne Spanier in die Stadt und verursachten durch ihre Raubsucht und Brutalität Aufläufe und Schlägereien. Noch schlimmer wurde es, als die Spanier in der Stadt einquartiert werden sollten. Ein Bürger, der Lederer Rothenburger am Kornmarkt, weigerte sich, Spanier ins Quartier zu nehmen und als diese mit Gewalt in das Haus eindringen wollten, entstand durch den Lärm ein allgemeiner Auflauf. Von allen Seiten eilten Bürger mit allerlei Gewaffen, mit Hämmern, Beilen u. s. w. herbei und es wurden in dem Tumult zwei Spanier erschlagen, einer zum Tode verwundet und auch mehrere Bürger so verletzt, daß sie andern Tags starben. Den Zorn Albas, der sich nach diesem Vorfall weigerte, persönlich in die Stadt zu kommen, beschwichtigte der Rat mit dem Nachweis der von ihm eingeleiteten strengen Untersuchung und Bestrafung der Übelthäter, von denen die meisten sich freilich bereits aus dem Staube gemacht hatten. Selbstverständlich durften auch die verschiedenen Handsalben nicht fehlen. So wurde der Stadt die Ehre zu teil, den berühmten Feldherrn fluchwürdigen Angedenkens in ihren Mauern zu sehen. Er wohnte in Dr. Christoph Scheurls Haus unter der Veste. Beim Einzug in die Stadt war er von 200 Hakenschützen mit glimmenden Lunten umgeben.

Am 24. März war Karl V. in Nürnberg eingezogen, begleitet von einer Reihe von Gesandten, welche seinen Triumph mit ansehen sollten und genau einen Monat später brach in der Schlacht bei Mühlberg der schmalkaldische Bund zusammen. Der Kurfürst Johann Friedrich war des Kaisers Gefangener und bald darauf wurde es auch der Landgraf Philipp von Hessen, der sich vom Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg und von seinem Schwiegersohn Moritz von Sachsen hatte bereden lassen, im Vertrauen auf des Kaisers Großmut demselben sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Wie grausam täuschten sich diese Fürsten, als sie an das Vorhandensein dieser Tugend in der Seele des Habsburgers glaubten! — Groß war der Triumph des Kaisers, jedoch nicht vollständig, denn mehr als eine norddeutsche Stadt trotzte seinem Machtgebot. Bremen wies ein fast 30000 Mann starkes Heer siegreich von seinen Mauern zurück und Magdeburg, nicht erschreckt von des Kaisers Achtserklärung, wurde die feste Burg des Protestantismus für ganz Deutschland und ein deutlicher, doch nicht verstandener Wink für den Kaiser, daß „eine Grenze hat Tyrannenmacht".

Zum dritten Male kam Karl V. nach Nürnberg am 6. Juli 1547. Diesmal als Triumphator. Er zog von Norden her, umgeben von 10000 Spaniern, gefolgt von einem Troß von 600 Wagen und mit ihm zog der Schrecken. Die Scheußlichkeiten, welche seine Soldateska überall, wohin sie kam, verübte, wiederzugeben, sträubt sich die Feder. Nur in Franken, in Rücksicht auf Würzburg, Bamberg, Nürnberg, Ansbach, wurde einigermaßen Zucht gehalten und trotzdem gab es auch hier Anlaß genug zu Klagen. Zwei Nürnberger Bürger, Christoph Pfinzing und Sebald Schedel, wurden auf einem Spazierritt im Erlanger Wald von Italienern auf offener Landstraße meuchlerisch ermordet. — Die beiden fürstlichen Gefangenen, Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen, wurden nicht in die Stadt gebracht, sondern an ihr vorüber nach Schwabach geführt. Der Kaiser selbst verließ Nürnberg am 18. Juli, um am 1. September in Augsburg den Reichstag zu eröffnen, welcher nicht mit Unrecht „der geharnischte" genannt wurde.

Dieser Reichstag blieb den Zeitgenossen lange unvergessen, weil ihm der berüchtigte Wechselbalg, „das Augsburger Interim", entsprang. Der Kaiser wollte, bis das Konzil von Trient mit seiner Aufgabe fertig würde, einstweilen eine kaiserlich privilegierte Zwischenreligion herstellen und beauftragte damit den Mainzer Weihbischof Helding, den Naumburger Bischof Julius von Pflug und den scheinprotestantischen brandenburgischen Hofprediger Agrikola, deren gemeinsames Produkt jenes „Buch Interim" war. Dasselbe wurde am

15. Mai 1548 den in der Herberge des Kaisers versammelten Ständen vorgelesen, von denselben gehorsamst angenommen und am 30. Juni mit der Einschränkung, daß es nur für die evangelischen Stände bindend sei, als Reichsgesetz verkündet. Von dem ganzen, aus dem inneren Drang der Nation hervorgegangenen Reformationswerk war in dieses Machwerk despotischer Willkür nichts aufgenommen als — selbst dies noch verklausuliert — der Laienkelch und die Priesterehe. Nur einem Despotenhirn konnte der Gedanke entspringen, ein solches Destillat Millionen denkfähiger Wesen als Glaube aufzwingen zu wollen und zu befehlen: Das habt ihr jetzt zu glauben.

Um dem kaiserlichen Reformationswerk Eingang zu verschaffen, wurde an Gewalt, Drohungen und Verheißungen nichts gespart. In verschiedene Städte wurden spanische Soldaten gelegt, in Augsburg und Ulm die demokratische Stadtverfassung gestürzt, die Reichsstadt Konstanz mit Gewalt zur österreichischen Landstadt gemacht. Zu einer Frankfurter Gesandtschaft, die wenigstens um Milde bat, sagte der Kanzler Granvella: „Lernet nur das Alte wieder, oder man wird euch Leute schicken, die es euch lehren. Ihr sollt noch spanisch lernen.“ Die Gesandten *Nürnbergs* am Reichstag: Hieronymus Holzschuher, Sebald Haller und Jakob Muffel hatten die Weisung, sich den etwa protestierenden Ständen anzuschließen, es war aber kein protestierender vorhanden, denn von dem Bekennermut im Reichstag von 1530 war auf dem „geharnischten“ Reichstag angesichts der brutalen Gewalt kein Hauch zu verspüren.

Unter diesen Umständen verzichtete der Nürnberger Rat auf offenen Widerstand und beschloß auf den Rat des Kurfürsten von Brandenburg, das Interim anzunehmen, zugleich aber an den Kaiser die Bitte zu richten, ihn mit der Einführung nicht zu drängen und die anderen Ständen etwa geschenkte Nachsicht auch ihm zu erteilen. Dieser Beschluß wurde den zusammengerufenen Genannten und Geistlichen eröffnet und von letzteren stillschweigend zu Gehör genommen. Dieselben waren jedoch nicht gesonnen, auch auf der Kanzel zu schweigen und besonders Osiander, Veit Dietrich und Blasius Stöckel machten trotz aller Abmahnungen in ausgedehntem Maße ihren gepreßten Herzen Luft. Es erfolgten bald Drohschreiben aus der kaiserlichen Kanzlei, sodaß sich der Rat entschloß, wenigstens einstweilen das Fleischessen an den Fasttagen zu verbieten und einige katholische Festtage, sowie die Ohrenbeichte wieder einzuführen. Von der Messe wurde noch abgesehen. In dieser Form wurde das Interim am 31. August vom Rathaus herab verkündet und Sonntag darauf von den Kanzeln verlesen. Die Folge war, daß mehrere Geistliche den Dienst der Stadt aufgaben, darunter *Andreas Osiander*, der

nicht mit ansehen wollte, wie das Werk, an dessen Einführung in Nürnberg er selbst so tapfer mitgewirkt, so erbärmlich verpfuscht wurde. Er fand einen neuen Wirkungskreis in Königsberg beim Herzog Albrecht von Preußen und starb dort nach vier Jahren voll Kampf und Streit. Der milde Veit Dietrich, ein geborener Nürnberger, nahm sich die Sache so zu Herzen, daß er im nächsten Jahre aus Gram starb.

Melanchthons unmännlicher Rat, sich zu bucken, fand wenig Anklang in den betreffenden Kreisen; mehr als 400 evangelische Geistliche verließen Haus und Hof, um nicht wieder Messe lesen und den anderen „Götzendienst" treiben zu müssen und es waren gerade die achtungswertesten Männer, welche das bittere Brot der Fremde wählten; viele von ihnen fanden in dem geächteten Magdeburg ein Asyl. — Es sah trüb aus im evangelischen Deutschland: verhaltener Ingrimm durchbebte die Gemüter und unheimliche Stille lagerte über den Gemeinden, die zuweilen unterbrochen wurde durch die aus Magdeburg, „unseres Herrgotts Kanzlei", aufflatternden, durch die Länder fliegenden Flugblätter, Satiren, Karrikaturen u. s. w., welche den Zorn des Volks schärften gegen das Interim und dessen Schöpfer.

Die Erlösung aus dieser elenden Lage geschah durch unreine Hände und kam von einer Seite, welche die wenigsten ahnten. Moritz, der neue Kurfürst von Sachsen, der Verräter von 1546, wurde 1552 der Retter. In seiner Seele brannte der Grimm, daß der Kaiser all seinen Bitten um die Befreiung seines schändlich behandelten Schwiegervaters, Philipp von Hessen, unzugänglich war, nagte die Sorge, daß derselbe, der ihn emporgehoben, ihn auch wieder beiseite schieben könnte und bitter empfand er die Mißachtung, welche ihm wegen der von ihm 1546 gespielten Rolle fast überall begegnete. Doch der gelehrige Schüler des Meisters aller Ränke überwand nicht bloß das Mißtrauen seiner Standesgenossen, sondern wußte sogar sich zum Haupte der Fürstenverschwörung zu machen und den Kaiser so lange zu täuschen, bis alles zum Losbruch bereit war. Nach unserer heutigen Auffassung war es ein Verrat am Reich, daß Moritz und seine Mitverschworenen sich mit dem König von Frankreich gegen den Kaiser verbündeten und deutschen Boden, Metz, Toul und Verdun, preisgaben, doch diese unsere Anschauung war der Fürstenschaft jener Zeit fremd und der deutsche Patriotismus des halbspanischen Reichsoberhaupts, dem Deutschland nichts war als ein Werkzeug für seine dynastische und Weltmachtspolitik, war keinen Pfennig mehr wert als der jener Fürsten. Und hatte etwa der Kaiser, der die Gewissen zwang, der, sein Wahlgelübde brechend, spanische Kriegsknechte im Reich hausen ließ und

an zwei deutschen Reichsfürsten gemeinste Rachsucht übte, noch Anspruch auf ritterliche Treue?

Das angebliche Ziel des Fürstenbundes war: Freiheit des Vaterlands, Selbständigkeit des Reichs, Schutz der Religion laut der Augsburger Konfession, Befreiung der gefangenen Fürsten von Sachsen und Hessen. Im März brachen die sächsischen und hessischen Heerhaufen gleichzeitig auf; in Rothenburg vereinigte sich mit ihnen Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach, der eigentlich nicht im Bunde war, sondern sich selbständig an dem Kriegszug beteiligte. In einem Manifest verkündigten die Fürsten, daß sie den Schild erhoben hätten, um Deutschland zu erlösen von dem „viehischen erblichen Servitut“ eines Machthabers, der seine eigene Herrschaft durchsetzen wolle durch ausländisches Kriegsvolk u. s. w. Wer ihnen in dem löblichen Vorhaben, dieses beschwerliche Joch abzuschütteln, beistehen wolle, der solle Freundschaft, Gunst und guten Willen erfahren, wer sich widersetze, den würden sie mit Feuer und Schwert heimsuchen. Die Reichsstadt Frankfurt verweigerte den Anschluß, ebenso Ulm, welches dafür fünf Tage lang vergeblich beschossen wurde. Dagegen öffnete Augsburg seine Thore und sofort trat die alte Zunftverfassung und die evangelische Religionsübung wieder in Kraft. Der Bischof von Würzburg kaufte sich mit 60000 fl. los.

Der Rat von Nürnberg wurde von einem Bundesgesandten, dem hessischen Kämmerer Georg von Scholey, aufgefordert, dem Bund der Fürsten beizutreten und ihr Vorhaben mit Geld, sowie durch Überlassung von Proviant, Geschütz und Munition zu unterstützen. Der Rat war über sein Verhalten hinsichtlich des Anschlusses keinen Augenblick im Zweifel. Wenn auch das fürstliche Unternehmen vom religionsparteilichen Standpunkt aus auch in Nürnberg freudige Zustimmung fand, so waren doch andrerseits den Nürnberger Ratsherren die Gesinnungen der Fürsten gegen die Städte nur zu gut bekannt, um nicht gegen die Endziele derselben ein gewisses Mißtrauen zu empfinden. Eine unbedingte, schroffe Ablehnung hielt der Rat jedoch für gefährlich und so versprach er eine Geldleistung von 80000 fl., jedoch sollte diese Zusicherung „der Pflicht und dem Gehorsam gegen Kaiser und Reich unvorgreiflich und außerhalb aller Adhäsion, Obligation und Konföderation geschehen sein“, und verlangte dagegen, daß die Fürsten für sich und ihre Mitverbündeten sich verpflichten und verschreiben, daß die Stadt mit Kriegsgewalt nicht überzogen und vor aller Gewaltthat gesichert sein solle. So geschwind wollten aber die Verbündeten die Reichsstadt nicht loslassen. In einer weiteren Unterhandlung erklärten sich die beiden Fürsten von Sachsen und Hessen zwar vorläufig mit der Kriegshilfe von 80000 fl. zufrieden und

verhießen auch Schutz und Schirm gegen alle Gewalt und Sicherung gegen feindlichen Anfall und Überzug, forderten aber dagegen noch einmal den Beitritt zum Bund „zur Rettung der wahren Religion der Freiheit und Wohlfahrt des Reichs." Darauf erklärte aber der Rat ganz entschieden: Nürnberg könne sich nun und nimmermehr in eine solche Anschließung einlassen. In einer letzten Unterhandlung kam es dann zum Abschluß: der Rat erhöhte seine Beisteuer um weitere 20000 fl. und der Kurfürst und der junge Landgraf, ohne weiter auf die Anschlußfrage zurückzukommen, stellten für sich und ihre Kriegsverwandten die Zusicherung aus: Nürnberg und dessen Gebiet sollten weder durch Brand, Plünderung und Raub, noch sonst in irgend einer Weise beschädigt, auch die dahin führenden Handelsstraßen sicher gestellt werden. Werde das Kriegsvolk genötigt, das Gebiet der Stadt zu berühren, so wolle man Sorge tragen, daß dies möglichst ohne Schaden und Beschwerde geschehe. — Wie wenig diese fürstliche Zusicherung der Stadt Nürnberg geholfen, soll in dem nächsten Kapitel erzählt werden.

Das Waffenglück der Verbündeten brachte über alle Erwartung schnell die Entscheidung. Durch die kühne Erstürmung der Ehrenberger Klause lag ihnen Tirol offen. Es fehlte nicht viel, so wurde der Kaiser selbst in Innsbruck gefangen. Derselbe, körperlich leidend, entfloh, teilweise in der Sänfte getragen, über die schneebedeckten Berge bis nach Kärnthen. Die beim Konzil in Trient versammelten geistlichen Herren stoben in wirrer Flucht auseinander wie Schafe vor dem in die Hürde eingebrochenen Wolf. Durch das ganze evangelische Deutschland erscholl der Freudenruf der Erlösung aus bangem Leid, und Moritz von Sachsen, der noch vor kurzem verfluchte Verräter, war jetzt der bewunderte Held der Nation. In die harten Köpfe der Habsburger fuhr jetzt endlich der Blitzstrahl der Erkenntnis, daß das Vertragen am Ende doch besser sei als das Schlagen, und wenn auch der Kaiser selbst sich noch immer gegen das Vertragen sträubte, so waren die deutschen Habsburger, König Ferdinand und sein Sohn Maximilian, umsomehr dazu geneigt. Dieselben waren durch den vom Kaiser hartnäckig verfolgten Plan, die Wahl seines Sohnes Philipp, des nachmaligen Königs Philipp II. von Spanien, zum römischen König durchzudrücken, schon längst kopfscheu geworden; dazu kam noch die bedrohte Lage des Reichs: im Osten tobte aufs neue der Türkenkrieg, zu welchem deutsche Hilfe unentbehrlich war, und im Westen rückten die Franzosen der deutschen Grenze immer näher. Nach vorheriger Besprechung zwischen König Ferdinand und dem Kurfürsten Moritz in Linz traten im Juni 1552 deutsche Reichsfürsten in Passau zusammen, katholische und protestantische, und nach

vielen Kämpfen und heißen Verhandlungen gelangte in dem berühmten Passauer Vertrag der Grundsatz der religiösen Gleichberechtigung endlich zum Sieg.

Es hat den König Ferdinand noch schwere Mühe gekostet, seinen Bruder, den Kaiser, zur Unterzeichnung dieses Vertrages zu bestimmen und es versuchte der letztere noch allerlei Zettelungen, bis er sich dazu herbeiließ. Auch erfüllte der Passauer Vertrag bei weitem nicht alle Erwartungen der Kriegsverbündeten, aber die Hauptsache war erreicht: der Gedanke, die kirchliche Einheit durch Gewalt zu erzwingen, war beseitigt und die Grundlage für einen dauernden Religionsfrieden war geschaffen. Dieser kam auf dem Augsburger Reichstag von 1555 nach lebhaften und schwierigen Verhandlungen zu stande. Der Kaiser, der durch seinen mißlungenen Versuch (1553), Metz zurückzuerobern, tief herabgestimmt war, hatte endlich seinem Bruder Ferdinand freie Hand gegeben, um auf Grund des Passauer Vertrags den Frieden herzustellen. Auch der Augsburger Religionsfriede hatte schwere Mängel und bot durch seine Unbestimmtheiten Anlaß genug zu künftigen Irrungen; immerhin war er ein unschätzbarer Gewinn für die Geistes- und Gewissensfreiheit, da durch ihn die evangelische Religionsgenossenschaft für immer von den Ansprüchen des Papsttums befreit und gegen jede künftige Bedrängnis durch Konzilsbeschlüsse sichergestellt war.

Für Karl V. aber bedeutete dieser Friede die vollständige Niederlage seiner Religionspolitik. Wenige Wochen nach Verkündigung des Augsburger Reichstagsabschieds legte er, des Herrschens müde, die Regierung nieder; am 28. September 1558 ist er im Kloster zu San Yuste gestorben. Nürnberg hat ihm in der schwierigsten Lage die Treue gehalten; das Andenken dessen zu segnen, dem alles kommunale Wesen im Grund der Seele verhaßt war, hatte die Reichsstadt jedoch nicht die mindeste Ursache. Alle die Drangsale Nürnbergs in den Jahren 1552 und 53, von welchen im nächsten Kapitel die Rede ist, waren Folgen von Karls Politik.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Markgraf Albrecht Alcibiades.

Aus welcher Veranlassung diesem wilden Schößling am Stamm der Hohenzollern der Name des geistreichen und liederlichen Atheners beigelegt wurde, wissen wir nicht anzugeben. Ein Beiname wie: Höllenbrand, Würgengel, Unhold, Mordbrenner und dergleichen wäre bezeichnender für ihn. Er selbst nannte und unterzeichnete sich Albrecht der Jüngere. Es ist auffallend, daß verhältnismäßig so viele Fürsten des brandenburgischen Hauses Beinamen aus der altgriechischen und römischen Welt führen. Da ist ein Albrecht Achilles, ein Johannes Cicero, ein Joachim Nestor, ein Christian Ernst Ulysses und ein Albrecht Alcibiades. Auch auf den letzteren dürfte sich anwenden lassen, was Friedrich der Große von einem seiner Vorfahren, von Joachim Nestor sagte: „Il reçut le surnom le Nestor comme Louis XIII. celui de Juste, sans qu'on pénétre la raison.“

Albrecht, geb. 1522, war der einzige Sohn des den Nürnbergern durch die Schlacht von Affalterbach unvergeßlichen Markgrafen Kasimir, welcher zum Unglück seines Sprößlings auf einem Feldzug in Ungarn starb, als derselbe erst 5 Jahre alt war. Da seine Mutter nach dem Tode des Gemahls sich in ihre Heimat zurückzog und sich auch nicht weiter um den Sohn kümmerte, so blieb diesem alles Familienleben versagt, ein Umstand, der nur von übelstem Einfluß auf seine Entwicklung sein konnte. Die Vormundschaft übernahm sehr ungern und besorgte sehr nachlässig sein Oheim, Markgraf Georg der Fromme, der es auch verhinderte, daß sein Mündel, wie es der Kaiser und Ferdinand beabsichtigten, zur Erziehung nach Österreich gebracht wurde; vielmehr ließ er ihn im evangelischen Glauben unterrichten, zu dem er sich selbst bekannte. Albrecht wurde mit zwei Grafen von Leuchtenberg und von Gleichen auferzogen und hatte 13 Edelknaben zur Bedienung. Zum Lernen hatte der junge Herr Anlage genug, Lust dazu jedoch umsoweniger, diese hatte er blos zum Reiten, Jagen und Saufen. So mühte sich denn auch der Rektor zu Ansbach, der gelehrte Vincenz Opsopäus, der seinem fürstlichen

Zögling Latein beibringen sollte, vergeblich mit ihm ab und noch schlimmer hatte es dessen Hofmeister Beck. Bei der Hochzeit von Albrechts Schwester mit dem Pfalzgrafen Friedrich III. zu Crailsheim mußte sich der arme Präceptor so voll trinken, daß er wenige Tage darauf starb, und für Albrecht selbst hatte das Gelage so schlimme Folgen, daß er ein Jahr lang siechte. Als es soweit war, daß der junge Mann eine höhere Schule besuchen sollte, wollte ihn sein Vormund Markgraf Georg nach Wittenberg schicken; der andere Oheim, Herzog Albrecht von Preußen, hielt es für das beste, wenn er nach Polen ginge, weil dort die lateinische Sprache zu Hause sei. Der Neffe erledigte den Streit dadurch, daß er weder dahin noch dorthin ging, sondern wie bisher mit seinen Genossen im Lande herumritt, jagte, würfelte und zechte.

Sobald der junge Markgraf 1540 volljährig war, drängte er auf Teilung des Landes. Durch das Los fiel ihm das obergebirgische Fürstentum zu. Wie bisher der wilde Sigmund von Heßberg, so ward nun der bekannte Wilhelm von Grumbach sein Günstling und Berater. Mit diesem ritt er nach Gent zum Kaiser und dann nach Speyer zum römischen König Ferdinand, um sich zu Gnaden zu empfehlen. Denn dies war dem jungen Fürsten klar und entsprach auch am meisten seinen Neigungen, daß er sein Heil im Kriegsdienst suchen müsse; das Land mochten seine Räte regieren und aus demselben soviel heraus schinden als sie konnten. Unter der Regierung seines Vaters Kasimir hatte sich die Landesschuld verdoppelt, die Einkünfte reichten kaum hin, die Zinsen zu decken. Die der Kirche bei der Einführung der Reformation abgenommene Beute, an Kleinodien und Silber im Fürstenthum Bayreuth allein 24000 fl., war ein Tropfen auf heißem Stein. Wie drückend die Schuldenlast war und wie bedrängt die Finanzlage, zeigt der von den obergebirgischen Ständen 1529 gemachte Vorschlag, die Ämter Osternohe, Schönberg und Burgthann an Nürnberg zu verkaufen. Unter solchen Umständen stand ihm, wenn er zu Hause blieb, nichts anderes in Aussicht als ein armseliges Dasein.

So sehen wir ihn denn schon i. J. 1543 als bestallten Hauptmann in kaiserlichen Diensten zunächst bei der vergeblichen Belagerung von Landrecy, und wenn auch ohne Lorbeeren, so kehrte er doch nicht ohne des Kaisers Gunst zurück in die Heimat nach Neustadt a. d. Aisch, wo er seine Residenz aufschlug; später wurde es die Plassenburg bei Kulmbach. In dem Feldzug Karl V. in Frankreich im Sommer 1544 that Albrecht mit einem ansehnlichen Reitergeschwader gute Dienste. Fast der ganze streitbare Adel Frankens hatte sich dem jungen Markgrafen angeschlossen. Er war der Heeres-

abteilung des Herzogs Moritz von Sachsen zugewiesen und aus der Kriegskameradschaft in diesem Feldzug entsprang das vertraute Verhältnis zwischen dem jungen Brandenburger und dem nur ein Jahr älteren aufstrebenden sächsischen Herzog. Für den Kaiser war der skrupellose Ehrgeiz dieser jungen Fürsten die Handhabe, um sie an seine Person zu fesseln und sie seiner Politik dienstbar zu machen.

Die Abmahnungen seines Oheims, Herzogs Albrecht von Preußen, sich nicht umgarnen und vom Kaiser gegen seine evangelischen Glaubensgenossen gebrauchen zu lassen, waren vergeblich. Am 18. Juni 1546 unterschrieb Albrecht zu Regensburg den Dienstvertrag, gemäß welchem er gegen eine monatliche Subsidie von 36000 fl. mit dem Rang eines kaiserlichen Feldobersten zum Krieg gegen den schmalkaldischen Bund 2000 Reiter ins Feld stellte. Lorbeeren brachte er aber keine heim aus dem Feldzug. Während des schlachtenlosen Hin- und Herzugs an der oberen Donau war er meistens ruhrkrank und auf dem Zuge nach Sachsen hat er sich gründlich blamiert. Er kam am 1. März 1547 mit seiner Heerschar nach Rochlitz, der Residenz von des Landgrafen Philipp von Hessen lebenslustiger und schlauer Schwester Herzogin Dorothea, welche die feindlichen Gäste bei der mit Lanzenstechen, Bankett und Tanz gefeierten Hochzeit eines ihrer Hoffräulein derart zu fesseln verstand, daß sie das Herannahen des Feindes nicht merkten, und als sie nach durchschwärmter Nacht im Morgengrauen sich zum Kampfe stellten, in einen Hinterhalt fielen und zu Gefangenen gemacht wurden.

Die Schlacht von Mühlberg verschaffte dem Markgrafen die Freiheit, und als der Kaiser am 6. Juli in Nürnberg einritt, befand auch er sich im Gefolge des Triumphators. Mit dem Kaiser ging er dann auch nach Augsburg zu dem Reichstag, auf dem das famose „Interim“ das Licht der Welt erblickte. Dasselbe suchte Albrecht nachher seinem Ländchen unter dem Namen einer „Kirchenordnung“ aufzuzwingen. Über das wüste, tolle Treiben des Markgrafen und seines Freundes Moritz von Sachsen in jenen Augsburger Tagen berichten Zeitgenossen haarsträubende Dinge. Dabei steckte er in einem wahren Morast von Schulden. Vom Kaiser wurden ihm zwar die Herrschaften Schwarzenberg mit der Veste Hohenlandsberg und Königsberg in Franken geschenkt, von seinem Sold hatte er aber fast noch zwei Drittel zu fordern. All sein Trachten ging nun dahin, durch neue Hilfsgelder wieder auf die Strümpfe zu kommen, nachdem sein Land zum Erbarmen ausgepreßt war. Er bot sich seinem Oheim Herzog Albrecht von Preußen in dessen Streit mit dem Deutschen Orden als Mäkler an. 100000 fl. sollte er für seine Bemühung auf alle Fälle erhalten, 400000 fl. aber, wenn ein für den Herzog vorteil-

hafter Friede unter Sanktion des Kaisers zu stande käme; eine Summe, des Schweißes der Edlen wert. Bei dem Mangel an dem nötigen Geld zur standesmäßigen Reise an den kaiserlichen Hof mußte einstweilen Freund Moritz mit 30000 fl. aushelfen. Endlich konnte Herzog Albrecht von den versprochenen 100000 fl. die Hälfte flüssig machen, hinsichtlich der anderen Hälfte riet der Oheim dem Neffen, die 50000 fl. einstweilen bei den Nürnbergern aufzunehmen. Auf diese Zumutung erwiderte der Neffe: „jedem anderen wolle er lieber die zwei besten Ämter verpfänden als an die Nürnberger auch nur einen Bauer, denn außer dem Schimpf, den diese Leute gegen uns treiben, würde es uns solches Geschrei machen, daß wir ferner an keinem Ort auf unseren Glauben mehr Geld aufbringen könnten". Der Markgraf reiste an den kaiserlichen Hof, aber alle seine heißen Bemühungen scheiterten schließlich an der Ablehnung des Königs von Polen und so kam der Markgraf sowohl um den Ruhm des Friedensstifters als um den Mäklerlohn von 300000 fl. — Ebenso unangenehm als dieses Fiasco war ihm eine Ablehnung des Königs von England, dem er einen Agenten gesandt hatte, um seine Dienste in einem Kriege gegen Frankreich anzubieten. Trotz aller Bedrängnis warf er aber, wenn er in der Laune war, seinen Günstlingen die beträchtlichsten Summen hin. So schenkte er z. B. einmal seinem Rentmeister und Geldmäkler Zick 12000 fl., ebensoviel an Wilhelm von Grumbach u. s. f.

Aus dieser notvollen Lage und von seinem ziel- und ruhelosen Umhertreiben befreite ihn der Ruf seines Freundes Moritz von Sachsen. Die Fürstenverschwörung gegen den Schöpfer des Interim und den Kerkermeister von zwei Reichsfürsten war reif und auch dem Kulmbacher war eine Rolle dabei zugedacht. Es mag dem Kurfürsten Moritz, nachdem er mit Not das Mißtrauen gegen seine eigene Person zum Schweigen gebracht, Mühe genug gekostet haben, bei den Bundesgenossen auch noch das Mißtrauen gegen seinen Freund Albrecht zu besiegen. Galt doch derselbe als Günstling des Kaisers und war als durch und durch charakterlos bekannt, sodaß selbst die eigenen Verwandten ihm nicht trauten. Albrecht trat der Verschwörung nicht als eigentliches Bundesglied bei, sondern schloß sich „unverpflichtet" an, da er in dieser freieren Stellung seine Sonderzwecke besser erreichen zu können glaubte. Als „unverpflichteter" Verbündeter übernahm er in geheimer Mission die Aufgabe, das schon lange vorbereitete und mehrfach verhandelte Bündnis mit dem König von Frankreich zum Abschluß zu bringen. Unter der Maske eines reisenden Kaufmanns gelangte er bis an die Grenze, als Hauptmann von Biberbach trat er in Frankreich in Gesellschaft auf und nach langem

Herumfeilschen über die Höhe der Subsidien kam am 2. Februar 1552 im Schloß Chambord der Allianz- und Subsidienvertrag zwischen Heinrich II. von Frankreich und den deutschen Fürsten zur Unterzeichnung.

Außer dem Betrag der Subsidien war das künftige Schicksal der deutschen geistlichen Stifter Hauptgegenstand der Verhandlungen. Der allerchristlichste König verlangte von den Fürsten die unumwundene Erklärung in ihrem Kriegsmanifest, daß die Geistlichen von ihrem Aufstand nichts zu befahren hätten und er seinerseits verkündigte auch, daß er die katholischen Fürsten und Städte in seinen Schutz nehme. Die deutschen Fürsten aber, von denen jeder seine besonderen Hintergedanken hatte, blieben bei ihrer sehr verklausulierten Erklärung. Nicht einer von ihnen, wenn man nicht etwa den jungen Landgrafen von Hessen ausnehmen will, wurde von edleren Beweggründen getrieben; der Sinn aller dieser fürstlichen Streiter für Religion und Freiheit war auf Raub und Landerwerb gerichtet. Moritz von Sachsen strebte nach den Stiftern Magdeburg und Halberstadt; Wilhelm von Hessen trachtete nach dem Besitz von Mainz und Würzburg; die Ernestiner (die Herzoge von Sachsen-Weimar) spekulierten auf Erfurt und das Eichsfeld und für die Reichsstadt Nürnberg waren sogar zwei Liebhaber vorhanden: die Ernestiner und Markgraf Albrecht Alcibiades. Nach dem Plan von Johann Friedrich dem Mittlern, der für seinen gefangenen Vater die Regentschaft führte, sollte die ernestinische Streitmacht sich mit dem fränkischen Adel vereinigen und dann die Stifter Würzburg, Bamberg und Eichstätt überfallen, worauf sie die Bischöfe „samt allen Pfaffen und Mönchen, was des Geschwürms sei, totschlagen sollen; und weil die Stadt Nürnberg eine Grundsuppe alles Bösen ist und dem Reich durch Aufwiegeln schadet, soll auch sie im Grunde ausgerottet und verderbt werden mit Ausnahme der Prediger."

Nach der Beendigung seiner Mission beim Franzosenkönig war Albrecht nach Hause geeilt, um die längst begonnenen Rüstungen zu vollenden und hatte sich dann, wie bereits im vorigen Kapitel erwähnt, in Rothenburg mit den sächsischen und hessischen Heerscharen vereinigt. Der Zug ging von da nach Augsburg und weiter nach Ulm, welches, nachdem es den Anschluß an den Bund und die Zahlung von 300000 fl. verweigert hatte, vom 13. bis 18. April vergeblich beschossen wurde. Herzog Georg von Mecklenburg hatte gemeint, mit Ulm „werde es nicht viel disputierens brauchen", es war aber anders gekommen. Zur Entschädigung für die entgangene Geldhilfe schlug der Markgraf mit der Unverfrorenheit des Barbaren vor, alles Land um Ulm mit Raub und Brand zu vernichten. Dem

setzten sich jedoch der Landgraf und andere angesehene Führer entschieden entgegen, indem sie „das zum Heil und Frieden des Reichs begonnene Unternehmen nicht mit Greueln und Grausamkeit gegen das unschuldige Landvolk durchführen wollten.“ Darauf hob der Markgraf voll Zorn und ohne Geld für seine Leute alsbald sein Lager auf und stürmte mit seinen Scharen Tage lang raubend, sengend und brennend durch das Ulmer Gebiet, in welchem weit und breit alles verwüstet und niedergebrannt wurde. An hundert Ortschaften sollen in wenigen Tagen in Asche verwandelt worden sein. Nach diesem Heldenstück wurden Geislingen und die umliegenden Ortschaften mit 18000 fl. gebrandschatzt, das altehrwürdige Kloster Königsbronn bei Heidenheim bis auf den Grund zerstört und dann gings unter Plündern, Sengen und Brennen auf Franken zu. Dort winkte noch größere Beute, dort lag Nürnberg mit dem verhaßten „übermütigen Krämervolk“ und nicht weit von den „trutzigen Pfeffersäcken“ saßen die „geschwollenen Pfaffensäcke“ in Bamberg und Würzburg. Auf dem Wege dahin wurden nach Verwüstung etlicher Besitzungen des Deutschherrnordens dem Deutschmeister in Mergentheim für die weitere Schonung der Ordensballei Franken eine bedeutende Summe abgepreßt und anfangs Mai erschien der Markgraf mit seinen Heerhaufen, es waren 1500 Reiter und 18 Fähnlein Fußvolk, im östlichen Franken.

Der Rat von Nürnberg hatte erst vor ein paar Wochen gegen die Beisteuer von 100000 fl. von den verbündeten Fürsten die Zusicherung erhalten, daß die Stadt nicht mit Kriegsgewalt überzogen und gegen alle Gewaltthat sichergestellt sein solle. Bauend auf diese Zusicherung hatte sich der Rat keines feindlichen Angriffs durch den Markgrafen, den vermeintlichen Bundesgenossen der Fürsten, versehen und deshalb erst vor kurzem kein Bedenken getragen, demselben den Ankauf von 800 Hakenbüchsen und 1000 langen Spießen in der Stadt zu seinen Rüstungen zu gestatten. Durch einige überbrachte Äußerungen des Markgrafen stutzig geworden, wandte er sich aber doch unter Bezugnahme auf diese Äußerungen an den Landgrafen von Hessen mit der Bitte, die Stadt gegen etwaige Gewaltthätigkeiten sicherzustellen. Der Landgraf suchte den Rat zu beruhigen; es sei eben des Markgrafen Art, mit derlei Redensarten um sich zu werfen, demselben sei jedoch bestimmt auferlegt, die Stadt zu schonen und „es solle alles fürstlich und aufrichtig gehalten werden.“ Doch des Markgrafen Gedanken liefen einen ganz anderen Weg: er sagte, was geht mich ein Vertrag an, den ich nicht unterschrieben habe. Andrerseits gebärdete er sich aber doch wieder als Teilhaber und Bevollmächtigter des Fürstenbundes, wenn es seinen Zwecken diente, obwohl

er in Wirklichkeit kein Glied desselben war. In den Artikeln des Bundes hieß es ja: es sollen alle Reichsstände, wenn Güte nicht ausreicht, mit Zwang und Gewalt aufgefordert werden, auch soll jedem Teilnehmer zu gute kommen, was er durch Brandschatzung oder auf andere Weise von den Widersachern erlange. In der That, eine bessere Handhabe als diese Bundesartikel konnte sich der Markgraf bei seinem Vorgehen gar nicht wünschen, wenn er die angenommene Rolle eines wirklichen Bundesteilhabers zur Erreichung seiner Privatzwecke weiterspielen wollte.

Das Unternehmen auf nürnbergischem Gebiet begann mit der ohne alle Gegenwehr erfolgten Einnahme von Markt und Schloß Lichtenau. Das Schloß war in gutem Verteidigungszustand und die Umstände, unter welchen nach der auf Überlieferung beruhenden Erzählung die Übergabe des Schlosses durch den Pfleger Ludwig Schnödt erfolgte, haben einen etwas romantischen, zugleich aber auch recht verdächtigen Anstrich. Nach dieser Überlieferung sandte der Pfleger nach erhaltener Aufforderung zur Übergabe seinen Sohn hinaus zum Markgrafen, der ihn aber sofort gefangen nehmen und dem Pfleger wissen ließ, daß er beim geringsten Widerstand den Sohn vor den Augen des Vaters aufhängen lassen werde. Die väterliche Liebe siegte über das Pflichtgefühl und so fiel Ort und Schloß, ohne daß nur ein Schuß gefallen wäre, in die Hände des Markgrafen, welcher Markt und Schloß ausplündern, anzünden und die Festungswerke schleifen ließ.

Gleich Tags nach der Übergabe von Lichtenau sandte der Markgraf einen mit den französischen Lilien dekorierten Feldtrompeter mit einem Schreiben an den Rat zu Nürnberg, worin unter Berufung auf den „vom König von Frankreich und dessen Einigungsverwandten, Kur- und anderen Fürsten gefaßten Entschluß, des Reiches deutscher Nation Libertät und Vergleichung wahrer christlicher Religion wieder zu bringen", nach den üblichen Kanzleischnörkeln verlangt wird, der Rat solle sich hinsichtlich des erwähnten Vorhabens der Verbündeten bestimmt erklären, ob er Freund oder Feind sein wolle. Am selben Tage war auch der hessische Kämmerer Georg von Scholey nach Nürnberg gekommen und hatte dem Rat versichert, daß die von den Fürsten der Stadt gegebene Zusicherung getreulich gehalten und daß dem Markgrafen ohnfehlbar aufgegeben werden würde, das genommene Lichtenau zurückzugeben und alle Feindseligkeiten gegen die Stadt einzustellen. Dies wurde dem Trompeter einstweilen mündlich mitgeteilt und andern Tags in einem Schreiben an den Markgrafen wiederholt. Diese schriftliche Antwort war noch nicht in den Händen des Markgrafen, so kam schon ein zweiter Trompeter mit einem

Schreiben des Markgrafen, in welchem er sich über die kurze Abfertigung des ersten Trompeters beschwert und zugleich droht, den Georg von Scholey aufhängen zu lassen, wenn er ihn in die Hände bekäme. Nun übergab man dem Trompeter einen ausführlichen Bericht über die mit den Fürsten gepflogenen Verhandlungen mit dem Erbieten, einem Bevollmächtigten des Markgrafen die Briefe und Quittung im Original vorlegen zu wollen, damit er Handschrift und Siegel prüfen könne. Auf dieses Anerbieten eingehend verlangte der Markgraf Geleite für seinen Rentmeister Veit Zick, der dann auch am 10. Mai mit einem Trompeter und drei Knechten in Nürnberg eintraf und die Urkunden vorgelegt bekam. Derselbe erkannte die Papiere als völlig richtig an, unterließ aber nicht zu bemerken, daß sein Herr sich nicht damit begnügen werde, weil kein Verbündeter hinter dem Rücken der anderen Verträge abschließen könne, nachdem der Aufruf an die Stände des Reichs im Namen sämmtlicher Verbündeter erfolgt sei. Darauf wurde dem Meister Zick entgegnet, daß der Vertrag von den Fürsten Moritz und Wilhelm im Namen sämtlicher Bundesverwandten abgeschlossen worden sei und daß darauf der Rat sein Vertrauen gesetzt hätte.

Auf die Meldung des Markgrafen an den Landgrafen Wilhelm von der Einnahme des Schlosses Lichtenau hatte ihm derselbe über diese eigenmächtige Gewaltthat, durch die seine Ehre sowohl als die der Bundesverwandten blosgestellt wäre, seine Mißbilligung ausgesprochen und noch besonders betont, daß sein Verfahren dem Vertrag mit Nürnberg, der ja doch nicht ohne des Markgrafen Vorwissen abgeschlossen worden sei, schnurstracks widerspräche, er möge sich also doch anders bedenken. In demselben Sinn lautete auch die Antwort auf das Schreiben des Rats, und zum Zeichen, daß ihre Vorstellungen ernstlich gemeint seien, riefen die Fürsten, nachdem sie den Markgrafen nochmals in Hinsicht auf die von ihnen eingesetzte Ehre zur Rückgabe des den Nürnbergern Weggenommenen aufgefordert hatten, ihr Kriegsvolk, das unter dem Befehl des Markgrafen gestanden, zurück und verlangten von demselben, daß er unverzüglich seine Heerhaufen mit den ihrigen im Lager bei Gundelfingen vereinige.

Die Appellation an das Ehrgefühl des Markgrafen war, wie vorauszusehen, vergeblich; was konnte ihn, dem die eigene Ehre nichts war, die Ehre der verbündeten Fürsten kümmern. Am 9. Mai brach er von Lichtenau auf und näherte sich der Stadt; zwischen Stein und Schweinau schlug er sein Lager. Dem Rat war es klar, daß man sich auf das Schlimmste gefaßt machen müsse und schon am 6. Mai wurden die Genannten des großen Rats zusammenberufen, um denselben die Lage der Dinge und den Verlauf der bisherigen

Verhandlungen darzulegen. Der einstimmige Beschluß der Versammlung ging dahin, lieber das Äußerste zu wagen, als sich den Forderungen des Markgrafen zu unterwerfen. Demgemäß wurden sofort alle Anordnungen getroffen, um eine Belagerung bestehen zu können. Alle Bäume und Gebäulichkeiten auf eine Entfernung von 300 Schritt vom äußersten Stadtgraben wurden beseitigt, die Knechte gemustert und auf bestimmte Allarmplätze angewiesen, die Bedachung auf den Mauern, Türmen und Basteien abgehoben und sämtliche Geschütze mit Bedienung versehen. Ebenso wurde für Mundvorrat, ausreichend für eine längere Belagerung, gesorgt und in die zu einem Pulvermagazin eingerichtete Kirche des Karthäuserklosters ein Vorrat von 450 Zentner Pulver geschafft. Die in die Stadt zahlreich geflüchteten Bauern wurden zum Schanzgraben und zum Wachtdienst verwendet. Einige Hundert von ihnen, die des Schießens kundig waren, wurden gegen entsprechenden Sold zu einem Fähnlein vereinigt und der Führung eines Wirts von Gostenhof, Hans Krotter, unterstellt, welcher nachher im kleinen Krieg vorzügliche Dienste leistete. So vorbereitet sah man den kommenden Ereignissen entgegen.

Bevor das Werk der Verwüstung begann, kam es zu einem nochmaligen Schriftwechsel. Von seinem Lager bei Stein forderte der Markgraf am 11. Mai den Rat nochmals zu einer bestimmten Erklärung auf, ob er dem Bündnis der Fürsten beitreten wolle, worauf der Rat erwiederte, daß nicht allein die Fürsten, sondern auch die Bevollmächtigten des Königs von Frankreich sich mit seinen bisherigen Erklärungen begnügt hätten und daß sie, die Burger vom Rat, sich deshalb versehen, der Markgraf werde mit thätlicher Handlung und Gewalt nicht fortfahren, wenigstens nicht, bevor er weiteren Bescheid von den Fürsten und von dem französischen Bevollmächtigten erholt hätte. Wollte er aber trotzdem gegen den Willen der Fürsten fortfahren, so müßten sie sich samt allen Beleidigten, deren Blut und Verderben zum Himmel schreien würde, Gottes Gericht und Urteil anheimgeben und der ganzen Welt solche unbefugte Gewaltthat klagend offenbaren, ausschreiben und ausbreiten.

Die Antwort auf dieses Schreiben erfolgte in Flammenschrift. Noch in derselben Nacht loderten S t e i n und 12 andere Ortschaften, darunter nächst Nürnberg H ö f e n, L e y h, E b e r h a r d s h o f, M u g g e n h o f, D o o s und S c h n i e g l i n g in Feuer auf. In den nächsten Tagen fielen P o p p e n r e u t h, S c h n e p f e n r e u t h, W e t z e n d o r f, G r o ß- und K l e i n r e u t h, B o x d o r f, G r ü n d l a c h und E l t e r s d o r f, sowie die südwärts gelegenen S c h w a r z e n l o h e, W o l k e r s d o r f, R e i c h e l s d o r f, R ö t h e n b a c h bei St. W o l f g a n g, der K u g e l h a m m e r und das K l o s t e r P i l l e n r e u t h der

Plünderung und der Zerstörung durch Feuer anheim. In diesen Tagen geschah es auch, daß der Markgraf 14 gefangene Bauern aufhängen ließ, was ihn aber nach ausgeschlafenem Rausch gereut zu haben scheint, indem er den Befehl gab, man solle ihm keine Gefangenen mehr vorführen, wenn man merke, daß er „einen Trunk“ habe.

Die Fürsten wiederholten inzwischen neuerdings den Versuch, den Markgrafen auf einen anderen Weg zu bringen und sandten den kursächsischen Kammersekretär Jenitsch in sein Lager, das er mittlerweile von Stein in die Gegend zwischen Fürth und Poppenreuth verlegt hatte. Allein auch dieser Versuch scheiterte an der Hartköpfigkeit des Markgrafen, welcher unerschütterlich bei dem Spruch blieb: gemäß dem Aufruf der mit dem König von Frankreich verbündeten Fürsten seien alle Stände zu einer bestimmten Erklärung aufzufordern, eine solche Erklärung sei aber vom Rat in Nürnberg, der auf zwei Achseln trage, nicht erfolgt. Daß der Rat mit den Fürsten vertragsmäßig sich abgefunden, kam für ihn ja weiter gar nicht in Betracht.

Auf Anordnung des Rats waren bereits bei der ersten Annäherung des Feindes zum Zweck der Verteidigung nicht bloß alle westlich vor der Stadt gelegenen Gebäulichkeiten, sondern auch der Galgenhof und der Tafelhof niedergebrannt. Jetzt mußte, um dem Feind jeden Schutz vor dem städtischen Geschützfeuer zu nehmen, auch noch die Vorstadt Wöhrd angezündet werden, weil der Markgraf sein Lager bei Fürth verlassen hatte und nun seinen Marsch nördlich an der Stadt vorüber gegen St. Jobst richtete, um auf dem Rechenberg ein verschanztes Lager zu errichten. Als am Abend des 17. Mai die Flammen aus den Häusern von Wöhrd emporloderten, sandte der Markgraf auch schon aus den Geschützen von seinem neuen Lager aus die ersten Grüße in die Stadt. Das Unheil, das seine Geschütze anrichteten, beschränkte sich übrigens auf die Verletzung eines Quadersteins der Mauer am Laufer Thor. Der Lauferthorturm war damals, nebenbei gesagt, noch viereckig; die runde Ummauerung desselben fand erst 1555 statt.

Auf Anregung der Bundesfürsten verstand sich der Markgraf, um „neue Instruktionen vom König von Frankreich einzuholen“, zu einem achttägigen Waffenstillstand, der jedoch beiderseitig nicht ängstlich beobachtet worden zu sein scheint. Der Rat beschwerte sich, daß die markgräflichen Scharen nach wie vor im Land weit herum das Brandschatzen, Brennen und Plündern fortsetzten und der Markgraf, daß der Rat das Schießen auf seine Leute duldete. Er werde sich aber, verkündete er, gegen die von Nürnberg als gegen „Verbrecher des Anstands“ zu verhalten wissen. Und er hielt Wort, der Herr

Markgraf. Noch vor Ablauf des Waffenstillstands, am 21. Mai, begann er die Beschießung der Stadt aufs neue, ohne jedoch erwähnenswerten Schaden anzurichten. Ein armer Taglöhner wurde am Laufer Thor, ein Bäckerstöchterlein in der Laufergasse getötet. Da, wie man bemerkt hatte, die Spitze des Lauferthorturms dem Feind als Richtpunkt diente, so wurde dieselbe beseitigt, worüber der Markgraf so heftig ergrimmte, daß er Höchstselbst ein Geschütz auf den Turm abbrannte, sich aber dabei seinen roten Bart versengte. Auch bei der weiteren Beschießung der Stadt errangen sich die markgräflichen Büchsenmeister keinen sonderlichen Ruhm, wenn auch ihre Geschosse zuweilen in eins der überragenden Gebäude, wie in die Lorenzer- und in die Egydienkirche einschlugen. Das städtische Geschütz war dem markgräflichen weit überlegen; vor allem that der städtische Büchsenmeister Peter Kreußelmann vom Lauferthorturm aus dem Feind empfindlichen Schaden und ebenso vollführte Hans Krotter, der mit allen Wegen vertraute Hauptmann des Bauernfähnleins, manch glücklichen, beutereichen Zug in dem vom Feind durchschwärmten Gebiet.

Die Stadt konnte unter diesen Umständen den weiteren Angriffen des Feindes ohne Besorgnis entgegensehen. Grauenhaft stand es dagegen um das der Roheit und Zügellosigkeit der markgräflichen Scharen schutzlos preisgegebene Land. „Es ist halb türkisch, was die Markgräflichen in und um Nürnberg angerichtet haben" schrieb Graf Schlick an den Markgrafen Hans von Küstrin, den Vetter des Albrecht Alcibiades. Und Zasius, der Abgesandte des Königs Ferdinand, schrieb an seinen Herrn: „Das erbärmliche Verderben, welches Markgraf Albrecht allenthalben um Nürnberg mit Feuer und Schwert anrichtet, ist dermaßen beschaffen, daß es ein steinernes Herz erbarmen möchte. Ich habe gehört, daß die armen Bauersleute in den Wäldern und Hölzern vor Hungersnot sterben und verderben. Man findet auch tote Bauern, welche das Gras noch in den Mäulern haben. Das alles gereicht dem Markgrafen und seinen Leuten nur zu einem Gelächter. Des greulichen, tyrannischen Mordbrennens rühmt er sich selbst, das sei seine beste Kurzweil, das ich auch selbst aus seinem Mund gehört habe" u. s. f. Sämtliche Dörfer meilenweit um Nürnberg sind in diesem „Markgrafenkrieg" in Schutt und Asche verwandelt worden. Man zählt außer 2 kleineren Städten und 3 Klöstern noch über 90 Schlösser und Herrensitze, 170 Flecken und Dörfer, 17 Kirchen, 28 Mühlen und 23 Hämmer, welche vom Feind geplündert und meist in Asche gelegt wurden. Außerdem wurden sämtliche Weiher im Nürnberger Gebiet abgegraben und an 3000 Morgen Wald niedergebrannt. Aber noch scheußlicher als

dieses sinnlose Wüten gegen das Eigentum von Menschen, von welchen auch nicht ein einziger dem Markgrafen etwas zu leid gethan, sind die bestialischen Frevel, welche in Dörfern, auf Feldern und Heerstraßen gegen die unglücklichen Landbewohner begangen wurden. Was von den durch die entmenschten Kriegsknechte des Markgrafen an diesen bejammernswerten Menschen, selbst an Frauen, Jungfrauen und Kindern verübten Grausamkeiten, Gewalt- und Schandthaten die Zeitgenossen erzählen, ist haarsträubend.

Wenn nun auch der Stadt durch die fortgesetzte Beschießung und durch die fortwährenden Angriffe auf die Blockhäuser bei den Thoren und auf die Schanzen, welche immer tapfer zurückgewiesen wurden, keine unmittelbare Gefahr drohte, so schien ihre Lage, da sie ganz allein auf sich angewiesen war und von keiner Seite Hilfe erwarten konnte, immerhin kritisch genug, zumal in den letzten Maitagen die Nachricht einlief, daß der Graf Christoph von Oldenburg und der Ritter Jobst von Dalbeck im Begriff seien, mit ansehnlichen Streitkräften dem Markgrafen zu Hilfe zu kommen. Die Sendung Jakob Muffels zum Kaiser, der sich doch selber nicht helfen konnte, war selbstverständlich vergeblich gewesen. Da der Kaiser schon am 19. Mai in Innsbruck hatte Reißaus nehmen müssen, war der nürnbergische Gesandte nicht einmal zu einer Audienz gelangt. Die Bundesfürsten hatten auf die wiederholten Vorstellungen des Nürnberger Rats bloß Beteuerungen ihres guten Willens, ohne daß sie auf ihren widerborstigen halben Bundesgenossen die geringste Einwirkung auszuüben vermochten und auch die Vorstellungen, welche der Rat bei dem Grafen von Oldenburg und dem Ritter Dalbeck machte, waren ganz vergeblich. Dalbeck nahm den Boten des Rats sogar gefangen und schickte ihn samt seinem Schreiben an den Markgrafen, der dann wieder den Rat von Nürnberg mit einer Zuschrift beehrte, welche von Verunglimpfungen in markgräflichem Kraftstil strotzte und mit der Erklärung schloß, daß er hinfort keinen Brief von ihnen mehr annehmen werde.

Mittlerweile waren die Abgeordneten von 27 fränkischen und schwäbischen Reichsstädten in Augsburg zusammengetreten, um über die „in diesen gefährlichen Leufden“ notwendigen gemeinsamen Maßregeln Rats zu pflegen. Selbstverständlich war auch das Schicksal der hartbedrängten Schwesterstadt Nürnberg ein Gegenstand der Besprechungen und es wurde beschlossen, eine Deputation ins Lager des Markgrafen und in die Stadt Nürnberg zur Vermittlung eines Friedens zu entsenden. Infolge dieses Beschlusses begaben sich die Vertreter von Augsburg, Rothenburg und Schwäbisch-Hall ins Lager des Markgrafen, welcher als Friedensbedingung außer der Kleinigkeit

von 600000 fl. Kriegskostenentschädigung noch folgende Forderungen stellte: Die Stadt tritt dem Bund wider den Kaiser bei; sie darf wegen des in diesem Krieg durch Feuer und Schwert erlittenen Schadens niemals weder Anspruch auf Entschädigung erheben, noch Vergeltung üben; alle beim Kammergericht anhängigen Rechtshändel werden nicht auf dem Rechtswege, sondern durch Schiedspruch des Kurfürsten von Sachsen, der Herzoge von Bayern und Württemberg und der Verordneten der Städte Augsburg, Rothenburg und Schwäbisch-Hall geschlichtet. Außerdem hat die Stadt ihr Kriegsvolk zu entlassen und markgräfliche Besatzung aufzunehmen.

So unverschämt maßlos diese Forderungen waren, so rieten die Abgeordneten der Städte unter Hinweis auf die Aussichtslosigkeit eines Entsatzes doch zur Annahme derselben. Der Rat war aber nicht gemeint, diesem Ratschlag zu folgen. Er berief am 4. Juni die Genannten des größeren Rats aufs neue zusammen und erklärte in Anwesenheit der fremden Gesandten nach einer Darstellung der Sachlage: Da der Markgraf die Stadt ohne alle gerechte Ursache, selbst wider der Bundesfürsten Willen und Befehl feindlich angegriffen, zudem auch Forderungen stelle, die weder zu erfüllen, noch vor Kaiser und König zu verantworten seien, so sei der Rat der Meinung, man solle lieber im Bewußtsein der Unschuld das Äußerste versuchen, als dieser landfriedenbrecherischen Gewalt, diesen tyrannischen Handlungen sich preisgeben. Dieser mannhaften Erklärung stimmten die Genannten einhellig zu und damit im Einklang war auch die Stimmung der Bürgerschaft.

So begann denn die Beschießung der Stadt mit verstärkter Heftigkeit aufs neue. Die vielen Hunderte von Schüssen aus den schweren Geschützen des Lagers hatten an der Stadtmauer, an Türmen und Häusern schon vielen Schaden gethan. Besonders ließ der Markgraf das Geschütz auf die Sebalduskirche richten; „da machtens die Priester mit der Predigt sehr kurz, denn es war nicht gute Luft in der Kirche.“ Inzwischen wurden die Friedensvermittlungsversuche fortgesetzt. Nicht bloß die städtischen Abgeordneten bemühten sich weiter, den Markgrafen in seinen Forderungen herabzustimmen; es erschienen nun auch vom Fürstentag zu Passau Abgesandte der Fürsten: Gesandte von Sachsen, Hessen, Bayern, Mecklenburg, sowie Zasius, der Bevollmächtigte des Königs Ferdinand, welche den Markgrafen von seinem gewaltthätigen Verfahren gegen Nürnberg abmahnten und einen billigen Vergleich zwischen beiden Teilen herbeizuführen suchten. Die Frucht der mehrseitigen Bemühungen war ein neuer Friedensvorschlag des Markgrafen. In demselben ermäßigte er seine Geldforderung auf 200000 fl., dagegen bestand er auf dem Beitritt der Stadt zum Fürstenbund und

verlangte neben einigen anderen schweren Bedingungen die Abtretung aller Ortschaften, Schlösser und Güter der Nürnberger „auf dem Gebürg“ sowie deren Güter und Zinsleute in acht markgräflichen Ämtern.

Der Rat fand auch diese Forderungen so ausschweifend, daß er sie ohne weiteres zurückwies; an Geld bot er 80000 fl., dagegen verweigerte er unbedingt jede Abtretung von Gütern und Besitzungen. So kehrten nach zweitägigen Verhandlungen die Vermittler erfolglos ins Lager des Markgrafen zurück und dieser ließ die Beschießung sofort aufs neue beginnen. Voll Ingrimm über den Widerstand drohte er, wenn es nicht bald zum Abschluß komme, die Stadt zu stürmen und ließ eingefangene nürnbergische Bauern nächst der Stadt Schanzen aufwerfen, sodaß die Nürnberger, wenn sie das Werk hindern wollten, gezwungen waren, auf die eigenen Leute zu schießen. Noch bedenklicher wurde die Lage der Belagerten durch den Zuwachs von Streitkräften, den der Markgraf durch den Grafen von Oldenburg und den Hauptmann Jobst von Dalbeck erhielt, als dieselben, nachdem sie auf ihrem Zuge bei Frankfurt einen kaiserlichen Heerhaufen in die Flucht geschlagen, am 13. Juni mit 9000 Mann Fußvolk und 300 Reitern im markgräflichen Lager einrückten. Zudem befand sich unter den Leuten des Oldenburgers einer der berühmtesten Büchsenmeister seiner Zeit, der Basler Leonhard Thurneyssen.

Alles dies wirkte zusammen, um Rat und Bürgerschaft den unablässigen Ausgleichsbemühungen der Friedensmakler zugänglicher zu machen, sodaß selbst so harte und demütigende Bedingungen, wie sie der endlich am 19. Juni zum Abschluß gebrachte Friedensvertrag enthielt, hingenommen wurden. Diese Bedingungen lauteten: 1) Die Stadt Nürnberg tritt, wie Augsburg, der Vereinigung der Fürsten bei. 2) Sie verlangt niemals Schadenersatz weder vom Markgrafen Albrecht, noch von dessen Vetter Georg Friedrich in Ansbach. 3) Hinsichtlich der Streitigkeiten zwischen dem Haus Brandenburg und der Stadt Nürnberg bleibt es dabei, daß die Sache dem Rechtsweg entnommen und dem oben erwähnten Schiedsgericht unterstellt wird. 4) Der Rat zahlt dem Markgrafen 200000 fl. Kriegskosten, davon 150000 fl. sofort, den Rest in einem Monat und übergibt dem Markgrafen 6 Stück schweres Geschütz und 400 Zentner Pulver. 5) Der Markgraf dagegen überläßt dem Rat und den Bürgern von Nürnberg alle von ihm eingenommenen Dörfer, Schlösser u. s. w. Die empfangene Brandschatzung verbleibt aber dem Markgrafen und die daran noch rückständigen 19883 fl. hat der Rat zu zahlen. 6) Alle beiderseitigen Gefangenen werden mit einer leidlichen Schatzung freigegeben.

Zu den 200000 fl. für den Markgrafen kamen noch ansehnliche Posten, welche die Stadt für Ehrengeschenke an den markgräflichen Bevollmächtigten, an die Städteabgeordneten u. s. w. zu bestreiten hatte. Im ganzen wird der Schaden der Stadt Nürnberg durch die siebenwöchentliche Belagerung von Johann Müllner auf 1800000 fl., von anderen auf 2500000 fl. geschätzt. Abgesehen von diesem ungeheuern materiellen Schaden, welcher für den Gemeindehaushalt auf lange Zeit hinaus die schwersten Folgen hatte, mußte das durch die Umstände aufgezwungene Zurückweichen vor der brutalen Gewalt in der Bürgerschaft die bittersten Empfindungen erregen, wobei das Bewußtsein, nach Kräften Widerstand geleistet zu haben, immer nur ein schwacher Trost sein konnte.

Während der sieben Wochen, in welchen der fürstliche Mordbrenner vor Nürnberg lag, hatte derselbe noch Zeit und Streitkräfte genug, um auch die benachbarten Stifter Bamberg und Würzburg zu drangsalieren und auszuplündern. Der Markgraf hatte nach seinen eigenen Worten von den Fürsten den Auftrag, „dem alten Pfaffen in Bamberg weidlich ins Maul zu greifen.“ Nachdem seine Streifscharen eine Menge bambergische Ortschaften ausgeplündert und nachdem er den Bischof selbst bis aufs äußerste geängstigt, erpreßte er von diesem in dem Friedensvertrag vom 19. Mai die Abtretung von 20 Ämtern und die Summe von 80000 fl. — Nicht viel besser ging es dem Bischof von Würzburg; derselbe mußte gemäß dem Vertrag vom 21. Mai 220000 fl. bar bezahlen und eine Schuld des Markgrafen von 350000 fl. übernehmen. Außerdem mußten die Gebrandschatzten in die Hände der markgräflichen Günstlinge und Helfershelfer ansehnliche Summen fließen lassen.

So hatte der Markgraf im Laufe weniger Wochen außer den vielen anderen Brandschatzgeldern von den drei fränkischen Ständen Nürnberg, Bamberg und Würzburg die Summe von 870000 fl. erpreßt, weite Landschaften verwüstet, Tausende von Menschen ins Elend gestürzt und das gehaßte stolze Nürnberg gedemütigt. Und dies alles zum Trotz der obersten Reichsgewalt, zum Trotz seiner eigenen Bundesgenossen, zum Hohn aller Grundsätze der Gerechtigkeit und Menschlichkeit und unter dem Aushängschild der Religion und Freiheit. Als Sieger und Triumphator ritt er durch das in Angst und Schrecken vor ihm erbebende Frankenland; doch

Triumphe sind wie Niederlagen,
Wenn ihre Frucht besteht in Klagen
Und grenzenlosem Haß der Welt.

Der strenge Befehl des Nürnberger Rats, der zugleich mit dem Friedensschluß verkündet wurde, nichts Übles über den Markgrafen

zu reden, wird von der Einwohnerschaft von Nürnberg und seinem Gebiet wohl kaum groß beachtet worden sein.

Vom nürnbergischen Gebiete weg richtete der Markgraf seinen Raubzug nach der „Pfaffenstraße", nach dem Gebiet der geistlichen Fürsten am Rhein. Auf dem Wege dahin wurde unter Benützung des Umstandes, daß der Bischof von Würzburg noch mit einem Teile der Brandschatzung im Rückstande war, das ganze unterfränkische Land aufs greuelvollste mißhandelt. Miltenberg und Aschaffenburg wurden ausgeplündert, weil der Mainzer Erzbischof die geforderten 500000 fl. nicht sofort bereit stellte. Die geistlichen Residenzen Mainz, Worms, Speyer wurden furchtbar gebrandschatzt, Kirchen geplündert und in Brand gesteckt; fast alle Häuser der Geistlichen und der kurfürstliche Palast in Mainz gingen in Flammen auf. Den Raubzug unterbrach der fürstliche Mordbrenner zweimal, um an der Belagerung des von einer starken Besatzung tapfer verteidigten Frankfurt teilzunehmen. Diese Belagerung war von den Bundesfürsten unternommen worden, um auf den Kaiser, der die Genehmigung des Passauer Vertrages so lange verweigerte, einen Druck auszuüben. Frankfurt blieb uneingenommen, der Kaiser gab aber doch endlich nach, von den maßlosen Forderungen des Markgrafen war aber in dem Friedensvertrag vollständig Umgang genommen. Er verweigerte deshalb rundweg seinen Beitritt und nannte den Vertrag eine „Verräterei deutscher Nation." Damit war es auch aus mit der Freundschaft zwischen ihm und Moritz von Sachsen. Der Versuch, Frankfurt mit seinen eigenen Streitkräften allein zu bezwingen, um es hernach gründlich auszurauben, wurde durch einen glücklichen Ausfall der Besatzung gründlich vereitelt. Nun stürmte er mit Mord und Brand den Rhein hinab und wendete sich gegen Trier. Wie bisher das Rheinland, so wurde jetzt das Gebiet zwischen Mosel und Saar von ihm durchstürmt und gebrandschatzt. Die Rauchsäulen eingeäscherter Städte und Dörfer bezeichneten seinen Weg nach Luxemburg, von wo er, in der Absicht, sich mit dem Heer des Königs von Frankreich zu vereinigen, sich nach Lothringen wandte. Mitte September hielt er seinen Einzug in Diedenhofen, wo er Unterhandlungen mit dem König von Frankreich anknüpfte, die sich aber nicht ganz nach seinem Wunsch gestalteten.

Inzwischen hatte der Kaiser auf das Andringen der von dem Markgrafen mißhandelten Stände endlich einen Akt der Gerechtigkeit vollzogen, indem er von Augsburg aus durch Mandate vom 25. und 26. August die Verträge des Markgrafen Albrecht von Kulmbach mit Bamberg, Würzburg und Nürnberg für

ungiltig und kraftlos erklärte und diese Stände zugleich ermächtigte, sich wieder zu ihrem Recht zu verhelfen. Noch am 29. September erging ein kaiserliches Mandat an die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reichs, den Bischof von Bamberg in der Wiedergewinnung der ihm entrissenen 20 Ämter nicht zu behindern, sondern zu fördern. Und ehe vier Wochen ins Land gegangen, befand sich der Landfriedensbrecher und Mordbrenner zum Erstaunen der Welt wieder im Dienste des Kaisers.

Die Reichsstadt Metz, in welcher die Bürgerschaft treu zu Kaiser und Reich hielt, war durch die Verräterei des Adels ohne Schwertstreich in die Hände des Königs von Frankreich gefallen. Die nun zum Bollwerk Frankreichs gewordene reiche Stadt wieder zu gewinnen, unternahm der Kaiser noch in vorgerückter Jahreszeit den Zug nach Lothringen. Am 22. Oktober hatte er den Platz mit 52000 Mann umschlossen. Markgraf Albrecht war von Diedenhofen nach Pont à Mousson gezogen, um seine Verhandlungen mit Frankreich besser betreiben zu können. Dieselben gingen aber nicht vorwärts, weil der König den Geldforderungen des Markgrafen auswich. Schließlich suchte man sogar seine Hauptleute abspenstig zu machen und unter seinen Leuten Meutereien anzustiften. Ergrimmt darüber zog der Markgraf nach Toul, wo die seit einiger Zeit von kaiserlicher Seite mit dem Markgrafen angesponnenen Versöhnungsversuche zum Ziel führten. Durch förmlichen Vertrag vom 24. Oktober wurde der Markgraf samt seinen Anhängern wieder zu Gnaden aufgenommen und aller Verantwortung für die veranlaßten „Kriegsschäden“ enthoben. Zugleich wurden die vor einigen Wochen kassierten Raubverträge mit den Bischöfen von Bamberg und Würzburg wieder in Kraft gesetzt und der Markgraf mit seiner ganzen Streitmacht in kaiserlichen Dienst genommen. Diesem war zwar vom König von Frankreich der Abzug aus Toul verstattet worden, es folgte ihm jedoch auf dem Fuß der Herzog von Aumale mit 2000 Mann. Da machte der Markgraf Kehrtum, jagte die Franzosen in die Flucht und nahm außer 300 Reitern auch den Herzog gefangen, den er dann auf die Plassenburg schickte und hernach, bis zu seiner Auslösung um schweres Geld, lang mit sich herumschleppte. Der Markgraf war entschlossen, die so plötzlich wieder eroberte günstige Stellung gehörig auszubeuten und sandte sofort an seine Vertrauten, den Kanzler Straß und Wilhelm von Grumbach, die gemessensten Befehle, nichts zu unterlassen, um die Bischöfe von Bamberg und Würzburg zur Haltung der Verträge anzuhalten.

Der unerwartete Schritt des Kaisers, den von ihm selbst vor wenigen Wochen als „heillosen Landfriedensbrecher und Mordbrenner“

gebrandmarkten Markgrafen wieder zu Gnaden und sogar in seinen Dienst zu nehmen, wirkte wahrhaft verblüffend durch das ganze Reich. Namentlich für die Geistlichkeit und die altgläubigen Kreise war es unfaßbar, daß der Schirmvogt der Kirche denjenigen, der die Ausrottung der „Pfaffen" auf seine Fahnen geschrieben, zu seinem Waffenträger machen mochte.

Die durch die kaiserliche Politik so plötzlich veränderte Stellung des Markgrafen war den fränkischen Ständen ein deutlicher Fingerzeig, daß sie sich vorzusehen hätten. Auf einem Kreistag in Nürnberg vereinigten sich die Bischöfe von Bamberg und Würzburg mit der Stadt Nürnberg zu einem Bündnis mit dem Zweck, die Störer gemeinen Friedens in Ordnung zu halten und betrieben sofort die Anwerbung von Reisigen in Schlesien und Böhmen. Mit aller Kraft wurde die Ausbesserung und Verstärkung der Nürnberger Festungswerke in Angriff genommen, alle Lustgärten um die Stadt wurden in Wälle, Brustwehren und Gräben umgewandelt* und die Bürgerschaft angehalten, sich zu verproviantieren. — Die Vorsicht, welcher diese Maßregeln entsprangen, war nicht übertrieben; dies kam bald zum Vorschein.

Der Kaiser erlebte vor Metz ein vollständiges Fiasco. Die Verteidigung der Stadt wurde von Franz von Guise meisterhaft geleitet, es trat frühzeitig Kälte ein, in deren Folge die spanischen und italienischen Truppen des Kaisers massenhaft an der Ruhr hinstarben; Mißmut ergriff die geschwächten Reihen der Belagerer und ohne nur einen Sturm versucht zu haben, erfolgte am zweiten Weihnachtsfeiertag der Befehl zum Rückzug. Der Spottreim: Die Metz und die Magd (Magdeburg), die haben dem Kaiser den Dienst versagt, lief durch ganz Deutschland. So sehr gönnte man dem Kaiser sein Unglück und so wenig schätzte man den Verlust des „Schlüssels zu Deutschland", der dann länger als drei Jahrhunderte in französischen Händen blieb. Der Markgraf wurde bei seiner Dienstentlassung für seine Leistungen höchlich belobt, empfing aber für den ihm rückständigen Sold von 45000 Thlr. bloß eine Verschreibung und ein Pensionsdekret von 5000 Thlr.; Geld jedoch hat er nicht zu sehen bekommen.

Der entlassene Condottiere war nunmehr von dem einzigen Gedanken beherrscht, wie er die Bischöfe von B a m b e r g und W ü r z b u r g tief genug demütigen und das verhaßte N ü r n b e r g aufs neue drangsalieren könne. Schon im Januar 1553 machte der Landgraf von Leuchtenberg einen Einfall ins Bambergische und zwang Städte,

* Ein Teil dieser damals aufgeworfenen Wälle, z. B. der auf dem Grundstück des Industrie- und Kulturvereins, ist erst um die Mitte unseres Jahrhunderts eingeebnet worden.

Schlösser und Ämter zur Huldigung für den Markgrafen. Dieser selbst ging im März zum Fürstentag in Heidelberg, wo u. a. auch eine Vermittlung zwischen dem Markgrafen und den Bischöfen — vergeblich — versucht wurde. Ebenso vergeblich war ein Mahnschreiben des Kaisers an Albrecht wie an die Bischöfe, Frieden zu halten. Im April brach der Markgraf los und zwar zunächst gegen Bamberg. Am 11. April schlug er würzburgische Hilfstruppen bei Pommersfelden, nahm dann Höchstadt und am 16. April Bamberg, welches geplündert und gebrandschatzt wurde. Es gab Bürger, welche 20000 fl. zahlen mußten. Mit grauenhafter Roheit wurde in der bischöflichen Residenz, in allen Stiftsgebäuden und Wohnungen der Geistlichen gehaust; was nicht fortzunehmen war, wurde zerstört und verbrannt; auch die Altenburg ging in Flammen auf. Gegen hundert der angesehensten Bürger, darunter Greise mit 80 Jahren, wurden als Geiseln fortgeschleppt. Dasselbe Schicksal wie Bamberg erlitten eine Menge Ortschaften und Schlösser des Stifts.

Das nächste Ziel des markgräflichen Raubzugs war das nürnbergische Gebiet, da zu einer Berennung der Stadt doch die jetzigen Kriegsmittel des Markgrafen nicht hingereicht hätten. Eine 500 Mann starke Abteilung der von Nürnberg in Schlesien angeworbenen Reiter wurde auf ihrem Heranmarsch in dem eichstättischen Städtchen Berching durch den Landgrafen von Leuchtenberg abgefangen. Nun begann ein wochenlanges Plündern, Sengen und Brennen auf beiden Seiten, welches man, obwohl die Gegner fast niemals aufeinander trafen, doch Krieg nannte. Die bejammernswerten Opfer dieses fast ausschließlich mit der Brandfackel geführten Kampfes waren die schutz- und wehrlosen Bewohner des platten Landes. Von Bamberg weg war der Markgraf vor Forchheim gezogen, wohin sich der Bischof samt dem Domkapitel geflüchtet hatte. Er hielt sich nicht länger hier auf, nachdem er erfahren, daß die Nürnberger in sein Land eingefallen wären, trachtete aber nicht etwa, vor allem sein Gebiet zu schützen, sondern das der Nürnberger zu verwüsten. Auf dem Wegzug von Forchheim ließ er in Kunersreuth die Kinder aufhängen, in den Gefängnissen in Neustadt ließ er die toten Gefangenen bei den lebendigen faulen, Dachsbach zündete er mit eigenen Händen an, um, wie er sagte, „den Pfeffersäcken das Brennen besser zu lernen." — Im nürnbergischen Gebiet suchte er vor allem die im vorigen Jahr verschont gebliebenen Ortschaften mit seiner Lieblingswaffe, der Brandfackel, heim. Betzenstein, Hilpoltstein, Hohenstein, Reichenschwand, Henfenfeld, Reicheneck wurden niedergebrannt, Altdorf und Hersbruck gebrandschatzt. An Pfingsten nahmen die Nürnberger wieder Besitz von diesen Ortschaften, bald darauf

aber überfiel der Markgraf plötzlich Altdorf und Lauf und ließ beide Orte an allen Enden anzünden, wobei eine Menge Menschen ein jammervolles Ende in den Flammen fanden. Ein Bericht sagt sogar, der Wüterich hätte armes Landvolk mit Weib, Kind und Vieh nach Lauf hineintreiben, dann die Thore sperren lassen und alle diese wehrlosen Menschen, selbst die im Hospital befindlichen Kranken und Gebrechlichen, dem Feuertod preisgegeben.

Die Nürnberger waren, während der Markgraf sich mit der Verwüstung ihres Gebiets beschäftigte, in das seine eingefallen, hatten das Kloster Frauenaurach, die Schlösser von Erlangen und Osternohe, Baiersdorf und Atzelsberg geplündert und in Asche gelegt. Die Windsheimer überfielen ihre markgräfliche Nachbarstadt Neustadt und zündeten sie an, während eine andere Nürnberger Abteilung aufs Gebirg zog, Streitberg und Creussen zerstörte und Pegnitz brandschatzte.

Der Markgraf hatte, nachdem er das Bambergische und Nürnbergische genügend ausgeplündert, um weiteren Raub zu suchen, sich ins Würzburgische begeben. Als er vor Gerolzhofen lag, erschien vor ihm eine Gesandtschaft des Rats von Schweinfurt und bat um Schonung der Stadt, welche vom Markgrafen unter der Bedingung, daß man seinen Forderungen von Proviant u. s. w. genüge, zugesagt wurde. Er fand in der ohne Widerstand besetzten Reichsstadt, die ihm ein willkommener Stützpunkt für seine weiteren Züge war, eine über alles Erwarten reiche Beute, indem nicht bloß vom Stift Fulda ein kostbarer Schatz von Reliquien von Gold mit Edelsteinen, goldene Kirchengefäße in großer Zahl dahin in Sicherheit gebracht, sondern auch aus vielen anderen Orten Reichtümer und Schätze aller Art in die sicher geglaubte Reichsstadt geflüchtet worden waren. Doch verweilte er nicht lange; er brach schnell wieder auf und durchstürmte brennend und sengend das würzburgische Gebiet, in welchem er sich der meisten Städte und Schlösser bemächtigte. Haßfurt und viele andere Orte hatte er schon früher genommen und das schöne Kloster Theres um 20000 fl. gebrandschatzt. Man zählte im Würzburgischen allein 300 verheerte Ortschaften.

Während so der Markgraf wie ein toll gewordenes Scheusal, wie ein apokalyptischer Würgengel das ganze Frankenland in unsägliches Elend stürzte und jede Landschaft, jeden Ort, ob bischöflich oder reichsstädtisch, ob katholisch oder protestantisch, mit der gleichen Unmenschlichkeit behandelte, waren die von ihm niedergetretenen Gegner nicht müßig gewesen, die noch vorhandenen, auf die Erhaltung des Bestehenden bedachten Gewalten im Reich zur Abwehr gegen den markgräflichen Anarchismus anzuregen. Zwar der Appell an den

Kaiser, der zu jener Zeit, seines Podagras pflegend, in Brüssel lag, war vergeblich. Der legitime Schirmherr der Kirche und Ordnung im Reich hatte mit all seiner Schlauheit sich selbst die Hände gebunden und sich in eine solche erbärmliche Lage gebracht, daß er nichts besseres wünschen konnte, als daß die fränkischen Bischöfe sich mit ihrem grausamen Bedränger in nachgiebiger christlicher Demut und Ergebung friedlich vertragen möchten. Zwar hatte er im März die Kassation der bischöflichen Verträge wieder für rechtskräftig erklärt, aber niemals trat er direkt gegen den Markgrafen auf und seine Antworten auf die Eingaben von beiden Seiten waren nicht gehauen und nicht gestochen. Dagegen hatte das Reichskammergericht in wiederholten Mandaten die Stände des Reichs kraft des Landfriedensgebots aufgefordert, den verfolgten Bischöfen thatkräftig Beistand zu leisten; es hatte den Markgrafen am 29. April als Landfriedensbrecher vorgeladen und am 2. Mai alle seine Kriegsleute aufgefordert, seine Fahne zu verlassen. Und endlich vereinigten sich auch mehrere Fürsten, dem schandmäßigen Teiben des Markgrafen, dieses blaublütigen Anarchisten, Einhalt zu thun. Im Mai hatten zu Eger König Ferdinand, Moritz von Sachsen, die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, Herzog Heinrich von Braunschweig und die Stadt Nürnberg eine Besprechung, in welcher beschlossen wurde, mit großer Heeresmacht den Bischöfen zu Hilfe zu ziehen. Da auch der in der zweiten Hälfte des Mai zu Frankfurt stattgehabte Sühnungstag an der Halsstarrigkeit des Markgrafen gescheitert, wurden die Rüstungen mit aller Macht in Angriff genommen.

Sobald der Markgraf von der Egerer Besprechung Wind bekommen hatte, faßte er, um nicht in Franken erdrückt zu werden, den kühnen Entschluß, den Krieg nach Norden zu tragen. In den ersten Tagen des Mai brach er plötzlich von Schweinfurt auf, bemächtigte sich im Bambergischen und Nürnbergischen noch einer Anzahl von Geiseln, nahm auf der Plassenburg den gefangenen Herzog von Aumale mit sich und stürmte dann, Schrecken und Angst verbreitend, wie eine Windsbraut durch Thüringen nach Arnstadt. Dem Heerhaufen folgten 300 Wägen, beladen mit Waren aller Art und andere, belegt mit Geiseln und Gefangenen. In Arnstadt rief er bei einem ihm gegebenen Gastmahle aus, er wolle als Feind von Nürnberg sterben. Wie er im Erfurtischen die Dörfer geplündert, so brandschatzte er in Halberstadt das Domkapitel und plünderte die Klöster. In Braunschweig wurde er von der mit dem Herzog in Streit liegenden Bürgerschaft mit Jubel empfangen. Auch hier ging er gleich an seine Lieblingsarbeit: 20 herzogliche Dörfer wurden von ihm in Asche gelegt, die Bistümer Hildesheim und Minden wurden gebrandschatzt.

Am 9. Juli fand die denkwürdige Schlacht bei Sievershausen statt, in welcher die einstigen Freunde und Waffenbrüder Albrecht von Brandenburg und Moritz von Sachsen als Feinde einander gegenüber standen. Albrecht verlor die Schlacht und Moritz verlor das Leben. Trotz der erlittenen schweren Niederlage hatte der Markgraf die Zuversicht und die Hoffnung künftigen Siegs nicht verloren. Voll guten Muts schrieb er 23. Juli an seine Leute auf der Plassenburg: Alles stünde wieder recht gut. Sei er über den Hund gesprungen, so werde er wohl auch über den Schwanz kommen. Von allen Seiten strömte ihm Kriegsvolk zu, welches wohl wußte, daß unter seinen Fahnen alles fremde Gut vogelfrei sei. Mit Feuer und Schwert verwüstete er das ganze Braunschweiger Land in schrecklichster Weise. In dieser Zeit näherte sich ihm August von Sachsen, der Bruder und Nachfolger des gefallenen Kurfürsten Moritz, mit dem Antrag, vermitteln zu wollen. Albrecht verlangte von Bamberg 350000 fl., von Würzburg 400000 fl. und von Nürnberg 300000 fl., sowie einige Landabtretungen, dann wolle er die Verträge fallen lassen. August von Sachsen trat bald darauf vom Kriegsbündnis zurück und Markgraf Albrecht konnte deshalb hoffen, daß die Söldner des Herzogs Heinrich von Braunschweig unter seine Fahnen treten würden, weil dieser doch nicht im stande sei, sie zu unterhalten. Da sprangen die Nürnberger ein und brachten die nötigen Geldsummen ins Lager, um den Kriegsleuten ihre Löhnung zu entrichten und sie zum weiteren Kampf willig zu machen. Am 12. September erlitt der Markgraf bei Steterberg, südlich von Braunschweig, eine zweite Niederlage, viel schwerer als die bei Sievershausen, denn diesmal wurde seine Mannschaft vollständig zersprengt und aufgelöst. Zugleich erreichte ihn die Nachricht, daß sein fränkisches Erbland von den Nürnbergern und Bambergern überzogen sei und aufs ärgste verheert und verwüstet werde. Um den Feind wieder aus seinem Land hinauszuwerfen und für den erlittenen Schimpf Rache zu nehmen, eilte er zurück durch Thüringen, wo er frische Mannschaft warb und zog vor Hof. Dasselbe hatte sich trotz tapferster Gegenwehr der Bürger nach dreimonatlicher Belagerung am 27. September an den böhmischen Kanzler, Heinrich von Plauen, ergeben müssen. Aber schon 14 Tage später, am 11. Oktober, überrumpelte Albrecht die Besatzung und Hof war wieder sein. Von da eilte er auf die Plassenburg, wo er von seinen Leuten jubelnd begrüßt wurde.

In Nürnberg konnte man sich leicht ausmalen, was für Stadt und Land bevorstehe, wenn der Markgraf wieder obenauf käme und es lag alles daran, den Herzog Heinrich von Braunschweig beim Bund zu erhalten und ihn zum Zug nach Franken zu bewegen. Hier

leistete nun Nürnbergs Abgeordneter, Erasmus Ebner, der in dem nachherigen Feldzug auch den Kriegskommissarius machte, seiner Vaterstadt einen äußerst wichtigen Dienst, indem er zwischen dem Adel und der Stadt Braunschweig einerseits und dem Herzog andrerseits einen Ausgleich zu stande brachte und dadurch Letzterem die Hände frei machte. Es war hohe Zeit, daß der Herzog mit seinen Landsknechten herbeikam, denn schon war Albrecht nahe daran, wieder Meister im Feld zu werden. Er hatte den Plauen, Burggrafen von Meißen, von Bayreuth, welches dieser zu belagern begann, verscheucht und schickte sich an, das Bambergische und Nürnbergische wieder mit seinen Drangsalen heimzusuchen. Am 1. November erließ er von Plassenburg eine Reihe von Ausschreiben an den Adel in den Bistümern von Bamberg und Würzburg wie in der Burggrafschaft von Meißen, welche von Schimpfreden gegen die Bistümer und die Stadt Nürnberg förmlich strotzten. Da hieß es u. a.: „die treulosen, siegelbrüchigen Stiftspfaffen“, „blutdürstige pfäffische und nürnbergische Rottgesellen“, „das leibhändige aufrührische Pöbelgesind von Nürnberg“ u. s. w. Seine Wut war um so größer, als die von ihm angerufene Vermittlung seiner brandenburgischen Vettern nichts gefruchtet hatte. Die Bischöfe, die jetzt eines Rückhalts sicher waren, erklärten kurzweg: der von dem Markgrafen ihnen und der Stadt Nürnberg zugefügte Schaden betrage mehr als 3 Millionen fl.; bevor dieser nicht erstattet sei, könnten sie sich auf keine Unterhandlungen einlassen.

Als Ende Oktober der Braunschweiger mit seinen Landsknechten ankam, wendeten sich sofort die Dinge. Hof, Bayreuth und Kulmbach gingen verloren, nur die Plassenburg blieb dem Markgrafen vorläufig erhalten. Derselbe erlitt bei Lichtenfels eine solche Niederlage, daß er es für geraten fand, sich durch das Bambergische nach Schweinfurt durchzuschlagen. Und endlich erschien auch am 1. Dezember das oft gedrohte, von Bamberg, Würzburg und Nürnberg beantragte Urteil des Reichskammergerichts, welches den Markgrafen als offenbaren Landfriedensbrecher in den schärfsten Ausdrücken in die Acht erklärte und sein Hab und Gut Jedermann preisgab. Der Urteilsverkündigung folgte am 20. Dezember im Namen des Kaisers durch den Fiskal des Kammergerichts die Aufforderung an die vier Kurfürsten am Rhein und an die fränkischen, rheinländischen und schwäbischen Reichsfürsten, die Achtserklärung gegen den Reichsächter dem gesprochenen Urteil gemäß in Vollzug zu bringen. Mit wahrem Galgenhumor nahm Albrecht Alcibiades die Achtserklärung auf. In Schweinfurt, bei lustigem Zechgelage, erhob er den Becher und rief den Gästen zu: „Acht und Aberacht gibt sechzehn, wir wollen

sie fröhlich und mit Freuden mit einander vertrinken. Je mehr Feind, je mehr Glück!“ Wie grimmig es ihm aber ums Herz war, zeigt der Befehl an seinen Hauptmann Stöckel auf Hohenlandsberg: „Ihr wollet auf künftigen Christtag oder um Mitternacht, wenn die Pfaffen zur Mette gehen, um ihnen ein desto fröhlicheres Neujahr zu machen, ein 10 oder 20 Orte gen Windsheim, Iphofen und den Grund nach Kitzingen hinab in Brand stecken, und wenn sie in der Mette oder ob dem Christbraten sitzen, wollet ihr ihnen ein Feuer anzünden, daß die Kinder im Mutterleib einen Fuß an sich ziehen oder auch beide. Und wir wollen, ob Gott will (!), hierum auch nicht säumen und ihnen zu Neujahr auch 20 Feuer anzünden, es hilft den Vertrag sehr fördern; es thut sonst kein gut mehr.“ Wenn man mich verdirbt, rief er aus, so sollen andere Leute auch nichts haben. Bald darauf erhielt Stöckel den weiteren Befehl, alles an den Straßen niederzuwerfen und auszurauben. „Je mehr Silberkuchen, desto besser“. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der markgräfliche Hauptmann den Befehlen seines Herrn sehr „gewissenhaft“ nachkam: die Berichte über seine rohen Greuelthaten lauten grauenerregend.

Verzweifelnd, mit eigenen Kräften sich aus seiner immer bedenklicher werdenden Lage befreien zu können, setzte der Markgraf seine brandenburgischen Verwandten in Bewegung und es fanden auch auf deren Anregung zweimal Tage in Rothenburg statt, die jedoch ebenso resultatlos wie alle früheren in dieser Angelegenheit abgehaltenen verliefen. Zugleich benützte er seine Buchdruckerei auf Schloß Hohenlandsberg, um die Welt mit Streit- und Verteidigungsschriften zu überschütten, voll der heftigsten Schmähungen gegen die „Pfaffen und pfeffersäckischen Rottierer“, die dann von Nürnberg aus mit annähernder Grobheit erwiedert wurden. Neben diesem Federkrieg wurde der andere Krieg von den Verbündeten lebhaft fortgesetzt. Nachdem die Nürnberger die beiden Bergschlösser auf dem Rauhen und dem Kleinen Kulm erobert, geplündert und niedergebrannt, fiel am 8. April 1554 nach einer heftigen Beschießung auch das Schloß Hohenlandsberg in die Hände der Bundestruppen. Die Nürnberger Büchsenmeister haben das Meiste dabei geleistet. In dem Schlosse wurde viel Geschütz und eine große Menge zusammengeraubter Kaufmannswaren, Wein und Munition gefunden; nach geschehener Ausräumung wurde es niedergebrannt und gänzlich zerstört.

Der ganze Überrest des markgräflichen Besitzes bestand jetzt noch in der Plassenburg, aber auch sie mußte sich endlich nach siebenmonatlicher Belagerung, am 22. Juni, den Bündischen ergeben. Die tapferen Verteidiger, welche mit fliegenden Fahnen abziehen durften, hatten in der langen Zeit Unsägliches erdulden müssen; bleich und

abgezehrt wankten sie wie Schatten den Schloßberg hinab. Wenige Augenblicke später loderten die Flammen an allen Ecken empor und am nächsten Tag war die stolze Plassenburg, der einstige berühmte Sitz der Merane und Orlamünde, ein Haufe von Schutt und Asche. Was das Feuer nicht vernichtete, wurde mit Pulver und Eisen vollends zerstört. Auch auf der Plassenburg wurde eine große Menge Nürnberger Kaufmannsgüter gefunden.

Bevor noch dieser letzte Stützpunkt in seinem Erbland in die Hände seiner Feinde gefallen war, hatte sich der Markgraf von Schweinfurt weg aus dem Staube gemacht. Er fürchtete, von den die Stadt umlagernden Bundestruppen gänzlich eingeschlossen zu werden, ließ sich von der Stadt für seinen Abzug noch 80000 fl. zahlen und entwich in der Nacht des 13. Juni still und vorsichtig, sodaß die Feinde in ihrem Lager nichts davon merkten, aus der Stadt. Die Belagerer waren sehr verblüfft, als sie bei Sonnenaufgang die Posten unbesetzt fanden und stürmten eilends in die Stadt, welche sie vollständig ausplünderten und, aller Zügel ledig und auf keinen Befehl mehr hörend, fast vollständig mit Brand verheerten. Neun Tage wüteten die Flammen und zerstörten nicht weniger als 676 Gebäude von Grund aus. Der Markgraf hatte sich nach seiner Entweichung in der Absicht, in Rothenburg neue Streitkräfte zu sammeln, südwärts gewendet, wurde aber auf der Heide zwischen Volkach und Kitzingen von den nachsetzenden Bündischen ereilt und vollständig geschlagen. Er selbst rettete sich mit Not über den Main, seine Mannschaft wurde gefangen und zersprengt; sein Geschütz und Heergerät fiel in die Hände der Feinde.

Der Flüchtling fand Zuflucht am Hofe des Königs von Frankreich, der ihn als Oberst von zwei Regimentern in Dienste nahm. Daß seine unheilvolle Rolle in Deutschland für immer ausgespielt sei, wollte dem Geächteten nicht einleuchten. Von seinem neuen Aufenthalt aus unterhielt er lebhafte Verbindung mit seinen Anhängern in der Heimat, von denen es mehrmals ruchbar wurde, daß sie für ihren Herrn und Gönner Truppen anwarben. Das ihm verloren gegangene Erbland nahmen mit des Kaisers Genehmigung die Verbündeten in Genuß und Verwaltung; auf den Anteil Nürnbergs waren Neustadt a. A., Münchaurach, Frauenaurach und Erlangen gefallen. Bald aber erwachte in dem Kaiser die Lust, die Markgrafschaft selbst an sich zu nehmen und er stellte sie unter einen Administrator von seinen Gnaden.

Noch lange setzten die Umtriebe des Geächteten die nach Ruhe lechzenden Einwohnerschaften von Stadt und Land, die Fürsten und die Räte der Städte in Unruhe und Sorge. Sein Hauptabsehen

war darauf gerichtet, vermittelst eines brandenburgischen Gesamtbündnisses wieder zu seinem vermeintlichen Recht zu gelangen. Auf dem Reichstage zu Augsburg wurde seine Angelegenheit leidenschaftlich verhandelt. Zugleich brachten seine neuerdings verbreiteten, mit Gift und Galle getränkten Streit- und Schmähschriften seine Gegner in die heftigste Aufregung. Die Nürnberger Ratskanzlei war mit der Entgegnung derselben oft wochenlang vollauf beschäftigt. Um sein Recht auf dem Regensburger Reichstag (1556) persönlich vertreten zu können, wurde dem Markgrafen, dem Diener des Königs von Frankreich, vom König Ferdinand freies Geleite gewährt. Er kam aber doch nicht nach Regensburg, sondern kehrte in Regenstauf wieder um und hielt sich während der Dauer des Reichstages in Koburg und anderen Orten auf. Körperliche Leiden, die Folgen seines wüsten Lebens und seiner Strapazen, bewogen ihn, in Wildbad im Schwarzwald Heilung zu suchen. Von da brachte man ihn Ende November in einer Sänfte in das Schloß seines Schwagers, des Markgrafen von Baden-Durlach in Pforzheim, wo er, erst 35jährig, am 8. Januar 1557 starb und in der markgräflichen Gruft der Michaeliskirche begraben wurde.

Über das humane Gebot, daß man von den Verstorbenen nur Gutes reden solle, werden sich wohl die meisten Zeitgenossen des grausamen Landverderbers hinweggesetzt haben. Dies that auch Hans Sachs, als er nach dem Tode des geschworenen Feindes seiner Vaterstadt „Die Himmelfahrt des Markgrafen Albrecht von Brandenburg. Ein Traumgesicht“ dichtete. In ergreifenden Bildern schildert in dieser großartigen, an Dante erinnernden Vision der Dichter, wie die unzählige Menge der Unglücklichen, welche der Tyrann um Hab und Gut, um Leib, Leben und Gesundheit gebracht, den im dunkeln Thale von schwarzem Nebel umhüllt dahinschreitenden Geist mit Geschrei und Wehklagen umringt und verfolgt; wie er, am Styx angekommen, von Charon, dem höllischen Schiffsmann, damit das Schiff nicht unter der Überlast versinke, gezwungen wird, all den zum Himmel emporstinkenden Sünden- und Lastergreuel, mit dem er sein Leben besudelt, ins Wasser zu werfen; wie er am anderen Ufer von seinen berühmten Gesinnungsgenossen, den verschiedenen Tyrannen des Altertums, Phalaris, Nero, Heliogabal u. s. w. empfangen wird u. s. w.

Die Gestalt des Albrecht Alcibiades, des fürstlichen Raubritters im Kolossalstil, war eine Lieblingsgestalt in den Ritter- und Räuberromanen im ersten Drittel unseres Jahrhunderts; sein Name figuriert in den Schulbüchern neben den berufensten Helden und Weisen der deutschen Geschichte; die Schilderung seiner Persönlichkeit:

eine starkknochige Gestalt mit großen, rollenden Augen, wallendem blonden Haupthaar, rotem Bart, zwei Faustkolben und drei Büchsen an der Seite, Hahnenfedern auf dem Hut, ist fast so landläufig, wie die eines Friedrich des Großen oder Napoleon I.; und das ihm von seinem Vetter und Erben, dem Markgrafen Georg Friedrich, im Mausoleum der fränkischen Hohenzollern, in der Kirche von Kloster Heilsbronn, gewidmete Epitaph trägt die stolze Inschrift: „Hier liegt begraben der durchlauchtige hochgeborene Fürst, Herr Albrecht der Jüngere, Markgraf zu Brandenburg, der deutsche streitbare Held, der um die Freiheit deutscher Nation mannlich gestritten.“ Wenn wir aber die Berühmtheit dieses Namens und die Verdienste seines Trägers miteinander messen, so gedenken wir unwillkürlich eines Ausspruchs des Grafen A. F. von Schack: „Besser ist es, im stillen Segen zu schaffen und dann ungekannt zu Grabe gehen, als mit einem Flecken auf dem Namen, mit einem Brandmal auf der Stirn durch die Jahrtausende zu schreiten.“

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Hans Sachs.
Seine Vorläufer und seine Nachtreter.

Wenn Max von Schenkendorfs bekannter Spruch:

> Wenn einer Deutschland kennen und Deutschland lieben soll,
> Wird man ihm Nürnberg nennen, der edlen Künste voll

volle Wahrheit und nicht bloß eine wohlklingende Phrase sein sollte, so durfte in dem Kranze der in Nürnberg heimischen Künste auch die holde Dichtkunst nicht fehlen. Und in der That hat es in Nürnberg auch in keiner Periode an Dichtern und Reimern gefehlt, seit mit dem Erlöschen der vom Adel gepflegten höfischen Dichtung und seit mit dem Verstummen des ritterlichen Minnegesangs die deutsche Dichtkunst in den Kreisen des städtischen Bürgertums ein Asyl gefunden. Von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Ausgang der Reichsstadt, von Hans Rosenplüt, dem Rotschmied, bis zu Konrad Grübel, dem Stadtflaschner, treten uns als ausübende „Liebhaber der deutschen Poeterei“ mancherlei Gestalten entgegen; aber alle tragen ein bürgerliches, ein spezifisch nürnbergisches Gepräge. Selbst den größten unter ihnen, dessen Wirkung weit über die Mauern seiner Vaterstadt hinausreichte, Hans Sachs, kann man sich schwer in einer anderen Umgebung denken, als in der, in welcher er aufwuchs und in welcher er seine zahlreichen Werke schuf.

Den Nürnberger Dichterreigen eröffnet Hans Rosenplüt, der Schnepperer (Schwätzer), geboren zu Nürnberg in den ersten Jahren des 15. Jahrhunderts. Der Beiname, der ihn keineswegs verdroß, scheint ihm durch seine lose Zunge erwachsen zu sein. Seines Zeichens war er ein Rotschmied. Aus diesem Handwerk entnahm der Rat vorzugsweise die nötigen Büchsenmeister und so kam es, daß Hans Rosenplüt sowohl in den Hussitenkriegen (1431) als in dem Kriege mit Albrecht Achilles (1449) im Dienste seiner Vaterstadt seine Anstelligkeit und Tapferkeit zu erweisen wiederholt Gelegenheit hatte. Alle diese „Reisen“ hat der dichtungsbeflissene Büchsenmeister in holprigen Versen, bei deren Lesung man die knarrenden Räder der Wagenburg, mit der er auszog, zu hören meint, ausführlich beschrieben. Jedoch so unbeholfen seine Verse und so verwegen manchmal seine

Reime waren, so wacker und gerade war seine Gesinnung, und wenn er in seinen gereimten Berichten über die Schlachten von Tachau und Tauß die elende Haltung der Ritterheere gegenüber den Dreschflegeln der hussitischen Bauern kritisiert, so meint man einen Chor von patriotisch ergrimmten Reichsstädtern zu vernehmen, die sich mit unumwundener Offenheit über die Elendigkeit des heil. römischen Reichs und über die Nichtsnutzigkeit des deutschen Adels auslassen.

Mit um so größerer Genugthuung berichtet Hans Rosenplüt in seinem ellenlangen Spruchgedicht: „Von Nürnberger Rayß" über die löblichen Thaten der Nürnberger im Markgrafenkrieg. Hier, sowie in seinem „Lobspruch der Stadt Nürnberg" läßt er seinem warmherzigen Patriotismus freien Lauf. Und wie als Nürnberger, so machte er auch als Handwerker sein Selbstgefühl geltend; für ihn, den Sohn des Volks, ist die Arbeit ein ebenso stolzer Ruhmestitel als adelige Geburt und Gelehrsamkeit. — Wie Rosenplüt als Reichsbürger denkt, sieht man am besten aus seinem Fastnachtsspiel „Vom Türken" (1456), in welchem er unter dem Geleit der Stadt Nürnberg den Großtürken als Reformator auf deutschem Boden auftreten läßt und demselben die bittersten Stachelreden über das unter Friedrich III. verlotternde Reich in den Mund legt. Diese dramatische Satire des ungelehrten Nürnberger Handwerkers ist ein würdiges Seitenstück zu den Invektiven des zeitgenössischen, gelehrten Gregor Heimburg.

Mit diesen demokratischen Anschauungen scheint es sich schlecht zu vertragen, daß der Nürnberger Volksdichter zum Schlusse seiner dichterischen Laufbahn seine Nahrung an den Fürstenhöfen zu suchen begann. Seine dichterischen Erfolge mögen ihn bewogen haben, das Handwerk an den Nagel zu hängen und als fahrender Sänger, d. h. als einer der damaligen Wappendichter, die sich mit der Auslegung der Unterschiede der Visierung und Blasonnierung der Wappen beschäftigten und gereimte Wappenbeschreibungen verfaßten, die deutschen Lande zu durchstreifen. Dabei war natürlich die Hauptsache, die hohen Wappenherren selbst über alle Maßen zu preisen, um den erhofften Lohn zu erringen. Der bekannteste Wappenspruch Rosenplüts ist der zu Ehren des mit der Stadt Nürnberg befreundeten Herzogs Ludwig des Reichen von Landshut. Die auf seinen neuen Beruf gesetzten hohen Erwartungen scheinen sich aber nicht erfüllt zu haben. „Der Adel", klagt er in seinem Gedicht „Vom Einsiedel", „hat sein Wappenschild mit dem Wedel der Schande bedeckt und die braven Herolde, die die Wahrheit sagen wollen, vom Hofe gejagt." — Nach einer Lokalüberlieferung hat Hans Rosenplüt sein Leben in der Dominikanerkutte beschlossen, was nicht unwahrscheinlich erscheint,

wenn man die mit lateinischen Brocken gespickten Poesien seiner späteren Zeit ins Auge faßt, die mit ihrem abgeschmackten, dunklen Schwulst zu den sonnig-heiteren Erzeugnissen seiner früheren Zeit einen schreienden Gegensatz bilden.

Die dichterische Thätigkeit Hans Rosenplüts war bei weitem nicht so umfangreich als die des Hans Sachs, immerhin war sie vielseitig genug. In den Priameln, der damals beliebten Gattung von Sinngedichten, war er Meister; seine Weingrüße und Weinsegen erfreuten sich großen Beifalls; das Volkslied war ihm geläufig; er pflegte die komische wie die ernste Erzählung; in seinen politischen Gedichten zeigte er einen offenen, mannhaften Sinn; seine Fastnachtspiele sind allerdings noch roh und unausgebildet in jeder Beziehung und wimmeln von Unflätigkeiten, aber in der letzteren wie in allen anderen Gattungen seiner Dichtung zeigt er, daß er mit offenem Sinn das ihn umflutende Nürnberger Leben zu beobachten, zu packen und poetisch zu gestalten versteht. So ist es denn auch nicht zu viel gesagt, wenn man ihn als Bahnbrecher und Vorläufer von Hans Sachs bezeichnet.

Ein anderer Vorläufer von Hans Sachs war der Barbier Hans Folz aus Worms, der in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts Nürnberg zu seiner zweiten Heimat machte. Er hatte in der angeblich schon anfangs des 14. Jahrhunderts durch Heinrich Frauenlob gegründeten Meistersingerschule in Mainz seine poetische Lehrzeit bestanden, aber an dem dort im Geiste des abgöttisch verehrten Gründers gehegten scholastischen und mystischen Schwulst keinen Gefallen gefunden. Seine angeborene rheinisch-heitere Natur und sein gesunder Menschenverstand empörten sich gleichmäßig gegen den Zwang, sich nicht aus dem Gehege der vorgeschriebenen abgedroschenen Themata und der eingeführten Töne hinaus begeben zu dürfen. In Nürnberg vereinigte er eine Anzahl Handwerker um sich und gründete eine Meistersingerschule, über welche nichts genaueres bekannt ist und die mit seinem Tode wieder verfiel. Bei den Meistersingern späterer Zeit stand sein Name in hohem Ansehen. Das Feld seiner dichterischen Thätigkeit umfaßte lyrische Gedichte, ernsthafte Spruchgedichte, Schwänke und Fastnachtspiele. Seine Erzeugnisse fanden bei den Zeitgenossen lebhaften Anklang; dieselben stießen sich nicht im mindesten an dem Schmutz, der sich in seinen Schwänken und Fastnachtspielen berghoch aufhäuft. „Jeder Sprechende ein Schwein, jeder Spruch eine Roheit, jeder Witz eine Unfläterei“ so urteilt der Litteraturhistoriker Gödeke von seinen Fastnachtspielen. Dieselben zeigen nicht die mindeste Spur von dramatischem Aufbau; die Personen treten, oft bis zu zwölf, nacheinander auf und sagen ihren Spruch her. Gewöhnlich ist es

die Figur des tölpelhaften Bauern, auf dessen Kosten zum Gaudium der städtischen Zuhörer die derbsten Witze geliefert werden. Im Versbau wie im Reim aber war Folz seinem Vorgänger Rosenplüt unbedingt überlegen. — Ein anderer Nürnberger Volksdichter jener Zeit war Hans Kugler, der sich stets als Diener des weisen Rats von Nürnberg bezeichnet und das Lied auf den bekannten Placker Schüttensam verfaßte.

Doch wahrscheinlich noch ehe der lustige Barbier das Zeitliche gesegnet hatte, war in Nürnberg ein dritter Hans zur Welt gekommen, dem es beschieden war, die deutsche Volksdichtung auf eine höhere Stufe und in eine reinere Luftschicht zu erheben.

Hans, der einzige Sproß des in der Kot-(Brunnen-)gasse behausten Schneidermeisters Jörg Sachs wurde am 8. November 1494 geboren. Als es Zeit war, besuchte Hans bis zu seinem 15. Jahre die Heil. Geist-Spital-Schule, erlernte dann das Schuhmacherhandwerk und begab sich nach überstandener Lehrzeit auf die Wanderschaft, auf welcher er zuerst Bayern und Österreich, hernach das Main- und Rheingebiet bereiste. Dort besuchte er Regensburg, Passau, Salzburg, Hall, Braunau, Wels, München, Landshut, Ötting und Burghausen; hier Würzburg, Frankfurt, Koblenz, Köln und Aachen. Daß der junge Mann während seiner fünfjährigen Wanderschaft Menschen und Dinge fleißig beobachtete, zeigen seine späteren Schriften und daß er schon von früh an von höherem Streben beseelt war, erfahren wir aus seinen Bekenntnissen. Vor allem fesselte ihn die Liebe zur Poesie in der Form der Meistersingerei, in welcher er schon während seiner Nürnberger Lehrzeit durch den Leineweber Lienhard Nunnenbeck, einen eifrigen Meistersinger, eingeführt worden war. Wo er auf seiner Wanderschaft Meistersinger zu finden wußte, nahm er an ihren Übungen teil; auch hat er sich schon damals in eigenen Tönen versucht.

Im zweiten Jahr nach seiner Rückkehr in die Heimat gründete Hans Sachs nach erworbenem Meisterrecht den eigenen Herd in seinem Geburtshause, das ihm von den Eltern zum Eigen zugeschrieben war. Zur trauten Lebensgenossin hatte er sich die 17-jährige Kunigunde Kreuzer von Wendelstein erwählt, die als tüchtige Hausfrau 41 Jahre lang Freud und Leid mit ihm teilte. Frau Kunigunde führte ein scharfes Hausregiment, doch kam der gemütsreiche und humorbegnadete Gatte gut aus mit ihr und die Ehe war, wie der Dichter in einem zum Andenken der i. J. 1560 Verschiedenen verfaßten Gedichte verkündet, eine äußerst glückliche. Der einzige schwarze Schatten, den das Schicksal in seine Häuslichkeit warf, war

das Wegsterben der (sieben) Kinder; der Vater überlebte sie alle und nur vier Enkel von der ältesten Tochter Kunigunde waren ihm geblieben. Die erzprosaischen Nahrungssorgen aber sind ihm immer fern geblieben. Zu dem elterlichen Hause in der Kotgasse erwarb er noch zwei Häuser, eins beim weißen Turm, ein anderes unter den Hutern (Kaiserstraße). Letztere veräußerte er später wieder und kaufte 1542 das im Mehlgäßlein, das er bis zu seinem Tode bewohnte. Im Jahre 1560 starb ihm seine liebe Hausfrau Kuni und anderthalb Jahre darauf heiratete der 67jährige Witwer die, wenn auch, wie bisher immer von einem dem anderen nacherzählt worden, nicht mehr 17jährige, doch noch jugendliche Barbara Harscherin. An der Seite seiner jungen, hübschen Frau, deren Reize er 1562 in einem Gedicht: „Das künstliche Frauenlob" mit großem Behagen ausmalt, grünte der alte Dichter noch einmal frisch auf und selbst die im letztgenannten Jahre in Nürnberg wütende Pest, vor welcher, wer es nur machen konnte, aufs Land floh, vermochte nicht, ihn aus dem neu verschönerten Heim zu verscheuchen. Aus dem nächsten Jahre 1563, also aus seinem 69. Jahre, stammen, abgesehen von den Meisterschulgesängen, allein nicht weniger als 34 Geschichten und Schwänke und außerdem noch 6 geistliche Stücke. Ein freundliches Geschick gewährte ihm noch 14 Jahre lang nach seiner zweiten Heirat den Genuß eines behaglichen Daseins und eines ruhigen, rüstigen Alters. Sein Handwerk trieb Hans Sachs bis in sein 73. Lebensjahr, die Dichterfeder legte er erst drei Jahre vor seinem Tode nieder.

Von Hans Sachsens dichterischer Thätigkeit aus der Zeit von der Gründung des eigenen Hauswesens bis z. J. 1523 verlautet nichts. Sein äußeres Leben galt in diesen Jahren dem neugegründeten Geschäft, sein inneres der Aufnahme und Verarbeitung der von Luther in die gährende Welt geschleuderten reformatorischen Ideen. Wie mächtig der junge Handwerksmann von denselben ergriffen worden und wie tief er von denselben durchdrungen war, wurde offenbar, als im Juli 1523 sein aus voller Brust hinausgeschmetterter frühlingsfroher Lerchentriller: das Lied „Von der Wittenberger Nachtigall" erscholl. Dieses 700 Zeilen lange Spruchgedicht, in welchem die Reformation jubelnd begrüßt und das Haufwerk römischer Mißbräuche blutig gegeißelt wurde, wurde schnell und überall bekannt, half nicht wenig zur Verbreitung der neuen Lehre und trug den Namen des jungen Schusters von Nürnberg durch ganz Deutschland. Dem lauten Beifall auf der einen Seite entsprach der Zorn und die Wut auf der anderen. Besonders erbitterte, daß ein ehrsamer Handwerksmeister sich erkühnte, das Evangelium auslegen zu wollen und das „Schuster bleib bei deinem Leist" war in allen Tonarten ver-

nehmbar. Doch dieser ließ sich weder bange noch irre machen. Schon im nächsten Jahre erschienen von ihm „Vier Gespräche über Mönchsgelübde“ u. s. w., in welchen der im neuen wie im alten Testament wohlbeschlagene Volksmann in scherzender Rede wie mit schlagenden Gründen den Kuttenträgern zu Leibe ging, aber auch den ärgerlichen Wandel der Lutheraner und den Wucher der Kaufleute beider Konfessionen nicht verschonte. Denn was Hans Sachs von der Reformation vor allem verlangte, war die innere Erneuerung, die Reform des sittlichen Lebens. Hinsichtlich der Inszenierung und der Leichtigkeit des Dialogs können diese Gespräche des ungelehrten Nürnberger Handwerkers mit den berühmten Gesprächen des gelehrten Ritters Ulrich von Hutten es getrost aufnehmen.

Der Rat von Nürnberg handhabte seine preßpolizeiliche Aufsicht, je nach dem Gang der Politik, bald laxer bald strenger, und so kam es, daß derselbe noch zwei Jahre nach der Einführung der Reformation in Nürnberg dem dichtenden Schuhmachermeister seine Autorität fühlen ließ. Im Jahre 1527 ließ der Formschneider Hans Guldenmund zu Nürnberg ein Büchlein im Druck erscheinen, betitelt: „Eine wunderliche Weissagung vom Papsttum“, mit Holzschnitten, zu welchen Hans Sachs auf Osianders Veranlassung erklärende Reime verfaßt hatte. Hans Sachs pries in seinen Reimen den Kampf des Helden Martin Luther gegen die List des Papstes und seiner Knechte, der sich berühme, der rechte Erbe zum römischen Reich zu sein, dieweil er doch nichts als die Grundsuppe aller Büberei vorstelle. Das Büchlein wurde, soviel sich davon beim Buchdrucker vorfand, konfisziert und der zur Messe nach Frankfurt gebrachte Vorrat auf des Rats Kosten aufgekauft und wie die anderen vernichtet, dem Hans Sachs aber wurde vom Rat ernstlich befohlen, er solle, da Reime zu den Figuren machen nicht seines Amts sei, seines Handwerks und Schuhmachens warten und sich enthalten, Büchlein oder Reime ausgehen zu lassen. Und ebenso erhielt Osiander einen strengen Verweis. Seit diesem Merks hat sich Hans Sachsens Stimme in dem religiösen Kampf nicht mehr vernehmen lassen. Eine Ursache dieser Enthaltsamkeit wird wohl auch die gewesen sein, daß die Kampfeshitze allmählich allgemein einer kühleren Temperatur Platz machte.

Neben der Reformationssache lag Hans Sachsen nichts mehr am Herzen als die Meistersingerschule; ihr widmete er hauptsächlich seine Thätigkeit. Die nach dem Tode des Hans Folz verfallene Schule wurde durch ihn zu neuem Leben erweckt und gedieh unter seiner Leitung so vortrefflich, daß die Mitgliederzahl auf dritthalbhundert stieg. Was ihm in der Leitung der Schule und in seiner dichterischen Thätigkeit überhaupt ungemein zu statten kam, war seine

große Belesenheit. Wie sehr er bemüht war, sich mit allen seiner Zeit zugänglichen Dichtungs- und Bildungsstoffen vertraut zu machen, sehen wir aus dem uns überkommenen Verzeichnis seines Bücherschatzes. Da finden wir vor allem neben der Lutherbibel in Folio die Schriften des Reformators, 180 Stück in sechs Bänden. Dann Sebastian Franks deutsche und Weltchronik, Stadtchroniken von Nürnberg und Augsburg, Chroniken von den Türken, von Dänemark, Schweden und Norwegen, Reise- und Naturbeschreibungen, Fabel- und Weisheitsbücher, die humoristische Litteratur seiner Zeit wie: Sebastian Brants Narrenschiff, das Rollwagenbüchlein, Paulis Schimpf und Ernst und besonders deutsche Übertragungen der griechischen und römischen Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen. Außerdem wissen wir aus seinen Citaten, daß er sich mit den meisten anderen hervorragenden Schriftwerken der alten Welt, die nicht in seinem Besitze waren, mit allerlei Chroniken und Heldenbüchern, sowie mit den zeitgenössischen Schriftstellern Erasmus, Hutten u. s. w. bekannt gemacht hat und daß seiner immer wachen Aufmerksamkeit von den Flugblättern, Satiren u. s. w. des Tags nichts entging. Es gab in jener Zeit gewiß manchen „Schriftgelehrten", der hinsichtlich der Belesenheit sich nicht mit dem schlichten Handwerksmann in Nürnberg messen konnte.

Es war nicht Eitelkeit und Ruhmsucht, sondern die angeborene Herzensgüte, welche den immer anspruchlosen Meister Sachs antrieb, den in seinen Feierstunden erworbenen Bildungsschatz unter seinen Mitbürgern weiter zu verbreiten. Dazu bot die Meistersingerschule die beste Gelegenheit. Die Stoffe seiner Erzählungen, Schwänke, Fabeln, Allegorien, religiösen Gedichte hat er größtenteils zuerst in seinen Meisterliedern behandelt und nachher erst umgeformt. Daß diese Meisterlieder, deren Hans Sachs nicht weniger als 4200 produziert hat, nicht lauter Meisterstücke, sondern oft recht handwerksmäßig zugerichtet waren, läßt sich bei dieser massenhaften Produktion nicht anders erwarten.

Die Meistersingerschule in Nürnberg gehörte nicht zu den ältesten in Deutschland; viel älter waren die in Mainz, Frankfurt, Straßburg, Colmar. Aber wie Hans Sachs selbst als Haupt aller Meistersinger in Deutschand anerkannt und verehrt wurde, so wurde die von ihm geleitete Schule bald Anregerin zur Gründung von weiteren Schulen in vielen Städten Deutschlands und Muster für alle miteinander, für die alten wie für die neuen. Als Hans Sachs seine Wirksamkeit in Nürnberg zu entfalten begann, war die Meistersingerei längst festgefügt, aber sie erfuhr in Inhalt und Form durch den Eintritt der Kirchenreformation und durch das Eingreifen von Hans Sachs eine

gewisse Auffrischung und Erneuerung. Früher wurden Fragen der scholastischen Theologie behandelt, wie z. B. die unbefleckte Empfängnis und dergleichen, jetzt lieferte die heil. Schrift hauptsächlich die Themata und dazu fügte Hans Sachs vermöge seiner reicheren Bildung Stoffe aus der antiken Welt, aus der altdeutschen Heldensage, aus dem Alltagsleben. Früher wurde die Sprache mit ungeheuerlicher Willkür mißhandelt, es wurden verschiedene Mundarten nebeneinander gebraucht, man hieb die Silben einfach weg oder veränderte sie u. s. w., jetzt galt die Sprache der Lutherbibel als Norm und die Tabulatur, d. i. der Inbegriff der Satzungen und der meistersingerischen Poetik, setzte Strafen fest gegen die Versündigungen wider die Sprache sowie für die Verstöße hinsichtlich des Inhalts und gerade die Nürnberger Tabulatur wurde maßgebend für fast sämtliche Meistersingerschulen in Deutschland.

Die Meistersinger in Nürnberg hielten ihre Übungen d. h. ihre Schule in den Jahrhunderten ihres Bestehens in verschiedenen Lokalen ab, im 16. Jahrhundert bis 1578 hauptsächlich in der Heil. Geist-Spitalkirche und im Predigerkloster, von da an bis 1614 in der Marthakirche und von 1620 bis zum völligen Verstummen der Meistersingerei in der Katharinenkirche. Die öffentlichen Hauptsingen, bei welchen Preise verteilt wurden, wovon der höchste der „Davidsgewinner", fanden an Sonn- oder hohen Feiertagen nach dem Nachmittagsgottesdienst statt. Dies waren die hohen Tage der Meistersinger; den Schluß davon bildeten zwanglose Versammlungen in der Zechstube der Singgenossen (in Unterwöhrd). Hier herrschte an der Stelle der feierlichen Stimmung in der Schule der Ton ausgelassener Fröhlichkeit und statt heiliger Gesänge wurden Schnaken und Schnurren von oft sehr saftigem Inhalt zum besten gegeben. Mancher Schwank des Meisters Hans Sachs mag hier zum ersten Mal vorgetragen worden sein. Übrigens wurden, wie der vor jeder Abendsitzung laut vorgelesene „Zechzettel" verkündigte, Zank und Krakehl, Unanständigkeit, Lästerung und Trunkenheit streng bestraft, auch das Zutrinken war verboten. Hier in der Zechstube wurde auch die Aufnahme neuer Mitglieder nach abgelegter Probe vollzogen.

Es wird niemand behaupten wollen, daß die Meistersinger die deutsche Dichtkunst in neue Bahnen gelenkt, ihr eine höhere Richtung und volleren Inhalt gegeben hätten. Dazu fehlten ihnen außer verschiedenen anderen Dingen die Hauptsache: allerdings hatte ihnen die „alte Schwiegermutter Weisheit" nicht den Dienst versagt, aber „die ewig bewegliche, immer neue, seltsame Tochter Jovis, sein Schoßkind, die Phantasie", hatte keinen Platz in der Mitte der ehrsamen Meister vom Handwerk. Trotz dieses Grundmangels und trotz ihrer

dichterischen Unbeholfenheit soll diesen schlichten Männern jedoch das Verdienst nicht geschmälert werden, daß sie in der Zeit eines Hoch und Nieder beherrschenden rohen Genußlebens den Sinn für Poesie wach gehalten, zur Geistesthätigkeit angeregt und für das Bürgertum Pflegstätten edleren Lebensgenusses geschaffen haben.

Der Meistergesang welkte ab, als sein bedeutendster Vertreter, Hans Sachs, nicht mehr wirkte und die Reformationszeit ausgeklungen hatte. An Nachahmern und Schülern des verehrten Altmeisters hat es nicht gefehlt, der bekannteste von ihnen ist der Görlitzer Schuhmacher Adam Puschmann, und es sind sogar studierte Leute wie der Nürnberger Rektor Ambrosius Metzger und der Theologe Cyriakus Spangenberg der Singerschule als thätige Mitglieder beigetreten, aber dem siechenden Körper war die Seele entwichen. Mit merkwürdiger Zähigkeit fristeten jedoch einzelne Gruppen ein verkümmertes Dasein noch ein paar Jahrhunderte fort. In der Nürnberger Meistersingerschaft zeigte sich das Absterben in den immer seltener werdenden Zusammenkünften. Aus allwöchentlichen Versammlungen wurden monatliche, dann wurde nur noch an hohen Festtagen und schließlich nur noch ein Mal im Jahr Schule gehalten. Die letzte Jahresversammlung fand 1770 statt.

Hans Sachsens Ruhm als Meistersinger ist mit dem überlebten Meistergesang dahingegangen; unsterblichen Ruhm aber erwarben ihm seine Erzählungen und Schwänke. Auf diesem Gebiet, auf dem ihn auch kein neuerer übertroffen hat, schaltet er als unvergleichlicher Meister und alles, was uns den Dichter lieb und teuer macht, sein schalkhafter Humor, seine praktische Lebensweisheit, seine herzliche Menschenliebe tritt hier am schönsten hervor.

Ebenso fruchtbar wie als humoristischer Erzähler ist Hans Sachs als Sittenlehrer in seinen Hunderten von Lehrgedichten, in seinen Allegorien, Fabeln, moralischen und religiösen Betrachtungen. Hier vermünzt er vorzugsweise die Goldkörner altheidnischer Lebensweisheit und übermittelt so seinen Zeit- und Volksgenossen einen wahren Schatz fruchtbarer Gedanken, der denselben ohne Hans Sachs wohl vorenthalten geblieben wäre. Zu den Lehr- oder Spruchgedichten werden auch die politischen Gedichte des Hans Sachs gezählt. Mit derselben scharfen Beobachtungsgabe, mit der er in anderen Poesien den mannigfaltigen Äußerungen des Alltagslebens nachgeht, verfolgt er hier die wichtigen Ereignisse und Erscheinungen der Zeit. Die Türkennot, der schmalkaldische Krieg, der Kampf seiner Vaterstadt mit dem Markgrafen, die Blutsaugerei der Fürsten, die Räuberei und Schinderei des Adels, die Praktiken und Verschleppungen der Gerichte, die Sucht des Bürgers, es mit dem Adel gleich

zu thun, die Bedrückungen von oben und die Strebsucht von unten, alles zieht er in den Bereich seiner Betrachtung und stellt bald eifernd und zürnend, bald mit Wehmut und Spott dem Volk immer wieder die Lehre vor die Augen, daß nur durch Gemeinsinn Hilfe kommen könne.

Von diesen politischen Gedichten hatte Hans Sachs mehrere gegen den Markgrafen Albrecht Alcibiades gerichtete Satiren nicht an die Öffentlichkeit gebracht. Der Nürnberger Rat wußte von deren Existenz und schickte, als Hans Sachs verschieden war, alsbald jemanden ins Trauerhaus, um sich dieser verdächtigen Stücke zu bemächtigen. So ängstlich suchten die immer fürsichtigen Regimentsherren allen Anstoß bei dem brandenburgischen Nachbar zu verhüten. Die Aufgabe, in den 18 Foliobänden die gesuchten Schriftstücke alle aufzufinden, mag zu schwierig gewesen sein und so fiel nur die im vorigen Kapitel erwähnte „Himmelfahrt des Marggraffen Albrecht von Brandenburg" in die Hände des Rats und wurde aus dem betr. Bande (XI.) herausgeschnitten.

Hans Sachs hat, solange er die Feder führen konnte, nicht gerastet; alles was er denkt und empfindet, wird ihm gleichsam selber zum Reim. Er sagt von sich selbst:

Daß ich aber in Reimen dicht,
Ich kann mich ihr erwehren nicht,
Wann ich schon reden soll,
Wird mir der Mund von Reimen voll.

In den letzten Jahrzehnten zeigt seine Muse fast durchweg heitere Züge. Er wendet sich mehr dem gewöhnlichen Thun und Treiben der Menschen zu, und was er früher gegeißelt, wird nun von ihm belacht; die Strafpredigt wird zur launigen Darstellung und weniger auf das Lehren der Tugend als auf das Verscheuchen der Traurigkeit ist sein Dichten gerichtet. Wie seine meisten Schwänke, so verdanken auch seine Fastnachtspiele zumeist dieser späteren Zeit ihren Ursprung.

Der Fasching war in Nürnberg von altersher eine hohe Zeit. Keine andere deutsche Stadt that es Nürnberg gleich in Fastnachtslustbarkeiten und selbst die durch ihren Karneval berühmten Hauptstädte Italiens entfalteten in der Zeit des Hans Sachs nicht mehr Luxus und Frohsinn als Nürnberg. Man begnügte sich hier nicht mit der Tollheit auf den Straßen, mit dem Schembartlaufen; das alljährliche Vergnügen wurde in den Häusern munter fortgesetzt und diesem Familienfasching verdankt das Fastnachtspiel hauptsächlich seine Ausbildung. Das Familienzimmer wird zur Schaubühne; bei besserer als der gewöhnlichen Beleuchtung versammeln sich bei der einen oder

der anderen Familie die Verwandten und Freunde des Hauses und entweder eingeladen oder sich selber einladend erscheint der Trupp der Fastnachtspieler, welche nach der Vorstellung gewöhnlich bewirtet werden. — Die von Hans Sachs verfaßten Spiele unterscheiden sich in jeder Beziehung zu ihrem Vorteil von denen, die bisher im Schwang waren und sind auch die Späße darin nach heutigem Geschmack noch derb genug, so hat der ehrbare, züchtige Sinn des Dichters doch alle eigentliche Unfläterei fern gehalten. Sie übertreffen aber auch in Erfindung, dramatischer Gestaltung und in der Behandlung der Sprache alle früheren und gleichzeitigen Erzeugnisse dieser Art und es ist nicht zu viel gesagt, wenn man Hans Sachs, den meisterhaften Sittenschilderer seiner Zeit, den Vater des deutschen Lustspiels nennt.

Außer Fastnachtspielen hat Hans Sachs auch noch an hundert größere Schauspiele verfaßt, von denen er diejenigen, in welchen gekämpft wird, Tragödien, die anderen Komödien heißt. Die Stoffe lieferte ihm die biblische wie die Profangeschichte. Vom Sündenfall bis zum Heldentod der Makkabäer hat er wohl alle Geschichten des alten Testaments dramatisiert. Aber alle die Könige und Helden von Judaea, Griechenland und Rom, Propheten und Senatoren, Patriarchen und Ritter von König Artus Tafelrunde werden unter seiner Hand zu lauter braven Christen und zu guten Nürnbergern des 16. Jahrhunderts. Von dramatischer Verwicklung und von Charakteristik der Personen ist in den Dramen Hans Sachsens keine Spur; es sind eben Tableaus, welche dem Zuschauer vorgeführt werden. Nichtsdestoweniger ist der noch im Dunkeln tastende Meister Sachs derjenige, der in Deutschland den Keim zu dem weltlichen Drama in den Boden gesenkt hat und fehlte ihm auch das Zeug, der Schöpfer des deutschen Dramas zu werden, so verdient doch schon sein Suchen darnach Anerkennung. Aufgeführt wurden die Schauspiele mit Erlaubnis des Rats von Meistersingern unter der Direktion und Mitwirkung von Hans Sachs und zwar zweimal wöchentlich in der Zeit von Lichtmeß bis Fastnacht. Als Lokal diente die Marthakirche, doch wurde manchmal auch in den Gasthöfen zum goldnen Schwan, zum goldnen Stern und im Heilsbronner Hof, zuweilen auf Verlangen auch in Privathäusern gespielt. Die Ausstattung muß man sich so einfach als möglich denken. Doch nicht die Nürnberger allein ergötzten sich an den Werken ihres Landsmannes, seine Dramen wurden an Fürstenhöfen wie in Städten noch lange vielfach aufgeführt.

Hans Sachs schloß am 26. Januar 1576 für immer die Augen, mit denen er die Welt so munter angesehen. In bescheidener An-

sprüchlosigkeit, ein durch und durch guter Mensch, hatte er seinen langen Lebensweg durchschritten und niemals hat er etwas höheres scheinen wollen als er war, darum war auch sein Andenken den Zeitgenossen so teuer. An seinem Grabe sangen die Meistersinger von Nürnberg ein Abschiedslied; seine Ruhestätte auf dem Johanniskirchhof ist nicht bekannt. In den Schulen der Meistersinger lebte sein Gedächtnis fort, solange noch Trümmer dieser eigentümlichen Frucht deutschen Bürgertums vorhanden waren. In den Kreisen der sogenannten Gebildeten aber war sein Name bald verschollen und in den folgenden Zeiten, die selbst poesielos waren bis zum Entsetzen, hatte man bloß Spott und Hohn für den Schuster von Nürnberg. Erst nachdem ein Schüler Gottscheds, der Professor Ranisch, 1765 durch seine „Historisch-kritische Lebensbeschreibung von Hans Sachs" das Wirken desselben ins richtige Licht gestellt und nachdem kurz darauf und zwar gerade 200 Jahre nach dem Tode des Nürnberger Volksdichters der für alle volksmäßige Dichtung feinfühlige 27jährige Goethe in seinem Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung" dessen Schaffen liebevoll verherrlicht hatte, kam der Name Hans Sachs allmählich wieder zur Geltung. Die Litteraturgeschichtschreiber räumten ihm in den Reihen deutscher Dichter den gebührenden Platz ein; König Ludwig I. von Bayern ließ seine Büste in der bayerischen Ruhmeshalle auf der Sendlinger Höhe aufstellen; der litterarische Verein in Stuttgart veranstaltete eine neue Herausgabe seiner zahlreichen Werke; der Dichterkomponist Richard Wagner nahm ihn und die Meistersinger zum Vorwurf einer seiner Opern und endlich, fast 300 Jahre nach des Dichters Tod, sah auch seine Vaterstadt auf dem Spitalplatz in der Nähe seines einstmaligen Wohnhauses sein Denkmal in Erz erstehen. Am Johannestag 1874 ist dasselbe unter der Teilnahme zahlreich aus allen Gauen Deutschlands herbeigekommener Schuhmachermeister feierlich enthüllt worden. Zu einer Huldigung in großartigstem Maße für den Genius des Nürnberger Volksdichters gestaltete sich endlich dessen 400. Geburtsfeier am 5. November 1894 nicht in seiner Vaterstadt allein, sondern auch in vielen großen und kleinen Städten des deutschen Reichs und Deutschösterreichs. Durch die ebenso fein ersonnenen als glänzend ausgeführten Ehrenerweisungen für diesen klassischen Repräsentanten Alt-Nürnbergs hat sich das verjüngte Nürnberg selbst geehrt.

Noch zu Hans Sachsens Lebzeiten versuchte der Spitalschreiber Peter Probst in die Fußtapfen des berühmten Landsmanns zu treten, doch blieb er fast durchweg hinter seinem Vorbild zurück. Seine Meisterlieder sind allergewöhnlichsten Schlags, seine Fastnacht-

spiele fallen in den von Hans Sachs kaum beseitigten alten Ton roher Unfläterei zurück und nur seine „Christliche Komödie von dem Blindgeborenen", in welcher Christus selbst auf der Bühne erscheint, liefert ein rühmliches Zeugnis seiner Begabung. Ein anderer Nürnberger Dramatiker jener Zeit ist der Schulmeister Lorenz Rappolt, welcher das von ihm verfaßte „schöne christliche Spiel Hekastus genannt", mit 113 Schülern zur Aufführung brachte.

Der berühmteste Nachtreter von Hans Sachs und neben diesem der bedeutendste Schauspieldichter des 16. Jahrhunderts ist Jakob Ayrer. Derselbe war als Knabe nach Nürnberg gekommen, wo er bei einem Eisenhändler diente und hernach ein eigenes Eisengeschäft anfing. Das Unternehmen mißglückte aber so vollständig, daß er sich entschloß, nach Bamberg zu übersiedeln, wo er durch Selbststudium („durch Not, Übung und Lesen") es bis zum Hof- und Stadtgerichtsnotar brachte. Seines evangelischen Bekenntnisses halber mußte er jedoch die in der Bischofstadt errungene Stellung wieder aufgeben und jetzt (1593) wandte er sich wieder in die evangelische Reichsstadt zurück. Er erwarb sich das Bürgerrecht und bekleidete bis zu seinem Tod (1605) die Stelle eines Gerichtsprokurators und kaiserlichen Notarius. Von ihm kann man sagen: „Morgens zur Kanzlei mit Akten, Abends auf den Helikon", denn er hat in seinen Mußestunden eine erstaunliche Zahl von Schauspielen zusammengedichtet, von denen aber nur ein kleiner Teil an die Öffentlichkeit gelangte. (1618 gaben seine Erben „30 ausbündtige schöne Comödien und Tragödien" nebst 36 Fastnachtspielen als I. Band seiner Werke heraus.) Ayrer blieb in Sprache und Vers weit hinter seinem Vorgänger zurück, sein Dialog ist breitspurig, auch fehlt ihm die naive, heitere Anmut, die bei Hans Sachs so wohlthuend berührt. In mancher Beziehung aber überflügelte er seinen Vorgänger: er versucht wenigstens eine Charakterisierung der Personen und strebt nach dramatischer Wirkung, auch ist ihm eine sehr fruchtbare Phantasie und ein nicht gewöhnlicher Erfindungsgeist eigen. Es scheint, daß die Vorstellungen der in den 90er Jahren des 16. Jahrhunderts in Deutschland herumreisenden englischen Schauspieler, welche (1596) auch in Nürnberg auftraten, auf sein dramatisches Schaffen förderlich eingewirkt haben. Blutthaten und Scheußlichkeiten durchwimmeln seine Tragödien und in seinen Lustspielen, denen es nicht an komischen Situationen mangelt, hält auch er sich nicht frei von Zoten; doch bleibt er in dieser Beziehung weit hinter den englischen Schauspielern zurück.

Ein anderer Nachtreter von Hans Sachs als Dramatiker ist noch der Rektor Mauritius, der, in Nürnberg geboren, nachdem er wegen seines Glaubensbekenntnisses aus Steiermark vertrieben war, 1600 in

seine Vaterstadt zurückkehrte. Seine zusammengeschmierten Spiele sind ein armseliger Nachklang von Hans Sachs.

Diese kurze Überschau mehr oder minder volksmäßiger alt-nürnbergischer Dicht- und Reimkunst wäre sehr unvollständig, wenn wir nicht noch einer besonderen Gattung von Reimmachern gedächten. Es sind dies die Lob- und Spruchsprecher, welche nach der Reformation vom Rat konzessioniert und dem Rugsamt unterstellt waren. Ihr Beruf war, namentlich bei den Hochzeiten der Patrizier, bei den Jahresfestmahlzeiten der Handwerke und bei sonstigen Festlichkeiten ihre Kunst zu zeigen, welche darin bestand, daß sie zur Unterhaltung der Gäste über die verschiedensten Stoffe aus dem Stegreif in gereimter Rede sprachen. „Die seligste Wonne des Lebens, beim Mahle dem Sänger zu lauschen“, singt schon Vater Homer und so geschah es auch hier, aber natürlich nach Nürnberger Art. Denn nicht etwa über die Götter und Helden germanischer Urzeit reimten die Lob- und Spruchsprecher, sondern sie entnahmen ihre Stoffe samt und sonders dem engen Gedankenkreis behaglichen Spießbürgertums. Im 17. Jahrhundert kam dann bei den Spruchsprechern noch der Brauch auf, alljährlich einen gereimten Neujahrswunsch drucken zu lassen und für klingenden Lohn an den Mann zu bringen, worauf sich schließlich ihre ganze Thätigkeit beschränkte. Diese berufsmäßigen Nürnberger Barden trugen bei ihrer Beschäftigung eine Art Amtskleid und auf der Brust eine Menge Schilder, wovon ihnen der Beiname „Schlenkerlein“ zu teil wurde, sowie das Stadtwappen als Zeichen ihrer Würde. Einer der bekanntesten dieser Lob- und Spruchsprecher war Michael Springinklee; ihm folgte Hans Weber und dessen Sohn Wilhelm; Johann Minderlein 1660; Leonhard Wolf, Kandidat der Theologie 1673—1692; Joachim Müller, „teutsch-poetischer Lob- und Ehrenredner“ 1692—1695; Johann Jakob Krawatt 1696—1735; Michael Grynäus 1737—1741; Heinrich Blöst 1742—1759; Gottlieb Sigmund Wolf 1750—1781; Stefan Wolf 1785—1806. Dieser letzte Nürnberger Spruchsprecher starb 1821. — Noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts konnte man in einzelnen Gemeinden des ehemaligen nürnbergischen Gebiets Hochzeitlader treffen, welche in Tracht und Thätigkeit lebhaft an die Spruchsprecher Alt-Nürnbergs erinnerten.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Nürnberg im theologischen Zeitalter. Die Universität Altdorf.

Nach den Stürmen und Kriegsgewittern der Reformationszeit trat, wie es nicht anders sein konnte, eine Zeit der Abspannung ein und ein Zug der Sehnsucht nach Ruhe und gesichertem Frieden ging durch alle Kreise. Eine Frucht dieses Verlangens nach gesichertem Frieden war das am 1. Juni 1556 zu Landsberg am Lech von König Ferdinand mit Bayern, Salzburg und Augsburg geschlossene Bündnis, welches nach der Absicht des Stifters zur Stärkung der Reichsgesetze, der Reichsregierung und des österreichischen Einflusses dienen sollte. So lange Albrecht Alcibiades lebte und Verwicklungen mit demselben möglich waren, enthielt sich dieser Landsberger Bund wohlweislich, die fränkischen Stände beizuziehen; sobald aber der Störenfried endlich im Grabe die ewige Ruhe gefunden hatte, nahm er (Mai 1557) die Bischöfe von Bamberg und Würzburg nebst der Stadt Nürnberg in seine Mitte auf. Eine hervortretende Thätigkeit hat dieser „Schirmverein", der bis 1598 bestand, nicht entfaltet, aber schon sein Bestehen war eine Bürgschaft des Friedens und daß außer den rein katholischen Landen und dem konfessionell gemischten Augsburg das rein protestantische Nürnberg dem Bunde angehörte, konnte als tröstliches Zeichen erscheinen, daß, wenn auch auf eingeschränktem Gebiet, wenigstens das Streben nach Herstellung oder Erhaltung der Eintracht zwischen den beiden Konfessionen vorhanden sei.

Dieser süddeutsche paritätische Sonderbund blieb jedoch eine vereinzelte Erscheinung. Zwietracht zwischen den beiden Bekenntnissen und Zwietracht im Schoße des Protestantismus war die Signatur der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Daß die Alleinherrschaft der katholischen Kirche gebrochen sei, hatte der Augsburger Religionsfriede klargestellt, aber dieser Grund- und Eckstein der neuen Verhältnisse bedeutete noch lange nicht, daß man ein friedliches Nebeneinander der Staatsgenossen verschiedener Bekenntnisse als gesetzlichen Zustand im heutigen Sinne

feststellen wollte. Nichts lag den glaubenseifrigen Menschen des 16. Jahrhunderts ferner als der Gedanke allgemeiner Gewissensfreiheit und gegenseitiger Duldung. Durch jenen Religionsfrieden wurden nur die Reichsstände als solche unbeschadet ihrer Religionsverschiedenheit unter einander friedlich vertragen, dabei blieb es aber jedem einzelnen Reichsstand überlassen, seine Unterthanen und Bürger hinsichtlich ihres Glaubens nach Gutdünken zu behandeln oder auch zu mißhandeln. Nur für die beim Abschlusse des Religionsfriedens in den geistlichen Herrschaften schon vorhandenen Protestanten war Duldung und für die zu demselben Zeitpunkte in den Reichsstädten bestehenden Konfessionsverhältnisse war deren Fortbestand ausbedungen. In allen übrigen Staaten und Städten des Reichs wurde von den Fürsten und Obrigkeiten den Bekennern des von dem ihrigen abweichenden Glaubens ganz gesetzmäßig nicht bloß Religionsfreiheit, sondern auch Religionsduldung versagt. Die beiden Parteien beharrten auf dem Recht der gegenseitigen Ausschließung, am häufigsten aber fielen die Protestanten in die Inkonsequenz, für sich die Duldung zu fordern, die sie anderen verweigerten und sich über dieselben Bedrückungen zu beklagen, welche sie da, wo sie die Macht hatten, andere fühlen ließen. Daß unter solchen Umständen die Religionsbeschwerden ein stehendes Kapitel auf den Reichstagen bildeten, kann nicht Wunder nehmen.

Noch schlimmer wurde es, als die Jesuiten im Reich Eingang gefunden und sich allmählich im Vaterlande Luthers und seiner Reformation ausbreiteten. Höchst unscheinbar waren die Anfänge ihrer Wirksamkeit, sobald sie aber an einigen Punkten, in Bayern, Mainz, Fulda, festen Fuß gefaßt, waren ihnen die erstaunlichsten Erfolge sicher. Nach kurzer Zeit gehörten ihnen die theologischen Lehrstühle an den Universitäten, waren sie Leiter von Unterrichts- und Erziehungsanstalten, welchen die Jugend der Vornehmen zuströmte, hatten sie sich heimisch gemacht an den Höfen und bald gab es in Deutschland keinen katholischen Fürsten, der nicht einen Jesuiten zum Beichtvater gehabt hätte. Um den im schärfsten Gegensatz zum Protestantismus stehenden Geist des Jesuitenordens in die weitesten Kreise hinüber zu leiten, wurden die marianischen Bruderschaften gegründet und dafür, daß es der zur Bekämpfung des Protestantismus aufgebotenen geistlichen Streitmacht niemals an Nachschub frischer Kräfte fehle, sorgte in ausgiebiger Weise das dem Jesuitenorden unterstehende Collegium germanicum, das Kadettenhaus des Ordens in Rom. Der um die Mitte des Jahrhunderts überall siegreich vordringende Protestantismus sah sich zuerst zum Stillstand, dann zur Verteidigung manches gewonnenen Terrains gezwungen und

wurde schließlich aus bereits ganz sicher geglaubten Positionen verdrängt. Mit welchen Mitteln die erfolgreiche Gegenreformation zu Werke ging, konnten die Nürnberger in ihrer Nähe beobachten.

Noch i. J. 1580 waren bischöfliches Gebiet und Stadt Würzburg mindestens zur guten Hälfte protestantisch. Im Laufe von ein paar Jahren aber hatte Bischof Julius, berühmt als Stifter der Universität und des Juliusspitals, mit Hilfe der Jesuiten, nachdem er 120 evangelische Prediger verjagt, die Gegenreformation siegreich durchgeführt und die Alleinherrschaft der katholischen Kirche wieder hergestellt. Alle protestantischen Unterthanen, welche nicht katholisch werden wollten, mußten das Land verlassen. Infolgedessen wanderten viele, namentlich wohlhabendere Bürger in die benachbarten protestantischen Gebiete aus, in die brandenburgischen Fürstentümer wie in die Reichsstädte Schweinfurt und Nürnberg. — Günstiger lagen lange Zeit die Verhältnisse in Bamberg. Hier hatte den Bischof Ernst von Mengersdorf die Furcht vor den evangelischen Nachbarn abgehalten, mit Nachdruck einzuschreiten. Als 1591 Neidhart von Thüngen Bischof wurde, war das Stift beinahe ganz protestantisch und im Rat der Stadt Bamberg saßen nur noch zwei Katholiken, ja selbst von den bischöflichen Beamten gehörte ein großer Teil dem protestantischen Bekenntnis an. Mit um so gewaltsamerem Nachdruck nahm in den 7 Jahren seiner Regierung Neidhart von Thüngen das Werk der Rekatholisierung in die Hand. Aus der Hauptstadt wanderten die reichsten Bürger aus. Das Städtchen Staffelstein verlor die Hälfte seiner Einwohner, auch sonst verließen zahlreiche Bürger und Bauern das Land. Umsonst richtete der Rat von Nürnberg zu gunsten der Bamberger Protestanten ein scharfes Schreiben an den Bischof. Anders wurde es dann unter Thüngens Nachfolger Johann Philipp von Gebsattel, der sogar in Verdacht stand, daß er protestantisch werden wolle. Erst nach dessen Tode (1609) wurde die Restauration in Bamberg wieder aufgenommen und vollendet. — Eichstätt war durch die Bemühungen seiner Bischöfe ganz frei von Ketzerei geblieben, während die pfalz-wittelsbachische Oberpfalz bis zum vollständigen Sieg der katholischen Reaktion im 30jähr. Krieg dem evangelischen Bekenntnisse erhalten blieb.

Die großartigen Erfolge der romanisch-jesuitischen Gegenreformation in Deutschland wären kaum möglich gewesen ohne die Zerrissenheit des deutschen Protestantismus, der in den letzten vier Zehenten des Jahrhunderts ein wirklich abstoßendes Bild darbietet. Kaum war das Joch der römischen Hierarchie abgeworfen, so schmiedete der dogmenwütige Eifer protestantischer Theologen dem Menschengeist neue Fesseln, und das heiße Bemühen, die Geheimnisse des

Glaubens begrifflich aufzufassen und darzustellen, führte zu den absurdesten Erscheinungen. Zu dem schroffen Gegensatz zwischen Luthertum und Calvinismus kam noch eine Fülle heftigster Streithändel zwischen den strengen Lutheranern und den Anhängern einer weitherzigeren Glaubensauffassung und der gehässige Kampf streitsüchtiger Universitätstheologen um den rechten Verstand einzelner Glaubenslehren pflanzte sich fort in die Konferenzen der Geistlichen, in die Familien und in die geselligen Kreise. Wenn heutzutage die Völker von den Fragen bewegt werden, wie der Mensch als Bürger Freiheit und irdisches Wohlsein erringen könne, so wurden die Menschen jener Zeit von der Sorge gequält, wie der Mensch als Christ die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, und damit die Seligkeit jenseits des Grabes erlangen möge; und wenn in unseren Tagen die Köpfe heiß werden über Kolonialpolitik und Zonentarif, über Schutzzoll und Freihandel, über Militärbudget und die rätselreichen Fragen der Sozialpolitik, so erhitzten sich die damaligen Menschen über die Abendmahlslehre, über die Rechtfertigung durch den Glauben u. dgl.

In dem lutherischen Nürnberg war der Rat bemüht, religiöse Stänkereien möglichst fernzuhalten und die Stadt blieb von denselben auch ziemlich verschont. Ganz ohne Glaubensschnüffelei ging es allerdings auch hier nicht ab und wenn man auch dem Nachfolger Konrad Denks an der Sebalderschule, dem verdienten Rektor Sebald Heyden, es nachsah, daß er in der Abendmahlslehre sich der rationaleren Melanchthon-Calvinischen Anschauung mehr zuneigte als der lutherisch-mystischen, so wurden doch einige Nürnberger Theologen, welche dem orthodoxen Aichmaß nicht genügten, gemaßregelt. So wurden z. B. schon 1555 zwei Prediger, Culmann und Vetter, welche der Osianderischen Auffassung der Rechtfertigungslehre beipflichteten, ihres Amtes enthoben und der Prediger bei Lorenzen, Moritz Helbing, 1575 wegen seines „Philippismus“ zur Ruhe gesetzt. Am meisten Sorge machte dem Rat der verdammungssüchtige Glaubenseifer seiner Prediger bei Fürstentagen in Nürnberg, wie z. B. bei dem Kurfürstentag 1611, wo er allen Grund zu der Besorgnis hatte, daß die nichtlutherischen Fürsten durch das Schimpfen von der Kanzel auf ihr Bekenntnis aufs gröblichste gekränkt werden könnten. Der Rat half sich dann damit, daß er die Prediger ernstlich zur Mäßigung mahnte und daß er die hitzigsten, von denen zu besorgen war, daß sie „Papisten und Calvinisten auf einem Bündelein dem Teufel übergeben“, zeitweilig versetzte.

Vor einer anderen häßlichen Erscheinung dagegen blieb die Stadt Nürnberg gänzlich verschont. In einem Punkte nämlich, im Hexenwahn, trafen die Theologen aller Bekenntnisse zusammen.

Den Anstoß zu dem greulichen Unfug hatte bekanntlich Papst Innocenz VIII. mit seiner Bulle vom 4. Dezember 1484 gegeben und der von ihm als Ketzerrichter aufgestellte Theologieprofessor Jakob Sprenger hat mit seinem, auch in Nürnberg gedruckten „Hexenhammer“ (malleus maleficarum) Methode in den heillosen Wahnsinn gebracht, welchem im Laufe von zwei Jahrhunderten mehr als 100000 unschuldige Menschen zum Opfer gefallen sind. Luther mit seinem dicken Teufelsglauben hat dann mächtig beigetragen, die protestantische Welt dem Hexenwahn zugänglich zu machen und nachdem zur Zeit des Augsburger Religionsfriedens in dem Verfolgungskrieg gegen die „Bundesgenossen des Teufels“ eine Zeit lang Stillstand eingetreten war, machten sich die Jesuiten ans Werk, den ermatteten Eifer neu zu entflammen. So wüteten die Hexenprozesse von 1580 an noch länger als ein Jahrhundert in allen Gegenden Deutschlands; am ärgsten waren die Greuel kurz vor und während des 30jährigen Krieges. Um aus Nürnbergs Nachbarschaft nur einzelne Beispiele anzuführen, sei erwähnt, daß 1592 in Schwabach 4, in Abenberg 6, in Ellingen 72, und daß 1596 in Windsheim 23 Hexen verbrannt wurden, daß von 1624—30 in Bamberg 900 Hexenprozesse geführt und 300 Hexen verbrannt worden sind, daß der Bischof von Würzburg von 1627—29 900 Hexenleute verbrennen ließ und daß in dem kleinen, nur 100000 Seelen umfassenden Ansbacher Bezirk des brandenburgischen Fürstentums in 29 Jahren, von 1575—1603 mehr als 1471 Personen gefoltert und 474 hingerichtet worden sind, wovon ein guter Teil auf die Hexenprozesse kam. Die Stadt Nürnberg ist im Laufe der Jahrhunderte sehr häufig von den verderblichsten Seuchen heimgesucht worden; daß nicht auch die Geistesepidemie des Hexenwahns in den Bezirk ihrer Mauern eingedrungen, darf als besonderes Glück und als eine Ehre angesehen werden. Dem scheußlichen Unwesen wurde weniger durch die Anstrengungen einiger weniger edler Männer, als durch die erwachende Skepsis des 17. Jahrhunderts, d. h. durch den gesunden Menschenverstand ein Ende gemacht und von diesem einzigen wirksamen Schutzmittel gegen geistige Epidemien ist in allen Zeiten der Nürnberger Bevölkerung der gebührende Anteil nicht versagt gewesen.

Nach diesem flüchtigen Ausblick in die geistigen Strömungen und Stimmungen der Zeit wenden wir uns wieder zur inneren Geschichte der Stadt, welche in dieser Periode, vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Anfang des 30jährigen Kriegs, wenn auch die Zeit ihrer schönsten Blüte mit den glänzenden Namen auf allen Gebieten des geistigen und künstlerischen Schaffens vorüber war, trotz

der kolossalen Opfer des zweiten Markgrafenkriegs uns durchweg das Bild eines kräftigen, strebenden Gemeinwesens zeigt.

Zu den Nachwehen dieses Krieges gehörte noch die Kriegskostenentschädigung von 175000 fl., welche durch Schiedspruch des Kaisers Ferdinand von 1558 die Stadt Nürnberg zusammen mit den Bischöfen von Bamberg und Würzburg in sieben Jahresfristen an das Haus Brandenburg zu zahlen hatte. Der Krieg von 1553 selber hatte jeden Monat einen Aufwand von 270000 fl. erfordert, wovon auf Nürnberg ungefähr ein Viertel fiel. Rechnet man zu diesem allen noch die Summe von beiläufig 2 Millionen fl., welche der Stadt die Belagerung durch Albrecht Alcibiades gekostet hat und die an Moritz von Sachsen und seine Verbündeten bezahlten 100000 fl., so kann man sich denken, wie arg der Haushalt der Stadt gestört wurde. Der Keim zu dem finanziellen Siechtum, welches der Reichsstadt in ihrer letzten Periode ein so trübseliges Gesicht gibt, ist in dieser Zeit gelegt worden. Einstweilen war die nächste Folge die Erhöhung der bisherigen Abgaben. Schon 1553 wurde die Losung verdoppelt und die einfache Losung erhielt hinfort fast jedes Jahr einen Zuschlag von 25—75%. Auch das Ungeld, d. i. der Aufschlag auf Getränke und Lebensmittel, wurde bedeutend erhöht. Daß über diese Vermehrung der Lasten in der Bürgerschaft manches Murren laut wurde, läßt sich denken; noch waren aber die Erwerbsverhältnisse viel zu gesund und die Befriedigung über die hergestellte Ruhe zu lebhaft, als daß man die neuen Lasten gar zu hart empfunden hätte.

Die Thätigkeit des Rats war jetzt in erster Reihe auf die Heilung der durch die markgräfliche Belagerung entstandenen Schäden und Verwüstungen und auf die Vollendung der Stadtbefestigung gerichtet. Auf der Hallerwiese waren vor der Belagerung sämtliche Bäume niedergehauen worden, jetzt wurde sie neu mit Linden bepflanzt. Die Bartholomäuskirche in der Vorstadt Wöhrd war während der Belagerung durch Brand zerstört worden, jetzt (1564) wurde sie neu aufgebaut. In den Jahren 1555—68 wurden unter der Leitung des Baumeisters Georg Unger die quadratischen Türme am Laufer-, Frauen-, Spittler- und Neuen Thor mit rundem Steinmantel ummauert. In dieser trutzig-gedrungenen Form stehen diese Thortürme noch heute da und tragen nicht wenig bei zu dem anziehenden und charakteristischen Gesamtbilde Alt-Nürnbergs. Im weiteren Verlauf wurden die Wallgänge beim Tiergärtner- und Vestnerthor hergestellt und die Thore mit Zugbrücken versehen, wie denn die Instandhaltung der Festungswerke überhaupt für den Rat unausgesetzt ein Gegenstand der Aufmerksamkeit war.

In verschiedenen, das soziale Leben betreffenden Verordnungen

des Rats zeigt sich die mit der Reformation eingezogene strengere Lebensauffassung. So wurde z. B. durch Ratsbeschluß 1562 das Frauenhaus aufgehoben, nachdem schon seit langem die Geistlichen gegen die obrigkeitlich-privilegierte Anstalt geeifert hatten. Mit nicht minderer Heftigkeit wurde in dieser Zeit von den Kanzeln gegen den Hosenteufel gepredigt. Die Gigerln des 16. Jahrhunderts gefielen sich nämlich in den ungeheuerlichen Pluderhosen, zu denen man 50—80 Ellen Tuch brauchte. Schon i. J. 1554 war auf das Tragen dieser Hosenungetüme eine Strafe von 5 fl. gesetzt worden. Betreffs der Trunkenbolde wurde 1557 verfügt, daß sie auf besonderem Karren nach Hause geschafft würden; wegen des sich immer mehr steigernden Luxus bei Hochzeiten wurden 1585 und 1589 verschärfte Hochzeitsordnungen verkündet und dergleichen mehr.

Ein wichtiges Ereignis für das Kulturleben Nürnbergs war die Errichtung einer Gelehrtenschule in Altdorf und es ist bezeichnend für den lebhaften Eifer des Nürnberger Rats, das von ihm regierte Staatswesen auf der Höhe der Zeit zu erhalten, daß er sich durch die mangelhaften Erfolge des unter so großen Erwartungen gegründeten Egydier-Gymnasiums sich nicht abschrecken ließ, einen neuen Versuch zu wagen. Als Ratgeber bei diesem neuen Unternehmen diente Joachim Camerarius in Leipzig, der aus seiner 9jährigen Lehrthätigkeit in Nürnberg der Stadt eine treue Anhänglichkeit bewahrt hatte und sich 1665 persönlich in Nürnberg einfand. Darüber waren der Gelehrte und die Ratsdeputation einig, daß der geräuschvollen Handelsstadt mit ihren mannigfachen Zerstreuungen als Musensitz ein anderer, stillerer Ort auf nürnbergischem Gebiet vorzuziehen sei. Die Wahl schwankte zwischen Hersbruck, Engelthal und Altdorf. Hersbruck wurde verschmäht wegen der großen Lebhaftigkeit der durch den Ort führenden böhmischen Landstraße (heute noch giebt es dort eine „Pragergasse"), in Engelthal gefielen zwar die von den Nonnen verlassenen Räumlichkeiten und das Brauhaus, um so weniger jedoch die übrigen örtlichen Verhältnisse, und so wurde denn das zweifellos sehr stille, hübsch gelegene und gesunde Landstädtchen Altdorf zum Sitz der künftigen Nürnberger Hochschule erkoren.

Das stattliche Kollegiengebäude war nach 4jähriger Bauzeit 1575 vollendet und die neue Anstalt, deren Lehrplan bereits die Elemente der Theologie und Jurisprudenz aufgenommen hatte, konnte am Peter- und Paulstage eröffnet werden. Schon 1578 verlieh ihr Kaiser Rudolf II. den Namen und die Privilegien einer Akademie, gemäß welchen sie ermächtigt war, Magister und Baccalaureen der Philosophie zu ernennen. Unter dem Namen einer „Akademie", die

nach dem Vorbild der Universitäten in vier Fakultäten gegliedert war, bestand die bald zu Ansehen und Frequenz gelangte Hochschule fast ein halbes Jahrhundert. Nachdem es dem Rat von Nürnberg bei Kaiser Mathias nicht geglückt war, gelang es ihm endlich bei Kaiser Ferdinand II., die Erhebung der Akademie zum Rang einer Universität auszuwirken. Am Peter- und Paulstage 1623 wurden unter sehr großen Feierlichkeiten und ebenso langen Reden die kaiserlichen Privilegien verkündigt, gemäß welchen die nunmehrige Universität Licentiaten und Doktoren der Philosophie, der Rechte und der Medizin zu ernennen ermächtigt war. Nur der theologischen Fakultät war diese Berechtigung noch versagt, aber 1697 wurde auch diese durch Kaiser Leopold I. bewilligt und von da konnte die reichsstädtische Universität in dem kleinen Altdorf sich ebensowohl hinsichtlich ihrer Leistungen als ihrer Vollmachten ebenbürtig an die Seite ihrer Schwestern im übrigen Deutschland stellen.

Wie bei der Errichtung, so hat der Nürnberger Rat auch bei der Ausstattung und Förderung der neuen Bildungsanstalt es in keiner Weise an thatkräftigem, umsichtigen Eifer fehlen lassen und auch die einzelnen Mitglieder des Nürnberger Patriziats haben schon zum Bau des Kollegienhauses zum Teil ganz namhafte Beiträge beigesteuert. Es entsprach ganz der in Nürnberg vorwaltenden Richtung auf die unmittelbare Anwendung im Leben, daß auf der Hochschule zu Altdorf den exakten Wissenschaften, sowie der Medizin und ihren Hilfswissenschaften, der Botanik, der Mineralogie, Chemie u. s. w. das Hauptaugenmerk zugewendet wurde. So kam es, daß schon Mitte des 17. Jahrhunderts in einem Turm der alten Stadtbefestigung ein astronomisches Observatorium errichtet ward, welches 1713 durch eine neu erbaute Sternwarte ersetzt wurde. Daneben war für mathematische und physikalische Instrumente reichlich gesorgt. Dem botanischen Garten, dem Stolz der Universität, kam kein ähnliches Institut in irgend einer anderen Schwesteranstalt Deutschlands gleich. Auch ein wohleingerichtetes anatomisches Theater bestand schon seit Mitte des 17. Jahrhunderts, ein chemisches Laboratorium seit 1682.

Zu keiner Zeit, so lange die Hochschule in Altdorf bestand, hat es ihr an hervorragenden Vertretern der Wissenschaft gefehlt. Die Juristen: Donellus, Gentilis, Ludwell, Wagenseil, Heumann, Siebenkees; die Mediziner und Naturforscher: Taurellus, Jungermann, Moritz Hofmann der Ältere, Johann Jakob Baier, Lorenz Heister; die Mathematiker: Johann Praetorius (berühmt als Erfinder des nach ihm benannten Meßtisches), Daniel Schwenter, Johann Wilhelm Müller, Johann Tobias Mayer; die Historiker: Köhler, Gatterer, Mannert, sowie der fruchtbare Lokal- und Ge-

lehrten-Geschichtschreiber G. A. Will u. m. a. waren Zierden ihres Fachs. Viele deutsche Männer der Wissenschaft haben in Altdorf den Grund zu ihrer Gelehrsamkeit gelegt und für manche ist die reichsstädtische Universität der Ausgangs- oder Durchgangspunkt auf ihrer Gelehrtenlaufbahn gewesen. Für die nürnbergische Rechtspflege und Verwaltung, für Kirchen- und Schuldienst war die Universität Altdorf eine ergiebige Pflanzschule. Auf das Kulturleben der Reichsstadt hat sie unstreitig befruchtend eingewirkt und selbst für die Förderung des geschäftlichen Lebens, wie z. B. für den Buchhandel und seine Nebenzweige hat sie gute Dienste geleistet, sodaß man wohl sagen kann, die Anstalt habe den von ihren Gründern verfolgten Zweck reichlich erfüllt.

In ihrer guten Zeit erfreute sich die Universität einer sehr ansehnlichen Frequenz; die Zahl der Studierenden stieg bis auf 700 und nicht bloß aus der Nähe, sondern auch aus den entlegensten Ländern, aus Frankreich, Italien, England, Polen, selbst aus Griechenland und Ägypten strömten Jünglinge in das nürnbergische Landstädtchen, um an dem hier sprudelnden Wissensborn zu schöpfen. Es ist natürlich, daß die Chronisten der alma mater nicht unterlassen, die besonders hochgeborenen unter den Herren studiosis, sowie die Besuche der hohen, höchsten und allerhöchsten Herrschaften von dem gelehrten Landgrafen Moritz von Hessen (1596) an bis auf Herzog Karl von Württemberg, der 1786 mit seiner trauten Franziska von Hohenheim die Einrichtungen der Universität genau besichtigte und einzelnen Vorlesungen anwohnte, gewissenhaft zu verzeichnen. Das Glanzstück der Universitätschronik bleibt immer der Bericht über den siebenmonatlichen, sagenausgeschmückten Aufenthalt des böhmischen Junkers Albrecht von Waldstein, des nachmaligen allgewaltigen Herzogs von Friedland, welcher 16jährig in Begleitung seines Hofmeisters i. J. 1599 „studierenshalber“ nach Altdorf kam, sich aber wegen unterschiedlicher roher Gewaltthätigkeiten das consilium abeundi gefallen lassen mußte.

* * *

An den großen Feierlichkeiten in Altdorf bei der Einweihung der Akademie und bei der Verkündigung der kaiserlichen Privilegien hatten sich nur die vornehmeren Kreise der Nürnberger Gesellschaft beteiligt; an einer anderen großen Feierlichkeit in dieser Zeit nahm aber die ganze Bevölkerung der Reichsstadt teil: es war dies der prunkvolle Einzug des Kaisers Maximilian II. am 5. Juni 1570.

Kaiser Ferdinand war 1564 gestorben. Derselbe hatte allmählich seine starre Haltung gegenüber dem neuen Bekenntnis auf-

gegeben und sich in die veränderten Verhältnisse gefügt, nachdem ihm die Unbesiegbarkeit des Protestantismus klar geworden. So streng oft seine Regierungserlasse waren, so milde und nachsichtig war er in der Praxis und so kam es, daß seine Beliebtheit beim Volk in der letzten Zeit von Jahr zu Jahr zugenommen hatte.

Mit großen Hoffnungen blickten die Protestanten, mit noch größerer Besorgnis die Katholiken auf seinen Sohn und Nachfolger Maximilian II. Zur Zeit von dessen Regierungsantritt gehörte nur noch der neunte Teil der Bevölkerung Deutschlands der alten Kirche an. Nun wußte man, daß Maximilian durch seinen Erzieher, den in Wittenberg gebildeten Magister Wolfgang Severus (Schiefer) in die Lehre Luthers eingeführt worden war, auch hatte er schon bei Lebzeiten seines Vaters und zu dessen Entsetzen aus seinen antikatholischen Ansichten gar kein Hehl gemacht. Mit dem eifrig lutherischen Herzog Christoph von Württemberg stand er in lebhaftem Briefwechsel und an Kurfürst August von Sachsen, dem Haupt der gemäßigten Protestantenpartei hatte er die zuverlässigste Stütze im Reich. Dies Alles und noch manches Andere ließ einen völligen Umschwung der Religionspolitik im Reich zu gunsten des Protestantismus erwarten. Doch es kam anders. Ausgesetzt den beständigen Einwirkungen seines orthodoxen Vaters und seiner bigotten spanischen Gemahlin, bedrängt durch die aufdringlichen Ratschläge des spanischen Schwagers König Philipp II. und des päpstlichen Nuntius, hatte er sich, wenn er auch fernerhin den römisch-katholischen Kirchenceremonien auswich, doch zur Entfernung seines lutherisch gesinnten Hofpredigers bestimmen lassen. Doch als mächtigste Triebkraft erwies sich das dynastische Interesse.

Bei der Schwächlichkeit des spanischen Erbprinzen Don Carlos eröffnete sich für die deutschen Habsburger die blendende Aussicht auf den spanischen Thron, den mächtigsten der Welt. Wie durfte man es da mit der erzkatholischen Macht verderben! Maximilian war ein kindergesegneter Familienvater, nicht weniger als 16 Sprossen hatte ihm seine spanische Gattin gebracht. Da mußte doch für passende Unterkünfte gesorgt werden. Und in der That hatte der Kaiser, als er nach Nürnberg kam, neben seiner Gemahlin und 4 jungen Erzherzogen auch 2 Erzherzoginnen bei sich, von denen damals die ältere dem blutigen Vorfechter der katholischen Reaktion, dem König Philipp II. als seine vierte Frau, die jüngere dem König von Frankreich Karl IX., dem traurigen Helden der Pariser Bluthochzeit zugeführt wurde. Schon im vierten Jahre seiner Regierung war es klar geworden, daß es nichts sei mit dem hier gehofften, dort gefürchteten Umschwung. Maximilian blieb duldsam sein Leben lang; „Religions-

sachen“ schrieb er einmal, „kann man nicht mit dem Schwert richten“ und er war in dieser Hinsicht den meisten seiner Zeitgenossen weit vorausgeeilt, aber er ließ es sich nicht beifallen, die Kreise von Philipp II. grausamer Unterdrückungspolitik in den Niederlanden stören zu wollen und gerade unter seiner Regierung breiteten sich die Jesuiten mächtig aus. So hatte er es mit seinem zwiespältigen Wesen, mit seiner Halbheit am Ende dahin gebracht, daß ihn die Protestanten für einen verkappten Jesuiten, die Katholiken aber für einen heimlichen Protestanten hielten.

Es war auf der Reise zum Reichstag in Speyer, daß Maximilian II. i. J. 1570 nach Nürnberg kam. Die Bestätigung aller ihrer Privilegien hatte die Stadt schon 1566 bei Gelegenheit des Reichstags in Augsburg erhalten. Darüber, daß er seinen ersten Reichstag nicht nach Nürnberg ausgeschrieben, hatte er den nürnbergischen Gesandten befriedigende Aufklärung gegeben. Der Einzug des Kaisers in Nürnberg am 7. Juni 1570 war glanzvoll und ebenso großartig war in jeder Beziehung der Empfang, der ihm von der Stadt bereitet wurde. Doch wollen wir von einer Schilderung der Feierlichkeiten absehen, nachdem bereits ein paar solche kaiserliche Einzüge in diesen Blättern geschildert worden sind. Besonderes Interesse in dem glänzenden Zug erregte ein Elefant, der von einem auf seinem Rücken sitzenden Mohren geleitet wurde und die Ehrenpforte unterhalb der Burg, als welche die bereits bei dem Einzug Kaiser Karl V. benützte, aber neu hergerichtete diente. Es befand sich nämlich auf derselben nunmehr ein Kasten, den ein Doppeladler krönte. Ein im Kasten versteckter Mann konnte das mit goldenen Füßen ausgestattete hölzerne Wappentier so regieren, daß es die Flügel schlug und sich gegen den Kaiser verneigte. — Der Aufwand der Stadt bei dieser ersten Anwesenheit Maximilian II. betrug nicht weniger als 12 810 fl.

Endlose Ärgernisse erwuchsen in dieser Zeit dem Nürnberger Rat durch die Art und Weise, wie der Markgraf von Ansbach sein Geleitsrecht ausbeutete und mißbrauchte. So war es bei den zweimaligen Her- und Wegreisen des Kaisers sowie bei den Reisen verschiedener Reichsfürsten, welche Nürnberg und sein Gebiet passierten, der Fall. Immer, wenn auch das Geleit als überflüssig ausdrücklich verbeten war, drängte sich die markgräfliche Geleitmannschaft auf und es kam zu den widerwärtigsten Auftritten zwischen den Leuten des Markgrafen und denen der Stadt Nürnberg. Mündliche und schriftliche Protestationen gegen die markgräflichen Übergriffe und Berufung auf kaiserliche Erlasse waren ebenso fruchtlos wie mündliche Auseinandersetzungen und bei jedem neuen fürstlichen Besuch

konnte sich die Stadt auf eine Wiederholung des Skandals gefaßt machen, wie denn auch diese Geleitshändel bis in die Zeit des 30-jährigen Kriegs hinein dauerten.

Kaiser Maximilian II. war schon mit 49 Jahren ausgelebt; er starb, nachdem er ein Jahr vorher die Wahl seines Sohnes Rudolf zum römischen König mit Mühe durchgesetzt hatte, während eines Reichstags zu Regensburg am 11. Oktober 1576. Er hatte Beichte und Kommunion nach katholischem Ritus verweigert; er hoffe, sagte er in der letzten Stunde zu dem Bischof von Neustadt, auf die Gnade Gottes und glaube das, was die Kirche seit den Tagen der Apostel bis heute lehre.

Als ein ganz anderer wie sein Vater tritt uns Rudolf II. entgegen. Als 12jähriger Knabe war er in dynastischer Berechnung an den Hof König Philipp II. nach Spanien gebracht und dort mit strengkatholischem Geist durchsäuert worden. Auch die hochfahrende, zurückhaltende spanische Art und die steifgemessene Etikette hatte er angelernt. Die protestantischen Pagen seines Vaters wurden sofort entfernt, Jesuiten wurden seine Beichtväter und Hofprediger. So ließ sich der Geist, in welchem er regieren werde, leicht ahnen. Gemildert wurden jedoch seine engen religiösen Anschauungen durch seine wissenschaftlichen Neigungen und an gewaltthätigem Eingreifen hinderte ihn seine unkräftige Schlaffheit. Der junge Habsburger war mehr unterrichtet als Menschen seiner Geburt gewöhnlich zu sein pflegen. Außerdem, daß er neben der Muttersprache das Lateinische, Spanische, Englische, Französische vollständig beherrschte, besaß er auch in verschiedenen Wissenschaften ausgedehnte Kenntnisse. Seine Hauptneigung war jedoch den Naturwissenschaften überhaupt, der Mathematik und der Astronomie insbesondere zugewendet. Der berühmte dänische Astronom Tycho de Brahe und unser unsterblicher Johannes Kepler fanden bei ihm in Prag eine Stätte ihrer Wirksamkeit. Freilich war im Geiste jener Zeit seine Liebe zur Astronomie teilweise nichts anderes als Sterndeuterei und sein chemisches Laboratorium kaum viel mehr als alchemistisches Blendwerk.

Ebenso eifrige Teilnahme widmete Rudolf II. der Kunst und dem Kunsthandwerk. Er selbst malte, schnitzte, webte, machte Uhren und mechanische Geräte. Künstler und Kunsthandwerker, Maler, Medailleure, Kameen- und Gemmenschneider, Uhrmacher, Erzgießer, Brokatwirker u. s. w. versammelte er in großer Anzahl an seinem Hofe und zu der blühenden Glasindustrie Böhmens hat er den Grund gelegt, indem er mit der allein herrschenden venetianischen Glasmacherei durch seine Glasmacher den Wettkampf aufnehmen

ließ. Dabei war er ein Sammler wie kein anderer seiner Zeit. Für die Erwerbung hervorragender Werke der Kunst und des Kunsthandwerks, von Seltenheiten und Seltsamkeiten scheute er nicht die gewaltigsten Kosten. So überragte mit der Zeit seine im Hradschin aufgespeicherte Sammlung von Gemälden von Rafael, Coreggio, Tizian, Dürer u. s. w. in Originalen oder Kopien, von Bildhauerwerken, Medaillen, Gemmen, Münzen, Edelsteinen, Perlen, Merkwürdigkeiten u. s. w. alle anderen Sammlungen in Europa. Überall hatte er seine Agenten, und Fürsten wie Städte konnten durch nichts leichter etwas bei ihm erreichen, als wenn sie seine Sammlungen mit irgend einer Rarität bereicherten.

Diese nicht etwa prahlerischer, fürstlicher Laune, sondern wirklich innerlicher Teilnahme entsprungene Pflege von Kunst und Wissenschaft hätte allein schon den sonderbaren Bewohner des Hradschin zu einem glänzenden Stern unter den Fürsten gemacht, wenn nicht dieser Glanz durch andere Züge seines Wesens völlig verdunkelt worden wäre, durch Züge, welche zum Teil auffallend an den unglücklichen König Ludwig II. von Bayern erinnern. Eine überspannte Vorstellung von seiner geheiligten Würde hat Rudolf von Anfang an gehabt, als aber sein schwächlicher Körper 1578 und 1589 von Krankheit befallen ward, traten bei ihm wachsende Schwermut und Menschenscheu, und nach wiederholtem Krankheitsanfall von 1598 Verfolgungs- und Größenwahn im heftigsten Grad hervor. Vorher ein Freund von Reiten, Jagen, Turnieren und dergleichen, schloß er sich nun allmählich ganz ab von der Außenwelt und verließ fast gar nicht mehr seine Gemächer; das Erscheinen von fremden Gesandten und Fürstlichkeiten versetzte ihn in die heftigste Aufregung; den schwächlichen Körper zerrüttete er noch mehr, indem er, der Cölibatarier, wie ein Wüstling sich gemeinen Weibern in die Arme warf. In maßlosen Wutanfällen mißhandelte er thätlich seine obersten Räte; Kammerdiener und Ofenheizer bildeten allmählich seine einzige Umgebung, die ihn schändlich mißbrauchte und in den letzten Jahren wurde der einst so mäßige Mann zum Trunkenbold.

Dies war die schlotterige Jammergestalt, welche 36 Jahre lang das Szepter des Reichs trug. Wie es unter diesen Umständen mit der Führung der Reichsgeschäfte stand, läßt sich denken. Für die religions-politischen Wirren an verschiedenen Punkten des Reichs gab es keine klug und gerecht vermittelnde Hand und für die oft in hellem Hader entbrennenden unvereinbaren Gegensätze zwischen den Reichsständen beider Konfessionen zeigte sich kein Schiedsrichter. Ohne nach irgend einer Reichsautorität zu fragen, durchzog i. J. 1598 auf dem Wege in die empörten Niederlande ein großes spanisches

Heer die deutschen Landschaften am Niederrhein, bezog dort Winterquartiere und verübte weit und breit sengend und brennend, plündernd und brandschatzend unsägliche Greuel und niemand rächte die Schmach. Und wie im deutschen Reich sah es in des Kaisers Erblanden aus. In Ungarn entzündete er durch seine täppischen, katholisch-reaktionären Eingriffe in die Landesverfassung einen Aufstand. Die Gefahr, daß nicht nur die Stefanskrone, sondern auch die deutsche Krone ihrem Hause verloren gehen könne, führte die Brüder und Vettern des Kaisers zu dem Plan, denselben von der Herrschaft zu verdrängen. In dem sechsjährigen Intriguenspiel und in dem offenem Kampfe, der sich unter den Verwandten mit Heranziehung der einzelnen Länder abspielte, verfällt der unglückselige Kronenträger in seiner verzweifelten Hilflosigkeit auf die unsinnigsten Pläne; einmal will er heiraten, um einen Thronerben zu erzielen, ein anderesmal sich in die Hände der Protestanten werfen. Im Verlaufe dieser Kämpfe sah er sich (1699) gezwungen, durch den nachmals zu so großer Wichtigkeit gelangten Majestätsbrief den Böhmen die Freiheit des Religionsbekenntnisses zu gewähren. Das Ende war die erzwungene Abdankung des krampfhaft an den Besitz der Herrschaft sich anklammernden Rudolf als König von Böhmen im August 1611 und nicht lange darauf, am 20. Januar 1612, ist er, 59 Jahre alt, gestorben.

Nach Nürnberg ist Rudolf II. als Kaiser nicht gekommen. Die Privilegien der Stadt und die böhmischen Lehen hat er einer Ratsdeputation 1577 zu Prag bestätigt. Seine Sammlungen wurden 1585 vom Nürnberger Rat mit einer Perle Dürerscher Kunst bereichert, mit dem Altarbild „Die heilige Dreifaltigkeit" aus dem Landauer Brüderhause, welches vom Kaiser Rudolf dafür mit einer Stiftung von 700 fl. bedacht wurde. Auf welche Weise derselbe das einst in der oberen Regimentsstube des Rathauses befindliche Bild „Adam und Eva" erhielt, ist nicht bekannt. Das Porträt Johann Kleebergers, des „guten Deutschen" von Dürer erwarb er von Willibald Imhoff. Das „Rosenkranzfest" Dürers in der Bartholomäuskirche in Venedig hat er um einen sehr hohen Preis an sich gebracht und auch die von Dürer für Kurfürst Friedrich den Weisen gemalte „Marter der Zehntausend" war in den Besitz des kaiserlichen Sammlers gekommen.

Die Politik des Nürnberger Rats in den religions-politischen Händeln trägt auch in diesem Zeitraum den Charakter vorsichtigster Zurückhaltung. Die einzige Ausnahme, die er sich gestattete, war ebenso gering an Bedeutung wie an Erfolg. Es war dies die Beteiligung an der i. J. 1585 von den protestantischen Fürsten und Städten Deutschlands zu gunsten der bedrängten Hugenotten unter-

nommenen Gesandtschaft an König Heinrich III., welche von diesem letzten Valois schnöde heimgeschickt wurde.

Aus dem Landsberger Bund, der unter Einwirkung der jesuitischem Einfluß immer mehr verfallenden bayerischen Politik allmählich einen spezifisch katholischen Charakter angenommen hatte, war Nürnberg 1584 ausgetreten und es dauerte noch ein Vierteljahrhundert, bis für die Stadt die Veranlassung eintrat, sich wieder einem Bündnis, allerdings ganz anderer Art, anzuschließen. Bis dahin fühlte sich die Stadt trotz mannigfachem Wetterleuchten am politischen Horizont wohl und sicher unter dem Schutz ihrer Mauern, und war auch die Periode ihrer vollen Blüte vorüber und ruhten auch die berühmten Männer der nürnbergischen Glanzzeit schon lange unter dem Rasen, so ist doch für die Stadt ein freundlicher Nachsommer nicht ausgeblieben, während dessen, wie wir sehen werden, noch ganz achtungswerte Leistungen auf den verschiedenen Gebieten künstlerischen und gewerblichen Schaffens zum Vorschein kamen.

Peter Flötner, gestorben 1548, machte sich berühmt durch seine kleinen plastischen Arbeiten in Stein und Buxbaum von bewundernswerter Vollendung sowie durch seine Holzschnitte und Kupferstiche, mit denen er sich den sogenannten Kleinmeistern anreiht. Der überaus fruchtbare Virgil Solis, gestorben 1562, war hauptsächlich als Buchillustrator und Meister des Ornamentstichs berühmt. Die von ihm in Gemeinschaft mit Jost Amann geschaffene Folge von Bildnissen französischer Könige war in jener Zeit weltbekannt. Augustin Hirschvogel und Hans Sebald Lautensack machten sich als Landschaftsradierer bekannt. Aus einer großen Reihe mehr oder weniger bekannter Kupferstecher mag nur noch der Wappenmaler und Kupferstecher Johann Sibmacher, gestorben 1611, erwähnt werden, dessen Wappenbuch, vielfach aufgelegt und bis in die neueste Zeit fortgesetzt, heute noch als heraldisches Grund- und Musterwerk gilt. Auch seine vortrefflichen Musterbücher für Triebarbeiten in Metall sowie für Stickereien sind in unserer Zeit neu herausgegeben worden. Lorenz Strauch (1554—1630) hat sich durch seine Bildnisse, deren Zahl auf einige Hundert geschätzt, sowie durch seine landschaftlichen Prospekte hervorgethan.

Hervorragende Werke der Plastik aus dieser Epigonenzeit sind der reizende Brunnen im Rathaushof von Pankraz Labenwolf (1557) und der technisch vollendete Tugendbrunnen nächst der Lorenzerkirche von Benedikt Wurzelbauer (1585). Nachdem seit 1541 das Begraben in den Kirchen abgeschafft war, erwuchs Bildhauern und Erzgießern reiche Beschäftigung durch die aufgekommene geist- und geschmacklose Sitte, die Grabsteine mit wappenverzierten Erzplatten

auszustatten. Der Friedhof wurde so zur Satire auf den Spruch: der Tod macht alle gleich; hinsichtlich ihrer technischen Vollendung erregen diese Grabsteinplatten jedoch noch heute Bewunderung.

Unter den Nürnberger Kunsthandwerkern dieser Zeit ist wohl keiner so bekannt wie der Goldschmied Wenzel Jamnitzer (1508—85), schon durch die merkwürdigen Schicksale des hervorragendsten seiner Werke, des berühmten Tafelaufsatzes. Dieses allbewunderte Meisterstück deutscher Goldschmiedkunst erwarb der Nürnberger Rat von dem Meister 1549 um den Preis von 1125 fl. und das Prunkstück mag oft bei den von den Regimentsherren veranstalteten Festmahlen geprangt haben. Als i. J. 1806 der silberne Rathausschatz der gewesenen Reichsstadt auf Anordnung der bayerischen Regierung unter den Hammer gebracht wurde, erstand ihn der Bürger Paul Merkel um den Metallwert und viele Jahrzehnte lag nun dasselbe in einer Kammer, bis es durch das Spürtalent Essenweins, des Direktors des Germanischen Museums, wieder ans Tageslicht befördert wurde. Als anvertrautes Gut war dann Jamnitzers Tafelaufsatz neben Dürers Holzschuherbildnis Jahre lang einer der wirksamsten Anziehungspunkte unter den Schätzen des Germanischen Museums, bis er 1880 um den Preis von 600000 Mark aus dem Besitz der Familie Merkel in den des Barons Rothschild in Frankfurt wanderte. — Neben und nach Jamnitzer war Hans Petzold (1550—1630) der bedeutendste Goldschmied in Nürnberg. Von ihm wurde besonders von 1595—1614 sehr viel Ratsilber geliefert, darunter 64 verschiedene Pokale. Die meisten seiner Arbeiten sind zerstreut und verloren; 20 verschiedene Trinkgeschirre mit seinem Stempel sind jedoch nachgewiesen; die prächtigsten Stücke sind in den Besitz des Kaisers Wilhelm I. und des Barons Rothschild übergegangen. — Von berühmten Werken des Kunsthandwerks ist uns u. a. das eiserne Gitter um den schönen Brunnen, ein Werk des Kunstschlossers Paul Köhn (1586) erhalten, sowie der schöne Kronleuchter im großen und die jetzt in ihrer alten Pracht wieder hergestellte Decke im kleinen Rathaussaal, beides Werke des Kunstschreiners Hans Wilhelm Beheim (1570—1619). Der geringe Materialwert hat diese Werke glücklicherweise vor den unerbittlichen Griffen des Auktionators bewahrt.

Undankbar wäre es, in diesem Zusammenhang nicht auch des Schreibmeisters Johann Neudörffer, gestorben 1563, des Verfassers der „Nachrichten von den berühmten Künstlern und Werkleuten Nürnbergs" zu erwähnen. Nürnberg war Jahrhunderte lang ein Hauptplatz für die edle Schreibekunst und der Nürnberger Bürger Johann Neudörffer darf als der vornehmste unter den deutschen Schreibmeistern bezeichnet werden.

Selbst die Lieblingskunst unserer Tage, die Tonkunst, hatte zu Nürnberg in jener Zeit einen Vertreter ersten Rangs. Es war dies Hans Leo Hasler (1564—1612), dessen Vater Isaak besseren Erwerbs halber von Joachimsthal nach Nürnberg verzogen war. Hans Leo Hasler bildete sich mit Unterstützung der Fugger in Augsburg in Venedig aus, ward vom Rat 1601 nach Nürnberg berufen und starb in Dresden, wohin ihn eine glänzende Anstellung bei Hofe gezogen hatte. Durch seine vierstimmigen Kirchengesänge hat sich Hans Leo Hasler einen ehrenvollen Platz in der Musikgeschichte gesichert.

Aus der Bauthätigkeit für den allgemeinen Nutzen in diesem Zeitraum ist folgendes erwähnenswert: die Erbauung eines Schießhauses bei Skt. Johannis 1557, die Erweiterung des Johanniskirchhofs 1562 und die Errichtung des Wildbads in Steinwerk am Einfluß der Pegnitz bei der Insel Schütt 1577. Der dortigen Quelle wurden allerlei heilbringende Eigenschaften nachgesagt, die von den Reichsstadtpoeten mit üblicher Überschwenglichkeit verherrlicht wurden. Daran reiht sich 1582 die Erbauung eines neuen Gebäudes für die Armbrustschützen am Schießgraben (Grübelsstraße), welches in diesem Jahrhundert zu einem Militärkrankenhaus eingerichtet wurde. In dasselbe Jahr fällt auch die Neueinrichtung des Wasserwerks am blauen Stern, mit welchem die erhöhte Nutzbarkeit des Fischbachs für gewerbliche Zwecke erzielt wurde. Die beiden Türme am Zeughaus wurden 1588 erbaut.

Noch ehe das Jahrhundert zu Ende ging, sah die Stadt ein Bauwerk entstehen, auf welches die Einheimischen immer mit einem gewissen Stolz hinwiesen. Es ist die nach dem Vorbild der Rialtobrücke in Venedig durch den als tüchtiger Ingenieur weitbekannten Zimmerwerkmeister Peter Carl ausgeführte und 1599 vollendete Fleischbrücke. Über dem zur Fleischhalle führenden Portale ruht behaglich der „Zuschauer an der Pegnitz", jener berühmte Ochse, der nie ein Kalb gewesen, wie die darunter befindliche goldene Inschrift andeutet:

Omnia habent ortus suaque incrementa,
sed ecce quem cernis nunquam bos fuit
hic vitulus.

was folgendermaßen verdeutscht worden ist:

Ein jedes Ding sein Anfang hat,
Der Ochse aber in dieser Stadt,
Wie Du siehst, zu keiner Frist
Ein junges Kalb gewesen ist.

Ein anderes bedeutendes Bauwerk dieses Zeitraums ist die in unseren Tagen dem Verkehrsbedürfnis zum Opfer gefallene schöne Bastei am Wöhrder Thor, welche nach den Plänen des be-

rühmten Ingenieurs Meinhard v. Schönberg in den Jahren 1613 und 14 durch Meister Jakob Wolf den Jüngeren, den Steinmetzen, gebaut worden ist. In denselben Jahren ließ der Rat auch den der Restauration dringend bedürftigen großen Rathaussaal „verneuern“. Diese Aufgabe wurde durch die Maler Paul Jouvenell, Georg Gärtner, Gabriel Weiher und Jost Harrich gelöst.

Fast unmittelbar an diese Restauration reihte sich, nachdem das Bedürfnis erweiterter Räumlichkeiten immer dringender geworden war, der in den Jahren 1616—1622 im Geschmack der italienischen Renaissance ausgeführte Rathausneubau. Als Architekt dieses Monumentalbaus hat bis in die neueste Zeit Eustachius Karl Holzschuher gegolten; nach den ebenso klaren als gründlichen Ausführungen Mummenhoffs darf jedoch als solcher nicht dieser patrizische Bauverordnete oder Ratskommissarius, sondern bloß der oben erwähnte Meister Jakob Wolf der Jüngere angesehen werden. Die Steinfiguren über dem mittleren Portal der Fassade, Gerechtigkeit und Klugheit, wurden nach Christoph Jamnitzers Entwurf von Toppmann aus Magdeburg, die Gruppen über den zwei anderen Portalen, Ninus und Cyrus, Alexander und Cäsar, die Gründer der vier Danielischen Weltmonarchien vorstellend, wurden von dem geschickten Schwaben Leonhard Kern aus Forchtenberg verfertigt. Der seine Jungen mit seinem Herzblut nährende Pelikan, welcher schon als Gemälde im großen Rathaussaale figuriert und der wohl die unbegrenzte Aufopferungsfähigkeit des Rats für die lieben Mitbürger andeuten soll, erscheint noch einmal als Skulpturwerk über dem mittleren Portal.

Für seine energische Bauthätigkeit scheint der Rat bei gemeiner Bürgerschaft nichts weniger als allseitige Anerkennung gefunden zu haben. Die Mißstimmung über die großen Baukosten äußerten sich in bedenklichen Reden, die auch zu den Ohren der regierenden Herren gelangten. — Durch die beständige Antreibung seitens des Rats wurde es möglich, die innere Ausstattung des Neubaus i. J. 1622 zu vollenden. Es sind herrliche Arbeiten, besonders im zweiten Stock, welcher die für die Repräsentation bestimmten Räume enthält. Die Stukkaturarbeiten auf dem Gang: das Gesellenstechen von Hans und Heinrich Kuhn, die Holzportale, Kamine, Zimmerdecken u. s. w. sind vollgiltige Proben von dem Geschmack und der Kunstfertigkeit der damaligen Meister. Leider haben die Menschen der folgenden Zeiten diese Leistungen nicht zu würdigen verstanden und es ist durch Verwahrlosung, Überstreichung u. s. w. arg an denselben gesündigt worden. Erst die Stadtverwaltung der neuesten Zeit hat sich das Verdienst um die Wiederherstellung dieser Arbeiten erworben.

Es scheint sicher, daß das Rathaus im Gevierte ausgebaut werden

sollte. Wären aber auch die schweren Kosten und der Unmut der Bürgerschaft der Ausführung des Plans nicht hemmend entgegengetreten, so hätten schon die Gefahren, die der während des Baues ausgebrochene große deutsche Krieg heranführte, genügt, um denselben für immer zu begraben.

Eine Hausschenk besonderer Art ist ein Jahr nach der Beendigung der Bauarbeiten den Herren vom Rat überreicht worden. Am 22. Oktober 1623 konnte der gelehrte Ratsschreiber Johann Müllner die auf Amtskosten gefertigte offizielle Abschrift seiner „Annalen der löblichen weitberühmten Reichsveste und Stadt Nürnberg von den ältesten Zeiten bis 1600" in vier mächtigen Folianten mit sauber gemalten Karten und Wappen dem Rat übergeben. Das auf selbständigen Forschungen beruhende, in 25jähriger Arbeit hergestellte Geschichtswerk des Nürnberger Ratsschreibers, dem die damals noch vollständigen Schätze des Nürnberger Ratsarchivs zu Gebote standen, nimmt trotz mancher Irrtümer und trotz der einseitigen Beurteilung des Mittelalters unter den zeitgenössischen Geschichtswerken eine hervorragende Stelle ein. Bedauerlicher Weise war aber das im Auftrage des Rats verfaßte Werk auch ausschließlich bloß für diesen genießbar; es wurde der Öffentlichkeit vollständig vorenthalten und mit ängstlicher Sorgfalt gehütet, damit ja nicht den Feinden, d. h. den brandenburgischen Nachbarn eine Handhabe bei allenfallsigen Streitigkeiten geboten werde. — In diese Periode fällt auch die Errichtung des Leihhauses im Klarakloster.

Die Privatbauthätigkeit blieb in diesem Zeitraum hinter der Bauthätigkeit des Rats in keiner Weise zurück. Eine Reihe stattlicher Bürgershäuser, wie u. a. das Toplersche (Petersensche) 1590 und der ehemalige Hertelshof (1612) am Paniersberg sind in diesen Jahrzehnten vor dem Anfang des 30jährigen Kriegs entstanden. Doch alle diese hübschen Bauwerke überragt an Pracht und Reichtum das in neuerer italienischer Renaissance erbaute Pellerhaus am Egydienberg. Mit der imposanten Außenseite wetteifert in gediegener Pracht das Innere mit dem von drei übereinander geführten Gallerien eingefaßten Hof, mit der zierlichen Wendeltreppe, den getäfelten Gängen und Sälen und deren reizenden Decken. Martin Peller aus Radolfzell, der durch den Baumeister Jakob Wolf den Älteren diesen Prachtbau aufführen ließ, war der Schwiegersohn des Bartholomäus Viatis, welcher, eines venetianischen Ballenbinders Sohn als junger Bursche nach Nürnberg gekommen war und sich vom Hausknecht zum großen Handelsherrn emporgeschwungen hatte. Von der damals ziemlich zahlreichen Kolonie italienischer Kaufleute in Nürnberg war das Haus Viatis wohl das bedeutendste. Dem Bartho-

lomäus Viatis selbst gehörte das (jetzt Riemannsche) künstlerisch und vornehm ausgestattete Haus an der Barfüßerbrücke, welches vorher zwei Häuser darstellte.

So treffen wir in dieser Zeit des ausgehenden 16. und des beginnenden 17. Jahrhunderts in allen Kreisen und auf allen Gebieten ein in noch ungebrochener Kraft frisch pulsierendes Leben und Streben und die mannigfaltigen Festlichkeiten und Umzüge der Handwerker lassen schließen, daß die Erwerbsverhältnisse noch günstig genug lagen, um den angeborenen Trieb zur Lebensfreude nicht verkümmern zu lassen. So fand z. B., um nur Einiges anzuführen, 1579 auf der Hallerwiese ein berühmtes Armbrustschießen statt; bei dem Glaishammer vor dem Wald wurden 1616 und 1618 große Vogelschießen abgehalten und auf dem Schießplatz bei Skt. Johannis wurde 1614 ein großes Preisschießen mit grobem Geschütz unter Entfaltung militärischer Pracht veranstaltet, welches in späteren Jahren wiederholt wurde. Mit allen diesen Schauübungen der Waffenkunst waren immer Festlichkeiten mannigfacher Art verbunden, an denen Alt und Jung mit Lust und Eifer teilnahmen.

Die Umzüge der Handwerker fanden meistens am Aschermittwoch statt. Besonderes Aufsehen machten einige Umzüge der „schweinernen" Metzger. Im Jahre 1591 brachten dieselben unter dem Klang von Pfeifen und Schalmeien eine 50 Ellen lange Bratwurst aufs Rathaus; i. J. 1614 war die Wurst, welche durch die Stadt getragen wurde, sogar 483 Ellen lang und derjenigen von 1624 wird eine Länge von 595 Ellen bei einem Gewicht von 232 Pfund nachgerühmt. Berühmt waren auch die Umzüge der Schreiner, welche ihren Aufzug in Kleidern von zusammengehefteten Hobelspänen hielten, wobei sie „ein schönes Haus" umhertrugen und zum Schluß vor den Häusern vornehmerer Bürger ein Fastnachtsspiel mit dem obligaten Abhobeln eines Bauern aufführten. Die Schuhknechte zogen an Fastnacht mit Trommeln und Pfeifen in weißen Badmänteln ins Zachariasbad, wo Schinken und Küchlein die herkömmliche Letze bildeten. Die Tuchknappen hielten ihren Aufzug in weißen Hemden und ebenso hielten die Rotschmiede, die Zirkelschmiede, die Bäcker, vereinigt mit den Lebküchnern und Mühlknechten, die Büttner und die Messerer ihre Umzüge und Tänze. Zur Erhöhung des Glanzes wurden gewöhnlich die großen silbernen, vergoldeten Trinkgeschirre der einzelnen Gewerke und zinnere weingefüllte Schenkkannen im Zuge mitgetragen.

Ein Hauptvergnügen für die Bürger bildeten die Fechtschulen. Dieselben, schon im 14. Jahrhundert auftauchend, hatten ihre Blüte-

zeit im 16. Jahrhundert und erloschen völlig erst im 18. Jahrhundert. Nürnberg war einer der Hauptsitze dieser öffentlichen Waffenübungen oder Fechtschulen, bei denen mit Schwertern, Hellebarten, Messern, Dolchen gekämpft wurde und welche anfänglich im Freien oder auf eigens gebauten Bühnen, später in besonderen Fechthäusern abgehalten wurden. Die Vorstellungen in Nürnberg bis zur Errichtung eines besonderen Fechthauses 1628 waren abwechselnd im Heilsbronner Hof und im goldnen Stern beim Neuen Thor. Die letzte Fechtschule in Nürnberg wurde 1698 gehalten. Im Heilsbronner Hof wurden auch Küh-, Ochsen- und Bärenhetzen abgehalten und auch die Vorstellungen der englischen Komödianten haben hier stattgefunden. Von denselben kamen Gesellschaften von Zeit zu Zeit auch nach Nürnberg, um ihre Tragödien und Komödien von der Zerstörung der Städte Troja und Konstantinopel, Phiole und Mariana, Celida und Cedea u. s. w. aufzuführen, wobei „liebliche Musik" und „welsche Tänze" nicht fehlten. Die Einladung an das zahlreich herbeiströmende Publikum geschah mittels eines Zugs durch die Straßen „mit zwei Trummeln und vier Trumpeten".

Zum Vergnügen der vornehmen Gesellschaft dienten die an Stelle der Turniere oder Gesellenstechen aufgekommenen Ringelrennen, welche besonders bei Anwesenheit fürstlicher Persönlichkeiten auf dem Zwinger zwischen Frauenthor- und Spittlerthor oder auf der Hallerwiese abgehalten wurden. Das erste Ringelrennen wurde von den Geschlechtern 1601 veranstaltet.

Auf Wohlstand und Wohlbefinden deuten auch die vom Nürnberger Rat immer von neuem publizierten Hoffahrtsgesetze. Dem übermäßigen Hang zum Prunk in Schmuck und Kleidung und dem steigenden Aufwand bei Hochzeitsmahlen u. s. f. glaubte der Rat durch Luxusgesetze steuern zu können. Dieselben entsprangen jedenfalls zum Teil der wirtschaftlichen Einsicht, die in unverhältnismäßigem Aufwand das Verderben des Bürgers erblickt, zum Teil sind sie aber wohl auch auf Rechnung des deutschen Erbübels, der Rangsucht, zu setzen, die es fast als ein Verbrechen ansah, wenn es der einfache Bürger dem „Ehrbaren" gleich thun wollte. Die Klagen, welche über diese strengen Gesetze laut wurden, richteten sich übrigens hauptsächlich dahin, daß fast immer nur der geringere Mann mit Strafen belegt wurde, während die Vornehmen sich meistens mit dem Stadtpfänder abzufinden und dadurch „rugsfrei" zu machen verstanden.

Das Finanzwesen Nürnbergs war in den letzten Jahrzehnten vor dem 30jährigen Krieg in blühendem Zustand. Das Staatsbudget wies in Jahreseinnahme und Ausgabe einen Betrag von 3—4 Millionen fl. auf. Man wäre versucht, schon aus dem großen

Jahresaufwand für Ehrengaben auf die Blüte des Finanzwesens der Republik zu schließen, wenn man nicht wüßte, daß auch noch in den Zeiten, wo dasselbe schon in ärgster Zerrüttung lag, dieselbe großartige Freigebigkeit als eine unausweichliche Ehrenpflicht geübt worden ist. Die Summen, welche das „Schenkbuch" der Reichsstadt für die verschiedenen Verehrungen aufzählt, erscheinen uns Menschen einer anderen Zeit ganz ungeheuerlich. Daß der nach Nürnberg kommende Kaiser die herkömmliche reich bemessene Verehrung empfing und daß die Kurfürsten, wenn sie in Nürnbergs Mauern Herberge nahmen, ebenfalls mit der üblichen bedeutenden Ehrengabe bedacht wurden, mag selbstverständlich erscheinen. Aber außerdem wurden noch jeder Fürst und Fürstensohn, wurden Grafen und Freiherren, Bischöfe und Prälaten, Gesandte, Räte, Kämmerer, Offiziere u. s. w. bei ihrer Anwesenheit in Nürnberg von Ratswegen bekomplimentiert und beschenkt. Dazu kamen noch viele andere Gelegenheiten zu Ehrenausgaben, so z. B. wenn der Rat zu Gevatter gebeten oder zur Hochzeit geladen wurde. Dies geschah nicht bloß seitens benachbarter Fürsten, Freiherren u. s. w., sondern häufig auch von Persönlichkeiten, welche mit der Stadt Nürnberg in gar keiner Beziehung standen.

Übrigens scheinen die Verwalter des Nürnberger Staatsschatzes die Aufgabe dieser kostspieligen Anstandspflichten doch manchmal schwer empfunden zu haben. Dies geht daraus hervor, daß der Rat, wenn ein Reichs- oder Fürstentag in Sicht war, mehrmals sich mit großem Eifer und allerhand Mitteln bemüht war, die zugedachte Ehre von der Stadt abzulenken.

Gegen die von dem Rate geübte ausgedehnte Freigebigkeit sticht die von demselben gegen einen der erlauchtesten Geister deutscher Nation gezeigte Knauserei äußerst unangenehm ab. Als Johannes Kepler 1620 dem Rate von Nürnberg seinen gedankenvollen Traktat: „Die Harmonie der Welten" verehrte, wurde er mit lumpigen 12 fl. rheinisch bedankt und als 1624 Kaiser Ferdinand II., eigenen Geldmangels halber, dem „kaiserlichen Mathematikus" zur Druckherstellung seiner „Astronomischen (der sogenannten Rudolfinischen) Tafeln" den Betrag von 6000 fl. auf die Reichsstädte Kempten, Memmingen und Nürnberg anwies, da entsprachen zwar die beiden kleinen schwäbischen Städte dem kaiserlichen Wunsch, der Rat von Nürnberg aber, der großen reichen Stadt, in welcher einst Regiomontan gewirkt, verstand es, unter allerlei Vorwänden diese wirkliche Ehrenausgabe von sich wegzuschieben.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Nürnberg im dreißigjährigen Krieg.

In dem großen deutschen Krieg, welcher gewöhnlich der dreißigjährige genannt wird, wurde auch der Reichsstadt Nürnberg ein schwerer Teil von Leiden zugemessen und ihre Lage an der Heerstraße vom Westen und aus dem Innern des Reichs nach Böhmen brachte es mit sich, daß sie schon vom Anfang an in den Strudel der Ereignisse und Drangsale hineingerissen wurde.

Das Vorspiel des furchtbaren weltgeschichtlichen Dramas bestand bekanntlich in der durch den Herzog Maximilian von Bayern im Wege der Reichsexekution verübten Wegnahme und Vergewaltigung der protestantischen Reichsstadt Donauwörth; in der durch diese Gewaltthat hervorgerufenen Vereinigung der evangelischen Reichsstände zu der am 14. Mai 1608 gegründeten protestantischen Union, welcher auch Nürnberg beitrat und welcher die Gründung der katholischen Liga auf dem Fuße folgte, und endlich in dem böhmischen Aufstand 1618.

Noch vor dem Ausbruch der Stürme sah Nürnberg festliche Tage. Im Spätherbst 1611 waren die Kurfürsten in Nürnberg versammelt; dieselben gelangten aber in ihrer langwierigen Beratung über die Bestellung der obersten Reichsgewalt zu keinem anderen Beschluß, als daß im Frühjahr darauf dem unfähigen Kaiser ein römischer König zur Seite gesetzt werden sollte. Zu diesem „Kollegialtag" waren außer den Kurfürsten, von denen jeder seinen ganzen Hofstaat von mehreren hundert Personen und ein paar hundert Pferden bei sich hatte, noch eine Menge von Fürsten, Prälaten, Grafen, Herren und fremden Gesandten anwesend, sodaß es schien, als ob das heil. römische Reich vor der furchtbaren Erschütterung, der es entgegen ging, sich noch einmal in seinem vollen Glanze zeigen wollte. Wochenlang wechselten die Beratungen mit glänzenden Festmählern, Jagdausflügen, Ringelrennen u. s. w. und die Herren vom Nürnberger Rat atmeten erleichtert auf, als der letzte Gast zum Thor hinausgeritten war.

Die Lage wurde durch Kaiser Rudolfs Tod sehr vereinfacht. Daß man wieder einen Habsburger zum Kaiser wählte, galt bereits

als selbstverständlich und so wurde Rudolfs bereits 55jähriger Bruder Mathias am 12. Juni 1612 einhellig zum Kaiser gewählt. Auf der Reise zur Wahlhandlung in Frankfurt kam derselbe als König von Böhmen mit seiner Gemahlin und einem Gefolge von 135 Kutschen, 636 Pferden und 1500 Personen am 15. Mai nach Nürnberg, wo er bei den Brüdern Imhoff am Egydienberg Herberge nahm. Als gewählter und gekrönter Kaiser kam er auf dem Rückweg wieder nach Nürnberg und hielt hier unter Glockengeläute und Kanonendonner einen glänzenden Einzug. Auch die von der Stadt gebotenen Ehrenbezeigungen und Festlichkeiten ließen an Großartigkeit nichts zu wünschen übrig. Solche Tage voll Glanz und Pracht waren so recht nach dem Geschmack des neuen Kaisers, denn dieser geistesleere Kronenträger kannte neben den Späßen seiner Hofnarren und den Grimassen seines Leibaffen kein größeres Vergnügen als hohles Schaugepränge. Dem bei allem Ehrgeiz schlaffen Mathias war es nicht zu schwer geworden, durch Nachgiebigkeit gegen den vorherrschenden protestantischen Adel und mit Hilfe der unerschöpflichen Ränke seines allmächtigen Faktotums, des Bischofs Klesel, in den habsburgischen Erblanden die leitende Stellung zu erringen. Jetzt mußte er zeigen, ob er im stande sei, die immer schroffer werdenden Gegensätze im Reich zu beherrschen oder zu mildern. Schon der 1613 nach Regensburg berufene Reichstag erwies das Gegenteil. Jede der beiden Parteien beharrte starr auf ihrem Standpunkt und der Reichstag ging resultatlos auseinander.

Nicht geschickter als im Reich bewährte Mathias seine Staatskunst in Böhmen. Statt mit den protestantischen Ständen, die ihm den Weg zum Thron geebnet, in gutem Einvernehmen zu bleiben und den böhmischen Majestätsbrief ehrlich zu beobachten, setzte er Rudolfs starr-katholische Politik fort und bot zu allen Gewaltmaßregeln gegen die Religionsfreiheit die Hand. Noch schlimmer ward es, als auf den Beschluß des habsburgischen Familienrats Ferdinand, der bigotte Vetter von der innerösterreichischen Linie, der als Zögling, Freund und Knecht der Jesuiten in seinen Erblanden den Protestantismus bereits mit Stumpf und Stiel ausgerottet hatte, zum Nachfolger des kinderlosen Mathias bestimmt wurde und Teil an der Regierung nahm. Das Ergebnis des Regierungssystems der beiden Habsburger war der böhmische Aufstand von 1618, der mit der bekannten Szene, dem Fenstersturz auf dem Schloß zu Prag, eröffnet wurde.

Mit dieser Gewaltthat war der Bruch mit der Dynastie Habsburg vollzogen und ihr folgte unmittelbar die Bildung einer provisorischen Regierung. Gern hätte Mathias trotz alledem den Weg der

Unterhandlung mit den Aufständischen eingeschlagen, aber Ferdinand war für die Anwendung äußerster Gewalt, und zur Vereitlung aller Ausgleichspläne wurde dem unselbständigen, stumpfsinnig gewordenen Mathias sein Ratgeber, der bisher allmächtige Knesel, von der Seite genommen und durch Gefangenhaltung unschädlich gemacht. Die leitenden Männer des böhmischen Aufstands waren von den kühnsten Hoffnungen geschwellt und trüb genug sah es auf der königlichen Seite aus: die Kassen leer, die Sympathien aller österreichischen Länder auf der Seite des Aufstands, selbst ein mühsam aufgebrachtes Heer von 14000 Mann mußte unverrichteter Dinge aus Böhmen weichen. Mitten in diesem Wirrsal schied Mathias unbeachtet und unbedauert aus dem Leben. Von all diesem Wirrsal ließ sich aber Ferdinand nicht abhalten, zur Kaiserwahl nach Frankfurt zu eilen. Am 28. August 1619 wurde er als Kaiser Ferdinand II. ausgerufen. Zwei Tage vorher war er von den zu Prag versammelten böhmischen Ständen des böhmischen Thrones verlustig erklärt und Kurfürst Friedrich VI. von der Pfalz als König von Böhmen proklamiert worden.

Den neugewählten Böhmenkönig hatte Nürnberg schon vor vier Jahren, als der damals 19jährige jugendfrohe Fürst mit seiner Gemahlin Elisabeth eine Huldigungsreise in die Oberpfalz vornahm, in seinen Mauern gesehen. Das junge fürstliche Paar, das für Nürnbergs Merkwürdigkeiten ein äußerst lebhaftes Interesse zeigte, hatte bei den Nürnbergern durch seine Leutseligkeit einen sehr günstigen Eindruck gemacht. Jetzt, nachdem der junge Pfalzgraf allzu leichtherzig die verhängnisvolle Königskrone angenommen hatte, bewegten sich auf dem Wege von Heidelberg nach Prag tagelang Wagen auf Wagen mit Geschützen, Zelten, Wein u. s. w. durch Nürnberg, dessen Zeughaus mit Geschütz, Pulver, Blei und sonstiger Kriegsmunition aushalf.

Wenige Wochen nach den Krönungsfeierlichkeiten in Prag weilte Friedrich zu dem auf 15. November nach Nürnberg ausgeschriebenen „Korrespondenztag“ der Unierten, auf den die böhmische und die pfälzische Partei unendliche Hoffnungen gesetzt hatte. Davon erfüllte sich nicht eine einzige. Die Union bewilligte dem Königpfalzgrafen weder Truppen noch Geld. Die Bürgschaft für ein in Nürnberg aufgenommenes Anlehen von 200000 fl. durch die Union war alles, was diese gewährte. Ebenso windig stand es mit den vorgegaukelten schönen Aussichten auf Allianzen mit Frankreich, England, Venedig. Selbst der englische Schwiegervater Jakob I. opferte nicht einen Schilling für den böhmischen Thron. Die Generalstaaten waren die einzigen, welche eine monatliche Beihilfe von 50000 fl.

leisteten und der Siebenbürger Fürst Bethlen Gabor der einzige, der zeitweise mit Streitkräften beisprang.

Diesem zerfahrenen Wesen gegenüber verfügte der schon dem Untergang nahe geglaubte Ferdinand neben den eigenen Truppen über das waffentüchtige Heer der Liga, über ein aus den Niederlanden zur Besetzung der Pfalz heranrückendes spanisches Heer und über die Streitkräfte des lutherischen Kurfürsten von Sachsen, der die Unterwerfung Schlesiens auf sich genommen hatte. Dazu kamen noch Kosaken des Polenkönigs und Kürassiere des Großherzogs von Toskana, sowie nicht bloß der Segen, sondern auch das Geld des Papstes. Diesem gewaltigen Aufgebot der katholischen Welt mußte die hohle Macht des jungen Böhmenkönigs erliegen. Und so geschah es. Nach einem monatelangen, Böhmen und die Nachbarländer furchtbar verheerenden Kleinkrieg kam es am 20. November 1620 zur Schlacht auf dem Weißen Berge, durch welche die neue Herrschaft im Nu weggefegt wurde.

Dem Siege folgte die grausamste Rache: Hinrichtungen, Verurteilungen zu ewigem Gefängnis oder Verbannung, Güterkonfiskation aller Verurteilten, Zwangsbekehrung durch Dragoner und Jesuiten. Schon 1621 betrug die Masse der konfiszierten Güter nach heutigem Geld 90 Millionen Mark. 36000 Familien verließen Haus und Hof. Innerhalb eines Jahrzehnts war Böhmen in ein katholisches Land umgewandelt.

Von den Truppenkörpern des als heimatloser Flüchtling umherirrenden „Winterkönigs“ behauptete nur noch der Graf Mansfeld in Westböhmen das Feld. Von hier verdrängt, schlug er sich monatelang mit Tilly, dem Feldherrn der Liga, in der Oberpfalz herum, und als er sich auch da nicht mehr halten konnte, wandte er sich mit seinen 10000 Mann starken Heerhaufen durch Franken an den Rhein. Mit diesem Marsch Mansfelds begann die Leidensgeschichte Nürnbergs im 30jährigen Krieg. Denn von nun an hörten die Truppenzüge samt den damit verbundenen Scheußlichkeiten, Mord, Brand und Bestialitäten aller Art nicht mehr auf.

Da der fränkische Kreis noch nicht in Verteidigungszustand gebracht war, blieb dem Nürnberger Rat bei dem Herannahen Mansfelds nichts übrig, als sich mit demselben zur Beschleunigung des Durchzugs und zur Verhütung von Brandschatzungen so gut als möglich abzufinden. Er ließ ihm mehr als 100 Wagen mit Proviant zuführen. Am 20. Oktober 1621 zogen die Mansfeldischen von Feucht her über Gibitzenhof und Schweinau nach Fürth. Kaum war das Nürnberger Gebiet frei von diesen Gästen, so rückte in der Verfolgung Mansfelds Tilly mit dem ligistischen Heere heran.

Trotz der anscheinenden Bemühungen Tillys um Aufrechterhaltung der Mannszucht hauste dieses Volk in der Umgegend Nürnbergs 10 Tage lang schlimmer als die Mansfeldischen. Ein Versuch Tillys, dem Nürnberger Rat ein „Anlehen" von einer Million abzudrängen, schlug fehl, wie ein ähnlicher Versuch Mansfelds.

Die nächste Folge des habsburgisch-ligistischen Sieges war der Zusammenbruch der protestantischen Union. Das nominelle Haupt derselben, den geächteten Kurfürsten Friedrich, hatten seine Bundesgenossen schmachvoll im Stich gelassen und sein Stammland, die unglückliche Pfalz, dem Wüten der Spanier und Ligisten preisgegeben. Nachdem Nürnberg und die anderen Städte bereits vorher ihren Austritt erklärt hatten, erfolgte zu Heibronn 24. April 1621 unter dem Spott und Hohn der Welt die förmliche Auflösung.

Der Rat von Nürnberg konnte nun nicht mehr im Zweifel sein, wem er wegen der böhmischen Lehen zu huldigen habe. Vorsichtigerweise hatte man nach der Erwählung des Pfalzgrafen zum König von Böhmen denselben um Verlängerung der Frist zur Lehensverleihung gebeten, was Friedrich in seiner Lage auch nicht verweigern konnte. Selbst dieses vorsichtige Vorgehen des Nürnberger Rats wollte man in Wien als Felonie ansehen. Kaiser Ferdinand ließ jedoch die Entschuldigung des Rats gelten, erteilte am 27. April 1621 die Belehnung und ließ sich, als im Herbst 1622 an des inzwischen verstorbenen Lehensträgers Paul Behaim Stelle Christoph Fürer zum Empfang der Belehnung nach Wien kam, von der Beteuerung der Anhänglichkeit der Stadt, welche bei dieser Gelegenheit die Ratsdeputation abgab, so sehr überzeugen, daß er sie seiner fortdauernden Gnade und seines Schutzes versicherte und überdies noch die sehnlich erwartete Erhebung der Altdorfer Akademie zur Universität verfügte. Diese kaiserlichen Gnaden könnten sehr rührend erscheinen, wenn man nicht wüßte, daß sie immer sehr teuer bezahlt werden mußten. Für das Altdorfer Privilegium wurden allein 6200 fl. erlegt und die Schmieralien für das Hof- und Kanzleipersonal gingen ins Endlose. Wie wenig endlich der allergnädigst zugesicherte „Schutz" wert sei, zeigten die nächsten Jahre grell genug.

Am Rhein und Neckar kämpften für den Pfalzgrafen und sein Erbe der verwegene Mansfeld, der junge wüste Christian von Braunschweig und der alte glaubenseifrige Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach. Am Ende des Jahres 1622 gehörte die rheinische Pfalz den Spaniern, den Ligisten und den Jesuiten. — Ohne Sorge vor jedem ernsthaften Widerstand ging nun Kaiser Ferdinand auf sein Ziel los. Auf einem nach Regensburg einberufenen Fürstenkonvent wurde, ohne auf Brandenburgs und Sachsens Einspruch zu

achten, durch kaiserlichen Machtspruch die pfälzische Kurwürde auf Bayern übertragen. Die Verpflichtung Maximilians als Kurfürst durch den Reichserzkanzler geschah zu Nürnberg am 26. Juli 1624. Mit dem Übergang der Oberpfalz in bayerische Hand erfolgte zugleich zwangsweise die Zurückführung des Landes zum Katholizismus. Für das protestantische Nürnberg konnte diese neue Nachbarschaft des mächtigen Kurfürsten nichts weniger als erwünscht sein, zumal die jetzt noch allein übrigen protestantischen Angrenzer, die Markgrafen von Ansbach und Bayreuth, nichts weniger als gute Nachbarn waren.

War Nürnbergs Lage schlimm, als Mansfeld und Tilly ihre Heerhaufen durch sein Gebiet führten, so wurde sie angstvoll, als Wallenstein, als Schöpfer kaiserlicher Heere, die Weltbühne betrat und in Franken die Werbetrommel rühren ließ. Die Besorgnis vor einer Umgestaltung der europäischen Machtverhältnisse infolge der triumphierenden, immer weiter um sich greifenden religiösen und politischen Bestrebungen der deutschen und spanischen Habsburger führte England, die Generalstaaten und Dänemark zu Bündnissen zum Schutze des bedrohten Norddeutschlands zusammen, wobei die seit 1624 von Richelieu geleitete französische Diplomatie nach Kräften hetzte und schürte.

Um gegen eine solche Koalition aufzukommen, genügten die spanischen und ligistischen Streitkräfte nicht, welche bisher allein die kaiserliche Sache ausgefochten hatten und zu einem eigenen kaiserlichen Heere fehlte die Hauptsache: das Geld. Da erbot sich der als Truppenführer erprobte Wallenstein, der durch Heirath, noch mehr aber durch massenhaften Ankauf konfiszierter Güter und durch Finanzgaunereien sehr reich und größter Grundbesitzer in Böhmen geworden war, dem Kaiser aus eigenen Mitteln ein Heer von 20000 Mann herzustellen und der Kaiser nahm das Anerbieten an. Den grauenhaften Grundsatz: der Krieg muß den Krieg ernähren, führte der gefühllose Soldatenabgott mit erschreckender Folgerichtigkeit durch. Zu Werbe- und Musterplätzen waren namentlich die schwäbischen und fränkischen Reichsstädte ausersehen. Nachdem in den ersten Monaten d. J. 1625 bereits 7 kaiserliche Regimenter ihren Weg durch das Nürnberger Gebiet genommen und einen Aufwand von Tausenden verursacht hatten, erschien im Juli ein Wallensteinischer Quartiermeister, welcher Nürnberg als Musterplatz und Quartier für 5000 Mann verlangte. Um diese Gäste fern zu halten und das Nürnberger Gebiet vor den Unthaten des Kriegsvolks zu bewahren, bezahlte die Stadt an Wallenstein 100000 fl.; dessen ungeachtet dauerten die Gewaltthätigkeiten und Erpressungen einzelner Befehlshaber ununterbrochen fort und es waren beständig Ratsdeputationen auf dem Weg nach Wien und München, ohne daß dieselben mehr als schöne

Worte und wertlose Versprechungen mit heimgebracht hätten. In dieser hilflosen Lage geschah es auch, daß der Rat die berühmten Apostel Albrecht Dürers dem Kurfürsten Maximilian abtrat. Wer mochte auch wagen, dem mächtigen Nachbar einen Wunsch abzuschlagen.

Auf diese Hilflosigkeit frevelte Wallenstein, als er, trotz der von Nürnberg bezahlten ungeheueren Kontributionen, für die zwei Regimenter des Markgrafen Hans Georg von Brandenburg und die Reiter des Herzogs Heinrich Julius von Sachsen-Lauenburg den fränkischen Kreis im allgemeinen und die Umgebung Nürnbergs besonders zu Musterplätzen anwies. Diese beiden Kriegsabenteurer, welche trotz ihres Hochmuts auf ihre reichsfürstliche Geburt und trotz ihrer Zugehörigkeit zum evangelischen Bekenntnis sich nicht schämten, dem böhmischen Emporkömmling als Söldnerbandenführer zu dienen, hausten Monate lang auf das furchtbarste im ganzen nürnbergischen Gebiet. Doch wurde einmal ihre Frechheit gründlich abgefertigt. Als sie am 18. Mai 1627 durch Sturm Einlaß in das nürnbergische Städtchen Velden erzwingen wollten, wurden sie durch die heldenhafte Gegenwehr der Bürger unter der Führung des wackeren Pflegers Christoph Waldstromer blutig zurückgewiesen. Es wurde nicht bloß mit Pulver und Blei, mit Spießen und Heugabeln gestritten; die Stürmenden wurden auch mit herabgeschleuderten Steinen und siedendem Wasser begrüßt. Die mannhafte Verteidigung des kleinen Bergstädtchens erregte in jener Zeit, wo ganz feste Orte von dem räuberischen Kriegsvolk ohne Widerstand sich alles gefallen ließen, weithin Aufsehen und Bewunderung. Es kam dann allerdings kurz darauf zu einem Vertrag, der die Räumung des nürnbergischen Gebiets von diesem Kriegsvolk herbeiführte; derselbe kostete der Stadt aber auch wieder mehr als 100000 fl.

Trotz der furchtbar scheinenden antihabsburgischen Koalition flogen in Norddeutschland die kaiserlichen Fahnen von Sieg zu Sieg. Nur an dem Heldenmut der Bürger Stralsunds scheiterte Wallensteins Kriegskunst. Schon erwachten großartige Zukunftsgedanken kaiserlicher Meerherrschaft und der Alleinherrschaft der katholischen Kirche in dem weit ausgedehnten Tiefland des deutschen Nordens auf der Seite der Sieger. — Auf der schwindelnden Höhe dieser großartigen Erfolge glaubte Kaiser Ferdinand, dem schon längst alle Grundsätze und Formen des Reichsrechts zum leeren Spiel geworden, das Äußerste zu gunsten der katholischen Kirche wagen zu dürfen. Am 6. März 1629 erschien das berüchtigte Restitutionsedikt, dessen volle Durchführung der Umsturz zahlloser Besitzverhältnisse und die Vernichtung des Protestantismus in Deutschland gewesen wäre. Zur Durchführung dieses kaiserlichen Machtgebots, gemäß welchem Alles

auf den Stand von 1552 zurückgeführt und alle später eingezogenen geistlichen Güter zurückgegeben werden sollten, wurde überall, wo militärische Kräfte zur Unterstützung vorhanden waren, durch kaiserliche Kommissarien mit schrankenloser Willkür sofort geschritten.

Zur Abwehr dieser Gewaltsamkeiten rührte sich unter den protestantischen Fürsten keine Hand. Bei dem scharfen Vorgehen der kaiserlichen Bevollmächtigten in Regensburg, Ulm und in vielen anderen Orten von Schwaben und Franken mußte auch dem Rate von Nürnberg bänglich zu Mute werden. Bereits 1628 war auf Antrag der Dominikaner dem Rate zur Auflage gemacht worden, dem Orden sein Kloster zurückzugeben, weil es ihm erst nach dem Passauer Vertrage entzogen worden wäre und am 13. August erhielt er den Befehl zur Zurückgabe der Klostergüter von Pillenreuth an den Bischof von Eichstätt. Das Märzdekret von 1629 steigerte dann die Gefahr des Verlusts der Kirchengüter aufs höchste, denn daß die kaiserliche Willkür, wenn durch die Entwicklung der Dinge kein Halt geboten wurde, nicht beim Jahre 1552 stehen bleiben werde, war als sicher anzunehmen. Doch der Rat blieb nach dem Sprichwort: es wird keine Suppe so heiß gegessen als sie gekocht wird, vorläufig seiner herkömmlichen Politik des Zeitgewinnens und Abwartens getreu und diesmal mit Recht.

In der That brachten die Ereignisse die kaiserliche Restitutionswut ins Stocken. Zur Durchführung der Restitutionen, zum Kriegsunternehmen um Mantua und zur Wahl von des Kaisers Sohn Ferdinand zum römischen König sollte ein nach Regensburg einberufener Kurfürstentag Unterstützung gewähren. Gegen die Restitutionen hatten die allein anwesenden katholischen Kurfürsten natürlich keine Einwendung, aber für das auswärtige Unternehmen hatten sie kein Gehör und die Königswahl des Kaisersohns hatte für sie keine Eile. Dagegen hatten die Herren selber ihre eigenen großen Schmerzen. So lange Wallenstein bloß protestantische Reichsstädte und Herrschaften drangsalierte, fühlten sie kein Erbarmen; seit aber der kaiserliche Generalissimus auch die katholischen Gebiete schonungslos mißhandelte, wuchs der Zorn der hohen Herren gegen den hochfahrenden Emporkömmling, der aus seiner Respektlosigkeit gegen deren reichsfürstliche Stellung von Tag zu Tag gar kein Hehl machte und machte sich bei den Verhandlungen in Regensburg in solch heftiger Weise Luft, daß der Kaiser sich nicht anders zu helfen wußte als dadurch, daß er die Entlassung Wallensteins, die Reduktion des kaiserlichen Heeres und die Ernennung des Feldherrn der Liga, des 70jährigen Tilly, zum Generallieutenant auch der kaiserlichen Truppen verfügte.

Hätten die Ligisten geahnt, welcher Sturm gegen sie in Anzug

war, so wären sie jedenfalls weniger hitzig vorgegangen. In denselben Tagen, da auf ihr stürmisches Begehren der kriegsgewaltige Wallenstein kalt gestellt wurde, landete der Schwedenkönig Gustav Adolf in Pommern. Ob den in seinen polnischen Feldzügen zum genialen Feldherrn ausgebildeten Nordlandskönig politischer Ehrgeiz, Ruhmbegier und Herrschsucht mehr als der Eifer für den mit dem Untergang bedrohten deutschen Protestantismus in sein gewagtes Unternehmen getrieben haben, konnte für die Evangelischen in Deutschland nicht in Betracht kommen: für sie war er der Retter aus unabsehbarer Not. Noch vor Ende des Jahres 1630 waren die Kaiserlichen aus Mecklenburg und Pommern vertrieben und der schwedische Siegeslauf wurde nur durch die ängstliche Zurückhaltung der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen verzögert.

Der Kurfürst von Sachsen hatte den schlauen Gedanken einer bewaffneten Neutralität der Evangelischen ausgeheckt. Zur Besprechung darüber wurden die evangelischen Reichsstände auf Februar 1631 nach Leipzig eingeladen. Nürnberg sandte zu diesem Leipziger Konvent als Abgeordnete die Ratsfreunde Georg Christoph Volkamer und Hans Christoph Tucher nebst dem Ratskonsulenten Dr. Georg Richter. Es wurden viele große Worte gesprochen, auch eine tapfere Resolution gegen das Restitutionsedikt gefaßt u. s. w., allein zu thatsächlichen Folgen führte weder dieser Leipziger Konvent noch der gleichfalls von Nürnberg beschickte, zur Verständigung zwischen Katholischen und Evangelischen anberaumte Frankfurter Kompositionstag.

In der Zeit zwischen diesen zwei Tagsatzungen war das unglückliche Magdeburg gefallen. Doch auch dieses schauerliche Mahnzeichen wirkte noch nicht genug. Erst Tillys verheerender Einfall in Kursachsen brachte den Kurfürsten von Sachsen zum Abschluß eines Bündnisses mit dem Schwedenkönig am 11. September 1632. Sechs Tage später schlug dieser das Heer des Kaisers und der Liga bei Breitenfeld bis zur Vernichtung. Damit änderte sich die Lage vollständig. Unermeßlicher Jubel ging durch das wieder aufatmende evangelische Deutschland und der Preis des Rettungbringers tönte von allen Lippen. Aber nicht, wie man erwartet hatte, nach Südosten wendete sich der Sieger, um den Kaiser in seinen Erblanden aufzusuchen, sondern nach Südwesten, wohin die Reichtümer der fränkischen und rheinischen Bistümer lockten. Zugleich ging er daran, indem er jedwede Neutralität zurückwies, von den evangelischen Reichsständen bestimmte Erklärungen zu fordern. Und damit war auch für die Staatslenker von Nürnberg der Augenblick gekommen, wo sie der Entscheidung nicht mehr ausweichen konnten.

Über die Gesinnung und Stimmung der Bürgerschaft konnte der Rat nicht in Zweifel sein. Zu dem Rückgang von Handel und Gewerbe kamen immer neue Lasten. Kaum waren im Frühjahr 180 000 fl. als neunmonatliche Kontribution bezahlt, so erwuchsen der Stadt durch die in Fürth fast ein ganzes Jahr liegenden Schönburgischen Reiter neuerdings über 55 000 fl. Unkosten. Noch im Sommer hatte Oberst Altringer, der mit 4000 Mann bei Fürth lag, ungeheueren Druck ausgeübt, sodaß einschließlich der Proviantlieferungen die Stadt noch einmal 180 000 fl. Kosten hatte. Als der Ursächer aller dieser Leiden erschien der hartnäckig bei seiner Unterdrückungspolitik beharrende Kaiser, während man in dem Sieger von Breitenfeld den Schützer gegen künftige Drangsal und den Rächer für erlittene Unbill erblickte. Für den Rat bestanden jedoch neben der Gesinnung der Bürgerschaft noch andere Gesichtspunkte: der erst jüngst ausgestellte Revers über unverbrüchliche Treue gegen den Kaiser, die Nachbarschaft Bayerns und die Anwesenheit kaiserlicher und ligistischer Truppen in geringer Entfernung waren Warnzeichen genug. Und wie sollte es werden, wenn dem Schwedenkönig etwas zustieße, was bei dessen persönlicher Kühnheit auf dem Schlachtfelde leicht möglich war? — Das Ideal der nürnbergischen Staatsmänner war, schon in Rücksicht auf den Handel, die Neutralität. Da aber solche kaum zu erhalten, so strebte man, die Entscheidung wenigstens hinauszuschieben und den Schein der Loyalität gegen den Kaiser möglichst zu wahren. Demgemäß gab man dem ersten Abgesandten Gustav Adolfs, dem Rittmeister Rehlinger (6. Oktober) ausweichenden Bescheid und den darauf zweimal erscheinenden schwedischen Hofrat Dr. Martin Chemnitz suchte man mit der Vertröstung auf eine Geldhilfe abzuspeisen, die man beim Kaiser als eine Brandschatzung ausgeben könne. Auch gab man dem Abgesandten zu verstehen, daß es zweckmäßig sei, wenn der König gegen Nürnberg „mit etwas Gewalt vorgehe“; man bestellte sich also eine Art Drohbrief, um sich gegen den Kaiser zu decken. Dem Zaudern des Rats machte ein scharfes Schreiben des Dr. Chemnitz ein Ende. In demselben wurde bei nicht sofortiger annehmbarer Antwort mit Zwang durch bereitstehende Truppen gedroht, im anderen Falle aber des Königs kräftiger Schutz zugesichert. Daraufhin zögerte der Rat nicht länger, den großen Rat der Genannten zusammenzuberufen und diese, ihrer 290, erklärten nach Anhörung der Gründe gegen und für eine Vereinigung mit Gustav Adolf: „daß man in dieser Gottes Ehre und die Gewissensfreiheit concernierenden Sache sich königlicher Majestät von Schweden keineswegs entziehen, sondern vielmehr derselben, gleich anderen evangelischen Reichsständen, begehrter Conjunction nach aller

Möglichkeit an die Hand gehen solle.“ In dem schwedischen Hauptquartier zu Würzburg, wohin Hans Jakob Tetzel und der Ratskonsulent Dr. Richter geschickt wurden, kam es dann zwischen den nürnbergischen und ansbach-bayreuthischen Gesandten einerseits und Gustav Adolf andererseits zu einem Vertrage, worin dem König einstweilen 72 Monate (monatliche Beiträge zur fränkischen Kreiskasse) bewilligt wurden, was für Nürnberg eine Summe von 106 560 fl. ausmachte; zugleich wurde der Abschluß einer Spezialallianz innerhalb zwei Monaten zugesagt.

So sorgfältig der Rat diese Abmachungen geheim zu halten suchte, so war man in Wien und München über die Vorgänge in Franken doch hinlänglich unterrichtet. Und wenn man auch außer stande war, den Siegeslauf des Schwedenkönigs am Main und Rhein aufzuhalten: zur Züchtigung der abtrünnigen Stände in Franken, namentlich der kleineren, hatte Tilly mit seinen nach der Breitenfelder Niederlage wieder gesammelten Scharen Streitkräfte genug. Anfangs November erschien Tilly in Franken und der Schrecken zog her vor seinen verwilderten Scharen. Am 18. stand er bei Schweinau und haufenweise flüchteten die geängstigten Landbewohner in die Stadt. Doch legte er sich diesmal nicht vor die Stadt, sondern marschierte nach Gunzenhausen, von wo aus er — vergeblich — eine Abordnung der Stadt zur Empfangnahme seiner Begehren verlangte.

In Nürnberg war man nicht in Zweifel, daß Tilly wieder kommen werde. Obwohl zur Besorgnis einer Belagerung der Stadt durch Tilly im Winter kein Grund vorhanden war, so wurde doch an Gustav Adolf durch eine Abordnung ein mündliches Hilfegesuch gerichtet. Den besten Schutz suchte man indes und mit Recht vorerst in der eigenen Kraft. In dem Obersten Johann von Leublfing besaß die Stadt schon seit 1620 einen tüchtigen Kriegsmann. Der Kriegsrat wurde durch die Beiziehung der Obersten Jakob von Schlammersdorf und Konrad Zorn von Bulach verstärkt. Zu den 3000 Mann bereits geworbenen Kriegsvolks wurde der von Gustav Adolf empfohlene Graf Heinrich Wilhelm von Solms in den Dienst der Stadt genommen und außerdem war die ganze männliche Bevölkerung über 18 Jahren zur Verteidigung der Stadt in Bereitschaft gesetzt. Zur Verschanzung Gostenhofs wie der Stadt selber waren 3000 Mann aufgeboten. Scharfe Aufmerksamkeit widmete der Rat der Beaufsichtigung der Fremden und Verdächtigen, darunter besonders den hier wohnenden Italienern und den Insassen des deutschen Hauses.

Mittlerweile war Tilly in Gunzenhausen wieder umgekehrt, hatte sein Hauptquartier nach Reichelsdorf verlegt und dem zu ihm am 28. November entsendeten Ratskonsulenten Dr. Fetzer seine einst-

weiligen Forderungen kundgegeben: Auslieferung des Grafen Solms, Übergabe sämmtlichen angeworbenen Kriegsvolks, Versorgung seiner Armee mit Proviant und Abordnung von 4 Ratspersonen zur weiteren Vergleichung. Darüber entspann sich ein mündlicher und schriftlicher Meinungsaustausch, in welchem der alte Kriegsmann dem Rat Ungehorsam und Meineid vorwarf, wogegen dieser zu seiner Rechtfertigung auf seine Zwangslage und die dem Kaiser bisher gebrachten großen Opfer hinwies. Tilly verzichtete bei seinen unzulänglichen Streitkräften auf eine wirkliche Berennung der Stadt und verließ am 3. Dezember die Gegend. Er selbst mit einem Teil seines 14000 Mann starken Heeres zog nach Schwaben, während die übrige Mannschaft sich in die nürnbergischen Ämter Lauf, Gräfenberg, Hersbruck u. s. w. ergoß und die ganze Landschaft mit unsäglichen Greueln erfüllte. Für die unglückliche Gegend schlug die Stunde der Befreiung am 20. Dezember, wo die Truppen wegen der sächsischen Invasion eilends nach Böhmen gerufen wurden.

Auch nach Tillys Abzug wurden die Rüstungen und Befestigungsarbeiten in Nürnberg eifrig fortgesetzt. Eine nicht minder wichtige Angelegenheit bei der fortwährenden Steigerung der Staatsausgaben war die Beschaffung von Geldmitteln. Da die bereits an Martini 1631 erhobene anderthalbfache Losung nicht genügte, so wußten Rat und Genannte keinen anderen Weg als die Einführung neuer Auflagen. Zu der außerordentlichen Steuer wurden auch Schutzverwandte, Fremde, Handlungsdiener und Dienstboten angezogen, alle Warenverkäufe am Platz wie nach auswärts besteuert, ein Viktualien- und Viehaufschlag eingeführt u. s. w.

Gustav Adolf hatte während des Winters sein Hoflager in Mainz. Das ganze mittelrheinische Land war in seiner Gewalt und schwedische Beamte und Offiziere schalteten dort ohne Widerstand. In der nämlichen Zeit geschah das Unerwartete: Wallensteins Wiederübernahme des Oberbefehls als Generalissimus mit unbegrenzter Machtvollkommenheit. Schon im Frühjahr hatte der Friedländer Regimenter auf Regimenter gleichsam aus dem Boden gestampft und der furchtbare Kriegstanz begann von neuem. Bereits Ende Februar setzte sich Tilly von der Oberpfalz aus in Marsch, um die Schweden unter Feldmarschall Horn aus Bamberg zu verjagen. Sein Weg führte ihn wieder durch das nürnbergische Gebiet; glücklicherweise hatte er Eile, nach Bamberg zu kommen, wo es ihm auch gelang, die Schweden zu vertreiben.

Jetzt fand es Gustav Adolf an der Zeit, seinem Feldmarschall beizuspringen und mit diesem vereint seinen Angriffsplan gegen Bayern auszuführen. Zu diesem Zwecke richtete er auch an Nürnberg die

Aufforderung, 3000 Mann zu seiner Armee stoßen zu lassen und ihm zur Aufbringung von 300000 fl. behilflich zu sein. Ein Ausweichen war hier ausgeschlossen; zwar war der Rat nicht willens, diese Forderungen voll zu bewilligen, aber er erbot sich, 1500—2000 Mann zu stellen, sowie die verlangten Geschütze u. s. w. zu liefern und da der König von dem gewünschten Darlehen absah, sich mit 2000 Mann begnügte und hinsichtlich der Allianz mit einem vorläufigen Revers über Treue und Beständigkeit der Stadt sich zufrieden gab, so konnte er bei seinem von Fürth aus, wo er mit 40000 Mann angelangt war, zugesagten Besuch eines begeisterten Empfangs in der Reichsstadt versichert sein.

Feierlich empfangen vom Rat und unter dem brausenden Jubel der Einwohnerschaft erfolgte Gustav Adolfs Einritt in Nürnberg am 31. März 1632. Eine Ratsdeputation überreichte dem königlichen Gast, der im Imhoffschen Haus am Egydienberg (jetzt Egydienplatz 23 und 25) abgestiegen war, als Geschenk zwei wertvolle silberne Pokale in Gestalt einer Erd- und einer Himmelskugel nebst der üblichen Gabe von Wein, Fischen und Haber, wozu noch ein Rotschimmel und vier Halbkartaunen kamen. Die Dankrede des Königs gipfelte in der Mahnung zumAusharren beim evangelischen Wesen und in der Warnung vor den Anschlägen des Kaisers, Spaniens und des Papstes, welche sich zur Ausrottung des Evangeliums verschworen hätten. Dabei unterließ er nicht zu betonen, daß er dem Rufe Gottes folgend Land und Leute verlassen habe zur Rettung der evangelischen Lehre und der deutschen Freiheit.

Gustav Adolf verließ Nürnberg noch am selbigen Tag und zog in Eilmärschen an die obere Donau. Die Einnahme von Donauwörth eröffnete ihm den Paß über die Donau. Am Lech suchte Tilly ihm den Eintritt in Bayern zu verwehren, doch vergeblich; der alte Feldherr verlor das Treffen bei Rain, ward selbst tötlich verwundet und starb kurz nachher in Ingolstadt. Die unter dem Druck der katholischen Reaktion seufzende Reichsstadt Augsburg öffnete dem Sieger von Rain die Thore. Das feste Ingolstadt leistete Widerstand und um nicht Menschen und Zeit zu opfern, ließ es Gustav Adolf liegen, wendete sich ins Herz von Bayern und bald waren Landshut, Freising und selbst die Residenzstadt München in seiner Hand. Zur Stillung eines gefährlichen Aufstands der katholischen Bauern in Oberschwaben war Gustav Adolf von München dahin geeilt, unerwartet riefen ihn von da wichtige Nachrichten auf einen anderen Kriegsschauplatz.

Wallenstein hatte in kurzer Zeit die Sachsen wieder aus Böhmen vertrieben, war in Sachsen selbst eingefallen und es bestand

hohe Gefahr, daß der Kurfürst freiwillig oder gezwungen zu einem Separatfrieden sich herbeilassen werde. Alle anderen Pläne beiseite schiebend wendete sich deshalb Gustav Adolf wieder nach Norden und trachtete vor Allem, die Vereinigung Wallensteins mit den Streitkräften Maximilians von Bayern zu verhindern. Doch dieser Plan mißglückte. Gustav Adolf, der mit seinem Heere am 18. Juni bis nach Fürth gelangt war, ließ während seines zweitägigen Aufenthalts in Nürnberg seine Truppen einstweilen über Hersbruck in die Oberpfalz abrücken und eilte denselben nach. Währenddem war aber die Vereinigung Wallensteins mit Maximilian bei Weiden bereits erfolgt und das 60000 Mann starke kaiserlich-bayerische Heer war im Anmarsch über Neumarkt nach Nürnberg. Noch von Hersbruck aus ließ Gustav Adolf dem Nürnberger Rat die Mahnung zugehen, schleunigst für die Vollendung der Befestigungen zu sorgen. Und als er dann, 29. Juni, zurückkehrend aus der Oberpfalz auf dem Thumenberg (Platnersberg) vor Nürnberg angelangt war, erklärte er den ihn begrüßenden Ratsabgeordneten seinen festen Entschluß, die Stadt mit allen Kräften zu beschützen, wozu aber die Herstellung eines befestigten Lagers zur Aufnahme seiner Truppen nötig sei. Die drohende Gefahr und der Entschluß des Königs wurde den sofort zusammenberufenen Genannten eröffnet und unter Anrufung des Patriotismus aller Bürger und Einwohner den sofortigen Beginn des Werks empfohlen und beschlossen.

So begannen denn am 1. Juli 6000 Bürger mit Beiziehung der in die Stadt geflüchteten Landleute, Tag und Nacht arbeitend, in weitem Bogen die Umwallung der Stadt. Der Teil der Schanzwerke um den Judenbühl und die Vorstadt Wöhrd wurde von Gustav Adolfs Finnländern auf Kosten der Stadt ausgeführt. Entbunden von der Schanzarbeit waren nur die Herren vom Rat und die Geistlichen. Bereits am 16. Juli war das große Werk vollendet. Die Schweden lagerten im Süden der Stadt und der Lichtenhof war des Königs Hauptquartier. Von da liefen die hohen Schanzen und die 12 Fuß breiten, 8 Fuß tiefen, an manchen Stellen 18 Fuß breiten und 12 Fuß tiefen Gräben bei Skt. Peter und Glaishammer über die Tullnau an die Pegnitz hinab, begannen am anderen Ufer beim Wöhrder Kirchhof, liefen an Schoppershof vorbei, schlossen den Judenbühl und den Schmaußengarten ein, durchschnitten die Felder zwischen der Stadt und den Dörfern Großreuth, Kleinreuth und Thon, gingen hinter dem Rohlederersgarten und Sebastianspital an die Pegnitz und umfaßten, sich bei Sündersbühl und Skt. Leonhard fortsetzend, Gostenhof und Steinbühl. An den Einmündungen der Straßen von Altdorf u. s. w. wurden Redouten und zwischen Spittlerthor und

Frauenthor und vor dem Frauenthor noch vier besondere starke Bollwerke aufgeworfen und alle die weit herum laufenden Schanzwerke mit 300 Geschützstücken versehen. Die bewaffnete Bürgerschaft unter dem Befehl des Kriegsverordneten Hans Jakob Tetzel war in 24 Kompagnien eingeteilt, welche mit den 2 Kompagnien von Wöhrd und der von Gostenhof eine Stärke von 3000 Mann darstellten. Von geworbener Mannschaft hatte die Stadt 2 Regimenter unter den Obersten Leublfing und Schlammersdorf von zusammen 4800 Mann, sodaß zur Verteidigung der Stadt von ihr selbst eine bewaffnete Macht von 7800 Mann Fußvolk nebst 300 Reitern bereitgestellt war. In dieser Verfassung und mit Hilfe des Bundesgenossen konnte die Stadt einem allenfallsigen Angriff des Feindes getrost entgegensehen

Wallenstein zog von Neumarkt her am 11. Juli über Wendelstein nach Schwabach, welches erstürmt und geplündert wurde, und nahm seine Stellung bei Fürth, aber nicht etwa, wie man erwartet hatte, um das eben vollendete Schwedenlager anzugreifen, sondern um diesem gegenüber selber ein nach allen Regeln der Kunst befestigtes Lager herzustellen. Dasselbe zog sich am linken Ufer der Rednitz von Stein aus, die Ortschaften Asbach, Kreutlas, Altenberg, Zirndorf und den Hügel mit der alten Veste umschließend, bis hinab nach Fürth und war namentlich durch diese beherrschende, aufs stärkste befestigte Berghöhe zu einer fast unbezwinglichen Festung gemacht. In dieser gut gewählten Stellung und unterstützt von einer zahlreichen Reiterei hoffte Wallenstein aus den in seinem Rücken liegenden Landschaften seine Armee stets leicht verproviantieren zu können, während der Feind, angelehnt an eine volkreiche Stadt und eingeschlossen in seine Schanzen, sich notwendig früher oder später aufzehren mußte. Weniger durch Waffengewalt als durch Aushungerung gedachte er den Feind zu bezwingen und er ließ sich in diesem Plan weder durch die Ungeduld des Kurfürsten Maximilian, noch durch die herausfordernden Neckereien der Schweden beirren. Daß seine Berechnung richtig war, zeigte der weitere Verlauf.

Allerdings war Nürnberg gut verproviantiert und auch die herein geflüchteten Landsleute hatten viele Wagen mit Lebensmitteln und eine Menge Vieh mithereingebracht, sodaß an Brot und Fleisch zunächst kein Mangel sich fühlbar machte. Später stand es mit Brot schlimm, weil die Mühlen in Stadt und Umgegend nicht Mehl genug liefern konnten. Dagegen trat sehr bald Futternot ein, in deren Folge viele Pferde fielen und die jeden Tag beängstigender wurde.

Wallensteins Stellung ward noch dadurch verbessert, daß die kleine nürnbergische Veste Lichtenau durch die Zaghaftigkeit ihres Kommandanten Georg Scheurl in seine Hände fiel. Dagegen erlitten die

Kaiserlichen eine Schlappe durch die von dem schwedischen Oberst Taupadel glücklich ausgeführte Wegnahme eines großen Proviantmagazins in Freystadt. Daran reihte sich die weitere, daß Gustav Adolf selbst den General Sparr, der Taupadels Expedition durchkreuzen wollte, bei Burgthann vollständig aufs Haupt schlug und gefangen nahm.

Dies war das einzige größere Scharmützel in diesem merkwürdigen Belagerungskrieg der zwei größten Feldherrn des Jahrhunderts, auf dessen Ausgang nicht bloß Deutschland, sondern Europa in Furcht oder Hoffnung gespannt war. Die wachsenden Verlegenheiten drängten Gustav Adolf, eine Entscheidung herbeizuführen. Um dieselbe nötigenfalls erzwingen zu können, verstärkte er sein Heer, indem er aus verschiedenen Gegenden kursächsische, hessische, weimarische und andere Truppen herbeirief, welche an 40000 Mann stark ohne Störung seitens des Feindes am 27. August sich mit ihm vereinigten. Aber mit der größeren Truppenansammlung auf beschränktem Raum steigerte sich der Lebensmittelmangel und mehrten sich die Krankheiten in bedenklichem Grade. So beschloß Gustav Adolf, da Wallenstein zu keiner Feldschlacht zu bringen war, denselben in seinem Lager anzugreifen.

Der Sturm auf die feindlichen Linien begann am 4. September und richtete sich vor allem auf den Kern der feindlichen Stellung, auf die mit Palissaden und Gräben umgebene, mit 80 Stück schweren Geschützes besetzte „Alte Veste“, wo Wallenstein selbst den Befehl führte. Unterstützt von dem Feuer der Geschütze stürmten die schwedischen Musketiere todverachtend auf schmalen, schlüpfrigen Wegen hinan, um, empfangen von todbringenden Geschossen immer wieder hinabgeworfen zu werden. So folgten Stunden lang, den Tod vor Augen, Regiment auf Regiment in dem furchtbaren Ansturm, immer mit dem gleichen Mißerfolg. Zwar wurde unten an der Rednitz ein kaiserliches Regiment durch die Finnländer fast aufgerieben, und dem Herzog Bernhard von Weimar war es gelungen, sich einer Anhöhe zu bemächtigen, von der aus es möglich gewesen wäre, dem Feinde wirksam beizukommen. Da aber auf dem vom Regen durchweichten Boden kein Geschütz hinaufzubringen war, so war auch dieser kleine Erfolg nutzlos. Gustav Adolf sah ein, daß auch weitere Opfer nicht zum Ziele führen würden und befahl nach zehnstündigem Kampfe bei eingebrochener Dunkelheit den Rückzug, der in vollständiger Ordnung vollzogen wurde. Die Verluste auf beiden Seiten waren groß, am größten natürlich auf Seite der Stürmenden; auf dritthalb tausend Tote und Verwundete, darunter 200 Offiziere, wird der Verlust der Schweden, auf 1500 der der Kaiserlichen angenommen.

Gustav Adolf blieb nach diesem schweren Mißerfolg, der seinem Kriegsruhm nicht wenig Abtrag that, nur noch zwei Wochen im

Nürnberger Lager. Die Zustände waren grauenhaft geworden. Es mangelte an Brot wie an Futter. Das hereingeflüchtete Landvolk verschmachtete im Elend auf den Straßen. Der Aasgeruch verendeter Pferde verpestete die Luft und Seuchen unter Mensch und Vieh griffen schrecklich um sich. In dieser Zeit war es, daß Elisabeth Krauß, die Witwe eines reichen, kurz vorher verstorbenen Kaufmanns, welche als arme Dienstmagd nach Nürnberg gekommen und wegen ihrer guten Eigenschaften vom reichen Krauß zur Frau genommen worden war, an den in den Straßen herumliegenden Armen und Kranken unermüdet ihre Barmherzigkeit übte, von welcher auch ihre reichen, zum Besten der Armen und Waisen gemachten Stiftungen und Stipendien noch heute ein ehrendes Zeugnis ablegen. Ebenso schlimm, ja in mancher Beziehung noch schlimmer, sah es auf dem Lande aus schon wegen der in der Armee eingerissenen großen Zuchtlosigkeit, welcher der König vergeblich zu steuern suchte.

Gustav Adolf ließ in Nürnberg zur Verteidigung gegen einen allenfallsigen Angriff eine Besatzung von 4500 Mann zurück und führte am 18. September seine Armee mit klingendem Spiel am feindlichen Lager vorüber nach Windsheim, wo er einige Tage blieb, um für den Fall eines Angriffs auf Nürnberg in der Nähe zu sein. Doch Wallenstein verließ nach fünf Tagen gleichfalls sein Lager und zog über Bamberg nach Koburg, wo sich der Kurfürst Maximilian von ihm trennte, um sein Land gegen Gustav Adolf zu verteidigen, während Wallenstein nach Sachsen zog, wohin Gustav Adolf zur Unterstützung des Kurfürsten einen Teil seiner Truppen abziehen ließ.

Allem Anschein nach war der sieggewohnte Schwedenkönig durch das erlittene Mißgeschick schwankend und unsicher geworden. Zuerst wollte er von Donauwörth aus die Donau hinab nach Österreich ziehen, dann marschierte er den Lech hinauf, um Schwaben vollends und den Oberrhein zu unterwerfen. Da erreichten ihn die Nachrichten von Wallensteins siegreichem Vorgehen in Sachsen. Ganz Norddeutschland konnte verloren gehen, ja selbst sein Rückweg an die Ostsee stand in Gefahr, wenn der Friedländer weiter siegte. So entschloß er sich zur Umkehr. Auf dem Marsch nach Sachsen begrüßte ihn Nürnberg noch einmal in seinen Mauern. Für das Nürnberger Land war der fünftägige Aufenthalt der Schweden insofern von Bedeutung, als nunmehr das ganze Gebiet von den Kaiserlichen, die sich an vielen Punkten festgesetzt, gesäubert und mit schwedischen Besatzungen belegt wurde.

Am 27. Oktober verließ Gustav Adolf Nürnberg und mit ihm der größte Teil der zurückgelassenen schwedischen Besatzung. Drei

Wochen später, am 16. November, fand er auf dem Blachfeld bei Lützen die bei Nürnberg vergeblich gesuchte Feldschlacht, aber auch, mitten in seinen weitreichenden Plänen, das Ende seiner thatenreichen Laufbahn.

Wohl in keiner anderen Stadt des evangelischen Deutschlands wurde die Trauer um den Gefallenen so schmerzlich tief empfunden wie in Nürnberg. Daß man der von Gustav Adolf bis zum Tode verfochtenen Sache und dem schwedischen Bündnisse treu bleiben wolle, darüber war nur eine Stimme im Rat und Bürgerschaft. Aber ebenso einhellig war auch Alles in dem Gefühl des unersetzlichen Verlustes. Wohl besaß die ihres Vorkämpfers beraubte evangelische Partei in dem schwedischen Reichskanzler einen ausgezeichneten Staatsmann und in einer Reihe schwedischer Offiziere tüchtige Heerführer, zu welchen die deutsche Fürstenschaft in Bernhard von Weimar einen Feldherrn ersten Rangs stellte. Aber jene imponierende, treibende Kraft, welche die halbwilligen Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg bei dem eingegangenen Bündnis zu bleiben zwang, welche die vielen kleinen und mittleren evangelischen Reichsstände zu schweren Opfern für die gemeinsame Sache befeuerte und welche die Einmischung der ränkevollen, nach deutschem Land lüsternen französischen Politik in gewissen Schranken hielt, sie war auf dem Schlachtfeld von Lützen für immer erloschen.

Eins der schlimmsten Übel, das nach Gustav Adolfs Tod zur furchtbarsten Geißel wurde, war die Zuchtlosigkeit, welcher die schwedische Armee verfiel, seit sie sich fast ausschließlich aus hergelaufenen Söldnern ergänzte. Unter ihr litt auch das Nürnberger Gebiet entsetzlich. Die Hauptaufgabe des in Nürnberg kommandierenden schwedischen Obersten Hastver war die Abwehr der unaufhörlichen Belästigungen seitens der feindlichen Garnisonen in Forchheim und auf dem Rothenberg, welche ihre Streifzüge bis an die Stadtgrenze ausdehnten; sogar vom Judenbühl wurden Kühe weggetrieben. Lichtenau wurde am 25. August 1633 zurückerobert, aber der Wiedergewinn dieses nunmehr stärker befestigten Platzes bedeutete wenig gegen den fortwährenden Schaden durch die Streifzüge von Forchheim und Rothenberg.

Nach dem gewöhnlichen Menschenverstand mußte nach Gustav Adolfs Tod einer der evangelischen Kurfürsten die Leitung der evangelischen Angelegenheiten Deutschlands in die Hand nehmen; aber weder der von Brandenburg noch der von Sachsen besaß dazu den Willen noch die Fähigkeit. Leiter wurde gleichsam von selbst Oxenstierna, der die auf März 1633 nach Heilbronn entbotenen Stände der vier oberen Kreise (des ober- und niederrheini-

schen, des fränkischen und schwäbischen) zum Abschluß eines Bündnisses mit der Krone Schweden bewog und zur Verpflichtung, „so lange für Einen Mann zu stehen, bis die deutsche Libertät und die Observanz der Reichsverfassung wiederum befestigt, in Religions- und Profansachen ein richtiger und sicherer Friede geschlossen, auch der Krone Schweden gebührende Satisfaktion geschehen sein werde." Nürnberg hatte seine Zustimmung zu den Heilbronner Vereinbarungen gegeben. Die Stadt befand sich dadurch in einer doppelseitig drückenden Lage, denn sie hatte nicht bloß den schweren Verpflichtungen des schwedischen Bündnisses, sondern auch den unweigerlichen Anforderungen des Kaisers zu genügen. Die fortwährenden großen Ansprüche an den Staatssäckel brachten den Rat in große Bedrängnis und er suchte sich einigermaßen durch ein Darlehen bei der Bürgerschaft von 180000 fl. Gold auf drei Jahre mit 6% Zins zu helfen. Auch suchte man durch Einrichtung eines eigenen Aufschlagamts an den vier Hauptthoren den Viktualienaufschlag ergiebiger zu machen. Der in der Bürgerschaft eingerissenen Entmutigung konnten die einzelnen glücklichen Erfolge der Bundeswaffen unter Feldmarschall Horn und dem Herzog Bernhard wenig aufhelfen und mit der furchtbaren Niederlage dieser Feldherren bei Nördlingen am 7. Septbr 1634 brachen vollends alle Hoffnungen zusammen.

Dieser Sieg der Kaiserlichen führte einen gänzlichen Umschwung zu ihren Gunsten herbei. Die ganze Heilbronner Vereinigung geriet in Auflösung und der schnöde Abfall des Kurfürsten von Sachsen von seinen Bundes- und Glaubensgenossen brach vollends den Widerstand der meisten Gegner der kaiserlichen Politik. Die schon lange vor der Nördlinger Schlacht mit Sachsen über einen Sonderfrieden gepflogenen Unterhandlungen kamen am 30. Mai 1635 im Prager Frieden zum endgiltigen Abschluß. Noch in demselben Jahre traten, Brandenburg voran, die meisten evangelischen Reichsstände dem Prager Frieden bei. Auch der Rat von Nürnberg beeilte sich, zum Frieden mit dem Kaiser zu kommen. Schon 14 Tage nach dem Prager Friedensschluß ordnete derselbe an den damals in Neumarkt weilenden Kaiser Ferdinand eine Gesandtschaft ab, welche am 21. Juni mit bestätigtem Frieden zurückkehrte. Übrigens ließ sich der Kaiser die Wiederherstellung des alten Verhältnisses von der Stadt teuer genug bezahlen. Zwar erhielt dieselbe die verwüsteten und ausgesogenen Ämter zurück, aber sie mußte 120 Römermonate, d. h. 180000 fl. zahlen und außerdem das Deutschherrnhaus mit allen dazu gehörigen Gebäulichkeiten herausgeben.

Trotz aller Mängel und Kostspieligkeit mußte der erlangte Friedensstand für Nürnberg als ein Trost erscheinen, denn die Zu-

stände waren nach der Nördlinger Schlacht wegen der Überschwemmung des ganzen nürnbergischen Gebiets mit kaiserlichem und bayerischem Kriegsvolk schrecklich geworden. Das Schreiben Oxenstiernas an den Rat, den Mut nicht sinken zu lassen, konnte unter solchen Umständen keine Wirkung thun. Leider hatte die dringende Bitte des Rats um Zurückzahlung der dem König vorgestreckten Gelder auch keinen Erfolg. In seiner Geldnot sah sich der Rat zu neuen außerordentlichen Maßregeln gedrängt. Es wurde eine neue Kriegssteuer in der Art auferlegt, daß man von allem Gold- und Silberschmuck, Edelsteinen und dergleichen den zehnten Teil entweder als ein Darlehen auf vier Jahre unverzinslich abgeben oder mit 5 % verzinsen mußte. Besonders drückend war die Teuerung aller um das dreifache im Preis gestiegenen Lebensmittel. Zu all dem Unheil kam noch eine pestartige Seuche, welche besonders im Oktober noch viel ärger wütete, als die i. J. 1585 und mehr als 11000 Menschen hinraffte. Und da sollte die Stadt nicht nach Frieden seufzen?

Nach den errungenen Erfolgen war es dem Kaiser Ferdinand II. leicht, die Wahl seines gleichnamigen Sohnes zum römischen König durchzusetzen. Wenige Wochen darauf, am 15. Februar 1637, starb, 59 Jahre alt, Ferdinand II. Ist derselbe auch nicht als Urheber des unseligen Kriegs, an dem ganz Deutschland verblutete, verantwortlich zu machen, sicher ist doch: wäre ein Mann mit mehr selbständiger Einsicht und Maßhaltung und mit weniger starrsinnigem Glaubensfanatismus an seiner Stelle gestanden, so hätte der Krieg nicht diese grausame Wildheit, Ausdehnung und Dauer erreichen können. Ferdinand III. war nicht minder kirchlich fromm wie sein Vater und eifrig beflissen, die Rechte des Protestantismus in seinen Ländern zu unterdrücken, doch war sein Religionseifer wenigstens nicht so übertrieben und rücksichtslos.

Schon das eigene Finanzelend mußte den neuen Kaiser antreiben, den Frieden zu suchen. Das Hetzen der jesuitischen Hofpartei einerseits, welche jedes Zugeständnis an die Protestanten für sündhaft erklärte, und die überspannten Ansprüche der Schweden und Franzosen andrerseits hemmten jedoch alle Friedensbestrebungen. Fast schien es, als ob der Krieg erst mit der allseitigen vollständigen Erschöpfung ein Ende nehmen würde. Endlich wurde das Zusammentreten eines Friedenskongresses in Münster und Osnabrück für 1642 bestimmt. Es dauerte aber noch Jahre, bis man mit den Vorbereitungsverhandlungen fertig war und als dann 1645 die Gesandten allmählich sich eingefunden, dauerte es noch vierthalb Jahre bis zur Vollendung des Friedenswerks. Während die Botschafter vorerst über die lächerlichsten Rang-, Titel- und Etikettefragen sich mit einem Ernst herumzankten,

als ob das Heil der Welt davon abhinge, sanken noch Hunderte von Ortschaften in Asche, wurden ganze Länder zur Wüste. — Der Krieg fand seinen Abschluß dort, wo er begonnen hatte, in Prag. Eben schickten sich die Schweden an, die Altstadt zum zweiten Male zu bestürmen, als endlich die Botschaft vom westfälischen Friedensschluß eintraf.

Die Stadt Nürnberg kam zwar im letzten Jahrzehnt des Kriegs wenig in unmittelbare Berührung mit demselben, aber sie hatte in dieser Zeit noch Leiden und Drangsale genug zu bestehen und die ihr durch die Römermonate, rückständige Kontributionen und Einquartierung erwachsenen Lasten drückten sie aufs äußerste. Im Winter 1640/41 wurden 22 kaiserliche Regimenter in den fränkischen Kreis gelegt, wovon 3 auf Nürnberg kamen. Die finanzielle Erschöpfung war so arg, daß der Rat 1643 außer stande war, die halbjährige Verzinsung des bei der Bürgerschaft gemachten Anlehens zu leisten. Auf ihrem letzten Zuge gegen Bayern berührten die Schweden auch die Umgegend von Nürnberg. Um die von denselben eingetriebenen Kontributionen zu decken, mußten von allen Bürgern und Schutzverwandten, von allen Knechten, Mägden und Handwerksburschen, ja sogar von allen Kindern über 14 Jahren eine Geldhilfe und Kriegssteuer gegeben werden.

Dumpfe Hoffnungslosigkeit drückte allerwärts die Gemüter und als die Kunde von dem Friedensschluß sich über die verwüsteten Gaue Deutschlands verbreitete, wollte sie mancher gar nicht glauben. Doch die Friedensbotschaft war nicht bloß eine liebliche Täuschung und die Hoffnung auf die Wiederkehr besserer Zeiten zog wieder ein in die gramverzehrten, mutlosen Herzen.

Der Friede war zwar unterzeichnet, aber über die Ausführung der Friedensbestimmungen waren noch lange Beratungen nötig. Als Ort für deren Abhaltung war Nürnberg ausersehen. So sah denn vom April 1649 an unsere Stadt die Abgesandten, welche bisher zu Münster am Friedenswerk beteiligt waren, in ihren Mauern auf lange Zeit versammelt. Der sogenannte Interimsexekutionsrezeß wurde am 21. September auf dem Pellerschen Schlößlein in Schoppershof unterzeichnet. Zur Feier des frohen Ereignisses gab der damalige Vertreter und nachmalige König von Schweden, Pfalzgraf Karl Gustav, den Mitgliedern des Kongresses am 25. September im kostbar geschmückten Rathaussaale ein überaus prächtiges Festmahl. Dasselbe, bekannt als Friedensmahl, ist oftmals beschrieben, von dem kaiserlich gekrönten Poeten und Pegnitzschäfer Johann Klay in schauerlichen, schweifwedelnden Reimen besungen und durch den Maler Joachim von Sandrart in einem großen

Gemälde, auf dem sich 50 Porträts der Anwesenden befinden, verherrlicht worden. Das Nachspiel des berühmten Friedensmahles bildete eine bei eingebrochener Nacht von den Kriegsführern ausgeführte militärische Posse mit Exerzieren, Schießen und dergleichen, die sich vom Festsaale auf die Burgfreiung fortsetzte und mit der launigen Abdankungsrede eines kaiserlichen Obersten an die nunmehr überflüssigen Kriegsleute endete.

Am 26. Juni 1650 wurde der Friedensexekutionshauptabschied als Vertrag zwischen dem Kaiser, der Krone Schweden und den Reichsständen auf der Burg feierlich unterzeichnet und sechs Tage später gelangte endlich auch der Friedensvertrag mit Frankreich zur Unterzeichnung. Zur Feier des Friedenswerks veranstaltete des Kaisers Stellvertreter, Ottavio Piccolomini, Generallieutenant und Herzog von Amalfi am 14. Juli ein glänzendes Fest mit Bankett, einem von Sigmund von Birken zusammengestellten und von jungen Patriziern aufgeführten Festspiel nebst Tanz und Feuerwerk. Vorher hatte der Herzog der männlichen Jugend Nürnbergs ein Vergnügen bereitet. Ein Spaßvogel hatte ausgesprengt, der Herzog werde allen Knaben etwas schenken, welche an einem bestimmten Tage auf einem Steckenpferd vor seiner Wohnung (Weinmarkt 11, jetzt Karl Korn) sich einfinden. Die Nachricht zündete bei der hoffnungsvollen Jugend; an dem bestimmten Tage war der ganze Weinmarkt mit Steckenpferdreitern übersät. Als dem Herzog die Ursache des sonderbaren Aufzugs erklärt worden, lachte er herzlich und bestellte die Reiter auf den nächsten Sonntag. Da stellten sich ihrer noch viel mehr ein, es sollen ihrer 1476 gewesen sein und jeder von ihnen empfing eine eigens geprägte silberne Münze. Diese Friedensdenkmünze mit der Jahreszahl 1650 war viereckig und zeigte auf der einen Seite einen Steckenpferdreiter mit der Umschrift: Frieden-Gedächtnus in Nurnb., während auf der anderen ein Doppeladler mit der Umschrift: Vivat Ferdinand III. Rom. Imp. vivat geprägt war.

Von der Stadt aus fand die offizielle Friedensfeier am 26. September statt. Nachdem von einer vor dem Rathause errichteten Bühne herab der Friede verkündet war, wurde er unter Trompetenschall und Kanonendonner auch auf den Hauptplätzen der Stadt ausgerufen. Einstündiges Festgeläute aller Glocken und feierlicher Gottesdienst in den Kirchen bildete den übrigen Teil der Friedensfeier. Öffnung aller Gefängnisse und Freilassung von deren Insassen bildete dann den würdigen Schluß.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Nürnberg nach dem dreißigjährigen Krieg.

Die Friedensglocken hallten durch alle deutschen Lande, aber diese Lande, einst lachende, blühende Gefilde, waren großenteils zur traurigen Wüste geworden. Deutschlands Bevölkerung war um die Hälfte vermindert, in einzelnen Landschaften war nur der fünfzigste Teil übrig geblieben. Von dieser übrig gebliebenen Einwohnerschaft war ein großer Teil in nackte Armut, in stumpfsinnige Roheit und Verwilderung hinabgesunken, ein anderer Teil kämpfte den verzweifelten Kampf um ein armseliges Dasein. Gewonnen hatten nur die Offiziere, welche die in vielen Jahren zusammengeraubte Beute in Sicherheit gebracht hatten. Noch nach Jahrzehnten war in vielen Gegenden ein großer Teil des Ackerlandes unbestellt und es drückte auf den Landbebauer doppelt hart, daß wegen des Rückgangs der Gewerbe in den Städten und der dadurch verminderten Kaufkraft derselben die Preise der Bodenerzeugnisse bis zum Ausgang des Jahrhunderts auf einem außerordentlich niederen Preisstande blieben. Nicht viel besser sah es mit den Gewerben in den Städten aus. Der Export hatte fast gänzlich aufgehört und der einheimische Geschäftsverkehr stockte unter der allgemeinen, durch die Verhältnisse aufgezwungenen Sparsamkeit. Dabei waren die Arbeitslöhne, auch wenn man die niederen Lebensmittelpreise vollauf in Anschlag bringt, fast unglaublich gering.

Von Nürnbergs Leiden und Drangsalen ist im vorigen Kapitel erzählt worden. Seine Häuser und Ringmauern waren in all dem Kriegsgebraus unversehrt geblieben, aber der einstige Wohlstand war vernichtet und die Finanzen der Reichsstadt waren in solche Zerrüttung verfallen, daß sie sich nicht mehr aus derselben emporraffen konnte. Der Nerv des Nürnberger Wohlstands, der Handel, war durch die unaufhörlichen Störungen des Krieges auf das empfindlichste getroffen worden. Unberechenbarer Schaden war demselben auch durch das sogen. Kipper- und Wipperwesen erwachsen, durch jene in der Kriegszeit vom Kaiser bis zum kleinsten Münzherrn herab geübte Münzverschlechterung oder Falschmünzerei, durch die unsäglicher Wirrwarr im Verkehr und zahllose Verluste entstanden. Das Handwerk litt in demselben Maße wie der Handel, mit welchem es ja aufs engste zusammenhing. Zwar hatten während des Krieges

einige Gewerbe, wie die Waffenfabrikation, hinlängliche Beschäftigung gehabt, aber im ganzen fristete das Handwerk sich mühsam fort und an die Stelle frischen, freudigen Schaffens trat jenes grämliche, brotneidische Wesen, das in dem Gedeihen des Nachbars das eigene Verderben sieht und kein anderes Heilmittel kennt, als die Aufrichtung engherziger Schutzmaßregeln gegen den freien Wettbewerb. Der nürnbergische Fleiß und der „Nürnberger Witz" jedoch blieben auch ferner lebendig, wie wir auf den folgenden Blättern sehen werden.

Durch den westfälischen Frieden, der für anderthalb hundert Jahre die Grundlage des deutschen Staatswesens bildete, wurde der bisherige lose Reichsverband noch mehr gelockert. Dem Kaiser blieben bei winzigen Einnahmen aus dem Reich wenige kümmerliche Reservatrechte. Dagegen gelangten die Fürsten zu fast unumschränkter Gewalt nach oben und nach unten. Jedes Reichsglied erhielt die Freiheit, Krieg zu führen und Bündnisse zu schließen mit wem es wollte, nur nicht gegen das Reich. Nur die kleineren Fürsten, Grafen, Herren, Städte blieben dem Reich enger verwandt, damit sie der Kaiser gegen die immer mehr um sich greifende Gewalt der großen Fürsten beschütze. Eine Änderung in der Vertretung beim Reichstage, der 1663 permanent erklärt wurde und in Regensburg seinen ständigen Sitz nahm, war die, daß die Reichsstädte, 51 an der Zahl, welche früher bloß eine beratende Stimme hatten, jetzt gleich den anderen Ständen ein entscheidendes Stimmrecht erhielten. Ihr Kollegium zerfiel in die rheinische und schwäbische Bank und jede Stadt hatte eine Einzelstimme.

So war denn auch Nürnberg unter der Garantie von Schweden und Frankreich ein souveräner Staat geworden und es hatte nicht mehr nötig, bei jeder Thronveränderung im Reich als Huld und Gnade zu erbitten, was ihm jetzt von Rechtswegen zustand. Die erhöhte Selbständigkeit vermochte jedoch den Reichsstädten die verlorene Bedeutung nicht mehr zurückzubringen und neben den immer mehr erstarkenden Fürsten wurde die von den Reichsstädten gespielte Rolle immer bescheidener. Diese ohnmächtige Stellung der Reichsstädte gegenüber den Fürsten tritt in dem Verhältnisse Nürnbergs zu den Markgrafen von Ansbach besonders grell hervor. Was haben sich diese verhältnismäßig doch unbedeutenden Fürsten gegen die einst so angesehene Reichsstadt im 17. und 18. Jahrhundert nicht alles erlaubt und wie erbarmenswert nimmt sich deren papierne Abwehr gegen die markgräflichen Insolenzen aus. Angesichts dieser offensichtlichen Schwäche macht das krampfhafte Bemühen des Nürnberger Rats, sich wenigstens den Schein des einstmaligen Ansehens zu erhalten, einen sehr abschmeckenden Eindruck und all die Gravität,

mit der sich die Herren Senatoren umhüllen, ruft eher Spott als Ehrfurcht hervor. Wie klein war der Regierungsapparat mit den paar Ratskonsulenten, als Nürnberg blühend und mächtig war, und wie weitschichtig stellt sich derselbe dar in der Zeit des Niedergangs. Je weniger gehandelt wurde, desto mehr wurde geschrieben, je unwichtiger man sich selbst fühlen mußte, desto größer wurde die Wichtigthuerei und auch die Geheimniskrämerei wurde immer ärger.

Seitdem die großenteils durch den Handel zu Reichtum, Ansehen und zu ihrer bevorrechteten Stellung gelangten Geschlechter aufgehört hatten, als Kaufleute thätig zu sein, erweiterte sich der Abstand zwischen ihnen und der Bürgerschaft immer mehr. War früher der Ehrgeiz der Patrizier, wie sie sich jetzt nannten, darauf gerichtet, den eigenen Ruhm im Ruhm der Vaterstadt zu suchen, so richtete er sich jetzt auf den Nachweis edler Abkunft, auf die Behauptung gleichen Rangs mit dem Landadel, auf die Erlangung adeliger Prädikate und auf die Gunst bei gekrönten Häuptern. Die Zeiten waren längst vorüber, wo ein Pirkheimer mit einem Dürer brüderlich verkehrte und mit bürgerlichen Gelehrten wie mit seinesgleichen vertraulichen Umgang pflog oder wo das Wort des bürgerlichen Ratsschreibers Lazarus Spengler ebensoviel galt wie das jedes Patriziers.

Doch wenden wir uns von diesen Regionen weg zu dem Gebiete der bürgerlichen Arbeit in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Die Kunst und das Kunsthandwerk kommen gewöhnlich nur in Zeiten, wo der Reichtum den Luxus weckt, zur Blüte. Die Jahrzehnte nach dem 30jährigen Kriege waren gewiß keine solche Zeit und doch sehen wir bald nach dem Friedensschluß in Nürnberg ein monumentales Kunstwerk entstehen, welches allerdings nicht dazu gelangte, dem Zwecke zu dienen, für den es geplant war. Es ist dies der als Denkmal des Friedensschlusses gedachte Neptunsbrunnen in Erzguß, welcher auf dem Hauptmarkt errichtet werden sollte.

Der Wunsch, einen schönen großen Brunnen in Erzguß zu haben, wie Augsburg deren mehrere besaß, mag in Nürnberg schon lange bestanden haben, die Kriegszeiten waren jedoch nicht dazu angethan, ihn zu verwirklichen. Der Friedensschluß bot endlich Anlaß, den zum Plan gereiften Wunsch der Ausführung näher zu bringen und als der schwedische Generalissimus Pfalzgraf Karl Gustav das Anerbieten machte, auf schwedische Kosten ein Reiterstandbild Gustav Adolfs auf dem Marktplatz zu errichten, was dem Nürnberger Rat jedoch in Rücksicht auf den Kaiser nicht passend erschien, wußte man geschickt die Sache so zu wenden, daß der Pfalzgraf für den geplanten Brunnen, der ja auch als Friedensdenkmal gelten konnte, eine ansehnliche Summe spendete.

Den Auftrag zur Herstellung des Entwurfs eines Brunnens übernahm der Goldschmied und Bildhauer Christoph Ritter (1610 bis 1676), ein Künstler von erstaunlicher Vielseitigkeit, der als Zeichner, Erfinder und Modelleur einen namhaften Ruf genoß und durch seine in Metall getriebenen Arbeiten sowie durch seine Arbeiten in Eisen und Speckstein nicht wenig zur Förderung der vaterstädtischen Kunst beigetragen hat. Schon i. J. 1650 war das Wachsmodell des Brunnens vollendet. Auf hohem, mit den Reichs- und Stadtwappen geschmückten Postament steht der gekrönte Wassergott mit dem Dreizack, mit dem er das zu seinen Füßen in schöner Gruppierung sich tummelnde Wasservolk der Najaden, Tritonen und Seerosse gleichsam als seinen Hofstaat beherrscht. Die Modelle der elf überlebensgroßen Figuren nach diesem Entwurf fertigte in achtjähriger Arbeit der Bildhauer Georg Schweigger (1613—1690) unter Mithilfe seines geschickten Schülers Jeremias Eisler. Auch Schweigger war ein äußerst vielseitiger Künstler, was er durch seine bronzenen Epitaphien auf dem Johanniskirchhof, durch sein in Holz geschnitztes Christuskind über dem Tucherschen Altar in der Sebaldkirche, durch seine weitberühmten Kruzifixe und dergleichen sowie durch seine überaus feinen Miniaturreliefs in Kelheimer Stein gezeigt hat. Der Guß geschah 1660 unter der Leitung des Glocken- und Geschützgießers Wolfgang Herold († 1693). Bei den Ciselierarbeiten leistete das beste Ritters Schüler Johann Jakob Wolrab, der durch seine in Silber getriebenen Arbeiten zu großem Rufe kam.

Die Brunnenfiguren waren zur Aufstellung bereit und schon waren auch aus dem Fischbacher Steinbruch die Steine zum Untersatz und zur Umfassung des großen Bassins zur Stelle geschafft, als plötzlich alle weiteren Arbeiten eingestellt wurden. Es ist nicht bekannt, ob der Zweifel, durch eine projektierte neue Wasserleitung die zur Speisung des Brunnens nötige große Wassermenge gewinnen zu können, diese Einstellung veranlaßte, oder ob man für den Fall der Speisung des Brunnens aus der Pegnitz über die Schwierigkeiten der Druckvorrichtung und der Führung unter den betreffenden Häusern nicht Herr werden zu können befürchtete. Gleichviel, die Figuren wurden in der Hoffnung auf günstigere Zeiten zerlegt und in einem Stadel des Peunthofs untergebracht, wo sie bis zum Jahre 1797 unberührt liegen blieben. In diesem Jahre erwarb Paul, der Zar aller Reußen, den „Peuntbrunnen", wie er von seinem zeitweiligen Aufenthalt genannt wurde, um den Preis von 66 000 fl. und ließ ihn nach Rußland bringen, wo jetzt sich aus dem weiten Bassin des großen Schloßparks zu Peterhof das Werk Nürnberger Künstler erhebt.

Ein anderer Brunnen einfacherer Art, aus Stein, der aus einer

Muschel Wasser in die Lüfte blasende Triton auf dem Maxplatz, welchen der Bildhauer Bromig nach dem Orignal Berninis zu Rom meißelte, wurde 1687 aufgestellt.

Noch immer bildeten die Epitaphien auf den Kirchhöfen ein ergiebiges Arbeitsfeld für die Nürnberger Künstler. Auf demselben thaten sich in dieser Zeit neben dem oben genannten Schweigger Sebastian Denner († 1691) und Hinderhäusel († 1708) besonders hervor. Verschiedene Goldschmiede, wie neben oben genannten Ritter und Wolrab, Herl, Kindermann, Röttenbek, Götz; Elfenbeinschnitzer, wie Balthasar Stockamer u. a.; Edelsteinschneider, wie Ehrhard Dorsch; Medailleure, wie beide Hafner, Vater und Sohn, Mahler, Kleinert; Kunstdrechsler, wie Lorenz Zick und sein Sohn Stephan; Kunstschlosser, wie Barth, Holpert, hielten, trotz der beginnenden französischen Konkurrenz den Ruhm des Nürnberger Kunstgewerbes aufrecht; Georg Schwanhardt d. Ä. (1601—1667) leistete in der Kunst, Landschaften, Blumen u. s. w. in Glas zu schneiden, Vorzügliches; ihn übertraf noch sein auf der Nürnberger Malerakademie gebildeter Sohn Heinrich Schwanhardt († 1693), der Landschaften und Städte unter genauer Beobachtung der Perspektive in Glas schnitt und sich durch seine Erfindung, Glas mit Flußspat zu ätzen, ein besonderes Verdienst erwarb.

Ebensoviel Regsamkeit zeigt sich auf anderen Gebieten der Arbeit und namentlich bewiesen die Nürnberger Mechaniker fortwährend ihre altberühmte Findigkeit. Der Gebrauch der Feuerspritzen wurde allgemein, seit der Zirkelschmied Hanssen in Nürnberg 1654 den Windkessel erfunden und dadurch die Möglichkeit geschaffen hatte, auf größere Entfernungen mit ausreichender Kraft zu wirken. Michael Sigmund Hack zeigte seinen Erfindungsgeist bei der Anfertigung physikalischer Instrumente. Der Kunstgießer David Zeltner erfand 1680 die von ihm so geheißenen Wasserketten. Auch die musikalischen Instrumente erfuhren in Nürnberg eine Bereicherung durch Christof Denners Erfindung der Klarinette (1690). Durch verschiedene mechanische Erfindungen und Verbesserungen haben sich auch der Zirkelschmied Johann Dein, Memmersdörfer und Georg Beringer verdient gemacht. Besonderes Aufsehen machten durch ihre mechanischen Künste Hans Hautsch (1595—1679) und seine Söhne. Länger als anderthalb hundert Jahre, bevor der badische Forstmeister Drais (1817) den nach ihm benannten zweirädrigen Wagen zum Selbstfahren erfand, hat Hautsch einen vierrädrigen Wagen zum Selbstfahren hergestellt und damit das Staunen seiner Zeitgenossen hervorgerufen. Diese mechanische Kuriosität wurde vom schwedischen Thronerben Karl Gustav erworben, ein anderes Exemplar, als Triumphwagen ausge-

stattet, erhielt der dänische Hof. Ein anderes mechanisches Kunstwerk, an welchem Hans Hautsch mit zwei Söhnen jahrelang arbeitete, war ein Holzgebäude, in drei Stockwerke geteilt, in deren einem Handlungen aus der biblischen Geschichte, im anderen 72 verschiedene Handwerke, im obersten ein Bad mit Douche u. s. w. dargestellt und alle die zahlreichen Figuren gleichzeitig und ineinander greifend durch ein von einem einzelnen Menschen umgetriebenes Rad in Bewegung gesetzt wurden. Auch dieses Kunstwerk kam an den dänischen Hof, ein anderes nach Florenz. Ein diesem väterlichen ähnliches Kunstwerk, vom Urheber „die kleine Welt" genannt, fertigte um 1680 der Sohn Gottfried, auch mit Hilfe seiner Söhne, für den Wiener Hof. Aber auch der französische Hof, der sich um diese Zeit anschickte, der erste der Welt zu werden, beschäftigte die Nürnberger Industrie. Im Jahre 1669 reiste der berühmte Kriegsbaumeister Vauban eigens nach Nürnberg, um nach seinen Entwürfen durch Gottfried Hautsch einige Hundert mechanisch bewegliche, in Silber getriebene Soldaten, mit welchen die gewöhnlichen Kriegsübungen ausgeführt werden konnten, für seinen König Ludwig XIV. anfertigen zu lassen. Ein anderer Bericht läßt den Goldschmied Wolrab den Auftrag empfangen; vermutlich werden der Goldschmied Wolrab und der Mechaniker Hautsch zur Anfertigung des königlichen Soldatenspiels sich vereinigt haben.

Die deutsche Malerkunst hatte seit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts „jede Spur nationaler Überlieferung verloren und war einer manirierten Nachahmung der Italiener anheimgefallen". Nicht besser als im übrigen Deutschland stand es in Nürnberg, der Stadt Albrecht Dürers; die Malerkunst war zur Bilderfabrikation herabgesunken. Ein Anstoß zur Besserung der Nürnberger Kunstverhältnisse geschah durch den Maler und Kupferstecher Joachim Sandrart (1606—1688), der, nachdem er viel in der Welt herumgeworfen worden war, in Nürnberg 1649 sein Lebensschifflein vor Anker legte. Von seinem großen Gemälde „Das Friedensmahl" wurde bereits berichtet. Der Maler erhielt dafür vom Pfalzgraf Karl Gustav ein Geschenk von 2000 fl. und eine 200 Dukaten schwere Kette und auch der Rat bedachte ihn mit einem ansehnlichen Geschenk, als er im Namen der Krone Schweden das Gemälde auf dem Rathause ablieferte. Wichtig für die Kunstübung in Nürnberg war die mit Bewilligung und Unterstützung des Rats i. J. 1662 erfolgte Gründung der Malerakademie durch Joachim Sandrart und den Baumeister und Maler Elias Godeler. Größere Verdienste als die, welche Sandrart als ausübender Künstler erwarb, errang er sich als Kunstgelehrter und Begründer der deutschen Künstlergeschichte durch seine 1675 in sechs großen Foliobänden erschienene, mit vielen Kupfern geschmückte

„Deutsche Akademie der edlen Bau-, Bild- und Malerkünste". Sein Neffe Jakob Sandrart, verheiratet mit einer Tochter aus der bekannten Künstler- und Kunsthändlerfamilie Merian, seit 1652 in Nürnberg, besorgte in Gemeinschaft mit Godeler die Leitung der neugegründeten Akademie, betrieb einen ansehnlichen Kunsthandel und entwickelte namentlich als Kupferstecher eine außerordentliche Thätigkeit. Aus der nicht kleinen Reihe von gleichzeitigen strebsamen Künstlern heben wir noch heraus Johann Andreas Graf († 1708), gerühmt wegen seiner Architekturbilder und Radierungen, sowie den Holländer Wilem van Bemmel (1630—1708), der hier eine zahlreiche Künstlerfamilie gründete, Daniel Preisler aus Prag, der gleichfalls der Stammvater einer zahlreichen, ausgebreiteten Künstlerfamilie wurde, und den Kupferstecher und Emailmaler Georg Strauch.

Als ausgezeichneter Vertreter der Tonkunst zu Nürnberg in dieser Zeit sei Johann Pachelbel (1653—1706), ein Nürnberger Kind, erwähnt. Er war, nachdem er vorher am Stefans-Dom in Wien als Organist und in Eisenach als Hoforganist thätig gewesen, in den letzten elf Jahren seines Lebens in seiner Vaterstadt Organist bei Skt. Sebald und war als Orgelspieler wie als Tonsetzer so tüchtig, daß er in der Musikgeschichte als würdiger Vorläufer des großen Sebastian Bach gilt. Ein anderer Tonkünstler ersten Rangs war der Lübecker Gabriel Schütz (1638—1711), der wegen seiner allbewunderten Virtuosität auf dem Violoncell wie als Hornist 1666 für Nürnberg gewonnen und in der angesehenen Stellung eines Stadtmusikus festgehalten wurde. Wie hoch die Tonkunst in Nürnberg überhaupt geschätzt wurde, hatte schon das 1643, also noch in der traurigen Zeit des Kriegs, unter großem Zulauf und Beifall abgehaltene Musikfest gezeigt. Diese Musikaufführung in dem großen Saale des Georg Eiermannschen Hauses (jetzt äußerer Lauferplatz 17), in welcher „Anfang, Fortgang, Änderung, Brauch und Mißbrauch der edlen Musica" dargestellt werden sollte, wurde mit Hilfe des Organisten bei Skt. Lorenzen Sigmund Gottlieb Staden durch den verdienten M. Johann Michael Dilherr, Direktor des Gymnasiums, Professor der Theologie und Philosophie, Schulinspektor, Stadtbibliothekar und Hauptprediger bei Skt. Sebald veranstaltet. — Als Stifter hat sich der auch als Kanzelredner ausgezeichnete Dilherr ein dauerndes Andenken dadurch erworben, daß er seine 8000 Bände starke Bibliothek und eine wertvolle Münzensammlung der Stadt Nürnberg vermachte.

Nürnberg, welches namentlich im 16. Jahrhundert eine geraume Zeit als geistiger Mittelpunkt Deutschlands galt, konnte auf

diese Ehre schon seit lange keinen Anspruch mehr machen. Im Laufe der Zeit hatten sich andere Ausgangs- und Sammelpunkte des geistigen Lebens gebildet. Einesteils waren es Universitäten wie Helmstädt, Leipzig, später Halle, welche alle eine größere Anziehungskraft entwickelten als Altdorf, andererseits waren es Städte, welche von dem Kriegsgetümmel wenig berührt worden waren, wie die gütergesegnete Welthandelsstadt Hamburg oder die blühenden Städte Zürich, Bern und Basel. Und doch hat Nürnberg auch in der geistigen Öde der dem 30jährigen Kriege folgenden Periode, aus welcher nur die Gestalt des Universalgenies Leibnitz riesengroß emporragt, seine Teilnahme an den geistigen Strömungen jener Zeit nicht versagt. Dies erkennen wir in der Gründung einer Gesellschaft, welche, die Wechselfälle eines Zeitraums von dritthalbhundert Jahren überdauernd, heute noch unter dem alten Namen, aber in moderner Gestalt, als Vereinigung zur Pflege schöngeistiger Litteratur besteht. Es ist dies der i. J. 1644 zu Nürnberg gegründete Pegnesische Blumenorden.

Noch an der Schwelle des 30jährigen Kriegs, i. J. 1617, war unter der Leitung des als Regent wie als Mensch gleich ausgezeichneten Fürsten Ludwig von Anhalt die den italienischen Akademien nachgebildete „Fruchtbringende Gesellschaft" entstanden. Das Streben dieser Gesellschaft, in welcher nur Männer der höheren Stände oder Gelehrte von Ruf und Ansehen Aufnahme fanden, ging hauptsächlich auf die Reinigung der deutschen Sprache und sie hat auch in dieser Richtung trotz all dem pedantisch-läppischen Krimskrams, mit dem sie sich umhüllte, viel Gutes gestiftet. Diese „Fruchtbringende Gesellschaft" ward wieder das Vorbild der Nürnberger Poeten, die sich die „Pegnitzschäfer" oder der „Gekrönte Blumenorden an der Pegnitz" nannten, und nach ihren Satzungen gleich den übrigen ähnlichen Verbindungen „die Förderung der Verehrung Gottes und der deutschen Treue", sowie die Pflege der deutschen Sprache sich zur Aufgabe machten. Doch trat bei den Nürnbergern das Streben nach Reinigung der Sprache hinter der Pflege des süßlichen Schäferwesens bedeutend zurück. Übrigens verkündeten die „Pegnitzschäfer", wenn sie auch die verliebten Schwerenöter spielten, daß dies gar nicht so schlimm gemeint sei, wie dies von Sigmund von Birken recht charakteristisch angedeutet wird:

Das Herz ist weit von dem, was eine Feder schreibet,
Wir dichten ein Gedicht, daß man die Zeit vertreibet;
In uns flammt keine Brunst, wenn auch die Blätter brennen
Vor liebender Begier. Es ist ein bloßes Nennen.

Die Väter der Pegnitzschäfer waren Johann Klay aus Meißen (1606—56), der sich als Kandidat der Theologie und Lehrer an der Sebalder Schule in Nürnberg aufhielt und nachmals Pfarrer in Kitzingen wurde, und der Nürnberger Patrizier Georg Philipp Harsdörfer (1607—58). An sie schloß sich bald eine ziemliche Zahl von Genossen, von denen jeder einen bestimmten Schäfernamen und eine gewisse Blume auf gesticktem, weißseidenen Bande mit deutendem Spruch als Ordenszeichen empfing. Ihr Versammlungsort war zuerst das längst verschwundene sog. Poetenwäldchen unterhalb der Weidenmühle, von wo sie bald durch nachbarliche Störung vertrieben wurden. Eine Zeit lang dienten die Besitzungen von Mitgliedern zu den poetischen Zusammenkünften, bis endlich 1676 auf den Vorschlag des Kraftshofer Pfarrers Martin Limpurger, eines eifrigen Pegnitzschäfers, der unter dem Namen des Irrhain heute noch bestehende Platz zum Versammlungsort bestimmt und eingerichtet wurde. Während die Meistersänger sich fast ausschließlich aus den Männern vom Handwerk zusammensetzten, wurde die Pegnitzschäfergenossenschaft aus den höheren Schichten der Gesellschaft gebildet: Herren vom Rat, Advokaten, gelehrte Kaufleute, Prediger u. s. w. mit ihren Frauen und Töchtern.

Die Vorsteher der Gesellschaft bildeten eine ununterbrochene Reihe von angesehenen Männern, welche von dem Gründer Harsdörfer aufs würdigste eröffnet wurde. Dieser Sprosse eines begüterten, ratsfähigen Geschlechts hatte auf den Universitäten Altdorf und Straßburg seine wissenschaftliche Ausbildung als Jurist erworben und sich auf einer fünfjährigen Bildungsreise zum kenntnisreichen, sprachenkundigen Weltmann ausgebildet. Der Vaterstadt widmete er zuerst als Gerichtsassessor, hernach als Mitglied des kleinen Rats seine Dienste; daneben entwickelte er aber eine erstaunliche litterarische Fruchtbarkeit; unter seinen bei 50 Bände füllenden deutschen und lateinischen Schriften verschiedensten Inhalts gewannen seine „Frauenzimmergespräche“, eine Art Konversationslexikon in acht Bänden, in welchen er im Geschmacke seiner Zeit in Gesprächsform sich über alle wissenswerten Gegenstände verbreitete, bei seinen Zeitgenossen den weitesten Beifall.

Harsdörfers frühzeitiger Tod war ein schwerer Schlag für den Blumenorden und es bedurfte aller Anstrengungen seines Nachfolgers Sigmund von Birken (1626—81), die Gesellschaft vor dem Auseinanderfallen zu bewahren. Während Harsdörfer der ehrenfeste reichsstädtische Patrizier war und blieb, war Sigmund von Birken, der aus Böhmen stammende und in Nürnberg amtlos wohnende protestantische Pfarrerssohn, dessen ursprünglicher Familienname Birkner,

dann latinisiert Betulius hieß, um schließlich zum Herrn von Birken zu werden, ein ausgemachter Fürstenschmeichler. Schon Kaiser Ferdinand II. hatte den protestantischen Poeten für dessen speichelleckerische Huldigungsgedichte zum kaiserlich gekrönten Pfalzgrafen ernannt und in den Adelsstand erhoben. Kaiser Leopold I. betraute ihn mit der Neubearbeitung von Fuggers „Ehrenspiegel des Hauses Österreich", der in Nürnberg gedruckt wurde, und auch das welfische Fürstenhaus Braunschweig-Lüneburg wurde in der „Guelfis oder niedersächsischer Lorbeerhain" von dem Pegnitzschäfer in unterwürfigster Knechtseligkeit besungen. Außerdem hat von Birken noch eine Anzahl schäferlicher Allegorien, Singspiele u. s. w. angefertigt und alle seine Brüder vom Nürnberger Parnassus in Affektiertheit und Geschraubtheit übertroffen. — Eines der um den Blumenorden verdientesten Mitglieder war der gelehrte Kaufmann Andreas Ingolstetter (1653—1711). Seinem aufopfernden Eintreten verdankten die Pegnitzschäfer hauptsächlich die Anlegung und Unterhaltung des Irrhains. Durch seine auch nach anderen Richtungen bewiesene Opferwilligkeit hat er seinem Namen ein ehrenvolles Gedächtnis gesichert. Für die Armen- oder Freischulen Nürnbergs war er ein freigebiger Wohlthäter und die Universität Altdorf, welcher er eine nach dem Kopernikanischen System gefertigte Himmelskugel schenkte und ein Observatorium baute, zählte ihn zu ihren hervorragenden Stiftern. — Ein sehr angesehenes, poetisch thätiges Ordensmitglied war auch Christof Fürer von Haimendorf (1663—1732). Seine Übersetzung von Corneilles Cinna wurde unter der Aegide Gottscheds auf dem Theater der Karoline Neuber in Leipzig und von dieser 1731 auch in Nürnberg aufgeführt.

In dem Blumenorden gewann allmählich die geistliche Richtung über die schäferliche das Übergewicht; die siebenrohrige Panspfeife machte der Passionsblume Platz und an den berühmten Dilherr reihte sich eine Anzahl geistlicher Dichter wie Christian Betulius (Bruder Sigmund von Birkens), Johann Vogel, Omeis, Saubert, Bornmeister u. a., deren Erzeugnisse zum Teil in dem nürnbergischen Gesangbuch Unterkunft fanden. Durch das ganze 18. Jahrhundert hindurch, in welchem dann innerhalb des Ordens die geistliche Richtung hinter den allgemeinen litterarischen Bestrebungen zurücktrat und in welchem durch den wunderbaren Aufschwung der deutschen Litteratur die Reimereien der Pegnitzschäfer aus dem vergangenen Jahrhundert zu den wesenlosen Schatten der Vergangenheit hinabgedrängt wurden, bis in unser Jahrhundert hinein, haben die gelehrten Prediger an den Nürnberger Stadtkirchen vorwiegend die Säulen des pegnesischen Blumenordens gebildet.

Der pegnesische Blumenorden ist in allen seinen Wandlungen auf einen engen auserlesenen Kreis beschränkt und ohne hervortretenden Einfluß auf die Allgemeinheit geblieben. Für die ästhetischen Bedürfnisse des großen Publikums sorgten seit 1628 die dramatischen Vorstellungen im Fechthaus auf der Schütt. Seit 1667 gestattete sich die Reichsstadt auch den damals nur in fürstlichen Residenzen vorkommenden Luxus eines Opernhauses. Auf dem alten Stadtgraben, auf dem Platze, den das heutige Stadttheater einnimmt, befand sich ein Stadel zur Aufbewahrung von Schanzzeug. Denselben ließ der Rat zu einem Opernhaus umbauen und mit den nötigen Maschinerien und Kulissen ausstatten, um den damals in Deutschland noch neuen, aus Italien eingeführten Zweig der dramatischen Kunst, das Singspiel oder die Oper, dem Publikum zugänglich zu machen. Zum Unterschied von dem Theater im Fechthaus, wo nur bei Tage gespielt werden durfte, wurde das neu eingerichtete Haus das Nachtkomödienhaus genannt.

Von sonstigen kulturgeschichtlichen Begebenheiten in Nürnbergs Mauern im letzten Drittel des 17. Jahrhundert sind folgende bemerkenswert: Die erste Zeitung in Nürnberg, der „Deutsche Kriegskurier", der sich von 1674 an „Friedens- und Kriegskurier" nannte, erschien 1670. Für den nötigen Stoff von Kriegsbegebenheiten sorgte der unersättliche Ehrgeiz Ludwig XIV. von Frankreich, der i. J. 1667 eine Reihe von Kriegen begonnen hatte, die erst mit Frankreichs völliger Erschöpfung abschloß. — In derselben Zeit, da zuerst regelmäßig erscheinende Zeitungen auftauchten, hielt auch der Kaffee seinen Einzug in Europa. In Paris wurde das erste Kaffeehaus 1672 eröffnet. Das erste in Nürnberg war das, welches Stör 1696 hinter dem Rathause errichtete. Ein zweites in Nürnberg folgte erst 1758, das Rößelsche, nachmals Lotter'sche, am Kornmarkt (Josefsplatz). Berlin sah sein erstes Kaffeehaus 1721.

Von wissenschaftlichen Einrichtungen entstanden zu Nürnberg in dieser Zeit das zur Förderung der ärztlichen Wissenschaft 1677 gegründete anatomische Theater im Katharinenkloster und das astronomische Observatorium, welches der Kupferstecher, Emailmaler, Mitdirektor der Malerakademie und Astronom Gg. Chr. Eimmart 1678 auf der Schloßbastei errichtete. Dasselbe bestand bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts. Eimmart, der selber mathematische Instrumente und Globen anfertigte, hatte an dem außerordentlich geschickten Zirkelschmied Ludtring bei der Herstellung von astronomischen Instrumenten und Sphären einen ausgezeichneten Helfer. Wie die Liebhaberei an der Sternkunde seit Regiomontans Zeiten sich in Nürnberg fortgepflanzt hat, zeigt auch das Beispiel

des Büttnermeisters und städtischen Oberaichmeisters Andreas Heuman, geb. 1651, dessen astronomische Beobachtungen und Berechnungen alle Anerkennung verdient haben sollen.

Die von Ludwig XIV. entzündeten Kriege erweckten nicht nur die Zeitungsindustrie, sie gaben auch die Hauptanregung zum Entstehen eines in Nürnberg zu langer Blüte gelangten Gewerbszweiges. Im Jahre 1705 gründete Johann Baptist Homann in Nürnberg sein berühmtes Landkartengeschäft. Homann (geb. 1663 zu Kammlach bei Mindelheim, gest. 1724 in Nürnberg) kam als entsprungener Dominikanermönch von Würzburg 1687 nach Nürnberg, trat hier zum Protestantismus über und wußte sich, nachdem er eine Zeit lang mit dem Bemalen von Kupferstichen seinen Unterhalt verdient hatte, sich mit der Technik des Kupferstichs so vertraut zu machen, daß er 1692 eine Landkarte des Nürnberger Gebiets im Stich herzustellen im stande war, welche ziemlichen Beifall fand. Nun widmete er sich ausschließlich kartographischen Arbeiten und das von ihm 1702 begründete Landkartengeschäft, bei dem ihm die in Nürnberg heimische Kupferstecherkunst trefflich zu statten kam, nahm infolge des spanischen Erbfolgekriegs, der aller Orten den Begehr nach Landkarten ungemein steigerte, einen großartigen Aufschwung. Von Terrainzeichnung war auf den Homannschen Karten fast keine Rede; was das Publikum verlangte, war politische Genauigkeit und eine Fülle von Ortsnamen bei großer Billigkeit und diesen Wünschen kam Homann in vollstem Maße nach. Das von Homann begründete Landkartengeschäft bestand fast anderthalbhundert Jahre lang. Der letzte Besitzer seit 1813 war Christof Franz Fembo, mit dessen Tode 1848 es einging.

Aus der vorstehenden Schilderung erhellt genugsam, daß die Verhältnisse in den oberen und mittleren Schichten der Nürnberger Einwohnerschaft auch in der Zeit nach dem großen Kriege sich in einem leidlichen Stand behauptet haben. Um so trauriger sah es infolge der eingerissenen Verarmung und Verwilderung in den unteren Regionen aus. Der Straßenbettel, namentlich der von Kindern, hatte bedenklich überhand genommen und auch die eingeführten Wochenalmosen vermochten nicht, demselben erheblichen Abtrag zu thun. In dieser Lage war es ein glücklicher Gedanke des Hauptpredigers bei Sft. Sebald M. Konrad Feuerlein, eine Armenschule zu errichten, um die müßig gehenden Bettelkinder von der Straße zu bringen und zur Ordnung anzuhalten. Mit Hilfe einer Lotterie und dem Beistande verschiedener Bürger wurde es möglich, die erste Armenschule Nürnbergs am 25. September 1699 in zwei Zimmern des Zuchthausgebäudes an der Barfüßerbrücke zu eröffnen. Die

Schülerzahl nahm so rasch zu, daß diese Räumlichkeiten nicht ausreichten und es wurde für die Lorenzer Armenschule, wie sie fortan hieß, die südlich neben der Lorenzkirche gelegene Kunigundenkapelle umgebaut und eingerichtet. — Schon 1704 entstand eine zweite Armenschule durch den wackeren Spitalprediger Ambrosius Wirth. Derselbe hatte zuerst arme Kinder in seiner Wohnung unterrichtet, bis ihm endlich im Spitalgebäude ein Lokal eingeräumt wurde. Auch dieser Schule wurden namhafte Stiftungen zugewendet. Frau Regina Nützel kaufte 1724 eine Schulmeisterswohnung und Frau Renata Palm aus Wien stiftete 1759 ein Kapital von 80000 fl. — Eine dritte Armenschule, die Sebalder genannt, weil das Haus der Stifterin, Frau Katharina Rößler, auf der Sebalder Seite, am Treibberg lag, entstand 1710. — Eine vierte, die Hallerische, auch die Jakober Freischule genannt, weil sie nächst der Jakobskirche sich befand, wurde durch das Vermächtnis von 16000 fl. Christof Lazarus Hallers von Hallerstein ins Leben gerufen. — Zwei weitere Armen- oder Freischulen, durch Wohlthätigkeitssinn hervorgerufen, entstanden noch im letzten halben Jahrhundert der Reichsstadt. Es sind dies die 1750 durch das Vermächtnis der Wittwe Barbara Präbes mit einem Kapital von 15000 fl. gestiftete, sowie die 1776 gegründete Löbelsche Armenschule. Letztere verdankte ihr Entstehen dem reichen Vermächtnis von 70000 fl. der Frau Felicitas von Hörman und erhielt ihren Namen nach dem des ersten Mannes der Stifterin.

Diese Armen- oder Freischulen waren eine wohlthätige Ergänzung des Volksunterrichts, der i. J. 1614 durch den Rat in einige Ordnung gebracht worden war. Bis dahin herrschte auf dem Gebiete des Unterrichts im Schreiben und Rechnen freie Konkurrenz und die besseren Schreib- und Rechenmeister fühlten sich durch das Eindrängen untüchtiger Leute schwer geschädigt. „Hatte ein Schüler den Donat oder die Grammatik etwas studiert, so nahm er ein Weib und wurde Schulmeister, hängte eine Tafel heraus und lehrte die Kinder, obgleich er nicht sauber schreiben und nichts rechnen konnte." Infolge einer von Ratswegen vorgenommenen Untersuchung wurde in dem genannten Jahre 18 Personen das Schulhalten verboten, 39 anderen erlaubt. Die Zahl der deutschen Schulen wurde auf 48 festgesetzt und von den 48 Schulhaltern wurden 3 oder 4 zu Vorgehern gewählt, denen die Inspektion zustand; auch hatten sie die Lehrkandidaten zu prüfen. Später ging die Schulaufsicht an die Geistlichen über und nur die Prüfung der neu eintretenden Lehrer blieb den Schulhaltern vorbehalten.

Die Bauthätigkeit des Rats war in dieser Periode gemäß den

Umständen eine sehr beschränkte. Das einzige städtische Bauwerk von Bedeutung ist das 1673 auf dem Zwinger der vorletzten Ummauerung Nürnbergs errichtete Waizenbrauhaus (seit 1855 Freiherrlich von Tuchersche Brauerei). — Ein Baudenkmal aus Nürnbergs ältester Zeit, das von Kaiser Konrad III. gestiftete und zu Ehren des heil. Egydius erbaute ehemalige Schottenkloster nebst der Kirche wurde am 6. Juli 1693 durch eine in der Meßnerswohnung entstandene Feuersbrunst zerstört. Aus den Bestandteilen der Kirche blieben die noch aus dem 12. Jahrhundert stammende Euchariuskapelle, sowie die Wolfgangs- und die Tetzelkapelle mit ihren historisch wertvollen Stein- und Holzskulpturen vor der Zerstörung bewahrt. Das Gymnasium wurde rasch wieder aufgebaut, dagegen erfolgte der Neubau der Kirche erst in den Jahren 1711—1718. Die neue Kirche wurde durch Gottlieb Trost im sogenannten berninischen (italienischen) Stil gebaut und erhielt als Hauptschmuck eines der besten Gemälde Van Dyks, die Trauer um den Leichnam Christi. Wegen der ausgesprochenen Vorliebe der Nürnberger Frauenwelt für die neue Egydienkirche nannte man dieselbe gern das „Kleiderschränkchen".

Das Stillleben der Reichsstadt wurde durch die Reichs- und Welthändel wenig gestört, da die Schauplätze der vielen Kriege in dem Zeitalter, welches das Ludwig XIV. genannt wird, durchgehends außerhalb oder in den Grenzgebieten des Reiches waren. Auch zur Entfaltung irgend einer Thätigkeit war für die Rathausdiplomaten der zu gänzlicher Macht- und Bedeutungslosigkeit herabsinkenden Reichsstädte kein Feld mehr vorhanden. Als 1665 die 10 Reichsstädte im Elsaß, Colmar, Schlettstadt u. s. w., unter die Botmäßigkeit des Franzosenkönigs sich beugen mußten, erhob sich kein Arm in Deutschland. Ohne Einspruch des Reichsoberhaupts konnte 1666 Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, die Freiheiten der Stadt Magdeburg vernichten, konnte Herzog Rudolf August die Stadt Braunschweig ihrer alten Rechte berauben, konnte das alte Köln durch den geistlichen Kurfürsten völlig unterworfen werden. Auch Münster und Erfurt verloren in dieser Zeit ihre Freiheit, und hätte der Kurfürst Ferdinand Maria von Bayern nicht den Verlockungen des französischen Königs widerstanden, so stand auch die Unabhängigkeit von Nürnberg, Regensburg, Augsburg und Ulm in größter Gefahr. Doch das schmachvollste kam noch: am 13. Oktober 1680 fiel Straßburg, diese kostbare Perle unter den deutschen Reichsstädten, durch Verrat und Überumpelung in die Hände der Franzosen, um fast zwei Jahrhunderte lang für Deutschland verloren zu bleiben.

Dies alles geschah unter der Regierung des Kaisers Leopold I.,

der von 1658—1705 an der Spitze des deutschen Reiches stand. Als zweitgeborener Sohn für die geistliche Laufbahn erzogen, ward er nach dem frühzeitigen Tode des älteren Bruders Erbe der österreichischen Länder und gelangte 18jährig, trotz der heftigen französischen Gegenagitation, nach dem Tode seines Vaters Ferdinand III. zur deutschen Kaiserwürde. Auf dem Rückweg von seiner Wahl- und Krönungsreise kam Leopold nach Nürnberg und wurde mit dem herkömmlichen Festgepränge empfangen. Der junge Kaiser ließ sich die Merkwürdigkeiten der Stadt zeigen und, als einer, der zur geistlichen Laufbahn bestimmt gewesen und wohl deshalb noch ein Freund von Büchern war, besuchte er auch die Stadtbibliothek, welcher damals Dilherr vorstand. Der Kaiser soll sehr erstaunt gewesen sein, in diesem protestantischen Prediger einen so vielseitigen Gelehrten zu finden, denn er war, wie einer der Hofkavaliere ausplauderte, bisher der Meinung gewesen, die Lutheraner wüßten gar nichts. Besonderes Vergnügen zeigte er bei den ihm vorgelegten orientalischen Handschriften, und als Dilherr, der nachher mit einer goldenen Halskette beschenkt wurde, sich anheischig machte, ihm in sechs Stunden hebräisch schreiben und lesen zu lehren, bemerkte er, er möchte wohl, wenn er Zeit hätte, ihn damit auf die Probe stellen.

Der Jesuitenzögling Leopold I., zubenannt „mit der dicken Lippe", ähnelte seinen beiden letzten Vorfahren im frommen Eifer für Religionsübungen und gewährte den Jesuiten weiten Spielraum. Obwohl es ihm an Geist und Thatkraft fehlte, wurde er von Schmeichlern doch „der Große" genannt. Groß war aber eigentlich nichts an ihm als seine Unterlippe, sein Vertrauen auf Mirakel der Mutter Gottes, wenn er in Not war, und sein pedantischer Eifer in der Überwachung der steifen spanischen Hofetikette. Mehr als die himmlischen Mirakel half ihm, daß so auserlesene Feldherren wie Montecucoli, Herzog Karl von Lothringen, Prinz Eugen von Savoyen, Markgraf Ludwig von Baden und die Grafen Rüdiger und Guido von Starhemberg für seinen Dienst sich fanden. Eine der merkwürdigsten Rettungen auf Leopolds langer Herrscherlaufbahn war die Befreiung Wiens aus der furchtbaren Gefahr, in die Hände der Türken zu fallen 1683. Der heldenhafte Widerstand der Bürgerschaft und der Besatzung Wiens unter der unvergleichlichen Führung Rüdigers von Starhemberg, die Schwerthiebe der zur Hilfe herbeigekommenen Deutschen aus dem Reich und der stürmische Schlachtenmut der Polen unter dem ritterlichen Sobieski hätten dem geistesdürren Habsburger lehren können, was männliche Thatkraft auch ohne himmlische Interventionen vermag. Dieser Triumph abendländischer Manneskraft über orientalische Barbarei unter den Mauern Wiens, von dem aus das

Sinken des Osmanenreichs beginnt, und der acht Jahre vorher erfochtene Sieg des großen Kurfürsten über die Schweden bei Fehrbellin waren Lichtstrahlen in jener Zeit deutschen Niedergangs. Aber ebensowenig als der Schmerz über den Verlust Straßburgs vermochte die Freude über diese Siege, die engherzigster Pflege von Sonderinteressen hingegebenen Einzelnen und Körperschaften zum Nationalgefühl und zum Gemeingeist emporzuheben.

Bei solcher Verfassung des öffentlichen Geistes haben die Bestrebungen des Nürnberger Patriziats für die weitere Ausbildung seiner überragenden Sonderstellung und für noch weitere Abschließung nichts Auffallendes. Die Zahl der ratsfähigen Geschlechter nach der Aufnahme der Schlüsselfelder betrug i. J. 1536 43. Seitdem war keine weitere Familie in den sich enger zusammenschließenden Kreis zugelassen worden, wohl aber waren mittlerweile einige Geschlechter ausgestorben, andere waren in Dunkelheit verkommen, verschollen. Infolge der großen Veränderungen in den europäischen Handelsverhältnissen hatten die meisten Geschlechter den Handelsbetrieb aufgegeben und es war damit das Haupthindernis ritterbürtiger Geltung beseitigt. Zur Erzielung größerer Autorität bei der Bürgerschaft hatten die Patrizier nicht nötig, nach der kaiserlichen Bestätigung ihres adeligen Standes zu trachten, denn die Bürgerschaft war längst gewöhnt, in den Patriziern die geborenen regierenden Herren zu sehen, wohl aber bedurften sie dieser Bestätigung gegenüber dem landsässigen Adel, der das Wappenrecht und die Rittermäßigkeit des Stadtadels nicht gelten lassen wollte. Unstreitig aber hatten diese Stadtedlen, welche ein großes Gemeinwesen erbtümlich regierten, selbst meist ansehnlichen Grundbesitz inne hatten und die Ahnenprobe so gut bestehen konnten wie irgend ein Landjunker, gegründeten Anspruch auf gleichen Rang mit dem übrigen niederen Adel. Daß sie jetzt eine geschlossene Körperschaft bildeten, in die man nicht ohne weitere Umstände eintreten konnte, mußte diesen Anspruch noch verstärken. Diese Abgeschlossenheit wurde auf Ansuchen des Rats durch eine vom Kaiser Leopold I. am 18. November 1696 unter goldenem Siegel ausgestellte Urkunde anerkannt und zugleich den Geschlechtern die Erlaubnis erteilt, neue Familien zu kooptieren. Durch ein weiteres Privileg von 1697 wurde ihnen das Prädikat „Edel" zugesichert. Als Titulatur — ein Umstand, der damals ungeheuer wichtig war und öfters zur Anrufung eines Entscheids des Reichshofrats führte — kam ihnen „Wohledelgeboren" zu. Auf „Wohlgeboren" konnten nur Freiherren Anspruch machen. In die Reichsritterschaft wurden im 18. Jahrhundert noch immatrikuliert und mit Freiherrndiplomen ausgestattet die Geuder, Tucher, Welser, Kreß, Haller,

Holzschuher und Winkler. Ungeachtet der zusammengeschmolzenen Zahl der Nürnberger Patrizier fanden Kooptationen nur zwei Mal statt. Nach dem Aussterben der Derrer 1706, der Schlüsselfelder 1709, der Stark 1715, der Groland 1720, der Paumgärtner 1726 wurden 1729 endlich sechs neue Geschlechter: das uralte Geschlecht der Waldstromer, die Gugel, Scheurl, Oelhafen, Peßler und Thill, welche beide letzteren aber bald wieder erloschen, und 1788 die Peller, Praun und Wölkern unter die ratsfähigen Familien aufgenommen. Demnach bestanden 1797 nur noch 23 ratsfähige Familien, und nach dem Aussterben der Waldstromer, Pömer und Gugel leben zur Zeit noch 20 Familien des vormaligen Patriziats, welche an den fortdauernden Stiftungen desselben teilnehmen.

Kaiser Leopolds Tod erfolgte am 5. Mai 1705 und wurde in Nürnberg mit der üblichen Trauer gefeiert. Alle öffentlichen Vergnügungen waren eingestellt. Wochenlang ertönte einstündiges Läuten aller Glocken und die Herren vom Rat gingen 3 Monate lang in Trauerkleidern. Erbe von Leopolds Ländern und sein Nachfolger als Reichsoberhaupt war sein ältestgeborener, 27jähriger Sohn Josef I., eine Persönlichkeit, die ganz aus der Habsburger Art geschlagen schien; selbst die hängende Unterlippe seiner Voreltern fehlte ihm. Hoch gewachsen, frisch, lebendig und voll ungestümer Thatkraft griff er überall ohne Zaudern in die Geschäfte ein; in religiösen Dingen war er tolerant, Jesuiten und sonstige Pfaffen verloren allen Einfluß.

Noch unter Kaiser Leopold war nach dem Tod des letzten spanischen Habsburgers, Karl II., mit dem spanischen Erbfolgekrieg ein neuer großer Kampf zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg ausgebrochen, der fast sämtliche europäische Staaten in seine Wirbel hineinriß. Die Besetzung Kölns durch die Franzosen hatte die Erklärung des Reichskriegs gegen Frankreich und seine Verbündeten zur Folge, so daß auch Nürnberg eine schwere Last zu tragen bekam, indem es sein Kontingent zu den fränkischen Kreistruppen zu stellen hatte. Aber noch auf andere Art kam Nürnberg mit dem Weltkrieg in Berührung. Der bayerische Kurfürst Maximilian Emanuel hatte sich durch die blendende Aussicht auf bedeutenden Landerwerb verlocken lassen, sich an Frankreichs Seite gegen Kaiser und Reich zu stellen. In den stolzen Zukunftsträumen des Kurfürsten spielte namentlich der Erwerb der Reichsstädte Ulm, Regensburg, Augsburg und Nürnberg eine hervorragende Rolle. Bereits war ihm gelungen, das wichtige Ulm durch verräterischen Überfall in seine Gewalt zu bekommen, die Reichsstadt Memmingen nahm er ebenfalls ein und auch Augsburg und

Regensburg waren zeitweilig in seiner Hand. Schon dachte er im Ernst an den Versuch, auch Nürnberg wegzunehmen, als er durch die französische Kriegsleitung veranlaßt wurde, seine Streitkräfte nach Tirol zu richten, um dort die Verbindung mit dem in Italien kämpfenden französischen Heere herzustellen und damit von einer zwecklosen Belagerung Nürnbergs abzusehen. Ohne Schaden kam jedoch wenigstens das Nürnberger Gebiet doch nicht davon.

Der Rothenberg, seit 1698 durch die damaligen Eigentümer an Bayern verkauft, wurde von den fränkischen Kreistruppen 1703 arg bedrängt. Um die Veste zu entsetzen, entsandte Max Emanuel eine ziemlich starke Truppenmacht, durch welche die Nürnberger Umgegend arg verwüstet wurde. — Mittlerweile ging die Oberpfalz, die von ihm ohne Hilfe gelassen war, dem Kurfürsten verloren und der tapfere Befehlshaber des Rothenberg mußte nach 23wöchentlicher Belagerung und nachdem alle Lebensmittel aufgezehrt waren, die Veste an den Oberstfeldmarschallstatthalter Graf Auffees übergeben. Sie wurde alsdann bis auf den Grund geschleift. Die furchtbare Niederlage, welche Max Emanuel samt den Franzosen durch Prinz Eugen und Marlborough am 13. August 1704 bei Höchstädt erlitt, machte ihn zum heimatlosen Flüchtling und sein unglückliches Land zur Beute der Österreicher. Jetzt spielte Kaiser Josef I. auf Kosten Bayerns den Freigebigen. So wurde u. a. die Oberpfalz an Kurpfalz zurückgegeben, Donauwörth erhielt seine Reichsfreiheit wieder und Nürnberg empfing als Lohn für seine Opfer den Rothenberg und Hartenstein. Dem großen Siege bei Höchstädt reihten sich noch weitere Siege an und der Triumph der vereinigten Feinde Frankreichs schien vollständig, als durch den Tod Josef I., durch Englands und Hollands Abfall vom Kriegsbunde und durch das Zusammenraffen aller Kräfte des durch überspannte Friedensforderungen in seinem Nationalstolz verletzten Frankreich die Lage wieder vollständig geändert wurde. Der größte Teil der errungenen Erfolge ging in dem weiteren Verlauf des Kriegs wieder verloren, Max Emanuel kam in dem Frieden von Baden 1714 wieder zu seinem Lande und auch der Rothenberg, der nachmals zu einer starken Festung gemacht wurde, mußte von Nürnberg wieder an seinen früheren Eigentümer zurückgegeben werden.

Auf Josef I. kurze Regierung folgte in den österreichischen Erblanden wie im Reich die seines jüngeren Bruders Karl VI., des letzten männlichen Sprossen des habsburgischen Hauses. Von ihm urteilte Friedrich der Große: „Er arbeitete viel, that aber wenig.“ Nach Nürnberg kam derselbe am 15. Januar 1712 und zwar bei Nacht, sodaß die Empfangsfeierlichkeiten sich auf die festliche Beleucht-

ung der Stadt beschränkten. Hinsichtlich der Geschenke aber ließ der Rat ungeachtet der höchst übeln Finanzverhältnisse das Reichsoberhaupt nicht zu kurz kommen; nach dem Maße der guten alten Zeit wurden ihm in einem aus Goldstoff gefertigten Beutel auf goldenem Teller 1000 Dukaten überreicht. Zu seinen Ehren wurde der an Stelle der hölzernen A-B-C-Brücke — so geheißen, weil die auf ihr angebrachten Kramläden nach dem Alphabet bezeichnet waren — i. J. 1728 errichteten steinernen Brücke der Name Karlsbrücke gegeben.

Ein wahrer Hohn für den Rat von Nürnberg wie für die ganze Bürgerschaft war das Gebaren der Markgrafen in dieser Zeit. So wurde im September 1711 Christof Fürer, ein Herr vom Rat, als er von Wolkersdorf nach Hause ritt, auf der Schwabacher Straße ohne alle Veranlassung durch markgräfliche Husaren überfallen, nach Gunzenhausen gebracht und hier elf Wochen lang gefangen gehalten. Es war eine geringe Genugthuung, daß der Verüber der Heldenthat, Rittmeister von Schlammersdorf, auf die bei kaiserlicher Majestät erhobene Beschwerde dem Rate von Nürnberg Abbitte leisten mußte.

Ein noch größeres Heldenstück vollführte Markgraf Georg Wilhelm in höchsteigener Person. Um den Reichsstädtern recht deutlich vor die Augen zu führen, daß trotz allem nürnbergischen Widerspruch sein Jagdrecht bis an die Thore Nürnbergs reiche, veranstaltete er eine förmliche Hasenjagd unter den Mauern von Nürnberg. Zu diesem Zwecke ließ er eine Anzahl Hasen lebendig einfangen, in Säcke stecken und auf Wagen verbringen und zog dann in der Nacht vom 26./27. Juli 1717, begleitet von Jagdhunden, einem Trupp von 400 Soldaten und einer Schar aufgebotener, mit Hacken versehener Bauern von Erlangen querfeldein nach Nürnberg. Nachdem die von wenigen Stadtsoldaten besetzten Schanzen zwischen Groß- und Kleinreuth überstiegen waren, wurden Hasen und Hunde losgelassen und es begann dann ein tolles Schießen und Jagen, bei dem die Felder auf das schändlichste verwüstet wurden. Wegen dieses Landfriedensbruches wurde der Markgraf vom Nürnberger Rat beim Kaiser verklagt und von diesem zum Schadenersatz verurteilt, zugleich aber auch bei Pön von 50 Mark lötigen Goldes und bei Vermeidung kaiserlicher Ungnade vermahnt, derlei hochfürstliche Scherze inskünftige zu unterlassen.

Dreißigstes Kapitel.

Nürnberg im 18. Jahrhundert.

Das letzte Jahrhundert der Reichsstadt Nürnberg steht im Zeichen der Finanznot und das drohende Gespenst des Staatsbankrotts begegnet uns im letzten Abschnitt dieses Zeitraums auf Schritt und Tritt. Zum Troste gereicht es dem an dem Geschicke der Stadt teilnehmenden Beobachter, daß dem ökonomischen Verfall des Staatswesens nicht auch der sittliche der Bürgerschaft zur Seite geht. Der altnürnbergische Geist unverdrossenen Fleißes und gewerblicher Tüchtigkeit ist nicht erloschen. Ungeachtet der zumeist selbst angelegten Fesseln kämpft das verkümmerte Handwerk für die Erhaltung seines alten Rufs und seiner ehrbaren Stellung; trotz der Schranken, welche den freien Verkehr mehr und mehr von allen Seiten einengen, sucht der Handel unermüdet nach neuen Wegen des Absatzes und endlich kommt — allerdings viel zu spät — auch der mannhafte Bürgersinn, welcher nicht willenlos zusehen will, wie eine in undurchdringliches Geheimnis sich hüllende aristokratische Verwaltung das Gemeinwesen ins Verderben führt, zum Durchbruch.

Am 20. Oktober 1740 war Kaiser Karl VI. gestorben und kraft der von ihm errichteten Erbordnung der „pragmatischen Sanktion“, nach welcher die österreichische Monarchie unteilbar und die Thronfolge nach der Erstgeburt in weiblicher wie in männlicher Linie erblich sein solle, ergriff seine mit dem Großherzog Franz Stephan von Toscana aus dem Hause Lothringen vermählte 24jährige Tochter Maria Theresia die Regierung in allen Ländern des Hauses Habsburg. Die Kaiserleiche lag noch nicht in der Gruft, so erhob der Kurfürst Karl Albert von Bayern vermöge seiner Verwandtschaft durch weibliche Abstammung und eines alten Erbvertrags zwischen den Häusern Wittelsbach und Habsburg Anspruch auf das österreichische Erbe. Ebenso glaubten der Kurfürst von Sachsen, ja selbst Spanien und Sardinien Erbansprüche auf österreichische Länder zu haben. Der soeben auf den Thron gelangte junge thatendurstige König Friedrich II. von Preußen ergriff rasch entschlossen die Gelegenheit, auf Grund alter Erbschaftsrechte die Abtretung von 4 schlesischen Fürstentümern zu verlangen, und da auch Frankreich

von der Partie war, dem Hause Habsburg den Garaus zu machen, so stand Maria Theresia bald einem furchtbaren Kriegsbund gegenüber, dessen Ziel kein geringeres war, als die habsburgische Monarchie aufzuteilen und der jungen Erbin nichts zu lassen als das Königreich Ungarn. Noch vor dem Abschluß des Bündnisses zwischen Frankreich, Bayern, Sachsen und Spanien hatte der Preußenkönig sich Schlesiens bemächtigt. Ende d. J. 1741 war ein großer Teil der deutsch-österreichischen Länder und Böhmen in der Gewalt des französisch-bayerischen Heeres, der Kurfürst ward in Prag zum König von Böhmen gekrönt, bald darauf, 24. Januar 1742, auch in Frankfurt als Karl VII. zum Kaiser des deutschen Reichs gewählt und unter überaus glänzenden Festlichkeiten gekrönt.

Maria Theresia wurde aus ihrer furchtbaren Not errettet durch ihren standhaften Mut und durch den von ihr erweckten Enthusiasmus der ungarischen Nation. Der Tod erlöste Karl VII. am 20. Januar 1745 von seinem kaiserlichen Martyrium. Acht Monate später, am 13. September, wurde als sein Nachfolger Maria Theresias Gemahl als Franz I. zum Kaiser des deutschen Reiches gewählt. Den Abschluß des österreichischen Erbfolgekriegs bildete der Aachener Friede vom 18. Oktober 1748. Maria Theresia hatte außer Schlesien und dem Herzogtum Parma ihr ganzes väterliches Erbe behauptet.

Die Stadt Nürnberg wurde durch die Ereignisse in den fünf Jahren zwischen dem Tod Kaiser Karl VI. und dem seines unglücklichen Nachfolgers nur durch Truppendurchzüge näher berührt. Im Sommer 1742 nahmen die Franzosen auf ihrem Marsch durch die Oberpfalz nach Böhmen ihren Weg über Nürnberg und ebenso sah im Januar und Februar 1743 Nürnberg wieder die Trümmer des französischen Heeres auf ihrem, mit bekannter Ruhmredigkeit mit dem Zug der 10000 Griechen unter Xenophon verglichenen, unglücklichen Rückzug.

Ein anderes, wohl weniger für die Bürgerschaft, umsomehr aber für die Herren vom Rat wichtiges Ereignis war die Kaiserkrönung Karl VII. und die damit verbundene Überführung der Reichsinsignien. Die Ratsgesandtschaft, bestehend aus den Herren Sigmund Friedrich Behaim von Schwarzbach, Jobst Ebner von Eschenbach und dem Losungsrat Haller von Hallerstein, denen sich aus der Jugendblüte des Patriziats als Kronkavaliere eine Anzahl junger Herren anschloß und wobei ein Ratssyndikus sowie die nöthigen Schreiber nicht fehlten, hatte den Auftrag, dem Rat ein tägliches Protokoll von der Reise einzuliefern, in welchem „zur Nachahmung für alle künftigen Geschlechter“ alle unterwegs und bei der Krönung stattgehabten Vorgänge genau und mit umständlicher Breite aufgezeichnet wurden.

Die Relation über diese Reise nach Frankfurt füllt einen Folioband von 249 Seiten. Die Reise der Nürnberger Gesandten hin und zurück nahm je fünf Tage in Anspruch, der Aufenthalt in Frankfurt dauerte elf Tage. Das Privilegium, Hüterin der Reichskleinodien zu sein, kam der Stadt Nürnberg mithin ziemlich teuer zu stehen. Das neue Kaiserpaar, Franz I. und Maria Theresia, kam auf der Reise zur Kaiserkrönung am 19. September 1745 nach Nürnberg und nahm nach herkömmlichem feierlichen Empfang im Rathause Wohnung. Franz I. (1745—65), geistig unbedeutend, war ein guter, liebenswürdiger Mensch, als Regent aber ein bloßer Figurant, dem es nicht schwer fiel, seine Gemahlin in den österreichischen Ländern allein regieren zu lassen. Das bischen Regieren im Reich besorgte der Reichshofrat.

Ungleich schwerere Opfer als der österreichische Erbfolgekrieg der Stadt Nürnberg verursacht hatte, wurden ihr durch den siebenjährigen Krieg aufgebürdet. Der erfolgreiche Überfall Sachsens durch König Friedrich II. bot der österreichischen Staatskunst die Handhabe, um in Regensburg gegen den "Friedensbrecher" den Reichskrieg erklären zu lassen. Der Beschluß kam durch das Übergewicht der katholischen Reichsstände zu stande, entsprach aber keineswegs der Stimmung des größeren Teils des deutschen Volks. Denn nicht bloß in den Gebieten der protestantischen Fürsten und in den protestantischen Reichsstädten sah man Friedrichs Sache als eine gerechte an; und wenn man in Nürnberg am Ende nicht so „fritzisch" gesinnt war, als man es nach Goethes klassischer Schilderung in Frankfurt gewesen ist, so trugen daran die kleinen Fritzchen in Ansbach schuld, welche durch ihre unaufhörlichen Hudeleien bei den Nürnbergern keine besondere Zuneigung für das Haus Brandenburg aufkommen ließen.

Das Reichsheer war auf 60 000 Mann bestimmt, wozu der fränkische Kreis, somit auch Nürnberg sein Kontingent zu stellen hatte. Der Nürnberger Rat, von dem einerseits, vom Kaiser, die reichsmäßige Hilfe, andrerseits, vom König von Preußen, Neutralität gefordert wurde, befand sich in einer höchst unerquicklichen Lage, aus der er sich mittels der alten zweiächselnden Politik zu befreien suchte. Er schickte an den Kaiser einen Gesandten (Dr. König), um die Gestattung der Neutralität auszuwirken und einen anderen Deputierten (von Imhof) an den König von Preußen, um diesen, indem man ihm zugleich ein Stück Geld anbot, zu bestimmen, von seiner Neutralitätsforderung abzustehen. Es gelang jedoch weder das eine noch das andere. — Bekanntlich haben sich die Reichstruppen in diesem Kriege keine Lorbeeren geholt, gekostet haben sie aber so viel, als

wenn sie die größten Heldenthaten verrichtet hätten. Der Aufwand Nürnbergs für die ins Feld gestellten Truppen und die Unkosten für die während der Kriegsdauer nicht aufhörenden Durchzüge, Einquartierungen und insbesondere die Fouragelieferungen waren so bedeutend, daß 1761 neben der doppelten Losung eine außerordentliche Steuer erhoben und überdies noch starke Anlehen gemacht werden mußten.

Dies war aber noch lange nicht alles. Bereits 1759 war gleich nach der Schlacht von Prag von König Friedrich der Oberstlieutenant Johann von Mayer mit seinem 1500 Mann starken Freikorps nach Franken entsendet worden, um den süddeutschen Reichsständen Furcht einzujagen, die Sammlung der Reichstruppen zu stören und den Regensburger Reichstag in Schrecken zu setzen. Das Streifkorps durchzog brandschatzend die Oberpfalz und kam über Hersbruck und Lauf am 26. Mai vor Nürnberg, wo man anscheinend gefaßt der Ankunft der preußischen Streifer entgegensah. Es befanden sich zur Zeit bei 3000 Mann reguläre Truppen in Nürnberg, bestehend aus dem Nürnberger Kreiskontingent und einigen Kreistruppen, also Mannschaft genug, um den 1200 Mann Infanterie, 300 Husaren und 5 Geschützen Mayers widerstehen zu können. Der Rat scheint aber bei der zwiespältigen Stimmung der Bürgerschaft, von der ein Teil meinte, der Krieg sei ein Kampf des Protestantismus gegen den unterdrückungsdurstigen Katholizismus, sehr wenig Vertrauen auf diese Widerstandskraft gehabt zu haben, denn er verlegte sich sofort aufs Unterhandeln. Dem auf der Neutralitätserklärung beharrenden Mayer wurden 50000 fl., dann 80000 fl. geboten und endlich doch in einer am 3. Mai in Kleinreuth abgeschlossenen Konvention „vorläufig" die Neutralität Nürnbergs zugestanden und die Verpflichtung, die nürnbergischen Truppen nicht gegen Preußen zu verwenden, eingegangen. Mayer erhielt für „gutes Kommando und exakte Disziplin" ein „Douceur" von 8000 fl. gegen Quittung, wahrscheinlich jedoch das Doppelte, da Mayer immer nur die Hälfte zu quittieren pflegte, und zog, da fränkische Kreistruppen in größerer Masse herannahten, weiter. An den preußischen König wurde am selben Tage ein Schreiben abgefertigt, worin um Verschonung mit der angesonnenen Neutralität ersucht und 80000 fl. angeboten wurden, die derselbe entrüstet zurückwies. Vom Kaiser aber empfing der Rat in einem Schreiben vom 25. Juni einen ungeheueren Wischer. Mit bitteren Worten wurde dem Rat vorgeworfen, daß er im Schutz von Mauern und Werken, in Gegenwart einer Garnison von 3000 Mann und in der Gewißheit herannahender Kreishilfe sich vor einer handvoll Leute gefürchtet und Neutralität und Kontribution sich habe abtrotzen lassen.

Schlimmer gestaltete sich für Nürnberg ein anderer Streifzug, den König Friedrich, um die längst kriegesmüden Reichsstände vollends mürbe zu machen und wohl auch, um durch Kriegssteuern seine erschöpften Kassen aufzubessern", noch hart vor dem Ende des Kriegs nach Süddeutschland ausführen ließ. Führer des fliegenden Korps war der Husarengeneral von Kleist, für solche Unternehmungen geeignet wie nicht leicht ein anderer. Zuerst wurde von ihm das Stift Bamberg um eine Million Thaler gebrandschatzt. Windsheim mußte 12000 fl. zahlen. Vor Rothenburg erschien der Kornet Sterzenbecher mit einem Trompeter und 28 Husaren und war dreist genug, an der Spitze dieser handvoll Reiter mit Sturm zu drohen und 80000 Thlr. Kontribution zu fordern. Die Reichsstadt, die einst vor Tillys Gewalthaufen nicht gezittert, ließ sich wirklich ins Bockshorn jagen und zahlte 40000 fl., mit denen der Kornet lachend davonritt. Vor Nürnberg erschien am 28. November 1762 der General selbst und ließ die Stadt zur Kapitulation auffordern. Der Gedanke an Widerstand scheint, trotz der zur Gegenwehr getroffenen Anstalten, den stolzen Senatoren der Republik Nürnberg ebenso fern gelegen zu sein wie den Ratsherren von Rothenburg. In den Unterhandlungen mit dem preußischen General verlangte man 1) daß die Verfassung des Stadtregiments unversehrt bleibe, 2) daß die Zeug- und Vorratshäuser nicht angegriffen werden, und 3) Schutz und Sicherheit für die Kreisgesandten und sonstige vom Kreis accreditierte Personen. Da der General keinen Anstand nahm, auf diese Bedingungen einzugehen, so öffneten sich ihm am 29. November die Thore, worauf zwei Bataillone Fußvolk und drei Regimenter Husaren einrückten. Trotz der zugesagten Sicherheit des städtischen Eigentums ließ der preußische General 12 Kanonen, 500 Gewehre und andere Waffen aus dem Zeughaus wegführen und verlangte eine Brandschatzung von nicht weniger als 3 Millionen fl., die man mit Mühe und Not auf 2 Millionen herabhandelte. Selbst diese Summe konnte jedoch trotz der in die angesehensten Handlungshäuser eingelagerten Exekution nicht ganz aufgebracht werden; es wurden einstweilen 300000 Thlr. bar und 200000 fl. in Wechseln auf Berlin bezahlt. Zur Sicherheit für den Rest wurden die Ratsmitglieder Pfinzing, Haller, Stromer, Welser und der Pfleger des Klosters Ebrach, Dr. Link, beim Abzug der Truppen am 3. Dezember als Geiseln mit fortgeschleppt, jedoch bis auf Haller und Welser, welche bis nach Leipzig festgehalten und nicht zum besten behandelt wurden, bald wieder freigelassen. — Bald nach diesem beschloß der Reichstag förmlich die Neutralität des Reichs und löste die Reichsarmee auf. Am 15. Februar 1763 wurde der

Friede in Hubertusburg unterzeichnet, am 18. wurde die Botschaft in Nürnberg verkündet und am 27. durch einen großen Dankgottesdienst gefeiert.

Friedrich der Große hat den Weltruhm, den er sich durch seine Siege wie durch seine heldenhafte Standhaftigkeit im Unglück erworben, noch vermehrt durch seine auf Wiederherstellung und Hebung der Wohlfahrt seines Landes gerichtete allumfassende, rastlose Thätigkeit. Wenn gleichwohl trotz all der Bewunderung, die dem Feldherrn und dem Staatslenker gezollt worden, sein Tod von Tausenden als Erlösung empfunden, als Befreiung von unerträglichem Joch begrüßt wurde, so war sein zur verwerflichsten Monopolienwirtschaft ausgeartetes, alle Grundsätze der Verkehrsfreiheit verneinendes, despotisches Volksbeglückungssystem daran schuld. Ludwigs XIV. von Frankreich großer Finanzminister Colbert war mit der Einführung des, Industrie- und Merkantilsystem genannten, Schutzzollsystems vorangegangen, Friedrich der Große steigerte es bis zur härtesten Einseitigkeit, die Kleinen ahmten es im kleinen nach und die Allerkleinsten, die Handel treibenden Reichsstädte, wie unser Nürnberg, die wegen Mangel an hinreichendem Landbesitz nicht selber auch das System ausüben und nur bei einem leidlichen Maß von Verkehrsfreiheit bestehen konnten, gingen daran zu grunde.

Wenn man die zahllosen Hindernisse, mit welchen der nürnbergische Handel in den letzten zwei Jahrhunderten der Reichsstadt zu kämpfen hatte, auch nur oberflächlich betrachtet, so kann man sich nicht mehr wundern, daß die einstmalige Blüte desselben so arg verkümmerte. Viel mehr Schaden als die Verlegung der Welthandelsstraßen auf die westlichen Meere verursachte der Mangel an einer Handelspolitik des Reichs. Dadurch hauptsächlich wurden England und Holland in stand gesetzt, den deutschen Eigenhandel an sich zu reißen, sodaß den deutschen Handelsstädten bloß ärmliche Brocken übrig blieben. Ein großer Abtrag geschah dann dem Nürnberger Handel noch dadurch, daß jene ratsfähigen Geschlechter, die einst an der Spitze des Nürnberger Handels standen, nicht bloß vom Handel und allen gewerblichen Unternehmungen sich zurückzogen, sondern auch ihre Kapitalien aus den Geschäften gänzlich zurücknahmen. Sie legten dieselben in Gütern an, von deren Ertrag sie in ihren Häusern innerhalb der Stadt lebten und da sie die Zeit, die sie nicht mehr den Handelsgeschäften zu widmen brauchten, umsomehr auf die Regierung und Verwaltung des Gemeinwesens verwenden konnten, so machten sie zugleich die Ämter, die früher aus Pflicht und Ehre über-

nommen wurden, zu Quellen sicherer Einnahmen und zum Eigentum weniger Familien.

Übrigens ließ es auch die ihrer vornehm gewordenen Spitzen beraubte nürnbergische Kaufmannschaft zu keiner Zeit an Anstrengungen fehlen, um trotz der schlimmen Zeitläufte, in welchen der Gewinn in keinem Verhältnis mehr zum Risiko stand, sich über dem Wasser zu halten. Selbst in den schrecklichen Jahrzehnten des 30jähr. Kriegs hatte der Handel nie völlig geruht. Man benützte entweder die Zeit, da der stets wechselnde Krieg seinen Schauplatz verlegt hatte oder man suchte die Warenzüge durch Paßbriefe (Salva guardia) so gut als möglich zu sichern. Fast ebenso nachteilig wie der 30jährige Krieg waren die Reichskriege für den Nürnberger Handel, weil gewöhnlich jeder Reichskrieg ein gänzliches Verbot des Handels nach Frankreich zur Folge hatte und dieses dann vom Gegner mit derselben Maßregel erwidert wurde.

Nach den Störungen durch die Kriege kamen die Handelssperren. Schon Colberts Schutzzollpolitik hatte den Handel Nürnbergs, das eine Menge Gewerbserzeugnisse nach Frankreich absetzte, empfindlich getroffen. Noch einschneidender wirkte König Friedrichs II. zur gänzlichen Absperrung verschärfte Handelspolitik. Nach dessen schlesischen Kriegen wurde das für den Nürnberger Handel so wichtige Schlesien sowie die übrigen preußischen Lande versperrt. Nicht viel besser ging es in Österreich, das sich mehr und mehr das preußische Absperrungssystem aneignete. Es hatten sich dort mit Unterstützung der Regierung bereits mehrere Fabrikzweige angesiedelt und besonders drohte die 1739 in Wien gegründete leonische Gold- und Silberdraht-Fabrik dem Nürnberger Gewerbe großen Abbruch. Als dann 1749 ein Verbot der fremden Einfuhr in die österreichischen Länder erging, wandte sich Nürnberg mit dringenden, aber vergeblichen Vorstellungen nach Wien. Das System erreichte bis 1764 eine für den Nürnberger Handel höchst verderbliche Strenge und schnitt vielen der blühendsten Gewerbszweige Nürnbergs den Absatz nach Österreich und dessen Nebenländern fast ganz ab. Nur auf einzelnen Märkten: Pilsen, Prag, Wien, Graz, Linz, Brünn, Olmütz genoß Nürnberg bedingten Zutritt.

Das nächste und natürlichste Absatzgebiet für die Städte ist immer das benachbarte Landgebiet. Aber auch hier trat eine sehr beträchtliche Minderung des sonst so lebhaften Verkehrs ein, teils durch die Politik der Fürsten, welche ihren Landstädten allen erdenklichen Vorschub leisteten und bestimmte Gewerbzweige ansiedelten, wie dies durch die fränkischen Markgrafen mit der Nadlerei in Schwabach und mit der Strumpfwirkerei und Handschuhmacherei in Erlangen

geschah; teils durch den überhand nehmenden Hausierhandel, der, begünstigt und großgezogen durch das Sperrsystem und den damit verbundenen Schmuggel, Seiden-, Wollen- wie Kolonialwaren, fremde und einheimische Gewerbserzeugnisse zum Schaden des Nürnberger Kleinhandels über das offene Land verbreitete. Der einzige Nutzen, der aus diesen Verhältnissen für Nürnberg erwuchs, war, daß die Fabrikanten dieser kleinen Nachbarstädte ihren Bedarf an Rohmaterialien großenteils aus Nürnberg bezogen.

Mit Frankreich, namentlich mit Lyon und Paris, blieben Nürnbergs Handelsbeziehungen deshalb von Belang, weil Frankreich für seine Modeartikel und feineren Luxuswaren des Zwischenhandels in Deutschland nicht entraten konnte. Neben Leipzig war Nürnberg ein Hauptvertriebsplatz für diese Erzeugnisse. Die Abhängigkeit von Frankreich bekundete sich dadurch, daß die Massen von billigeren Manufakturwaren, welche Nürnberg für Frankreich, für dessen Kolonien und Zwischenhandel in Spanien und Portugal lieferte, samt und sonders in den Formen des herrschenden französischen Geschmacks hergestellt werden mußten. Nach Holland und dessen Kolonien gingen im 18. Jahrhundert von Nürnberger Fabrikerzeugnissen hauptsächlich Brillen, Spiegel, Schellen, Kämme, Figuren und Spielwerk aller Art von Zinn, Blei, Blech, Holz, Bein u. s. w., nach England Lahngold, Spiegel, Glasperlen, Brillen, feine Holzwaren, Spielzeug u. s. w. Italien bezog alle Nürnberger Waren, unter anderen viele Tausende von Kämmen für die Seidenfabriken, Messing-, Eisen- und Stahlwaren, Feilenhauer-, Zirkelschmiedwaren u. s. w. In die Levante und die Türkei gingen hauptsächlich leonische Waren, Spiegel, Nadeln, Schellen und anderer Nürnberger Kram.

In dem Warenhandel, namentlich aber in der Warenfabrikation behauptete Nürnberg unter den oberdeutschen Handelsstädten immer noch die erste Stelle. Als Geld- und Wechselplatz stand es hinter Augsburg und Frankfurt zurück. Was man Nürnberg nicht nehmen konnte, war seine günstige Lage, durch die es befähigt wurde, den Verkehr zwischen dem äußersten Südosten Europas und den nordwestlichen Ländern zu vermitteln. Allerdings ein schwacher Trost dafür, daß es den selbständigen, freien Eigenhandel fast ganz eingebüßt hatte.

Bei dieser kurzen Betrachtung der Handelsverhältnisse in der letzten Periode der Reichsstadt soll nicht unerwähnt bleiben, daß die Nürnberger Kaufmannschaft immer eine ansehnliche Zahl von Männern in sich faßte, welche in hervorragender Weise an den geistigen Bestrebungen der Zeit teilnahmen, durch Schenkungen und Stiftungen an die Universität Altdorf, durch Stipendien u. s. w. sich verdient machten und auch ihre ausgedehnten Reisen in fremden Ländern nicht

bloß zur Erweiterung der eigenen Bildung, sondern auch zur Förderung der allgemeinen Kenntnisse benützten. Neben dem schon im vorigen Kapitel erwähnten Andreas Ingolstetter und dem aus Lobenstein stammenden Johann Volkamer, welcher den durch seinen Reichtum an fremdländischen Gewächsen berühmten, durch seine Nachkommen vervollkommneten Garten in Gostenhof anlegte, haben sich Johann Jakob Wurfbain, Gabriel Scheller, Johann Andreas Math, Andreas Tieffer, Georg Wolfgang Schweyher einen Namen gemacht.

Von hervorragender Bedeutung unter den in Nürnberg betriebenen Geschäftszweigen war im letzten Jahrhundert der Reichsstadt der Buchhandel, d. h. der Verlagsbuchhandel. Seit den Tagen Kobergers ist zu Nürnberg im Bücherverlag keine so rege Thätigkeit entfaltet worden als in dieser Zeit. Und was besonders zu bemerken: es sind nicht etwa kleine, unbedeutende Schriften, die rasch auftauchten, um ebenso rasch zu verschwinden, sondern vorzugsweise bändereiche Monumentalwerke. So erschien zu Nürnberg unter anderem von 1737 bis 1753 Johann Jakob Mosers deutsches Staatsrecht in 53 Quartbänden, dem noch 30 Bände Nachträge folgten, ein Riesenwerk, das bis zum Untergang des Reichs für Gelehrte wie für Staatsmänner ein unentbehrliches Hilfsbuch war. Eine wirklich großartige Thätigkeit herrschte auf dem Felde der Naturbeschreibung. Es war die Zeit, da der große schwedische Naturforscher Linnée durch sein „System der Natur“ zum Reformator der Naturwissenschaften wurde. Linnées epochemachendes lateinisch geschriebenes Werk selbst erschien zu Nürnberg in deutscher Übersetzung in 28 Bänden mit hunderten von Kupfertafeln. An Linnée sich anlehnend veröffentlichte der hochangesehene praktische Arzt Christof Johann Treu (1695—1769) zu Nürnberg verschiedene bedeutende Werke aus der Botanik mit zahlreichen Kupfern. Seine Sammlungen und seine Bibliothek von 34 000 Bänden vermachte Treu der Universität Altdorf. Um die Zoologie erwarb sich der Maler und Kupferstecher August Johann Rösel von Rosenhof 1705—1759 große Verdienste. Die Prachtwerke dieses Autodidakten über die Insekten und über die Frösche mit zahlreichen illuminierten Kupfertafeln nach eigener Naturaufnahme werden von den Fachmännern als klassisch anerkannt und noch heute wegen ihrer künstlerischen Vollendung bewundert. Die Werke Rösels wurden von dessen Schwiegersohn, dem Kupferstecher Kleemann, stammend aus Hersbruck, fortgesetzt. Wenn wir nun nur noch einige der bedeutenderen, prächtig illustrierten Werke aus dem Fache der Naturbeschreibung anführen, wie das große Konchylienwerk von Martini und Chemnitz, Espers Werke über die Tange und die Pflanzen-

tiere, Gleichen-Rußwurms mikroskopische Pflanzenuntersuchungen, N. de Geers Insektenwerk, Konrad Gesners hinterlassenes botanisches Prachtwerk, Ledermüllers verschiedene mikroskopische Werke — alle mit zahlreichen illuminierten Kupferstichen —, denen sich später noch die umfassenden botanischen und zoologischen Werke von Dr. G. W. Panzer (1765—1824), Lehrer Johann Wolf sowie von Jakob Sturm und dessen Söhnen anreihten, so staunen wir, wie reichhaltig die litterarisch-künstlerische Thätigkeit Nürnbergs auf dem Gebiete der Naturbeschreibung in jener Zeit gewesen ist.

Den größten Teil dieser Werke verlegte der Buchhändler Gabriel Nikolaus Raspe (1712—85), der keine Opfer scheute, um seine Verlagswerke in würdigster Ausstattung erscheinen zu lassen und durch seine umfassende verlegerische Thätigkeit einer ansehnlichen Reihe tüchtiger Künstler eine dauernde Erwerbsquelle schuf. Neben diesen zahlreichen Malern und Kupferstechern, welche im Auftrage für diese Unternehmungen arbeiteten, haben sich noch die Kupferstecher G. W. Knorr, J. M. Seligmann und J. Ch. Keller durch eigene, künstlerisch ausgeführte Arbeiten aus dem Fache der Naturbeschreibung rühmlich hervorgethan. — An dieser Stelle sei noch erwähnt, daß der berühmteste Porträtmaler seiner Zeit, der auch durch seine Schicksale merkwürdige Johann Kupetzky von 1726 bis zu seinem Tode (1740) hier gelebt hat. Es gab kein gekröntes Haupt von Europa, das nicht von ihm gemalt sein wollte.

Von dem in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in wundervoller Pracht neu erblühenden Geistesleben, wie es in unserer klassischen Litteratur zur Erscheinung kam, sind in Nürnberg, der geistigen Führerstadt im 16. Jahrhundert, keine Spuren zu entdecken und zu der Schar der Geisteshelden, welche diese neue Zeit heraufführten, ist weder von dem Patriziertum noch von der übrigen Bürgerschaft ein einziger Mann gestellt worden. Wie viel glücklicher war die Schwesterstadt Frankfurt, in welcher Goethes Wiege gestanden und die gewesene Reichsstadt Straßburg, welche in ihren Mauern diesen einzigen Genius zu seinen Dichterthaten heranreifen sah. Und doch hat in dem Jahrhundert der deutschen Klassiker auch Nürnberg seinen Klassiker gehabt. Wohl besteht ein himmelweiter Abstand zwischen Rafaels Schule von Athen und den Kneipszenen der niederländischen Maler, zwischen Dürers Aposteln und den Werken der Nürnberger Kleinmeister, geradeso wie zwischen Schillers Glocke und dem „Kränzla" des Nürnberger Volksdichters Konrad Grübel. Aber wenn man von den Gegenständen und dem Ideengehalt ihrer Kunst absieht, waren die einen auf ihrem bescheidenen, engbegrenzten

Feld nicht ebenso gut Meister wie die anderen auf ihren erhabenen Gefilden? In diesem Sinne hat Goethe, der unserem Hans Sachs den Kranz aufs Haupt gesetzt, auch dem Nürnberger Volksdichter des 18. Jahrhunderts volle Anerkennung zu teil werden lassen. Ein größeres Lob konnte dem bescheidenen Nürnberger Volksdichter gar nicht gespendet werden, als was der Altmeister deutscher Dichtung von ihm sagt: „Er steht wirklich in allen seinen Darstellungen und Äußerungen als ein unerreichbares Beispiel von Geradsinn, Menschenverstand, Scharfblick, Durchblick in seinem Kreise da, daß er demjenigen, der diese Eigenschaften zu schätzen weiß, Bewunderung ablockt. Keine Spur von Schiefheit, falscher Anforderung, dunkler Selbstgenügsamkeit, sondern alles klar rein wie ein Glas Wasser." Und noch als einen besonderen Vorzug vor seinesgleichen rühmt Goethe von Grübel, daß er mit Bewußtsein ein Nürnberger Philister ist. Er bleibt mit seinen Dichtungen innerhalb des Gesichtskreises des Nürnberger Kleinbürgers, innerhalb des Getriebes und des Kleinlebens seiner Vaterstadt, aber hier ist er der vollendete Meister. Die alte Nürnberger Art und Weise spiegelt sich in seinen Dichtungen prächtig wieder; dabei beherrscht er das nichts weniger als dankbare Idiom mit spielender Leichtigkeit; dem Natürlichen geht er nicht aus dem Weg, aber er sucht das Gemeine nicht auf und bei aller Neckerei, wie sie hier in Nürnberg von je zu Hause ist, wird er nie verletzend.

Das Leben Konrad Grübels ist das einfache eines Nürnberger Handwerksmeisters. Als Flaschnerssohn 1736 geboren, trieb er das väterliche Handwerk und ward 1761 Meister. In seiner Ehe, die er als Siebenunddreißigjähriger schloß, wurden ihm 9 Kinder bescheert. 1775 wurde er Stadtflaschner, 1784 Geschworener seines Handwerks, 1800 Gassenhauptmann, ein Amt, welches lebenslänglich war. Genannter ist er nicht gewesen und so ist er auch den gemeindlichen Wirren und Kämpfen, die seit den 80 Jahren die Gemüter in stürmische Aufregung brachten, fern geblieben. In der Jugend blies er Flöte und spielte Guitarre. Unter seiner Lektüre werden Gellert und Rabener genannt. Seine Gedichte in der heimischen Mundart, von denen er etliche in Flugblättern ausgehen ließ, fanden so viel Beifall, daß er sich von allen Seiten bestürmt sah, die Früchte seiner freien Stunden gesammelt herauszugeben. So erschienen 1798 bis 1803 nach einander 3 Bändchen, über der Herausgabe des vierten überraschte den Dreiundsiebenzigjährigen der Tod am 9. März 1809. Sein Leichenbegängnis geschah unter allgemeiner Teilnahme der Nürnberger Einwohnerschaft, der verdiente Dichterkranz fehlte nicht auf seinem Sarg. Der hundertjährige Gedenktag an Grübels Geburt

wurde am 3. Juni 1836 als ein allgemeines Nürnberger Familienfest gefeiert. Daß man den Dichter auch in dem neu verjüngten Nürnberg zu schätzen weiß, zeigt das hübsche Brunnendenkmal, welches nach Wanderers Entwurf von Rößner modelliert und von Lenz gegossen, am 3. Juni 1881 enthüllt wurde und so darf man wohl hoffen, daß, solange ein Verständnis für altnürnbergische Art vorhanden ist, auch Name und Werk des biederen Stadtflaschners unvergessen bleibt.

An dieser Stelle dürfte es nicht unangebracht erscheinen, auf das Nürnberg, das uns aus Grübels Gedichten so anheimelnd entgegentritt, einen kurzen Blick zu werfen. Die Vorstellung, die wir uns an der Hand von Thatsachen von jenem Nürnberg Grübels machen können, steht im stärksten Kontrast zu dem heiteren, lebensfrischen Bild, welches die in steter Verjüngung und Ausdehnung begriffene, mächtig aufstrebende Stadt jetzt nach hundert Jahren bietet. Allerdings schaut die altersgraue Reichsburg heute noch wie vor hundert Jahren von ihrem Sandfels herab, die Kirchtürme von Skt. Sebald und Skt. Lorenz erheben sich nicht anders wie ehedem aus den Häusermassen empor und selbst die trutzigen runden Thortürme, längst zur Ruhe gesetzt, halten heute wie sonst, wenn auch nur scheinbar, Wacht. Und doch wie stark hat das Bedürfnis und der unaufhörliche Ruf nach Licht und Luft, nach freiem Verkehr, rascher Bewegung und Bequemlichkeit zerstörend und erneuend, verändernd und umgestaltend, vielfach auch wieder herstellend und verschönernd gewirkt! Das Nürnberg vor hundert Jahren dagegen, darin stimmen die Zeugnisse aller fremden Besucher, deren Wahrnehmungen an die Öffentlichkeit gekommen sind, überein, machte den Eindruck einer verfallenden Stadt. Selbst die Stadtmauer in einzelnen Partieen drohte mit dem Einsturz und das Äußere von öffentlichen wie Privatgebäuden war in hohem Grade verwahrlost. Mit der Reinlichkeit der Gassen — „Straßen“ kannte man ja nicht — war es übel bestellt. Offenstehende Dungstätten waren keine Seltenheit und Feder- wie Borstenvieh war in seiner öffentlichen Erscheinung durch eine hohe Polizei blutwenig beschränkt. Die Beleuchtung der Gassen und öffentlichen Plätze durch Laternen wurde erst 1792 eingeführt. Die Eingeborenen, die daran gewöhnt waren, fanden an diesen Dingen natürlich nichts Anstößiges. Aber auch das Gepräge des Altertümlichen und Eigenartigen trat viel schärfer als heutzutage hervor. Vorherrschend waren noch die runden Fensterscheiben, häufig die bunten Frescomalereien an den Häuserfronten und zahllos die geschnitzten Bildwerke an den Ecken der Häuser. Durch die bei der Anlegung der Gassen herrschende regellose Willkür ergaben sich malerische Ansichten in viel größerer

Zahl als in unseren Tagen, welche manche Gebäude Alt-Nürnbergs gar nicht mehr, andere nur in umgewandelter Gestalt kennen. So ist unter anderen die zierliche, altertümliche, höchst malerische „Schau" gegenüber dem Rathaus verschwunden und hat der höchst unmalerischen königlich bayerischen Hauptwache Platz gemacht. Manche Klostergebäude, von denen jetzt kein Stein mehr steht, waren, wenn auch anderen Zwecken dienend, vor 100 Jahren wenigstens in ihrer Anlage noch vorhanden, ebenso die Höfe auswärtiger Klöster, wie der Heilsbronner Hof, der Ebracher Hof und so vieles andere.

Noch viel abstechender als der damalige Anblick des Stadtinnern von dem heutigen war das Aussehen des nächsten Bezirks außerhalb der Stadtmauer. Hatte man, um sich ins Freie zu begeben, das Thor passiert, so kam man an Militärposten, Hornwerken, Kronwerken u. s. w. vorüber. Die jetzt mit grünenden Anlagen bedeckte und von Straßen und schattigen Wegen durchschnittene nächste Umgebung der Stadt war großenteils als Schuttablagerungsplatz dienendes wüstes Sandfeld, auf welchen Disteln und Brennnesseln ausschließlich die Nürnberger Flora vorstellten. Neben diesem Gebiete bestanden, namentlich auf der Sebalder Seite, zahlreiche Privatgärten und das Ganze war von den 1632 aufgeworfenen Feldschanzen umfangen oder durchbrochen. Von öffentlichen Anlagen und Spaziergängen bestanden nur die Hallerwiese und der Judenbühl; die Rosenau war damals nichts als eine gemeine Schenke, wo nur Schnaps und Weißbier verabreicht wurde. Die weiter entfernte Umgegend Nürnbergs mit Ausnahme des Dutzendteichs wurde damals nicht besucht. Hummelstein, Valznerweiher, Schmausenbuck, Steinbrüchlein, Großreuth u. s. w. sind erst später in Aufnahme gekommen. Das Spazierengehen in dem weiteren Stadtumkreis war übrigens, namentlich in der letzten Zeit der Reichsstadt, mit so viel Umständlichkeiten und Widerwärtigkeiten verbunden, daß es gar nicht verlockend war, das Freie aufzusuchen. Schon der Anblick der preußischen Schildwachen gleich vor den Thoren, der dem Nürnberger Bürger die geschwundene Herrlichkeit seiner Vaterstadt so recht vor Augen und zu Gemüte führte, mußte demselben die Freude verderben. Eine beständige Widerwärtigkeit war die Thorsperre, welche mit Sonnenuntergang erfolgte. Der Thorschluß wurde durch dreimaliges Blasen oder Tüten angekündigt und wer zu spät kam, mußte seine Einlaßgebühr erlegen. Die kleineren Thore wurden ohnedies noch früher gesperrt und es blieb dem, der nach Hause eilte, nur eins der vier Hauptthore zur Verfügung. So wurde der Genuß eines warmen Sommerabends im Freien dem in seinen Mauern eingesperrten Städter fast zur Unmöglichkeit gemacht. Besser hatten es die Herren Patrizier, welche in ihren Gärten vorm Thor

und auf ihren Landsitzen in den Pflegeämtern Gelegenheit hatten, in traulichem Familienverkehr sich über die Sorgen der Gegenwart hinwegzutäuschen.

Außer den Biergärten dienten den Nürnberger Bürgersleuten aus den Handwerkerkreisen namentlich die Kirchweihen in den nächstgelegenen Dörfern zur Erholung und Erlustigung. Auch die Fürther übte schon zu jener Zeit eine gewisse Anziehungskraft. Aber auch die Kirchweihen in den Pfarrsprengeln der Stadt hatten damals eine ungleich größere Wichtigkeit als in unseren vergnügungsreichen Tagen, wo dem Vergnügungsbedürftigen die Wahl manchmal zur Qual wird. An Roheiten, in welche die Volksbelustigungen ausarteten, wie der blutige Mann, der Hahnenschlag und dergleichen fehlte es freilich dabei nicht. Die Johanniskirchweih mit dem in eifriger Pietät geübten Gräberschmuck behauptete immer einen gewissen Vorrang unter den städtischen Kirchweihen.

Erst in unserem Jahrhundert hat mancher Brauch in Nürnberg sein Ende gefunden, der noch am Ende des vorigen regelmäßig geübt wurde. Dazu gehörte das Blasen des Türmers bei Anbruch des Tages und bei Einbruch der Nacht, das Spiel der Stadtzinkenisten von den Türmen bei den Hochzeiten, um den Auszug aus der Kirche zu begleiten, aber auch um den Augenblick der Sarglegung eines Verstorbenen zu feiern. Musikchöre gingen auch am Neujahrstage durch die Straßen der Stadt, um, namentlich bei den Honoratioren „das Neujahr anzublasen“ oder eigentlich sich ein Trinkgeld zu erblasen. Vor Geschenke heischenden Neujahrsgratulanten konnte man sich damals überhaupt kaum retten. — Ein Brauch dann, der immer eine besondere Augenweide für die schaulustige Bevölkerung der Reichsstadt bildete und mit dieser selbst zu Grabe ging, war die alljährlich an Ostern mit feierlichem Ernst vor sich gehende Ratswahl. Da wurden sämtliche Thore gesperrt und in feierlicher Auffahrt begaben sich die Herren vom Rat in altspanischer Tracht in das mit Wachen besetzte Rathaus, wo die Wahlen in der bereits früher erzählten Weise vorgenommen wurden.

Das Theater nahm zu Nürnberg in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts durchaus keine würdige Stellung ein und auch in der anderen Hälfte blieb daran viel zu wünschen übrig. Die theatralischen Bedürfnisse des Nürnberger Publikums wurden durch wandernde Bühnengesellschaften, „Banden“, befriedigt, welche, soweit es das Schauspiel betrifft, sich mit dem Fechthause begnügen mußten, bis ihnen endlich 1766 auch das bis dahin ausschließlich den Opern vorbehaltene Nachtkomödienhaus eingeräumt wurde. Auch beim Volk der Mimen galt Nürnberg als einer der schlechtesten Theaterorte in Deutschland.

Nur langsam gestalteten sich die Verhältnisse besser bei den Dichtern, bei den Spielern und beim Publikum. Nach der Vertreibung des Hanswurst von der Bühne durch Gottscheds allgewaltigen Einfluß füllten dessen Stelle eine Zeit lang andere, verwandte Gestalten aus. Unter einer Menge geringwertigen, geschmackwidrigen Zeugs tauchen Molière und Goldoni auf, nach diesen folgen Gotter, Schröder, Iffland, Babo, Kotzebue, auch der Hamlet und Goethes Götz von Berlichingen kommen zum Vorschein. Auf den Alexandriner folgt der Jambus; Schillersche Dramen aber wurden erst lange nach dem Beginn des neuen Jahrhunderts gespielt. Dagegen gelangten Mozarts Opern bald nach ihrem Erscheinen zur Aufführung und auch das Ballet fehlte nicht. Eine entschiedene Wendung zum Besseren in den Nürnberger Theaterverhältnissen trat endlich ein, als ein Nürnberger Bürger, Georg Leonhard Auernheimer, Besitzer des Gasthofs zum Reichsadler, an der Stelle des ihm von der Stadt überlassenen baufällig gewordenen Opernhauses ein neues Theater erbaute und damit zugleich eine ständige Bühne errichtete. Dieselbe wurde am 6. April 1801 mit Kotzebues Ritterschauspiel: Bayard, der Mann ohne Furcht und Tadel, eröffnet. Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß es in Nürnberg schon im vorigen Jahrhundert nicht an Liebhabertheatern gefehlt hat. Auch die patrizische Jugend leistete sich dies Vergnügen und veranstaltete auf der Herrentrinkstube zuweilen theatralische Aufführungen.

Zu den kulturgeschichtlich merkwürdigen Erscheinungen des bei allem politischen Elend im Streben wie im Irren so großartigen 18. Jahrhunderts gehören die vielen und mannigfachen geheimen Gesellschaften, von denen allein der Freimaurerbund sich dadurch erhalten hat, daß er neben den mit dem Reiz des Geheimnisses umgebenen äußeren Formen auch einen tieferen geistigen und sittlichen Kern in sich faßt, der auch im offenen Lichte des Tags nichts an seinem Wert verliert. In Nürnberg entstand 1761 die Loge „Josef zur Einigkeit“, von der sich 1789 eine andere Loge „Zu den drei Pfeilen“ abzweigte.

Kaiser in dem vermorschten deutschen Reiche war seit dem Tode des ersten Habsburg-Lothringers Franz I. 1765 dessen Sohn Josef II., der, nachdem seine Mutter Maria Theresia am 19. November 1781 ausgeatmet hatte, auch in den österreichischen Ländern als Herrscher gebot. Am 25. Mai 1781 kam der damals noch von Hoffnungen künftiger reformatorischer Thaten erfüllte, nach Kenntnis der Welt und der Menschen dürstende Monarch nach Nürnberg und nahm in strengstem Inkognito als Graf von Falkenstein Quartier im Gasthof zum roten Hahn am Kornmarkt. Alle Ehrenbezeig-

ungen unterblieben, nachdem der Kaiser sie sich entschieden verbeten hatte.

Von öffentlichen Bauten der Stadt ist in dieser Periode des Verfalls natürlich so wenig die Rede als von einer Bauthätigkeit der Privaten. Ein einziges Bauwerk von Bedeutung stammt aus dieser Zeit und selbst dies blieb unvollendet. Es ist dies die von dem Deutschherrnorden auf der Stelle der alten abgebrochenen Elisabethkapelle 1705—1802 errichtete Deutschhaus-Kirche mit dem mächtigen Kuppelbau und dem bei Sonnenschein weithin erglänzenden goldenen Kreuz. Mit der Aufhebung des landreichen Ordens in allen außerösterreichischen Ländern zur Zeit der Säkularisationen ward der Bau eingestellt. Fast ein Jahrhundert lang diente die Kirche als königliches bayerisches Militärmagazin, bis sie im letzten Jahrzehnt ihrer Bestimmung zurückgegeben und unter Aneignung des ältesten Namens zum Gebrauch der katholischen Kirchengemeinde hergerichtet wurde.

Einunddreißigstes Kapitel.

Die Finanznot.
Todeskampf und Ausgang der freien Reichsstadt.

Die Ursachen der nürnbergischen Finanzzerrüttung reichen weit zurück. Die erste Erschütterung des finanziellen Gleichgewichts geschah durch den kostspieligen Überfall des Albrecht Alcibiades. Viel verderblicher wirkten dann die furchtbar schweren Opfer des 30jährigen Kriegs, und so erbärmlich auch in den Feldzügen gegen Ludwig XIV. die kriegerischen Leistungen der Reichsarmee waren, so drückend waren doch die Ansprüche, welche an die Kassen der einzelnen Reichsstände gemacht wurden, zumal wenn dieselben so erschöpft waren wie die von Nürnberg. Betrug doch z. B. das, was Nürnberg von 1677 bis 1697 für das Reich zu leisten hatte, allein schon 1 103 705 fl. Doch das schlimmste war, daß dem Nürnberger Finanzwesen die verständig leitende Hand fehlte, seitdem nicht mehr, wie ehedem, mit dem Soll und Haben vertraute Geschäftsmänner, sondern standesstolze Herren das Ruder führten, welche die Verwaltung des Staatsvermögens, worüber sie niemandem als dem Kaiser Rechenschaft schuldig, als ihr Erbrecht betrachteten und auch die dazu nötige Erbweisheit als selbstverständlich zu besitzen glaubten.

Daß man dem Ruin entgegen ging, war offensichtlich, nur die regierenden Herren verschlossen die Augen. Schon i. J. 1696 hatte der vorderste Losunger Johann Albrecht Rieter dem Rat über das Mißverhältnis zwischen Einnahmen und Ausgaben und über das bedenkliche Anwachsen der Schulden und der Lasten Vorstellungen gemacht, er erntete aber schlechten Dank dafür und verzichtete infolgedessen auf seine Stellung im Rat wie auf sein Bürgerrecht und zog sich auf sein Gut Kornburg zurück. Der Wille, den eingerissenen Schlendrian zu beseitigen, fehlte eben vollständig und mit konservativer Starrheit und Bequemlichkeit hielt man fest an der unübersichtlichen, verwickelten Art des Kassawesens, sowie an den veralteten Formen der Besteuerung.

Dieses Steuerwesen war teilweise höchst eigentümlicher Art. Die neben den indirekten Steuern des Ungelds auf Getränke,

Lebensmittel u. s. w. bestehende direkte Steuer, Losung genannt, war eine Vermögens- und Kopfsteuer und ihre Einrichtung reicht wohl bis ins 12. Jahrhundert zurück. Nur ist sie in früheren Zeiten nicht regelmäßig jedes Jahr erhoben und später, je nach Bedürfnis, erhöht oder herabgesetzt worden. Unter einfacher Losung verstand man eine einprozentige Steuer von allem losungspflichtigen Vermögen, wozu alles Betriebskapital gehörte, das in Geschäftseinrichtung, in Außenständen, Warenvorräten und barem Geld steckte. Es wurde also nicht, wie heutzutage, der Geschäftsertrag, sondern das Geschäftskapital besteuert. Losungfrei war alles Gold- und Silbergeschmeide, Rüstung und Waffen, Kleinodien, Kleidung und Hausrat, d. h. alles, womit weder Hantierung noch Handel getrieben wurde. Es mußte manchmal $1\,^1/_4$, $1\,^1/_2$, $1\,^3/_4$, zuweilen doppelte Losung entrichtet werden, letztere ist dann im 18. Jahrhundert fast zur Regel geworden. Bei ausgeliehenen Kapitalien mußte von je 6 fl. Interesse 1 fl. entrichtet werden, die Kapitalrentensteuer betrug also $16\,^2/_3\,\%$. Bei Landgütern wurde der jährliche Ertrag berechnet und mit der Hälfte obiger Steuer, also mit $8\,^1/_3\,\%$ belegt. Ebenso betrug die übrige Losung auf dem Lande die Hälfte der städtischen.

Neben der Vermögenssteuer bestand eine Personal- oder Kopfsteuer, genannt der Burgergroschen, die sowohl von dem, der ein Vermögen besaß als von dem, der ohne Vermögen bloß von seinem Geschäft lebte, entrichtet werden mußte. Bei einer gewöhnlichen einfachen Losung mußte Jeder zwei Burgergroschen, d. h. 2 fl. 40 Kreuzer, bei einer doppelten vier Burgergroschen erlegen. Die Bürger Nürnbergs genossen das Privilegium, auf die Losung nicht gepfändet zu werden. Um aber doch einen Druck auszuüben, durfte dem Restanten der Sarg nicht mit einem gewölbten Deckel, sondern bloß mit einem ebenen Brett, das man Nasendrücker nannte, versehen werden, außer wenn von den Hinterbliebenen die Steuer noch vor der Beerdigung abgeführt wurde. Um dem Schimpf zu entgehen, wurde der Steuerbetrag gewöhnlich bei der Bürgerschaft gesammelt.

Die Zahlung der Losung erfolgte nicht in barem Gelde, sondern durch symbolische Münzen, welche zu diesem Zwecke eigens geprägt waren und vorher bei dem Münz-Visitationsamte eingewechselt werden mußten. Die zur Entrichtung des Burgergroschens waren von Kupfer, die anderen von Gold und Silber, da die Vermögenssteuer halb in Gold, halb in Silber zu entrichten war. Um die Sache noch umständlicher zu machen, wurde auf Gold und Silber noch ein besonderes Agio berechnet. Nach Einlösung der nötigen Losungszeichen begab sich der Bürger am angesetzten Termin in die Losungsstube und warf die Steuer, d. h. die stellvertretenden Münzen in eine unter dem mit

einem Teppich bedeckten Tische befindliche Schublade unter gleichzeitiger Angabe seines Namens und der Gassenhauptmannschaft, zu der er gehörte, worauf sein Name in dem Losungsregister einfach ausgestrichen wurde. Eine Quittung wurde nicht verabfolgt; es genügte, daß der Zahlende zwei Zeugen bei sich hatte, die er sich auf seinem Losungszettel bemerkte, um sich auf sie nötigenfalls berufen zu können.

Als Gewähr, daß die Losung richtig und „ohne Schalkung“ gegeben wurde, diente der „Losungseid“, welcher alljährlich in der Woche vor dem Aschermittwoch geschworen werden mußte und wozu jeder Bürger, die Witwen nicht ausgenommen, zu erscheinen hatte. Wegen Steuerveranschlagung für das kommende Jahr wurden Mitte Dezembers die Genannten des großen Rats zusammenberufen, wobei jeder Genannter sein Votum mit lauter Stimme abgab. Einige Wochen später wurden denselben in einer Versammlung die vom kleinen Rat gefaßten Beschlüsse bekannt gegeben. Es galt als Recht der Genannten, daß ohne Abstimmung keine Losung angelegt wurde, auch ist nicht bekannt, daß einer solchen die Zustimmung versagt wurde; dagegen kam es öfters vor, daß außerordentliche Steuern verweigert wurden. Dieselben stießen überhaupt auf den größten Widerwillen und bei jedem Versuche, solche aufzulegen, rumorte es in der Gemeinde. In den bei solchem Anlaß erschienenen Pasquillen mußte der Rat es sich sagen lassen, daß durch die indirekten Steuern große Summen zusammenkommen, von denen man nicht wisse, wohin sie flössen, auch sollten nur die Herren Patrizier selbst einmal ihre Geldbeutel aufthun. Mißstimmung und Mißtrauen lagerte wie ein dichter Nebel über der Bürgerschaft und es änderte sich darin nichts, wenn auch einmal ein Frevler am Gemeindevermögen der strafenden Gerechtigkeit verfiel. Dies geschah unter anderem dem Losungsamtmann Johann Friedrich von Wimpfen, der während der Untersuchung seiner Veruntreuungen 1688 im Gefängnis starb und dem Leihhauskassier Jeremias Imhof, der, um seine Vergehen im Amt zu verdecken, das Leihhaus in Brand zu stecken versucht hatte und am 1. März 1672 enthauptet wurde.

Dem Murren über die Steuerlast folgten allmählich offene Beschwerden. In den Jahren 1716 und 1721 wandten sich die Kaufleute an das Kollegium der Älteren Herren mit Klagen über das Elend des Handels und baten um Minderung der Losung, des Ungelds und des Getreideaufschlags. Die Klagen blieben jedoch ohne Erfolg. Im Jahre 1730 gab der Kaufmann Zacharias Buck aus Mißmut über die drückenden Umstände sein Bürgerrecht auf und als er wegen der von ihm verlangten Nachsteuer mit dem Rat in Streit geriet, verklagte er diesen beim Reichshofrat. Gleich darauf wandten

sich 82 andere Kaufleute klagend an diese Stelle und knüpften an ihre Beschwerden über das Steuerwesen, die Finanzgebrechen und die geheime Rechnungsführung des Rats das Gesuch um Niedersetzung einer lokalen Kommission, welche das nürnbergische Finanzwesen untersuchen und Mittel zur Verbesserung desselben ausfindig machen solle. Statt diesem Wunsche nach einer wirkungsfähigen Kommission an Ort und Stelle zu willfahren, wurde eine Hofkommission angeordnet, die jedoch, wie vorauszusehen war, zu keinem Resultat führte. Es wurde zwischen Wien und Nürnberg viel korrespondiert, es wurden wohlmeinende Mahnungen erteilt und es wurde auch eine Übersicht der Ausgaben und Schulden sowie die Vorlage der Rechnungen seit vier Jahren eingefordert, aber nach 20 Jahren stand die Sache auf dem alten Fleck. Als dann die Rechnungen für richtig befunden worden, beantragten die Nürnberger Kaufleute neuerdings die Niedersetzung einer lokalen Kommission; es kam aber wieder nicht dazu. Indes erging am 16. Juli 1751 an den Rat zu Nürnberg ein kaiserliches Reskript, worin binnen zwei Monaten das Eintreffen von Ratsbevollmächtigten in Wien um so sicherer erwartet wurde, als außerdem Kaiserliche Majestät die nötigen Maßregeln ergreifen werde, um über die Beschwerden der Nürnberger Kaufleute sowohl als über den statum activum et passivum des Nürnberger aerarii eine gründliche Einsicht zu gewinnen. Mittlerweile hatten aber die Beschwerdeführer die Hoffnung aufgegeben, daß die Sache auf diesem Wege zu einem ersprießlichen Ende kommen werde und auf die weitere Verfolgung der Klage verzichtet. Daraufhin wurde in einem Reichshofratsbeschluß vom 17. Oktober 1754 erklärt, daß infolge der Zurücknahme der Klage der nürnbergischen Kaufleute die Sache ad acta gelegt sei, jedoch war noch vor diesem am 6. August 1754 ein kaiserliches Dekret an den Rat von Nürnberg ergangen, worin derselbe hinsichtlich der vorgelegten Rechnungen zwar absolviert, zugleich aber angewiesen wurde, die veraltete Rechnungsmethode abzuändern und nach dem gegenwärtig üblichen Stil, Form und Ordnung einzurichten, die ohne Not und Nutzen in einigen Kassen liegenden Gelder zur Abführung von Schulden und Zinsen zu verwenden, unnütze Ausgaben für Mahlzeiten und dergleichen abzustellen und die Ausgaben insgemein zu vermindern, dem Handel aufzuhelfen und überhaupt „das gesamte nürnbergische Ökonomikum auf besseren Fuß zu setzen". — Hätte der Rat nach seiner Pflicht und zur Erhaltung seiner Reputation diese verständigen Mahnungen befolgt, so wäre es noch möglich gewesen, das drohende Verderben abzuwenden; es wurde aber in altem Stil fortgewirtschaftet, bis die patrizische Erbweisheit mit ihrem Latein zu Ende war.

Zu den groben Nachlässigkeiten der nürnbergischen Finanzwirt-

schaft gehörte das Verhalten des Rats hinsichtlich der Beiträge an das Reich. Trotz der so arg verminderten Leistungsfähigkeit geschah aus unzeitigem Stolz nichts, um der Stadt nach dieser Seite eine Erleichterung zu verschaffen. Bei der 1726 vorgenommenen allgemeinen Ermäßigung der Kammerziele (der Beiträge zum Reichskammergericht), bei welcher manche Reichsstadt um $^1/_2$ bis $^5/_6$ ermäßigt wurde, war Nürnberg die einzige Stadt, welche keine Ermäßigung beanspruchte. Ja, der Rat hatte sich sogar eine Erhöhung der Römermonate von 796 fl. auf 828 fl. gefallen lassen und dieselbe 20 Jahre lang gutwillig geleistet. Von 1739 an aber wollte die Stadt, wie ursprünglich festgesetzt war, nur den siebenten Teil der auf den fränkischen Kreis treffenden Summe bezahlen und verfuhr auch demgemäß. Der Kreis betrachtete dies jedoch als ungebührliche Eigenmächtigkeit und ließ den Fehlbetrag von Jahr zu Jahr in Rest bringen, sodaß sich 1751 ein Rückstand von 63442 fl. nebst 11578 fl. Zinsen ergab. Zur Beitreibung dieses Betrags wurde im April 1751 bambergisches und ansbachisches Militär in die Vororte Buch, Almoshof und Schnepfenreut zur Exekution eingelagert und der geängstigten Stadt blieb, nachdem die von ihr angerufene kaiserliche Abmahnung nicht respektiert wurde, nichts übrig, als zu bezahlen.

Diese schlimme Erfahrung, so sollte man denken, hätte den Rat aufrütteln müssen, sich künftig vorzusehen und den veränderten Verhältnissen gemäß auf eine Minderung der der Stadt aufgebürdeten Reichslasten hinzuwirken. Allein wie trotz dem kaiserlichen Dekret von 1754 jede einschneidende Maßregel zur Ordnung der Finanzen unterblieb, so wurde auch jeder Versuch, die Reichslasten zu mindern, unterlassen und die Stadt hat während des 7jährigen Kriegs, welcher ihre Schuldenlast um mehrere Millionen vermehrte, alle ihr vom Reich zugemuteten Leistungen an Geld und Mannschaft ohne ernsthaften Widerspruch auf sich genommen.

Seit dem oben erwähnten Vorgehen der 82 Bürger aus dem Handelsstand gegen die Mißstände im Steuerwesen und in der Finanzverwaltung war in dieser Richtung kein weiterer Schritt geschehen und die Mißwirtschaft, welche auch in Schlözers Staatsanzeigen, dem damaligen puplizistischen Richterstuhl für alle öffentlichen Mißbräuche, gegeißelt wurde, dauerte unverändert fort. Die Herren Senatoren der Republik ließen sich in ihrer Herrscherruhe nicht stören; sie blieben auch ungerührt von den Klagen der Kaufleute, die sich namentlich auch darüber beschwerten, daß trotz aller Vorstellungen Bavel (Ausschuß) und schlechte Außenstände gleich als ob sie vollwertig wären versteuert werden mußten. Endlich kam aber das Gefäß doch zum überlaufen. Am 7. Februar 1786 schrieb der Rat, ohne das Kollegium

der Genannten zu hören, geschweige denn seine Zustimmung einzuholen, eine außerordentliche Kopf- und Vermögenssteuer aus. Da ermannten sich endlich die Genannten zu einem Protest gegen diese Willkür und da derselbe fruchtlos war, zu einer dem Kaiser von einer Deputation überreichten Vorstellung, welcher am 12. September eine ausführliche Beschwerdeschrift folgte. In derselben wurden nicht bloß die Gebrechen der Finanzverwaltung, die geheime Rechnungsführung und die große Schuldenlast dargelegt, sondern auch die von dem regierenden Rat beliebte Mißachtung des den Genannten zustehenden Rechts der Mitentscheidung an der Steueranlegung gekennzeichnet. Der Rat wußte jedoch auch diesen Schlag abzulenken, indem er beim Reichshofrat die Vorstellung der Genannten als das Werk einiger unzufriedener Kaufleute hinstellte, womit gemeine Bürgerschaft gar nichts zu schaffen habe. Und in der That wurden in dem Entscheid des Reichshofrats vom 14. Dezember 1786 sämtliche Beschwerdepunkte der Genannten als nicht vorhanden erklärt, das Mitentscheidungsrecht der Genannten bei der Steuerfestsetzung verneint und die unweigerliche Bezahlung der ausgeschriebenen Steuer befohlen. Gleichzeitig erging an den Rat die Aufforderung, über den Erfolg der zur Verbesserung des Finanzwesens bisher getroffenen Anordnungen zu berichten und eine getreue Angabe über Einnahmen und Ausgaben, sowie über Vermögens- und Schuldenstand binnen 2 Monaten einzusenden. Der Rat scheint jedoch Mittel und Wege gefunden zu haben, um auch dieser bestimmten Aufforderung auszuweichen und die unangenehme Aufgabe hinauszuschieben, denn noch mehrmals, am 16. Oktober 1790, am 28. Februar und 2. August 1791 sah sich der Reichshofrat infolge der von den Genannten unausgesetzten Betreibung der Sache veranlaßt, seinen Befehl gründlicher Berichterstattung aufs neue einzuschärfen. Dieses widerwärtige, dem Ernst der Sache so wenig entsprechende Spiel hätte sich vielleicht noch Jahre fortgesetzt, wenn nicht mittlerweile den Genannten die äußerste Finanzverlegenheit der regierenden Herren zu Hilfe gekommen wäre.

Kaiser Josef II. war am 20. Februar 1790 verschieden. Mit gebrochenen Flügeln, gescheitert mit den meisten seiner gut gemeinten, aber überhasteten gewaltsmäßigen Reformversuchen und erlegen dem stumpfen Widerstand der Welt, war der unglückliche Monarch zu Grabe gegangen. Ihm folgte in der deutschen Kaiserwürde sein Bruder Leopold II. Zur Bestreitung der Unkosten für die Überbringung der Reichsinsignien nach Frankfurt, für die Erneuerung der Reichs- und böhmischen Lehen sowie für die Bestätigung der kaiserlichen Privilegien waren beiläufig 60000 fl. nötig. Einst hatte die Stadt

Tausende an Fürsten, Herren und Kommunen ausgeliehen und jetzt befanden sich die Väter der Stadt wegen Beschaffung dieser Summe in solcher Verlegenheit, daß sich ihr Stolz beugte und sie sich in vertraulicher Weise an die Genannten wendeten, um diese zu einer Äußerung über die beste Art, die Summe aufzubringen, zu veranlassen. Für die Genannten war dies ein willkommener Anlaß, mit ihren Beschwerden und Vorschlägen hervorzutreten und sie an den Mann, d. h. an den Rat zu bringen. Dies geschah in einer unter dem Titel: „Kurze Darstellung der Finanzbeschwerden und der zu deren Abstellung geschehenen wesentlichen Verbesserungsvorschläge, welche von dem größeren bürgerlichen Rat zu Nürnberg ausgeführt worden" auch im Druck erschienenen umfassenden Denkschrift.

Die in den Grenzen größter Mäßigung gehaltene Denkschrift war von 88 Genannten aus dem Bürgerstande unterzeichnet. Eine unmittelbare Wirkung trat nicht ein; einschneidende Maßregeln scheute man und vor allem sträubten sich die privilegierten Verwalter des Staatsvermögens gegen eine gründliche Untersuchung ihrer bisherigen Leistungen. Auf anderem Wege kam es aber doch zu der gefürchteten Untersuchung. Die Beschwerde Nürnbergs über zu hohe Veranlagung seiner Beiträge zum fränkischen Kreis machte eine Prüfung seiner Leistungsfähigkeit unerläßlich und damit war die Nothwendigkeit einer vom Kreis ausgehenden Untersuchung seines Vermögensstandes von selbst gegeben. Wie sehr Nürnbergs Beschwerde berechtigt war, zeigt ein Vergleich der von den größeren fränkischen Kreisständen bezahlten Beiträge. So bezahlte 1790 Bamberg bei 66 □Meilen Flächeninhalt, 195 000 Einwohnern und 660 000 fl. Einkünften 454 fl.; Würzburg bei 94 □Meilen, 266 000 Einwohnern und 900 000 fl. Einkünften 900 fl.; Brandenburg-Ansbach-Bayreuth bei 140 □Meilen, 400 000 Einwohnern und 2 Millionen Gulden Einkünften 688 fl.; während Nürnberg bei 24 □Meilen, 80 000 Einwohnern und 400 000 fl. Einkünften 789 fl. und 20 Kreuzer zu bezahlen hatte. — Das Ergebnis der von der Kreisdeputation vorgenommenen Untersuchung war so, daß es nicht trostloser, für die bisherige Staatsverwaltung nicht beschämender gedacht werden konnte. Nach dem Bericht eines der Kreisverordneten, des Grafen Julius von Soden, ergab sich folgendes: Eine Schuldenlast von 9 454 941 fl., wovon der Staat mehr als die Hälfte der eigenen Bürgerschaft schuldete, wozu noch über 3 Millionen kamen, die auf den Ämtern hafteten; ein Defizit, das einmal auf 412 274 fl., ein anderesmal auf 293 054 fl. stieg, jährlich aber von 1763—1792 mehr als 80 000 fl. betrug. „Die Kapitalzinsen sind der Abgrund, der alles verschlingt". Dabei die Losung verdoppelt, die Lebensmittel besteuert, die Ausgaben nicht

zu vermindern, die Besoldungen der Staatsdiener äußerst gering. „1755 war es Zeit" sagt Graf Soden, „den am Rand des Abgrunds stehenden Staat zu retten und Millionen neuer Schulden, der Grund des jetzigen Verderbens, bestünden nicht. Hätte damals der Staat sein geheimnisvolles Schweigen über seine wahre Lage gebrochen, so wäre der Staat trotz aller Kriegskalamitäten gerettet worden. Aber man hat dem falschen, eingebildeten Vorteil des Geheimnisses der Administration alles unterordnen zu müssen geglaubt. — Umsonst verberge man sichs länger! Es gibt keine andere Rettung für den hiesigen Staat als in der Umschaffung seiner Staatsverwaltung, denn in ihr liegt der Urstoff seines Untergangs. Das Wohl des Ganzen ist der Zweck jeder Verbindung und in einer Republik wird man doch wohl behaupten dürfen, daß das Volk und die Staatsverwalter keine isolierten, geschweige denn entgegengesetzte Wesen, sondern Eins ausmachen sollen. Der Magistrat muß also, ist ihm anders an der Erhaltung des Ganzen und an seiner eigenen gelegen, sich seinen Mitbürgern nähern, das Vertrauen mit ihnen herstellen, ihnen freundschaftlich die Hand bieten, ihnen in der Verwaltung der Staatseinkünfte diejenige Teilnahme gestatten, die eine richtig organisierte Staatsverfassung schlechterdings fordert".

Diese und andere Mahnungen, sowie der Eindruck der nicht mehr zu vertuschenden Sachlage verfehlten ihre Wirkung nicht und so kam im August 1792 eine aus Mitgliedern des kleinen und des großen Rats zusammengesetzte „Oekonomie-Verbesserungskommission" mit der Aufgabe der Verwaltungsreform zu stande. Aus dem kleinen Rat traten in dieselbe: F. W. K. Tucher von Simmelsdorf, S. F. W. Löffelholz von Colberg, K. Chr. Harsdorf von Enderndorf, sowie der Ratskonsulent Dr. Konrad Deinzer. Aus dem Genannten-Kollegium wurden gewählt: die Marktvorsteher J. W. Keßler und K. Kießling, die Marktsadjunkten P. W. Merkel und G. W. Börner, der Kaufmann J. Ch. Karg, der Zinngießermeister C. W. Marx und der Drechslermeister M. Zick. Den Genannten wurde auch die Zuziehung eines ständigen bürgerlichen Konsulenten in der Person des Dr. Spieß zugestanden. Als kundige Finanzmänner traten der Kommission später noch der Syndikus Dr. Zahn und der Spitalamtskastner Sörgel bei.

Der so gebildete Rettungsausschuß ging alsbald mit Eifer an seine schwierige Aufgabe und konnte schon am 21. März 1793 dem Rat einen vorläufigen „Hauptverbesserungsplan" übergeben, der für die weiteren Maßnahmen als Grundlage dienen sollte. Daraufhin wurde vom Rat die beständige Fortdauer des „Oekonomie-Verbesserungs- und Rechnungs-Revisions-Kollegiums", sowie das entscheidende Votum der Genannten bewilligt. Im Januar 1794 kam dann ein wirklicher „Haupt- und Grundvertrag" zum Abschluß, der am 11. Juni 1795 auch die kaiserliche Bestätigung erhielt. Nach demselben bestand das Kollegium der Genannten, dessen Zahl bisher nicht festgesetzt war, aus 250 Mitgliedern, von denen 70 aus

dem Patriziat sein mußten. Die Einräumung des votum decisivum an die Genannten konnte als ein Sieg derselben angesehen werden. Gleichwohl war, wie aus den damaligen Flugschriften hervorgeht, die Befriedigung der Bürgerschaft darüber nicht sehr groß. Leicht begreiflich, wenn man erwägt, daß die Repräsentanten der Bürgerschaft, die Genannten, auch fernerhin wie bisher nicht von der Bürgerschaft, sondern von dem regierenden Rat gewählt wurden und daß dieser in der Zusammensetzung des Genanntenkollegiums das Mittel in der Hand hatte, sich stets eine Mehrheit in demselben zu sichern. Von den Kritikern jener Tage wurde hervorgehoben, daß den 70 „Manufakturisten", den Handwerkern, welche doch den weitaus größten Teil der Bürgerschaft ausmachten, 70 Patrizier und ebensoviele Kaufleute gegenüber ständen, zu denen noch 8 Konsulenten und 20 im städtischen Sold stehende bürgerliche Beamte kämen. Noch in einer Flugschrift von 1801 wurde bemerkt, daß der Rat in neuerer Zeit nur seine „Kreaturen und Handwerker" zu Genannten gemacht habe. Auch die Schwerfälligkeit einer Körperschaft von 250 Personen wurde hervorgehoben. Dem gegenüber wurde aus dem patrizischen Lager bemerkt: Nürnberg habe nun einmal den „Vorzug", eine große Anzahl patrizischer Familien zu besitzen. Da nun alle Personen des Patriziats, die zu Stellen des Rats oder zu anderen Ämtern befördert werden wollen, vorher Genannte des größeren Rats gewesen sein müssen, so ist das Genanntenkollegium als eine Art Seminarium zu betrachten. Und da ferner viele Patrizier da sind und sie alle im Genanntenkollegium sein müssen, so ist auch eine große Anzahl anderer Bürger notwendig, damit ein Gegengewicht da sei. Gegen allgemeine Bürgerwahlen aber wird ins Feld geführt, daß „nach der Erfahrung aus denselben nichts als Unruhe und Unordnungen entstehen und daß unedle Leidenschaften, Nebenabsichten, Anhänglichkeiten, Zeitversäumnisse u. s. w. hervorgerufen werden, weshalb sie als höchst schädlich unbedingt zu verwerfen seien".

Um die Zeit, da der „Grund- und Hauptvertrag" festgesetzt wurde, petitionierten die 38 Geistlichen Nürnbergs beim Rat um die Anerkennung ihres Rechts der Wahlfähigkeit zum Genanntenkollegium, wurden aber mit der Bemerkung, daß „die der Geistlichkeit obliegende Seelsorge und reine Religionslehre als eine der wichtigsten und eigensten Werke alle anderen Sorgen für politische Staatsgeschäfte von selbst ausschließen", schnöde abgewiesen.

Die Männer der Ökonomie-Verbesserungs- u. s. w. Kommission, welche sich mit Eifer ihrer Aufgabe widmeten, waren nicht auf Rosen gebettet. War die von ihnen übernommene Säuberung des

Augiasstalles der nürnbergischen Verwaltung schon an sich eine saure Arbeit, so wurde sie durch Anfechtungen von rechts und links noch mehr erschwert. Auf der Seite der in ihrem vornehmen Schlendrian aufgestörten Aristokratie wurden ihnen beständig Hindernisse in den Weg gelegt und von der anderen Seite wurden sie angegriffen, weil noch so wenig Erfolge von ihrer Verbesserungsthätigkeit sichtbar waren. Da in jener Zeit weder politische Vereine noch sogenannte Sprechsäle für das Publikum in den wenigen Zeitungen vorhanden waren, so wurden die über ihrem patriotischen Bemühen heiß gewordenen Köpfe der Kommissionsglieder von einer Menge von Flugschriften umschwirrt, in denen mit mehr oder weniger Verstand oder Leidenschaft die brennende Tagesfrage erörtert wurde. Manche auch, welche ahnen mochten, daß aus dem entfesselten Sturm der französischen Revolution große Veränderungen auch in Deutschland hervorgehen würden, spotteten über die Sisyphusarbeit, welcher die Kommissionsglieder sich unterzogen hatten.

Die Unzufriedenheit mit dem reformierenden Vorgehen der Kommission trieb 1796 den regierenden Rat so weit, daß er an den Kaiser das Gesuch um Niedersetzung einer kaiserlichen Lokalkommission richtete. Der Rat erstrebte also jetzt etwas, was er einst aufs heftigste bekämpft und hintertrieben hatte. Die vereinigte Kommission, welche sich anfangs dagegen erklärte, sah sich 1797 veranlaßt, die nämliche Bitte an den Kaiser zu richten, knüpfte aber daran die weitere Bitte, daß demjenigen Teil, der ein solches Einschreiten nötig gemacht, die Kosten der Kommission aufzulegen seien. Der Bitte wurde vom Kaiser willfahrt und als Reichskommissarius der Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Maximilian, Kurfürst von Köln, bestimmt, der dann wieder die Mission dem Hoch- und Deutschmeisterlichen Hof- und Regierungsrat Philipp Ernst Gemming übertrug. Derselbe traf in Begleitung seines Sekretärs Schrot am 21. November 1797 in Nürnberg ein und übernahm als „Hochpreisliche Kaiserliche Subdelegation" am 1. Dezember die oberste Direktion der nürnbergischen Finanzen.

Der kaiserlichen Subdelegation, durch welche die Ökonomieverbesserungskommission in eine Rentkammer umgewandelt wurde, erging es nicht besser als es der Kommission vor ihrer Umtaufung in eine „Rentkammer" ergangen war und es wiederholte sich dasselbe Spiel. Es wurde dem Subdelegaten Gemming nachgerühmt, daß er sich um die Interessen des hartbedrückten Handels- und Gewerbestandes mit warmem Eifer angenommen habe und es fehlte selbst unter dem Patriziat nicht an Männern, welche den Maßnahmen der Kommission Beifall zollten; trotzdem wurden gerade von Seite des

Rats, der sich in die Verminderung seiner so lange unbestrittenen Autorität durchaus nicht schicken wollte, der Kommission fortwährend Hemmnisse durch Proteste u. s. w. in den Weg gelegt. Der Rat erhob sogar Klage beim Reichshofrat über verschiedene eingeführte Reformen, wurde aber, nachdem man deren Berechtigung und Zweckmäßigkeit erkannt, damit abgewiesen. Dazu kam noch, daß die sich beständig wiederholenden Proteste immer wieder die Einholung von Instruktionen beim Reichshofrat veranlaßten, der mit deren Erteilung auch keine Eile hatte, sodaß der ohnedies langatmige Gang der Geschäfte noch schleppender werden mußte. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen auf der einen Seite der Unmut über die verzögerten Verbesserungen und Erleichterungen, auf der anderen der Wunsch nach Beseitigung des Grundvertrags und der Wiederherstellung der alten Zustände sich immer mehr steigerten. Die zahlreichen Flugschriften jener Jahre lassen diese Stimmungen klar erkennen. Der kaiserliche Subdelegat und die Rentkammer setzten indessen ihre Bemühungen mit Eifer fort, und wenn dieselben nicht zum Ziele führten und wenn namentlich die von der Bürgerschaft erhofften Erleichterungen nicht eintraten, so trugen daran die mit den allgemeinen Verhältnissen zusammenhängenden Ereignisse schuld, welche von allen Seiten über die Stadt hereinstürmten und schließlich auch ihrer Reichsfreiheit ein Ende machten.

Dieser Zusammenhang der Schicksale der Stadt Nürnberg in den letzten Jahren ihrer Reichsfreiheit mit den durch die französische Revolution herbeigeführten Verhältnissen macht es unumgänglich, einige Punkte aus dem stürmischen Verlauf der Dinge hier zu erwähnen.

Der gemeinschaftliche Krieg gegen das revolutionierte Frankreich war noch von Kaiser Leopold II. mit dem preußischen König Friedrich Wilhelm II. auf dem Fürstentag zu Pillnitz im August 1791 vereinbart worden. Leopold II. starb am 1. März 1792 und am 14. Juli desselben Jahres verkündeten in Frankfurt zum letzten Mal Kanonendonner und Glockengeläute die Krönung des neuen Kaisers; es war Leopolds ältester Sohn Franz II., der vom Schicksal ausersehen war, die Reihe der Kaiser des heil. römischen Reichs deutscher Nation zu schließen. Wenige Tage nach der Kaiserkrönung unterschrieb der Oberfeldherr der preußisch-österreichischen Heere, Herzog Ferdinand von Braunschweig, das einfältige Kriegsmanifest, durch das die patriotische Leidenschaft der Franzosen zur Siedhitze gesteigert wurde. Der „militärische Spaziergang“ nach Frankreich endete mit dem traurigen Rückzug aus der Champagne und nicht glücklicher gegen das Massenaufgebot des nun republikanischen Frankreich war die im Jahre darauf gebildete europäische Koalition. Preußen zog

sich von dem Kriegsbunde zurück und überließ in dem Basler Sonderfrieden den Franzosen das ganze linke Rheinufer. Viel verlockender als die kriegerischen Lorbeeren in dem Kampf für die Erhaltung des deutschen Reichsbodens war für die preußischen Staatsmänner der umfangreiche Landgewinn, der für das landhungrige Preußen bei der Ausschlachtung des unglücklichen Polen abfiel, und leichter auch war es, mit den machtlosen Reichsstädten und Reichsrittern in Franken fertig zu werden als mit den Generalen der französischen Republik.

Im Vergleich zu den beiläufig 2600 □Meilen Landes, die bei den Teilungen Polens für Preußen abfielen — ein Landzuwachs, der Preußen, wenn er ihm ungeschmälert geblieben wäre, zu einem halbslavischen Staate gemacht haben würde —, wollte das, was in Franken an Land zu gewinnen war, freilich nicht viel bedeuten. Aber die Erwerbung einer festen Position in Süddeutschland, mitten im Herzen des deutschen Reichs, zumal wenn eine Stadt von der Bedeutung Nürnbergs dazu zu erlangen war, konnte gewiß als ein nicht zu verachtender Gewinn erscheinen. Und die Umstände kamen den dahinzielenden Gedanken der preußischen Staatskunst prächtig entgegen. Der letzte kinderlose Markgraf der vereinigten Fürstentümer Ansbach und Bayreuth überließ noch bei seinen Lebzeiten durch Vertrag vom 2. Dezember 1791 seine Erblande gegen eine Leibrente an die Krone Preußen. Die Verwaltung des neugewonnenen altbrandenburgischen Landgebiets wurde dem Staats- und dirigierenden Minister Graf Karl August von Hardenberg, nachmaligem Staatskanzler, übertragen, der auch im Namen des Königs die Huldigung der Bevölkerung entgegennahm.

Graf Hardenberg wollte nicht bloß der Verwalter der Fürstentümer, er wollte auch ein Mehrer des preußischen Staates sein. Zwar die Worte, die er nach allen Seiten hin freiwillig spendete, waren süß wie Honigseim und die an die Regierungen in Ansbach und Bayreuth im Namen des Königs erlassene Instruktion über das den benachbarten Reichsständen gegenüber zu beobachtende Verhalten strömte förmlich über von Versicherungen unbegrenzten Wohlwollens und unverbrüchlicher Gerechtigkeit und weit weggewiesen wurde jegliche Absicht, auf Grund „veralteter Ansprüche“ Vergrößerungen zu suchen. Wie wenig aber die schönen Worte den Thaten entsprachen, sollten die Betreffenden bald inne werden. So lange Preußen noch im Verband mit Kaiser und Reich am Kampfe gegen die Franzosen teilnahm, wurden die preußischen Pläne bloß durch verschiedene Demonstrationen angedeutet. In handgreiflicher Deutlichkeit aber traten diese Pläne an den Tag, als durch den Basler Sonderfrieden Preußen seine Neutralität gesichert wußte und auf

den natürlichen Beschützer der schwächeren Reichsstände, den durch den Krieg gegen den Reichsfeind in Anspruch genommenen Kaiser, keine Rücksicht mehr nehmen, noch ein wirksames Einschreiten der Reichsgerichte besorgen zu müssen glaubte. Das Annexionssystem mittels nackter Gewalt, wie es später Napoleon mit so großer Virtuosität ausübte, scheute man sich aber doch anzuwenden und so errichtete man denn nach berühmten Mustern eine Art Reunionskammer, um unter dem heuchlerischen Schein des Rechts fremdes Eigentum in preußisches umzuwandeln. Für die Besorgung dieses unsauberen Geschäfts fand sich in den Regierungsräten Kretschmann und Hänlein und dem Archivar Lang ein prächtiges Kleeblatt zusammen. Namentlich dem letzteren, dem nachmaligen Ritter von Lang, machte die Drangsalierung der kleinen Reichsstände in Franken und Schwaben ein höllisches Vergnügen. Gegen jede alte Urkunde holte er aus dem Archiv auf der Plassenburg eine noch ältere herbei und wenn auf einem Pergament irgend eine beschränkte Gerechtsame der ehemaligen Burggrafen von Nürnberg angedeutet war, so wurde dies ohne weiteres als ein Beweis der Landeshoheit gebraucht.

Auch Nürnberg wurde zuerst bloß durch Demonstrationen erschreckt. Gleich nach dem Übergang der Fürstentümer in preußischen Besitz ließ Hardenberg „zur Wahrung der preußischen Landeshoheit" Ende Februar 1792 das Regierungspatent nicht nur in den nürnbergischen Vororten Schweinau, Sündersbühl, Sft. Leonhard, Sft. Johannis, Gostenhof, Wöhrd u. s. w., sondern auch an den Stadtthoren anschlagen und als diese Bekanntmachungen nürnbergischerseits abgerissen worden, das Verfahren unter militärischer Bedeckung wiederholen, wobei man die Stadt ernstlich davor warnte, die Patente wieder abzureißen. In der Zeit, da dies geschah, war gerade durch den Tod Leopolds II. der deutsche Kaiserthron erledigt; der Reichstag in Regensburg war, ohne Kaiser, gleichsam außer Thätigkeit und in Wien wollte man, schon wegen der bevorstehenden Kaiserwahl, mit Preußen es nicht verderben. So erhielten denn die Nürnberger von Wien aus nichts als den wohlfeilen Rat, sich mit Preußen wegen der beanspruchten Landeshoheit so gut als möglich zu vergleichen. Preußen fand es für gut, vorläufig noch von Gewaltschritten abzusehen und es kam demzufolge einstweilen zu nichts als zu einem schriftlichen Meinungsaustausch, bei dem auf preußischer Seite alle „veralteten" Hoheitsansprüche bis auf die Tage des Albrecht Achilles zurück wieder aufgewärmt wurden.

Der Weg der Gewalt wurde erst nach dem Basler Frieden beschritten. Am 3. Juli 1796 verkündete ein von Hardenberg gegengezeichnetes Manifest des Königs von Preußen, daß er als Burg-

graf von Nürnberg kraft der Reichskammergerichtlichen Urteile von 1583 und 1587 von seiner zuständigen Landeshoheit bis an die Thore Nürnbergs Besitz ergreifen werde. Dasselbe war bereits Tags vorher dem Rat von Nürnberg bekannt gegeben worden. Eine zur Abwendung von Gewaltmaßregeln sofort nach Ansbach abgeordnete Deputation mußte unverrichteter Dinge wieder umkehren. So erschienen denn schon am 4. Juli auf den Straßen von Ansbach und Bayreuth anrückend bei Tagesanbruch zwei Infanterieregimenter mit Geschütz nebst fünf Eskadronen Husaren vor der Stadt und besetzten nach Vertreibung der Wachposten und gewaltsamer Erbrechung der Thore von Wöhrd diese Vorstadt sowie Gostenhof nebst der übrigen an die Linien sich anschließenden Umgebung bis an die Thore der Stadt. Auch einige Pflegämter, wie Lauf und Altdorf, wurden besetzt, preußische Adler an die Stelle des nürnbergischen Wappens gesetzt, Beamte und Unterthanen des platten Landes zur Huldigung angehalten und die Einlieferung aller Abgaben an die brandenburgischen Kassen befohlen. Kurz, man trieb es nicht anders als wie in einem eroberten Lande.

Und schon war neues Unheil im Anzug. Der kaiserliche Oberfeldherr in dem Feldzug von 1796, Erzherzog Karl, hatte zu derselben Zeit, da der junge Napoleon in Italien seine Ruhmeslaufbahn begann, in Deutschland zwei französischen Heeren, der Sambre-Maasarmee unter Jourdan und der Rheinarmee unter Moreau zu widerstehen. Obwohl in verschiedenen Gefechten siegreich, sah er sich doch, nachdem er einen beträchtlichen Teil seiner Streitkräfte zu dem Krieg in Italien hatte abgeben müssen, veranlaßt, an die obere Donau zurückzuweichen. Bei diesem Rückzug verfolgte er den klug erdachten, erfolgreichen Plan, die zwei feindlichen Heere auseinander zu halten, die eigenen Streitkräfte zu vereinigen und sich dann bei günstiger Gelegenheit auf eins der feindlichen Heere zu werfen. Moreau fiel in Schwaben ein und brandschatzte den schwäbischen Kreis um 25 Millionen Livres. Jourdan aber, dessen Truppen schon am Rhein sich durch unnennbare Scheußlichkeiten hervorgethan, drang gegen Franken vor. Und der Schrecken zog vor ihm her. Frankfurt mußte 6 Millionen Brandschatzung zahlen. Trotz der Proklamationen des französischen Obergenerals, daß alles Privateigentum geschützt bleiben solle, wurde um Würzburg, Schweinfurt, Bamberg u. s. w. alles ausgeplündert, mutwillig zerstört, geschändet u. s. w.; die Kirchen wurden entweiht, besudelt. Zu Hunderten flohen vor den uniformierten Bestien die jungen Mädchen in die Wälder.

Unter diesen Umständen beschloß der in Nürnberg versammelte fränkische Kreistag, um Schonung für den Kreis zu erwirken, sich

unmittelbar mit dem französischen Obergeneral ins Benehmen zu setzen und entsandte zu diesem Zwecke eine Deputation, der auch der nürnbergische Kreisgesandte von Harsdorf angehörte, nach Würzburg. Derselben schloß sich eine besondere städtische Deputation, bestehend aus dem Senator von Tucher und den Bürgern Marx, Kiesling und Merkel an. Es gelang den Deputierten, mit Jourdans Stellvertreter, dem Divisionsgeneral Ernouf eine Übereinkunft dahin abzuschließen, daß der Kreis gegen Zusicherung strenger Mannszucht und der Sicherheit von Personen und Eigentum neben der Lieferung von 2000 Kavalleriepferden eine Kontribution von 8 Millionen Livres, wovon ¼ in Naturalien abgetragen werden konnte, zu zahlen übernahm. Beim Eingehen dieser Verpflichtung hatten die Deputierten die wunderbare Naivetät, zu erwarten, daß Preußen, das in seiner pfiffigen Neutralität kaltblütig zusah, wie Süd- und Westdeutschland von dem Reichsfeind verwüstet und ausgeplündert wurde, als fränkischer Reichsstand seinen entsprechenden Beitrag leisten werde. Die Herren sollten aber in doppelter Beziehung grausam enttäuscht werden: Der König von Preußen verweigerte jeden Groschen und Jourdan versagte die Genehmigung des von seinem Untergeneral geschlossenen Abkommens, welches von der Kreisdeputation zur Beruhigung der ängstlich harrenden Bevölkerung durch den Druck bekannt gegeben worden war. Gerade diese Veröffentlichung benutzte Jourdan als Vorwand für sein Verfahren. Der wirkliche Grund seiner Verweigerung war jedoch ein ganz anderer: die französischen Kriegskommissäre hatten es in dem Raub- und Erpressungssystem bereits zu solcher Fertigkeit gebracht, daß sie uneingeschränkt von jedem Vertrag besser auf ihre Rechnung zu kommen glaubten.

Man tröstete in Nürnberg sich noch mit dem Glauben an die Giltigkeit der Würzburger Übereinkunft, als am Abend des 9. August die ersten Franzosen vor Nürnberg eintrafen, die denn auch unbedenklich eingelassen wurden. Weitere Abteilungen unter dem General Neuen folgten anderen Tages und alsbald begannen die Requisitionen von Lebensmitteln, Fourage, Pferden und allen möglichen Bedürfnissen aus den Werkstätten der Seiler, Wagner, Schmiede u. s. w. und nun traf auch zum Schrecken der Bürger die Nachricht ein, daß der Obergeneral die Übereinkunft nicht genehmigt habe. In den ersten paar Tagen wurde mit (allerdings wertlosen) Assignaten bezahlt, hernach aber nahm man ganz einfach weg, was einem beliebte. Und nun rückte ein Trupp nach dem anderen ein und jeder Befehlshaber hatte neue Forderungen. Alle Bürger mußten ihre Waffen abliefern, die Stadtsoldaten wurden entwaffnet, das Zeughaus wurde besetzt und der ganze Vorrat von Geschützen und Kriegsgerät beschlag-

nahmt; die Stadtbibliothek wurde, nachdem man eine Anzahl kostbarster Werke weggenommen, unter Siegel gelegt und auch nach den Reichskleinodien fingerten sie, dieselben waren aber bereits in Sicherheit gebracht. Um eine Ermäßigung der täglich sich steigernden Anforderungen zu erwirken, begab sich am 15. August eine Ratsdeputation nach Lauf, wo Jourdan sein Hauptquartier hatte. Dieselbe kam jedoch mit noch größeren Forderungen zurück. Jourdan verlangte von der verarmten Stadt eine Kontribution von nicht weniger als $2\frac{1}{2}$ Millionen Livres Bargeld, zahlbar in 4 Terminen, und zwar $\frac{1}{4}$ innerhalb 48 Stunden, die übrigen $\frac{3}{4}$ von 5 zu 5 Tagen. Dann wurden neben der Verpflegung der durchmarschierenden und einquartierten Truppen weiter verlangt: 300000 ℔ Brot, 500000 ℔ Heu, 500000 ℔ Stroh, 800000 ℔ Fleisch, 25000 Pinten Branntwein, 300 Pferde, 50000 Paar Schuhe, 10000 Paar Stiefel, 50000 Gamaschen und 50000 Hemden im Gesamtwert von 550000 fl.

Die Stadt stand vor einer Aufgabe, die sie auch bei der größten Opferwilligkeit der Bürger nicht leisten konnte. Das kümmerte jedoch die Franzosen nicht. In der Nacht vom 17. auf 18. August wurden 15 und in der darauffolgenden Nacht weitere 4 der angesehensten Bürger als Geiseln aufgehoben und weggeführt. Es waren dies die Herren: Kriegsoberst von Gugel, Scholarch von Behaim, von Welser, von Serz, von Neu, Tobias und Christof Kießling, Ehrmann, Söltel, Langrötger, Ehemann, Pflüger, Krämer und Günther; und sodann die Herren von Kreß, von Löffelholz, Dr. von Nordenbusch und Kaufmann Ullmann. Dieselben wurden nach Charlemont und Chivet in Frankreich gebracht und konnten erst nach Jahresfrist am 29. Juli 1797 in die Vaterstadt und zu den Ihrigen zurückkehren. Auf den in Gemeinschaft mit dem Genanntenkollegium und vom Rat an die Bürgerschaft gerichteten Aufruf, der Stadt ein den Verhältnissen eines Jeden angemessenes Vorlehen zu geben, brachten mit wenigen Ausnahmen in rührendem Wetteifer Bürger und Bürgerswitwen Geld und Geldeswert aufs Rathaus. Von manchen wurde ihr ganzer Vorrat Bargeld gebracht, von anderen Silbergeschirr und Geschmeide, darunter manches unschätzbare Kunstwerk; Handwerkszünfte entäußerten sich ihrer wie Familienheiligtümer gehüteten Ehrenbecher, unter den gebrachten Scherflein befanden sich sogar Beiträge von Dienstmägden.

Trotz dieser dem Moloch französischer Raublust gebrachten Opfer konnte zur gesetzten Zeit nicht einmal ein Viertel der Kontribution, sondern nur 360000 Livres gezahlt werden, da die Naturallieferungen bereits 200000 fl. verschlungen hatten, und mit Angst frug man sich, was jetzt wohl kommen werde. Doch die Erlösung kam

früher als man hoffen konnte; das Glücken von Erzherzog Karls Feldzugsplan brachte sie zuwege.

Der kaiserliche Oberfeldherr war von Ingolstadt aus über die Altmühl gegangen und schlug am 22. und 23. August bei Deining und Neumarkt Jourdans rechten Flügel unter Bernadotte und am 24. August bei Amberg den Obergeneral Jourdan selbst, nachdem er seine Vereinigung mit Wartensleben glücklich vollzogen hatte. An der Unruhe, die sich der in Nürnberg zurückgebliebenen Franzosen sichtlich bemächtigt hatte, konnte man merken, daß es mit den im Feld stehenden Kameraden nicht geheuer stehe. Dunkle Gerüchte von Siegen des Erzherzogs drangen in die Stadt, Wagen mit schwer Verwundeten sah man außen an der Stadt vorbeifahren und die Franzosen fanden es für notwendig, jenen Gerüchten öffentlich entgegenzutreten und mit bekannter Großmäulichkeit zu versichern, daß sie gesiegt hätten und auch ferner siegen werden. Man glaubte ihnen aber nicht mehr. Noch während sie ihre Siege ausposaunten, machten sie sich fertig zum Abmarsch. Am 24. August morgens wurden alle Thore bis auf das Neue Thor verrammelt und die Geschütze abgeführt. Die Spannung in der Bevölkerung wuchs mehr und mehr, schon hörte man schießen von der Ferne, mittags erschienen kaiserliche Husaren vor den Thoren, endlich um 4 Uhr hieß es, die Kaiserlichen seien vor der Stadt. Hals über Kopf zogen nun die Franzosen durch das Neue Thor ab, während die Bürger jubelnd die Verrammelung des Frauenthors einhieben. Verfolgende Husaren ritten durch die Stadt und nahmen beim Rathaus noch einen verspäteten Kommissär und einen Chasseur gefangen. Bei Thon und Buch fanden noch hitzige Verfolgungsgefechte statt.

Nürnberg atmete auf, als es von seinen Bedrängern befreit war. Der durch die Invasion erlittene Schaden war ungeheuer; derselbe betrug nach amtlichen Erhebungen 1 529 651 fl. Aus dem Zeughause hatten die Franzosen 16 Kanonen weggeführt, den übrigen Inhalt desselben, des einstmaligen Stolzes der Reichsstadt, nahmen im nächsten Jahre die Kaiserlichen mit fort.

Übrigens sah es trostlos aus in Nürnberg. Das Gefühl der Hilflosigkeit und gänzliche Entmutigung bedrückte die Gemüter. Nur diese verzweifelte Stimmung macht es erklärlich, daß in der Stadt, welche für die Erhaltung ihrer Reichsfreiheit gegen ihre Bedränger einst so mannhaft gekämpft und so viele Opfer gebracht, unmittelbar nach dem Abzug der Franzosen der Gedanke an die freiwillige Aufgebung ihrer Unabhängigkeit auftauchen und um sich greifen konnte. Gefördert mag der Gedanke geworden sein durch den Blick auf das benachbarte preußische Gebiet, wo Handel und Wandel ungestört

vor sich gingen und vielleicht auch durch das schreckhafte Gerücht, der noch in Bayern weilende Moreau sei im Begriff, von Eichstätt her ins Nürnberger Gebiet einzufallen. Unzweifelhaft scheint, daß Hardenberg als Drahtzieher die Hand im Spiele hatte, denn er brannte förmlich darauf, den Besitztitel der Reichsstadt Nürnberg vor die Füße seines königlichen Herrn zu legen und die territoriale Verbindung zwischen den beiden Fürstentümern Ansbach und Bayreuth herzustellen. Unter allerlei Masken erschienen Flugschriften, in welchen den Nürnbergern, um sie für die Unterwerfung unter Preußen kirre zu machen, vorgehalten wurde, daß die elenden Zustände ihrer Stadt unhaltbar seien, denn sie wären nimmermehr im stande, die Zinsen von 14 Millionen aufzubringen und ein Moratorium für ewige Zeiten könnten sie doch auch nicht verlangen. Die unerträgliche Steuerlast und der „tolle Hoheitsdünkel" des Patriziats und der Stadt werden in den grellsten Farben geschildert. Preußen werde Gostenhof und Wöhrd nie mehr herausgeben, Handel und Verkehr würden sich dahin ziehen und Nürnberg selbst ausgesperrt werden. Wie ganz anders dagegen würden sich die Dinge gestalten, wenn Nürnberg so klug sei, sich Preußen „anzuschließen". Preußen suche sich selber in eine Republik umzuschaffen, weil jeder Bürger volle bürgerliche Freiheit genieße. Wird Nürnberg preußisch, so wird der Kredit wieder hergestellt, die Abgaben vermindert, die Justiz nach preußischem Gesetz verwaltet, Ordnung und Polizei eingeführt u. s. w. Kurz den guten Nürnbergern wurde nach dem Glück, preußisch zu werden, förmlich der Mund wässerig gemacht.

Am 28. August, es war Sonntag, wurde denn auf dem Rathause die große Handlung in Szene gesetzt. Nach dem kläglichen, herzerweichenden, grabredeähnlichen Vortrag des Ratskonsulenten Kahlhardt, in welchem die Lage Nürnbergs in den düstersten Farben gemalt war, empfingen die während des Sonntagsgottesdienstes zusammenberufenen Bürger zwei Stimmzettel, wovon der eine die Annahme des preußischen Schutzes, der andere das Gegenteil erklärte. Da sich nicht genug Stimmabgeber einfanden, mußten die Säumigen aufgefordert werden. Das Endergebnis war, daß sich 3284 für die Annahme des Schutzes, 373 dagegen erklärten, während 61 mit Vorbehalt stimmten. Daraufhin wurde am 2. September ein von dem Erlanger Staatsrechtsprofessor Klüber ausgearbeiteter „Staatssubjektions- und Exemtionsvertrag", nach welchem sich Nürnberg samt seinem Gebiete vorbehaltlich der Einwilligung des Kaisers und des Reichs dem landesherrlichen Schutze des Königs von Preußen unterwarf, von Hardenberg und dem Rat unterzeichnet und an den König zur Genehmigung eingeschickt. Der ganze Rummel, sagen zeit-

genössische Stimmen, sei eine von Hardenberg in Szene gesetzte Überrumpelung gewesen. Noch am selben Tage rückte ein preußisches Bataillon ein und besetzte die Hauptthore, die Burg und alle übrigen Wachtposten. Das Gleiche geschah in den nürnbergischen Pflegämtern und in der Festung Lichtenau. Das preußische Interim dauerte jedoch kaum einen Monat. Am 29. September meldete Hardenberg dem Rat zu Nürnberg, daß der König unter den dermaligen Zuständen sich nicht entschließen könne, die freiwillige Unterwerfung der Stadt anzunehmen und den Vertrag zu ratifizieren und am 1. Oktober zogen die preußischen Truppen ohne Sang und Klang wieder zum Thore hinaus. Über die Beweggründe des Königs, die von Hardenberg erjagte Beute wieder fahren zu lassen, bestehen nur Vermutungen. Ritter von Lang meint, der auf seinen Kollegen Hardenberg neidische, damals allmächtige Minister Haugwitz habe die Sache hintertrieben, einige glauben, die 14 Millionen nürnbergische Schulden hätten den König abgeschreckt, andere: den König habe noch eine gewisse Sch'eu vor Kaiser und Reich, sowie die Rücksicht auf die nach Bayern lüsterne österreichische Politik veranlaßt, die bereits ausgestreckten Finger wieder zurückzuziehen. Sei dem wie es mag: Nürnberg wurde n i c h t preußisch und schleppte sein reichsstädtisches Dasein noch ein Jahrzehnt weiter.

Wöhrd und Gostenhof, die nächste Umgebung der Stadt, sowie der sogenannte Reichswälderbezirk blieben aber noch von den Preußen besetzt, ja Nürnberg mußte es sich gefallen lassen, daß die städtischen Mannschaften in den beiden Kasernen bei Sft. Johannis und auf der Bärenschanze am 6. Juli 1797 von den Preußen mit Waffengewalt vertrieben wurden. Eine ähnliche Gewaltthat hatten die Preußen am 6. Januar 1797 gegen die Deutschmeisterliche Stadt Ellingen verübt. Das von Preußen beliebte brutale Verfahren gegen die Schwachen und Kleinen erregte überall peinliches Aufsehen, aber auch die Erbitterung der Betroffenen wurde immer größer und führte nach den von der Stadt Nürnberg für sich allein erhobenen Beschwerden auch die Gesamtheit der fränkischen Reichsstände zu einer sehr entschiedenen Beschwerde beim Kaiser und beim Reichstag. Die Folge davon war ein Erlaß des Kaisers Franz II. vom 27. Mai 1797 an den König von Preußen als Markgrafen von Ansbach-Bayreuth, in welchem demselben bei Pön von 10 Mark lötigen Goldes ernstlich geboten wird, sein Militär aus dem nürnbergischen Gebiete zurückzuziehen und Nürnberg im Besitz seiner landeshoheitlichen Rechte zu belassen u. s. w. Allein kaiserliche Erlasse waren in jenen Jahren des zusammenbrechenden, durch Preußens Absonderung noch mehr zerrissenen Reichs nicht wirksamer als die Rufe des Predigers in der

Wüste. Noch i. J. 1799 veranlaßte der von den Preußen an Nürnbergs Thoren erhobene Zoll blutige Händel zwischen Preußen und Nürnberger Bürgern.

Erzherzog Karls Siege 1796 wurden durch Bonapartes gleichzeitige Triumphe in Italien weit überwogen. Als Unterlegener schloß Franz II. den Frieden von Campo Formio (17. Oktober 1797). Aus dem fruchtlos verlaufenen Friedenskongreß in Rastatt ging ein neuer Völkerkrieg hervor, der vor seinem Ende auch Nürnberg in Mitleidenschaft zog. Der an Schlachten und Wechselfällen reiche zweite Koalitionskrieg (1799—1801) wurde schließlich durch die Siege von Marengo und Hohenlinden zu Gunsten der Franzosen entschieden. Jener wurde von dem Konsul Napoleon Bonaparte, dieser von Moreau (3. Dezember 1800) gewonnen. Zur Unterstützung von Moreaus Operationen war General Augereau mit seinem 20000 Mann starken Korps vom Niederrhein aus den Main herauf in Franken eingedrungen. Die Vorhut seines rechten Flügels unter dem Oberst Watier erschien am 10. Dezember vor Nürnberg und wurde, da doch an keine Verteidigung zu denken war, nach kurzer Verhandlung durch das Neue Thor eingelassen. Drei Tage darauf folgte die zweite Division von Augereaus Korps unter General Barbou. Zur großen Befriedigung der Einwohnerschaft gab die Haltung dieser Truppen im Gegensatz zu Jourdans zuchtlosen Scharen nicht zu den geringsten Klagen Anlaß.

Es kam in den nächsten Tagen in der Umgegend von Nürnberg, bei Lauf und Fischbach, zu lebhaften Gefechten zwischen Österreichern und Franzosen. Die letzteren wurden gegen Nürnberg zurückgedrängt und bezogen ein Lager bei Wetzendorf, von wo sie am 20. Dezember den Österreichern neuerdings entgegenrückten. Da sich ein Teil von ihnen in der Vorstadt Wöhrd und in den Gärten festgesetzt hatte, zog sich der Kampf bis hart an die Stadt und aus den bei der Tullnau aufgepflanzten österreichischen Geschützen flogen die Kugeln bis an die Stadtmauer. Vor den in größerer Masse vorrückenden Kaiserlichen wichen die Franzosen aus Nürnberg zurück nach Wetzendorf und Bach, und es kam hier, sowie bei Möhrendorf und Baiersdorf zu hitzigen Gefechten, die jedoch an dem Gang der Dinge nichts mehr änderten. Die Sache war für die Österreicher verloren und dem in der Angst der höchsten Not vom Wiener Hofkriegsrat wieder zum Oberfeldherrn bestellten Erzherzog Karl blieb nichts übrig, als durch den am Weihnachtstag zu Steyr abgeschlossenen Waffenstillstandsvertrag wenigstens dem unaufhaltsamen Vorrücken des Feinds ein Ziel zu setzen.

Die von den Gefechten an der Regnitz zurückkehrenden Öster-

reicher verließen Nürnberg am 27. Dezember und noch am Abend desselben Tages rückten die Franzosen wieder ein. Die in dem Waffenstillstandsvertrag von Steyr bestimmte Demarkationslinie lief von Würzburg über Baiersdorf, Erlangen, Nürnberg, Neumarkt, Regensburg nach Steyermark und Südtirol und überließ das ganze westliche Reichsgebiet dem „Schutze", d. h. der Bedrückung und Ausplünderung der Franzosen. Ausnahmsweise wurde Nürnberg von einem besseren Los betroffen, denn der hier befehlende General Barbou sowie Offiziere und Mannschaft benahmen sich so musterhaft, daß sich zwischen der Bürgerschaft und den ungeladenen Gästen ein überaus freundliches Verhältnis gestaltete. Das Flugblatt eines Nürnberger Patrioten aus jener Zeit poltert sogar ganz grimmig über das gar zu große Entgegenkommen der Nürnberger Damen. Der am 9. Februar zu Luneville geschlossene Friede, der in Nürnberg am 18. bekannt und unter Trompetenschall öffentlich ausgerufen wurde, machte dem Aufenthalt der Franzosen ein Ende. Ihr Abmarsch begann am 5. März und als am 1. April General Barbou abreiste wurde ihm als Anerkennung ein prächtiges Reitpferd mit vergoldetem silbernen Reitzeug verehrt.

Durch die Reformthätigkeit des kaiserlichen Subdelegaten und der Rentkammer war es 1798 möglich geworden, statt der bisherigen Losung eine ermäßigte Steuer aufzulegen. Diese Erleichterung wurde jedoch durch die 700000 fl. Unkosten, welche der zweimonatliche Aufenthalt der Franzosen verursachte, wieder aufgehoben. Zur Heimzahlung des aufgenommenen Kapitals wurde im September 1801 eine außerordentliche Steuer von $4^2/_3$% ausgeschrieben und außerdem der Bürgergroschen auf 5 fl. 20 Kreuzer und die Bürgerabgabe (sonst Losung) auf 1% des steuerbaren Vermögens festgesetzt. Eine Aussicht auf Erleichterung war nicht da, weil die Staatseinnahmen von zwei Seiten beeinträchtigt wurden. Der durch die preußische Okkupation nürnbergischen Gebiets verursachte Entgang an Steuern, Weggeldern u. s. w. wurde allein schon auf fast 100000 fl. geschätzt. Dazu kam noch die Drangsalierung eines anderen Nachbarn, Kurbayern. Kurfürst Karl Theodor hatte nämlich schon 1790 den alten, lange ausgesetzten, schier vergessenen Prozeß auf Zurückgabe der im Landshuter Erbfolgekrieg von Nürnberg erworbenen Pflegämter wieder aufgenommen und ohne ein Rechtserkenntnis abzuwarten einen Teil des Nürnberger Gebiets, namentlich aber alle Einkünfte mit Beschlag belegt, welche Nürnberg von seinen zahlreichen in der Oberpfalz und im Sulzbachischen seßhaften Unterthanen zu beziehen hatte. Nebenher ging noch ein publizistischer Kampf in beiderseitigen Staatsschriften, der mit allem Gift, dessen staatsjuristische Federn fähig sind, geführt wurde.

In dem Frieden von Luneville war die definitive Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich erfolgt und zugleich der Grundsatz aufgestellt, daß die deutschen weltlichen Fürsten für ihren Verlust an Land und Leuten durch rechtsrheinisches Gebiet entschädigt werden sollen. Als Entschädigungsmaterial waren die säkularisierten Bistümer und die aufgehobenen Reichsstädte ausersehen. Das Ausgleichungs-, d. h. Plünderungsgeschäft übernahm eine außerordentliche Reichsdeputation, ein Ausschuß des Regensburger Reichstags; in Wirklichkeit aber trafen Frankreich und Rußland als „vermittelnde Mächte" die Verfügung über deutsches Land, und Paris war eine Zeit lang der Wallfahrtsort, wohin deutsche Fürsten, Grafen, Herren, Deputationen und Agenten ihre Schritte lenkten; die einen, um bei dem bevorstehenden Menschenhandel nicht zu kurz zu kommen, die anderen, um Gnade für ihre bedrohte Existenz zu erbetteln. Das damalige Gunstbuhlen um die Wette, nicht bloß bei Konsuln und Ministern, sondern auch bei Sekretären und Maitressen, Kammerdienern und Thürhütern, mag heute noch nach hundert Jahren einem Deutschen die Schamröte ins Gesicht treiben und maßlos waren die Summen, welche von daheim so hochmütigen Fürsten jetzt in Paris unter verschwenderischen Kratzfüßen an die gemeinsten Subjekte gewendet wurden.

Selbstverständlich durfte bei diesem Wettrennen die von Preußen und Bayern bedrängte, in ihrer politischen Existenz bedrohte Reichsstadt Nürnberg nicht fehlen. Die als Deputierte erwählten Herren: Senator Jobst Wilhelm von Tucher und Marktsadjunkt Justus Christian Kießling traten am 20. April 1801 ihre Reise nach Paris an, nachdem das nötige Reisegeld endlich aus der kaufmännischen Geleitskassa aufgebracht worden war. Die Gesandten, welche bis Mitte September in Paris verweilten und in dieser Zeit die Lust des Treppensteigens und Antichambrierens zu genießen vollauf Gelegenheit hatten, widmeten sich ihrer dornigen Aufgabe mit unverdrossenem Eifer. Sie scheuten keine Mühe und keine Widerwärtigkeit, um nicht bloß bei den französischen Autoritäten, sondern auch bei den Vertretern Rußlands, Österreichs u. s. w. das Interesse für ihre Vaterstadt anzuregen; auch konnten sie nach einer Weile nach Hause berichten, daß ihr Aufenthalt, der kostspieliger wurde, als man erwartet, nicht vergeblich gewesen sei. Vom ersten Konsul wurden sie am 21. Juni huldvoll empfangen und endlich, am 3. September, hatten sie die Befriedigung, von Talleyrand, dem Minister des Auswärtigen, die schriftliche Versicherung der Erhaltung der Selbständigkeit Nürnbergs in die Hände zu bekommen.

Diese Versicherung fand in dem Regensburger Reichsdeputationshauptschluß Mai 1802 ihre Bestätigung. Von den 51 Reichs-

städten blieben nur Nürnberg, Augsburg, Frankfurt. Hamburg, Bremen, Lübeck bestehen. Die übrigen, fast durchgehends „Nester des Spießbürgertums" geworden, fielen verschiedenen Herren zu. — Der Rat von Nürnberg gab der Freude über die Erhaltung der Selbständigkeit in einer öffentlichen Bekanntmachung Ausdruck. Die darin angebrachte Lobpreisung des Glücks, auch ferner die volle Landeshoheit und alle Gerichtsbarkeit zu besitzen, stimmte übrigens schlecht zu der Beflissenheit, mit der erst vor ein paar Jahren die Unterwerfung unter preußische Landeshoheit betrieben wurde.

Bis zur Gewährleistung ihrer Unabhängigkeit durch den Reichsdeputationshauptschluß lebte die Stadt in steter Angst vor neuen preußischen Anschlägen. Aber auch abgesehen von weitergehenden Plänen geschah genug, um die Stadt zu schädigen und ihr ohnedies schweres Dasein noch mehr zu erschweren. So wurde im Sommer 1801 in Schweinau ein preußisches Zollamt errichtet, wodurch der Handelsverkehr ebenso sehr belästigt als geschädigt wurde. Und noch ganz kurz bevor Nürnberg seine Stellung als freie Reichsstadt aufgeben mußte, bekam es noch die ganze Bitternis seiner hilflosen Ohnmacht gegenüber preußischer Macht und Herrlichkeit zu empfinden. Ein geborener Nürnberger, Johann Georg Kraus, seit 1800 beim Nürnberger Militär, hatte sich 1805 durch preußische Werber in Gostenhof zur Desertion bereden lassen und war als Musketier in das zu Ansbach liegende Regiment des Generals Graf Tauenzien, Befehlshaber der preußischen Truppen in Franken, getreten. Der Dienstestausch scheint aber den Mann nicht befriedigt zu haben, denn er benützte einen Urlaub, um sich bei dem in Betzenstein stationierten nürnbergischen Korporal als freiwilliger Deserteur zu melden, als welcher er, der preußischen Uniform entkleidet, nach Nürnberg gebracht, verhört und nach der unter den fränkischen Kreisständen geltenden Dienstordnung behandelt wurde. Obgleich demnach auf nürnbergischer Seite nicht der geringste Verstoß vorlag, verfuhr General Tauenzien, als ob Preußen die gröbste Beschimpfung erfahren hätte. Er ließ einige hundert Mann in die Pflegämter Betzenstein, Hilpoltstein und Gräfenberg einrücken und dem Nürnberger Rat anzeigen, daß dieselben genau wie die französischen Truppen verpflegt werden müßten. Auch wurden 3 nürnbergische Soldaten als Geiseln weggeführt. Der Anführer der Expedition, Major Streit, ein Muster preußischer Schneidigkeit, forderte für die Offiziere außer der Suppe täglich 4 gute warme Speisen, Mittag und Abend je eine Flasche Wein, zwei Mal in der Woche Dessert und dabei immer 3 Flaschen Champagner. Für Unteroffiziere und Gemeine bescheidener, aber immer noch unbescheiden genug. Alle Einwendungen des Nürnberger Rats gegen die aus-

schweifenden Forderungen wurden mit schneidendem Hohn zurückgewiesen. Da ein angerufener Entscheid des Königs nicht eintraf, so dauerte die Okkupation bis zu dem infolge der Ereignisse angeordneten Abzug der Preußen aus Franken (23. Mai).

Die Frist, welche für die Reichsstadt Nürnberg aus dem Reichsdeputationshauptschluß hervorging, war nichts als eine Galgenfrist. Das alte deutsche Reich lag im Sterben und ein neues abendländisches Kaisertum erhob sich an den Ufern der Seine. Am 25. April 1804 wurde Napoleon von dem gelehrigen Senat zum Kaiser erwählt und am 2. Dezember vom Papst feierlich gesalbt. Der Rat von Nürnberg säumte nicht, in der Person Justus Christian Kießlings einen eigenen Gesandten nach Paris zu senden, um den neuen gekrönten Herrn der Franzosen im Namen von Rat und Bürgerschaft Nürnbergs zu beglückwünschen und die Väter der Stadt empfingen dafür am 5. Januar 1805 ein huldvolles Dankschreiben mit der Versicherung gnädigen Wohlwollens.

Die Herrschsucht jenes Gewaltmenschen, der im Bewußtsein seiner Genialität einer vermorschten, vor ihm kriechenden Welt gegenüber alles sich erlauben zu dürfen glaubte, rief eine neue Koalition gegen Frankreich hervor. Diese dritte war nicht glücklicher als die zwei vorhergehenden; die Namen Ulm und Austerlitz sagen es. Die nächste Folge war die Gründung des Rheinbunds unter Napoleons Protektorat. Am 17. Juli 1806 wurde die Stiftungsurkunde des Rheinbunds unterzeichnet und am 6. August legte Franz II. die deutsche Kaiserwürde nieder. Das heil. römische Reich deutscher Nation, schon längst nur noch ein Schatten, war zu Ende.

Daß damit trotz aller erhaltenen huldvollen Zusicherungen auch für die freie Reichsstadt Nürnberg das Ende herannahte, konnte für die, welche sehen wollten, kein Zweifel mehr sein. Schon hatte eine der übrig gebliebenen 6 Reichsstädte das Schicksal erreicht: Augsburg war durch den Preßburger Frieden mit dem neu geschaffenen Königreich Bayern „vereinigt" worden. Ein deutliches Mene Tekel bekam bald darauf Nürnberg vor seinen Thoren zu sehen. In dem Schönbrunner Vertrag vom 15. Dezember 1805 hatte Preußen für den souveränen Besitz von Hannover u. a. die Markgrafschaft Ansbach an Bayern überlassen und dieses als Rechtsnachfolger Preußens hatte die preußischen Ansprüche sofort zu den seinigen gemacht. Es wurden Gostenhof und Wöhrd von bayerischen Truppen besetzt und bayerische Wappen und Besitzergreifungspatente angeschlagen. Der Rat von Nürnberg legte am 21. Juni feierliche Verwahrung ein, es achtete aber niemand darauf.

Jedenfalls war über das Schicksal Nürnbergs schon lange ent-

schieden, aber man ließ es einstweilen noch in dem Zustand des Hangens und Bangens. Nach dem Säkularisieren von 1802 war das Mediatisieren an die Reihe gekommen und seit dem Preßburger Frieden hatte eine neue Wallfahrt aus Deutschland nach Paris begonnen, wo die Geschicke der Kleinen und der Großen entschieden wurden. Für die noch vorhandenen Reichsstädte war der Legationsrat Abel als ihr Agent in Paris thätig. Derselbe gab sich die unfruchtbare Mühe, in einer Talleyrand übergebenen Denkschrift auseinanderzusetzen, daß Nürnberg unbeschadet der Bayern zugedachten Gebietsvergrößerung bei seiner Unmittelbarkeit wohl erhalten werden könne, wenn der Stadt ein Territorium von einer Meile in der Runde belassen, ihre Handelsverhältnisse unter die Garantie Frankreichs gestellt und der entsprechende Teil ihrer Schulden von dem künftigen Besitzer ihres Territoriums übernommen würde.

Mittlerweile war Nürnberg neuerdings mit Bayern in Berührung gekommen. Anlaß gaben Eingriffe in nürnbergische Gerechtsame, ausgegangen von einigen Ämtern des nun mit Bayern vereinigten bischöflich bambergischen Landes. Auf eine an den König Max gerichtete Beschwerde erfolgte die Erwiderung, jene Ämter seien zu den beanstandeten Maßregeln berechtigt gewesen, gleichwohl sei aber der König geneigt, in beiderseitigem Interesse die Territorialirrungen zu bereinigen und auf einer dauerhaften Grundlage zur Wiederherstellung des alten Wohlstands der Stadt mitzuwirken. Geeignete Vorschläge solle man an den königlichen Generalkommissär in Franken, Graf Thürheim, richten.

Merkwürdigerweise bildete selbst diese nichtssagende königliche Mitteilung einen Hoffnungsstrahl für die von Furcht und Hoffnung hin und her bewegten Gemüter der Staatslenker Nürnbergs und es ward beschlossen, dem Residenten Abel Abschrift des königlichen Schreibens zu senden. Die Beratungen der weiteren Schritte wurden unter Wahrung des strengsten Geheimnisses im Schoße des innersten Rates, der Septemvirn, gepflegt. Drei Tage setzten sich die Herren unter Beiziehung des Subdelegaten Gemming und des Konsulenten Roth zusammen und arbeiteten mit aller Sorgfalt in 14 Punkten die „Bedingungen" aus, unter denen man sich, wenn es nicht anders ginge, einer fremden Macht unterwerfen wolle. Darunter war, um nur Einiges anzuführen: Gleichstellung Nürnbergs mit einer Haupt- und Residenzstadt. Befreiung von Kriegsdienst und Einquartierung. Besetzung des Handels- und Kriminalgerichts mit Eingeborenen und der übrigen Behörden zum größten Teil. Übernahme sämtlicher Nürnbergischer Staatsschulden. Gleichstellung des Nürnberger Patriziats mit dem Adel der neuen Landesherrschaft u. s. w. Am 18. Juli wurden diese

Punktationen an Abel nach Paris geschickt und demselben eingeschärft, auf die Gewährung eines größeren Territoriums zu dringen. Diesem hatte aber schon am 16. Talleyrand mitgeteilt, daß Nürnberg unbedingt an Bayern komme. Auf die Frage nach den Bedingungen, unter denen dies geschehen solle, erhielt er keine Antwort.

Selbst die Nachricht von der alle Zweifel ausschließenden Erklärung Talleyrands vermochte die Hoffnungen der 7 älteren Herren, welche, ohne dem Rat und dem Genanntenkollegium eine Mitteilung zu machen, auch ferner die Sache betrieben, nicht gänzlich zu zerstören. Um Sicheres zu erfahren, reisten C. J. L. von Geuder und Jobst W. K. von Tucher mit dem Ratskonsulenten Popp zum Grafen von Thürheim nach Ansbach und, von diesem nach München gewiesen, am 5. August dorthin. In Ansbach hatten sie bereits erfahren, daß Marschall Berthier Nürnberg besetzen werde; in München bekamen sie Einsicht in die Rheinbundakte, worin § 17 besagt, daß Bayern Stadt und Gebiet Nürnberg mit Eigentums- und Souveränitätsrechten erhalten werde. Damit hatte nun freilich alle Ungewißheit ein Ende. Die Deputierten unterließen nicht, den besonderen Wunsch nach Befreiung von der Konskription der königlichen Regierung auszudrücken und dem Minister Grafen Montgelas eine Abschrift der an Abel nach Paris gesandten Punktationen zu übergeben; im Ganzen konnten sie aber keinen andern Trost nach Hause bringen, als daß der König sie mit bekannter Leutseligkeit empfangen und für die Stadt Nürnberg alles Gute versprochen habe.

In diesen Tagen, in denen man in Nürnberg der weiteren Entwicklung der Dinge mit gespannter Erwartung entgegensah, spielte sich ein Ereignis ab, welches ein grelles Schlaglicht auf die erbärmliche Lage Deutschlands warf und dessen Bürgern mit erschreckender Deutlichkeit zeigte, wie wenig das Leben eines der Ihrigen in den Augen des erhabenen Rheinbundprotektors wert war. Ein wackerer Bürger Nürnbergs, der Buchhändler Johann Philipp Palm, war der französischen Polizei als Verbreiter der Broschüre: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" verraten worden. In dem Heft war das Betragen der französischen Soldaten in Franken gegeißelt und Wesen und Handeln Napoleons scharf gekennzeichnet. Dies war hinreichend, um den in keiner Weise politisch thätig gewesenen Mann durch französische Soldaten aufheben, nach Braunau schleppen und dort durch kriegsgerichtlichen Spruch verurteilen und erschießen zu lassen (26. August).

Napoleons Wille war, daß die Rheinbundsakte ohne Verzug zur Ausführung komme. Marschall Berthier, Fürst von Neufchatel, der mit der Auswechslung der Ratifikationsurkunden bei den Rhein-

bundsfürsten betraut war, bevollmächtigte den kaiserlich französischen Generalkommissär Fririon mit der Übergabe der Reichsstadt Nürnberg an die Krone Bayern und so erschien dieser in Begleitung des bayerischen Generalkommissärs Graf Thürheim in Nürnberg und zeigte dem Senat am 14. September an, daß er andern Tages die Übergabe Nürnbergs an die Krone Bayern vollziehen werde. Kanonendonner kündete am Morgen des 15. September den Bewohnern Nürnbergs das wichtige Ereignis an. Nachdem die seit März in Nürnberg einquartierte französische Garnison, ein Teil des im Ansbachischen liegenden Armeekorps Bernadottes, und das reichsstädtische Militär in Parade vor dem Rathause aufgezogen war, erschienen um 10 Uhr die beiden Generalkommissäre von Frankreich und Bayern unter dem Geläute aller Glocken und dem Donner der Kanonen im großen Rathaussaal, wo dann die feierliche Übergabe der Reichsstadt Nürnberg nebst Gebiet an Seine Majestät den König von Bayern, sowie die Verpflichtung von Rat und Genannten vor sich ging. Ein Herold verkündete hierauf auf allen öffentlichen Plätzen die Besitznahme. Das königliche Manifest als Besitzergreifungspatent, sowie eine Ansprache des Rats mit der Anzeige, daß Rat und Genannte dem neuen Herrn bereits den Eid der Treue geschworen hätten, wurden durch Maueranschläge zur allgemeinen Kenntnis gebracht. Am 21. September wurde ein feierliches Dankfest gehalten. In feierlichem Aufzug begaben sich Rat, Genannte, die Ratskonsulenten, sämtliche Beamte und das vormals reichsstädtische Militär zum Gottesdienst in die Sebaldkirche. Nach diesem wurde unter Trompeten- und Paukenschall von der Gallerie der Frauenkirche das königliche Besitzergreifungspatent der versammelten Bürgerschaft vorgelesen, der Stadtbassist rief ein Vivat dem König, in das die Menge lebhaft einstimmte, die Kanonen donnerten und die Glocken läuteten eine Stunde lang. Den Schluß der Feierlichkeiten bildete ein großer Kommers im Reichsadler. Außer auf König, Königin, Kronprinz, Königshaus u. s. w. wurden auf Napoleon, auf den Rheinbund, auf Graf Thürheim, der „uns zu Bayern schuf", Trinksprüche ausgebracht und jeder wurde von einem besonders gedichteten Cantus begleitet. Der auf Napoleon gedichtete enthielt folgende Strophen:

Dem, der mit Mut und Stärke
Der Völker Kraft gebeut,
Dem sei mit hohem Staunen
Dies Glas der Kraft geweiht.
Hell auf Europens hohem Thron
Flammt, Blitzen gleich, Napoleon.

So war Nürnberg, die alte freie Reichsstadt, zur königlich bayerischen Stadt geworden: unter den obwaltenden Umständen das Beste, was

ihr widerfahren konnte. Die aristokratische Verfassung war längst überlebt und der zum großen Teil verkrähwinkelten Bürgerschaft fehlte die innere Kraft, das Gemeinwesen neu zu gestalten. Dies hatten die letzten Jahrzehnte hinreichend gezeigt und so mochte denn der Bürger der gewesenen Reichsstadt ohne allzugroßen Schmerz die alten Formen zusammenbrechen sehen und sich einstweilen mit dem nebelhaften Ausblick in eine bessere Zukunft trösten:

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Nachwort.

Es war meine Absicht, der vorliegenden Geschichte der Reichsstadt als Schlußkapitel den Umriß einer Geschichte der königlich bayerischen Stadt Nürnberg anzufügen. Diese Absicht habe ich schließlich aufgegeben, nachdem mir klar geworden, daß dem verehrlichen Leser mit einer dürftigen Skizze nicht gedient sei und daß eine nur einigermaßen eingehende Darstellung der Entwicklung der in diesem Jahrhundert neu aufblühenden Stadt dem Buche einen zu großen Umfang geben würde. Doch aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Vielleich reichen meine Kräfte und Jahre noch aus zu dem Versuche, die Geschichte von Nürnberg im 19. Jahrhundert in einer besonderen Schrift zu schildern.

Weihnachten 1894.

Der Verfasser.

Litterarische Nachweise* und Anmerkungen.

Zu Kap. I—III. Lochner, Nürnberger Jahrbücher aus Johann Müllners Annalen. Derselbe, Entstehung und erste Gesch. d. St. Nürnberg. Mummenhoff, Alt-Nürnberg. Jahrbücher des d. Reichs unter Konrad II. von H. Breßlau 2. Bd. Anzeiger f. Kunde Deutscher Vorzt. 1867 und 1873. Nitzsch, Deutsche Gesch. Giesebrecht, Deutsche Kaisergesch. Manitius, Deutsche Gesch. u. d. sächs. u. sal. Kaisern. F. Stein, Gesch. von Franken. Raumer, Gesch. der Hohenstaufen. Riezler, Gesch. v. Bayern. K. Hegel, Städtechroniken 1. Bd.

Zu S. 2 Z. 3 v. u. J. P. Röder, vergl. betr. Art. von Mummenhoff i. d. A. D. Biographie 29. Bd.

Zu S. 4 Z. 20. Diese Säuberung in der ältesten Geschichte Nürnbergs wurde zuerst von dem Halleschen Universitätskanzler von Ludewig in seiner Erläuterung zur goldenen Bulle (1719) vorgenommen. Ihm folgte Joh. Heinr. v. Falkenstein in seiner unter dem Pseudonym Johannes ab Indagine 1750 herausgegebenen „Wahren und grundhaltenden Beschreibung der u. s. w. freien Reichsstadt Nürnberg."

Zu Kap. IV. Über die Burggrafen vgl. A. F. Riedel, Gesch. d. preuß. Königshauses. Droysen, D. preuß. Politik. H. Riedel, Ursprung und Natur der Burggrafen von Nürnberg. F. Stein s. o. Schmid, Älteste Gesch. d. pr. Hohenzollern. Chr. Meyer, Die Herkunft der Burggrafen von Nürnberg. Über die Reichsburg: Mummenhoff s. o. Essenwein, im Anzeiger f. K. d. Vorzt. 1878. Fr. Schultheiß, Die Reichsburg. Über den Reichswald: Beschreibung des Reichswalds u. s. w. München 1853. Lochner, Die Vischbecken und ihre Weiher. Anz. f. Kunde d. Vzt. 1865. Lotter, Das alte Zeidlerwesen im Reichswald. v. Berg, Gesch. der deutschen Wälder.

Zu S. 57. Als Nürnberg 1806 an Bayern kam, übernahm der Staat die Burg; das ehemalige Eigentum der Burggrafen auf dem Burgberg aber verblieb der Stadt, die das Kornhaus u. s. w. um 20000 fl. an das Militärärar verkaufte. Die innere Einrichtung der Reichsburg wurde sofort verkauft und die Burg selbst als Lokal der Gendarmerie des Pegnitzkreises bestimmt. König Ludwig I. besuchte 1809 als Kronprinz eine in der Reichsburg aufgestellte Sammlung des Nürnberger Kunstfleißes und verhütete die Profanation der einzig noch vorhandenen deutschen Königspfalz. 1819 wurde in den Räumen derselben eine

* Die Anführung der Titel aller von mir zu Rate gezogenen Bücher, Hefte u. s. w. aus der reichen Norica-Litteratur würde zu viel Raum wegnehmen, weshalb ich mich auf die Angabe der wichtigeren davon beschränke.

Der Verfasser.

Sammlung von Gemälden untergebracht. 1833 bewohnte König Ludwig I. mit seiner Gemahlin einige Tage die Burg. König Max II. ließ sie 1852 im Innern restaurieren und verweilte 1855 mit seiner Gemahlin längere Zeit daselbst. Nach altem Nürnberger Brauch hat die Einwohnerschaft Nürnbergs zur Hausschenke die Zimmer des Königspaars mit angemessenen Möbeln versehen. Der letzte königliche Besuch aus dem Hause Bayern war der des Königs Ludwig II. vom 30. November bis 10. Dezember 1866. Fünf Monate vorher war der Entscheidungskrieg zwischen Österreich und Preußen ausgefochten worden. Am 30. August, also 8 Tage nach dem zwischen Preußen und Bayern erfolgten Friedensschluß, hat König Ludwig II. folgendes Schreiben an König Wilhelm gerichtet: „Nachdem der Friede zwischen uns geschlossen und eine feste und dauernde Freundschaft zwischen unsern Häusern und Staaten begründet ist, drängt es mich, indem ich Ew. Königlichen Majestät anbiete, die ehrwürdige Burg Ihrer Ahnen (?) zu Nürnberg gemeinschaftlich mit mir zu besitzen. Wenn von den Zinnen dieser gemeinschaftlichen Ahnenburg die Banner von Hohenzollern und Wittelsbach vereinigt wehen, möge darin ein Symbol erkannt werden, daß Preußen und Bayern einträchtig über Deutschlands Zukunft wachen, welche die Vorsehung durch Ew. Königl. Majestät in neue Bahnen gelenkt hat.“ — Als König Wilhelm I. 1867 nach Nürnberg kam, wurde auf der Burg die preußische Königsflagge — Purpur, Schwarz und Weiß — aufgezogen. Darüber äußerte sich, wie Louis Schneider, Geh. Hofrat und Vorleser Sr. Majestät in seinem Werke „Aus dem Leben König Wilhelms I.“ S. 319 berichtet, der König folgendermaßen: „Als es zum Friedensschluß mit Bayern kam, verlangte ich, da meine Truppen im Laufe des Kriegs Nürnberg besetzt hatten, den Mitbesitz der Burg, als eines der Stammsitze meines Hauses. Der Ausführung meines Wunsches standen aber mannigfache Schwierigkeiten entgegen; sie hätten wohl auch in ruhigen Zeiten zu Empfindlichkeiten und Reibereien führen können und ich will niemanden verletzen und wehe thun. So begnügte ich mich mit der Forderung, daß jedes Mal, wenn ich oder ein Mitglied meines Hauses Nürnberg besucht und die Burg betritt, Meine Flagge dort aufgezogen werde. Dies wurde in einem geheim gebliebenen Separatartikel, abgesondert vom Friedenstraktat, stipuliert und kam demgemäß bei Meiner und der Königin Anwesenheit dort zur Ausführung.“

Zu Seite 62. Als wahre Ursache des Verfalls des Reichswalds bezeichnet ein Flugblatt aus dem Jahre 1797 neben der Sorglosigkeit der Forstbehörden das aus Tausenden von Stück bestehende brandenburgische Wildgehege, wodurch der Nach- und Fortwuchs schlechterdings hat verhindert werden müssen.

Kap. V—VII. Lindner, Deutsche Geschichte unter den Habsburgern und Luxemburgern. Riezler, Gesch. von Bayern. Weech, Ludwig d. B. und Papst Clemens VI. in Sybels hist. Zeitschr. Bd. 12. Preger, Der kirchenpol. Kampf unter Ludwig d. B.

Kap. VIII. Lochner, Nürnberg unter Karl IV. Hegel, Städtechroniken III.

Kap. IX. Stobbe, Die Juden in Deutschland während des Mittelalt. Depping, Die Juden im Mittelalt. Die Juden in Nürnberg von J. Baader im Anz. f. K. d. V. 1867. Fronmüller, Chronik von Fürth. Hänle, Die Juden in Franken. Hecker, Die großen Volkskrankheiten im Mittelalt. Lochner, Nürnberg unter Karl IV. Hegel, Städtechroniken.

Kap. X. Maurer, Gesch. der Städteverfassung in Deutschl. Sohm, Die Entstehung des deutsch. Städtewesens. Tippelskirch, Entstehung und Untergang der älteren Städteverfassungen. Nitzsch, Deutsche Gesch. Roth v. Schreckenstein, Das Patriziat. v. Imhoff, Genealog. Taschenbuch der ehemals ratsfähigen Familien von Nürnberg. v. Murr, Beschreibung der Merkwürdigkeiten von Nürnberg. Hegel, Städtechroniken. Mummenhoff, Alt-Nürnberg.

Kap. XI. Lindner, Deutsche Geschichte unter den Habsburgern und Luxemburgern. Lochner, Nürnberg unter Karl IV. Hegel, Städtechroniken.

Kap. XII. Lindner, Deutsche Gesch. vom Ende d. 14. Jahrhunderts bis zur Reformation. Stälin, Gesch. v. Württemberg. Stein, Geschichte von Franken. Weizsäcker, Der schwäb.-rhein. Städtebund. Löher, Das Rechtsverfahren bei Wenzels Absetzung. Höfler, Ruprecht von der Pfalz. Städtechroniken von Hegel.

Kap. XIII. Aschbach, König Sigmund. Lindner, s. o. F. v. Bezold, Gesch. der Reichskriege gegen die Hussiten. Palacky, Urkundliche Beiträge z. Geschichte d. Hussitenkriegs. Finke, Kaiser Sigmunds reichsstädtische Politik. Städtechroniken. Märker, Die Wanderungen der deutschen Reichskleinodien.

Kap. XIV. Aeneas Silvius, Hist. Fried. III. G. Voigt, Enea Silvio de Piccolomini. Zeitschrift f. Kulturgesch. II. Lochner im Anz. f. K. d. V. 1868. Städtechroniken III. und X. Th. v. Kern, Der Kampf der Fürsten gegen die Städte. — Rosenplüt, von Nürnberger Rayss v. Lochner. Joachimson, Gregor Heimburg. Höfler, Eybs Denkwürdigkeiten. Quellen z. deutschen Gesch. 8 Bd.

Kap. XV. Kluckhohn, Ludwig der Reiche. Vogel, Des Ritter v. Eyb Aufzeichnungen über d. kaiserl. Landgericht der Burggrafen v. Nürnb. Würdinger, Kriegsgesch. der Bayern. Klüpfel, Der schwäb. Bund in Sybels hist. Ztschr. Bd. 39. Nikol. Muffels Beschreibung von Rom. Bibl. d. litterar. Vereins Bd. 94. Muffels Biographie in A. D. B. von Mummenhoff.

Kap. XVI. Roth, Gesch. des Nürnb. Handels. Falke, Gesch. des deutschen Handels. Heyd, Gesch. des Levantehandels. Simonsfeld, Der Fondaco dei Tedeschi in Venedig. Thomas, Z. Gesch. des Handelsverkehrs zwischen Venedig und der deutschen Nation. Rehlen, Gesch. der Handwerker und Gewerbe. Mummenhoff, Handwerk und freie Kunst.

Kap. XVII. Roth, Gesch. des Nürnberger Handels. Städtechroniken von Hegel. Zimmerische Chronik. Klüpfel, Der schwäb. Bund in Raumers hist. Taschenbuch F. VI. Bd. 2 u. 3. Anzeiger f. K. d. V. 1865. Eberstein, Fehde Mangolds von Eberstein m. der Reichsst. Nürnberg. Götz v. Berlichingen, Selbstbiographie. Wegele, Götz von Berlichingen in der Ztschr. f. dtsche. Kulturgesch. N. F. III. Kamann, Götz v. Berlichingen. Baader, Verhandlgn. über H. Th. v. Absberg. Bibliothek des litt. Vereins 114. Baader, die Fehde des H. Th. v. Absberg u. d. schwäb. Bund. Liliencron, Dtsche. Volkslieder. Joh. Voigt, Hieronymus Paumgärtners Gefangensch. Anz. f. K. d. V. 1853.

Zu S. 334 Z. 9. Der neueste Herausgeber von Götzens v. B. Lebensbeschreibung ist E. Meyer in Reclams Universalbibliothek.

Zu S. 347 Z. 23. Hessel v. Grumbach war auch Brandmeister des Mkgrf. Albr. Alcibiades, weshalb sein Fang den Nürnbergern wohl besonders erwünscht gewesen ist.

Kap. XVIII. Ranke, Fürsten und Völker in Südeuropa. Cornelius, Die deutschen Einheitsbestrebungen im 16. Jahrh. Ulmann, Maximilian I. A. Haase, Die Schlacht bei Nürnberg. Würdinger, Die Kriegsgesch. der Bayern. Soden, Der Sturm auf Velden. Riezler, Gesch. von Bayern. Städtechroniken. Janssen, Deutsche Gesch. Laz. Spenglers Bericht über den Kriegszug der Nürnberger 1504. Lochner, Nürnbergs Vorzeit und Gegenwart.

Kap. XIX. Hagen, Deutschlands litterar. u. relig. Verhältnisse u. s. w. Markwart, Willib. Pirkheimer als Geschichtschreiber. Osk. Hase, Die Koberger. Horawitz, Zur Gesch. des Humanismus. L. Geiger, Reuchlin. Wattenbach, Hartmann Schedel in Forschungen zur dtsch. Geschichte., 11. Bd. F. v. Bezold, Humanismus und Humanisten in Sybels hist. Ztschr. 49. Strauß, Hutten.

Kap. XX. Neudörfers Nachrichten von Nürnberger Künstlern u. s. w. v. Lochner. Baader, Beiträge z. Kunstgesch. Nürnbergs. Rettberg, Nürnbergs Kunstleben. Bergau, Adam Krafft in A. D. B. Riehl, Kunst u. Handwerk. Thode, Die Malerschule in Nürnberg. Über A. Dürer die Werke v. A. v. Eyn, Thausing, Springer.

Kap. XXI. Siebenkees, Materialien z. Gesch. Nürnbergs. Ztschr. f. dtsche. Kulturgesch. 4 Bde. Kriegk, Deutsches Bürgertum. Nürnberger Polizeiverordnungen aus dem 13.—15. Jahrh. von Baader. Schultz, Deutsches Leben. Nopitsch, topogr. Beschreibung von Nürnberg.

Kap. XXII. Haupt, Die relig. Sekten in Franken. Ranke, Deutsche Gesch. i. d. Ref.-Zeit. Egelhaaf, Deutsche Gesch. des 16. Jahrh. F. v. Bezold, Gesch. d. Reformat.-Zeitalters. Janssen, Gesch. des deutschen Volks. Roth, Einführung der Reformation in Nürnberg. Hilpert, Gesch. der Entstehung des prot. Kirchenvermögens. Loose, Charitas Pirkheimer nach Briefen.

Kap. XXIII. Cornelius, Studien über den Bauernkrieg. Zimmermann, Gesch. des Bauernkriegs. Bensen, der Bauernkrieg in Ostfranken. Stern, Über die 12 Artikel der Bauern. Vogt, Bayerns Politik im Bauernkrieg. Waldau, Beiträge zur Gesch. Nürnbergs. Kamann, Nürnberg im Bauernkrieg. v. Bezold s. o. Stern, Die Sozialisten der Reformations-Zeit. Rosenberg, Die beiden Beham. Roth, Augsburger Reformations-Gesch. Keller, Ein Apostel der Wiedertäufer. C. A. Hase, Sebast. Frank.

Kap. XXIV. Heerwagen, Zur Geschichte der Nürnberger Gelehrtenschulen. Krause, Eoban Hesse. Baumgarten, Karl V. Müller, Der Pfalzgraf Friedrich in Zeitschr. f. deutsche Kulturgesch. III. Häusser, Vorlesungen über die Gesch.

der Reformationszeit. Heide, Das Interim in Nürnberg in Raumer, hist. T. B. VI 11. Anzeiger f. K. d. V. 1869.

Kap. XXV. F. v. Bezold s. o. Janssen und Egelhaaf s. o. Voigt, Albrecht Alcibiades. Wegele, Wilh. von Grumbach in Sybels hist. Ztschr., 2. Bd.

Zu S. 534. Eine hübsche Schilderung des Überfalls von Rochlitz enthält K. Gutzkows großer histor. Roman: Hohenschwangau, Bd. V. S. 61.

Kap. XXVI. Gödecke, Grundriß. Gervinus, Gesch. der deutschen Nationallitteratur. Barak, Zur Geschichte der Meistersänger, Ztschr. für deutsche Kulturgesch. IV. Ranisch, Versuch einer Lebensbeschreibung des H. Sachs. Schweitzer, La vie et les oeuvres de H. Sachs.

Kap. XXVII. Ritter, Deutschland im Zeitalter der Gegenreformation. Soden, Kriegs- u. Sittengesch. der Stadt Nürnberg v. Ende des 16. Jahrh. Gindely, Rudolf II. u. s. Zt. Will, Nürnberger Gelehrten-Lexikon. K. A. Mezelan, Gesch. der Deutschen. Will, Gesch. und Beschreibung der Universität Altdorf. Hartmann, Kulturbilder aus Altdorfs akademischer Vergangenheit. (Mitteilungen des Vereins f. Gesch. d. St. Nürnberg IV.)

Kap. XXVIII. Gindely, Gesch. des 30jähr. Kriegs. Soden, Das Heer Gustav Adolfs in Süddeutschland. Sieve, Der Ursprung des 30jähr. Kriegs. Ranke, Wallenstein. Donaubauer, Nürnberg in der Mitte des 30jähr. Kriegs. (Mitteilungen des Nürnberger Gesch.-Vereins.)

Kap. XXIX. Biedermann, Deutschland im 18. Jahrh. Schultz, Die Sprachgesellschaften im 17. Jahrh.

Zu S. 625 Z. 19. Erst nach Druckvollendung des gegenwärtigen Buches ist mir die Festschrift zur 250jähr. Jubelfeier des Pegnes. Blumenordens zu Gesicht gekommen. Wie Th. Bischoff in seiner gründlichen und umfassenden Abhandlung über G. P. Harsdörfer berichtet, hat außer dem Begründer Harsdörfer kein einziger Angehöriger des Nürnberger Patriziats zu den Mitgliedern des Blumenordens gezählt. Den Grund von diesem Fernbleiben glaubt Bischoff darin suchen zu dürfen, „daß der herrschende Stand diese nahe Beziehung zu Männern anderer Lebensstellung für nicht zweckdienlich erachtete“.

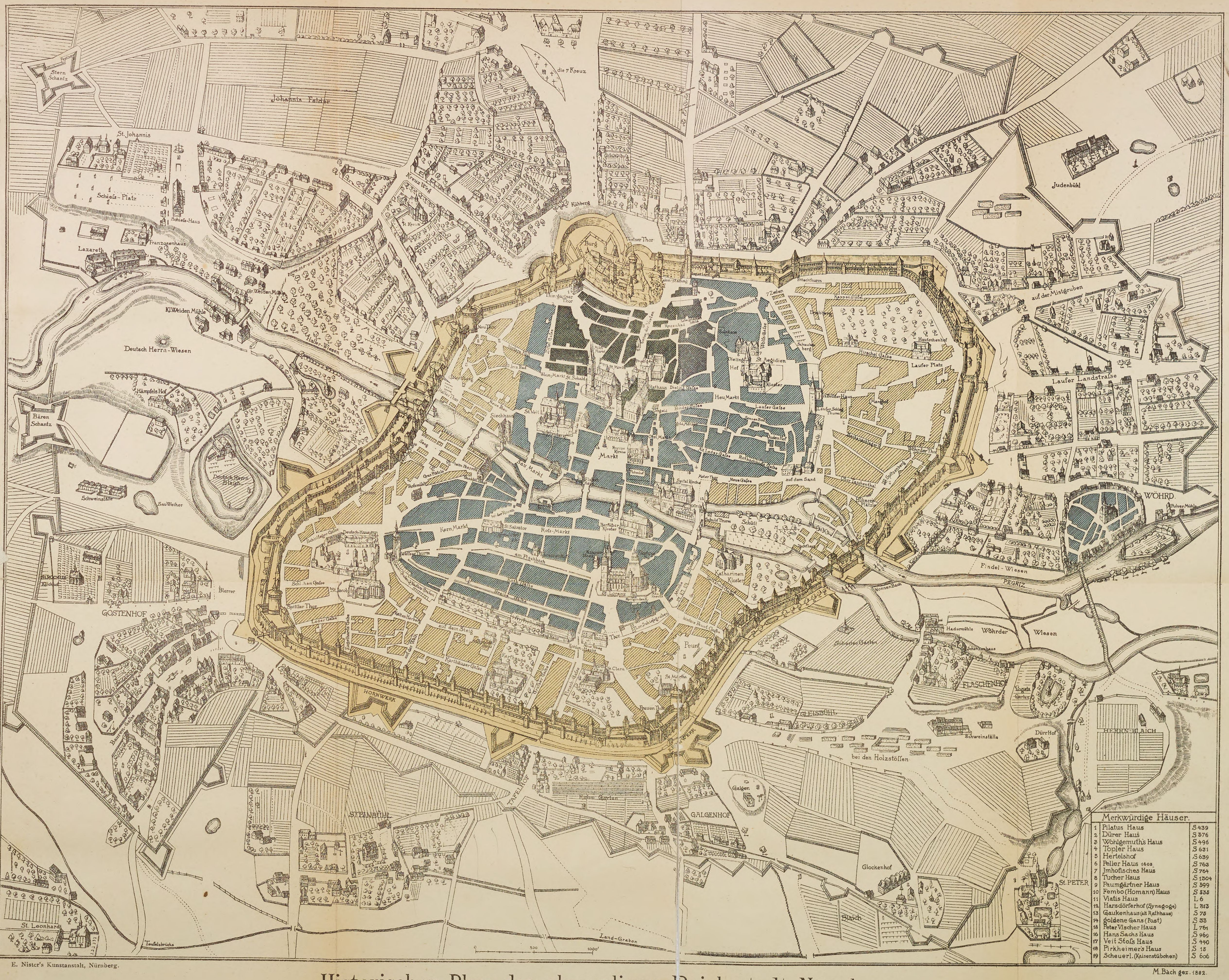
Kap. XXX. Zwiedineck-Südenhorst, Deutsche Geschichte von 1648—1740. J. Baader, Die Preußen in Nürnberg 1759, 1762. Perthes, Öffentliche Zustände u. s. w. Schlosser, Gesch. des 18. Jahrh.

Kap. XXXI. Oesfeld, Gesch. der Okkupation Nürnbergs durch die Preußen 1796. Die Reichsstadt Nürnberg im Ausgang ihrer Reichsfreiheit. Ztschr. f. dtsche. Kulturgesch. 3. Bd. Zahlreiche Flugschriften über die Finanzkrisis. Marx. Gesch. der Reichsstadt Nürnberg. Baader, Nürnberg in den Jahren 1801—1806, Derselbe, Der Reichsstadt Nürnberg letztes Schicksal und ihr Übergang an Bayern. Heinrich Künßbergs Vorbericht zu H. v. Langs Gesch. des vorletzten Markgrafen von Brandenburg-Ansbach.

Zu S. 667 Z. 3. Das Verdienst, den unersetzlichen Schatz vor den Griffen der Franzosen gerettet zu haben, erwarb sich der Ratsherr von Haller, der mit Hilfe einiger vertrauter Personen denselben zunächst nachts in sein Haus und andern Morgens unter Pferdedünger versteckt auf Karren ins Ansbachische beförderte. Hier nahm der kaiserliche Oberst Roller den Schatz in Empfang und führte ihn nach Prag, von wo ihn der kaiserliche Reichstagskommissarius Hügel nach Regensburg in sicheres Versteck brachte. Nach dem Preßburger Frieden 1805 lieferte Hügel die Reichskleinodien an den letzten Träger der römisch-deutschen Kaiserkrone, Franz II., in die Schatzkammer in Wien aus. Zwei Jahrzehnte lang wußte die Welt nicht, wohin die Insignien des verflossenen deutschen Reichs gekommen; erst auf dem Aachener Kongreß wurde ihr dermaliger Aufenthalt bekannt. Es sind später Wünsche laut geworden, daß der Schatz wieder in die Spitalkirche in Nürnberg zurückgebracht oder in dem Germanischen Museum, diesem Reliquiarium deutscher Vorzeit, aufbewahrt werden möchte; ja es wurden sogar Stimmen vernehmbar, daß der erste Kaiser des neuen deutschen Reichs, der Preußenkönig Wilhelm, den österreichischen Kaiser um Herausgabe der Insignien des alten deutschen Reichs angehen solle. Selbstverständlich haben diese romantischen Seufzer keine Beachtung gefunden.

Berichtigungen.

Seite	40	Zeile 22	lies:	Innocenz III. statt J. IV.
„	42	„ 6	„	in größtem Maßstabe.
„	48	„ 2	„	1266 statt 1260.
„	113	letzte Zeile	„	Nikolaus Groß statt Kreß.
„	124	Z. 11	„	der erste Ansturm der Pest.
„	143	„ 20	„	Scheurl statt Scheuerl.
„	145	„ 13	„	„ „ „
„	150	„ 16	„	chronologisch statt chronisch.
„	203	„ 14 ff.	„	und doch weder den spanischen Papst zur Abdankung bewogen, noch den Frieden zwischen England und Frankreich zu stande gebracht hatte, kehrte er u. s. w.
„	240	„ 23	„	Wyle statt Wyln.
„	251	„ 14 v. u.	„	ertranken statt erkrankten.
„	330	„ 6 „ „	„	Weigand statt Wiegand.



Historischer Plan der ehemaligen Reichsstadt Nürnberg.